DEAN
KOONTZ

Stimmen der Angst

ROMAN · HEYNE

Das Buch

Ein einziger Tag zerstört das glückliche Eheleben von Martie und Dusty Rhodes: Wie aus dem Nichts überfallen Martie lähmende Angstzustände – sie fürchtet sich vor ihrem eigenen Schatten und vor ihrem Spiegelbild. Panisch entfernt sie sämtliche Messer und spitzen Gegenstände aus dem Haus, um zu verhindern, dass die grausigen Fantasien in ihrem Kopf sie zu einem Mord treiben. Marties Ehemann Dusty hofft auf Hilfe durch den renommierten Psychiater Dr. Ahriman. Aber dann muss er feststellen, dass dessen Hypnosesitzungen einem ganz anderen Zweck als der Heilung von psychisch Kranken dienen. Welche Rolle spielt Dr. Ahriman wirklich?

Der Autor

Der 1945 in Pennsylvania geborene Horror-Spezialist wird inzwischen längst in einem Atemzug mit Stephen King und anderen Horror-Größen genannt. Seine Bücher sind in 30 Sprachen übersetzt und wurden weltweit über 70 Millionen Mal verkauft. Neben der atemberaubenden Spannung loben die Kritiker immer wieder auch die ausgezeichnete literarische Qualität seiner Werke. Dean Koontz lebt in Orange, Kalifornien.

Im Wilhelm Heyne Verlag sind unter anderem erschienen: Im Bann der Dunkelheit (01/13453), Geschöpfe der Nacht (01/13169), Flattern in der Nacht (01/10534), Drachentränen (01/10236), Highway ins Dunkel (01/10039), Chase (01/9926) und Nackte Angst (01/9820).

DEAN KOONTZ

Stimmen der Angst

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Waltraud Götting

Scan by NiteFlame
K&L: tigger

Freeware ebook, Juli 2003

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE ALLGEMEINE REIHE
Band-Nr. 01/13579

Die Originalausgabe
FALSE MEMORY
erschien bei Bantam Books, New York

Taschenbucherstausgabe 07/2002
Copyright © 1999 by Dean Koontz
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 2002
Umschlagillustration: Franco Acconero
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-21080-8

http://www.heyne.de

Dieses Buch widme ich
Tim Hely Hutchinson.
Dass du vor langer Zeit
– und nun schon seit vielen Jahren –
an meine Arbeit geglaubt hast,
hat mir Mut gemacht,
als ich ihn am dringendsten gebraucht habe.
Und
Jane Morphet.
Unsere Beziehung ist die längste,
die im Laufe meiner Karriere
zu einer Lektorin Bestand hatte,
was ein sicherer Beweis ist für
ihre außergewöhnliche Langmut,
ihre Freundlichkeit und ihr Verständnis für Narren!

AUTOPHOBIE ist eine ernste psychische Störung, die in drei Erscheinungsformen auftreten kann: (1) als krankhafte Angst vor dem Alleinsein, (2) als krankhafte Angst vor selbstsüchtigem Verhalten, (3) als Angst vor der eigenen Person. In der dritten Form tritt die Störung am seltensten auf.

Dieses Trugbild
aus Blütenregen verliert sich
in Mond und Blumen …

Onkyo

Schnurrhaar der Katze,
Schwimmhäute meines Hundes:
Gott steckt im Detail.

Das Buch der gezählten Leiden

Wie im Traum ist auch im Sein
alles anders als der Schein.

Das Buch der gezählten Leiden

Das Leben ist eine ewige Komödie.
Darin liegt seine Tragödie.

Martin Stillwater

1. Kapitel

An jenem Dienstag im Januar, der ihr Leben für immer verändern sollte, wachte Martine Rhodes mit Kopfschmerzen auf, bekam Sodbrennen, nachdem sie zwei Aspirin mit Grapefruitsaft hinuntergespült hatte, sorgte dafür, dass es einer dieser denkwürdigen Ich-hasse-meine-Frisur-Tage wurde, indem sie sich die Haare mit Dustins Shampoo wusch, brach sich einen Fingernagel ab, ließ ihren Toast anbrennen, entdeckte eine Ameisenstraße im Einbauschrank unter der Spüle, eliminierte die Tierchen mit einer Dose Ungezieferspray, die sie so verwegen zum Angriff schwenkte wie Sigourney Weaver den Flammenwerfer in einem dieser alten *Alien*-Filme, beseitigte die Spuren des Gemetzels mit einer Papierserviette, summte, während sie die winzigen Leichen feierlich im Abfalleimer entsorgte, Bachs *Requiem* vor sich hin und erhielt einen Anruf von ihrer Mutter Sabrina, die auch drei Jahre nach der Hochzeit immer noch hartnäckig das baldige Scheitern von Marties Ehe prognostizierte. Dennoch blickte sie dem vor ihr liegenden Tag zuversichtlich – ja, euphorisch – entgegen, denn sie hatte von ihrem verstorbenen Vater, Robert »Strahlebob« Woodhouse, neben den blauen Augen, dem pechschwarzen Haar und den hässlichen Füßen ein optimistisches Wesen, eine beeindruckende Tüchtigkeit und Tatkraft sowie eine unerschütterliche Lebensfreude geerbt.

Danke, Daddy.

Nachdem sie ihre stets hoffnungsfrohe Mutter endlich überzeugt hatte, dass die Ehe der Rhodes' immer noch glücklich war, schlüpfte Martie in ihre Lederjacke und brach mit ihrem Golden Retriever Valet zum morgendlichen Spaziergang auf. Mit jedem Schritt ließen ihre Kopfschmerzen nach.

Am Wetzstein des klaren östlichen Horizonts schärfte die Sonne blitzende Lichtklingen, im Westen schob jedoch ein

kühler auflandiger Wind eine dunkle, drohende Wolkenwand vor sich her.

Sorgenvoll beäugte der Hund den Himmel, hob misstrauisch schnuppernd die Nase und lauschte mit aufmerksam zuckenden Hängeohren dem knisternden Rauschen der Palmwedel, die im Wind schwankten. Valet wusste offensichtlich, dass ein Sturm aufzog.

Er war ein sanftmütiger, verspielter Hund, aber laute Geräusche erschreckten ihn, als wäre er in einem früheren Leben Soldat gewesen und würde nun von Erinnerungen an vergangene, von Kanoneneinschlägen erschütterte Schlachtfelder verfolgt. Zum Glück kam in Südkalifornien ein Unwetter selten mit Donner und Blitz daher. Normalerweise regnete es lediglich ohne Ankündigung, und das leise Prasseln auf Asphalt, das Säuseln im Laub waren Geräusche, die sogar Valet als beruhigend empfand.

An den meisten Tagen lief Martie eine Stunde lang mit dem Hund durch die schmalen, baumgesäumten Straßen von Corona del Mar, aber dienstags und donnerstags hatte sie Verpflichtungen, die ihren gemeinsamen Ausflug auf eine Viertelstunde beschränkten. Es war, als hätte Valet einen eingebauten Kalender in seinem Wuschelkopf, denn bei den Dienstags- und Donnerstagsspaziergängen trödelte er niemals herum, sondern erledigte unverzüglich sein Geschäft.

An diesem Morgen drehte der Hund auf dem Grünstreifen zwischen Gehweg und Bordsteinkante, nur eine Straße vom Haus entfernt, befangen den Kopf und hob unauffällig das rechte Hinterbein, als wäre es ihm peinlich, sich in aller Öffentlichkeit erleichtern zu müssen.

Sie hatten das Ende der Häuserzeile noch nicht erreicht, da machte er bereits Anstalten, die zweite Hälfte seines morgendlichen Geschäfts zu erledigen, wurde aber durch die Fehlzündung eines vorbeifahrenden Müllwagens erschreckt. Er duckte sich hinter eine Palme und lugte erst an der einen, dann an der

anderen Seite des Baumstamms vorbei zur Straße, jederzeit darauf gefasst, dass das furchterregende Fahrzeug wieder auftauchen würde.

»Keine Angst«, redete Martie beruhigend auf ihn ein. »Der große böse Lastwagen ist weg. Alles in Ordnung. Hier ist jetzt wieder gefahrenfreie Zone.«

Valet war noch nicht überzeugt. Er blieb auf der Hut.

Außer Strahlebobs Optimismus hatte Martie auch dessen Geduld geerbt. Das zeigte sie in besonderem Maße Valet gegenüber, den sie fast so sehr liebte, wie sie vermutlich ein Kind geliebt hätte, das sie allerdings nicht hatte. Er war ein gutmütiges und schönes Tier: lichtgoldenes Fell mit weiß und golden gesprenkeltem Flaum an den Läufen, eine leichte schneeweiße Zeichnung am Hinterteil und ein buschiger Schwanz.

Selbstverständlich sah Martie den Hund nicht an, wenn er sich, wie in diesem Augenblick, schamhaft wie eine Nonne in einer Oben-ohne-Bar, mit gekrümmtem Rücken hinhockte, um sein Geschäft zu machen. Während sie wartete, summte sie leise Jim Croces »Time in a Bottle« vor sich hin, was erfahrungsgemäß eine beruhigende Wirkung auf ihn hatte.

In dem Moment, in dem sie die zweite Strophe anstimmte, lief ihr plötzlich ein kalter Schauer über den Rücken, der sie schlagartig verstummen ließ. Sie neigte normalerweise nicht zu Ängstlichkeit, aber als diese Eiseskälte ihr über das Rückgrat bis zum Nacken kroch, überfiel sie die Ahnung einer drohenden Gefahr.

In der unbestimmten Erwartung, sich einem Angreifer oder einem außer Kontrolle geratenen Fahrzeug gegenüberzusehen, fuhr sie herum.

Aber da war nichts, was sich ihr in mörderischer Absicht genähert hätte. Das Einzige, was für Bewegung sorgte, war der Wind, der an Bäumen und Sträuchern zerrte, ein paar vertrocknete braune Blätter über das Pflaster trieb und an den Lametta-

und Lichtergirlanden rüttelte, die noch von Weihnachten an den Dachgesimsen der Häuser in der Nachbarschaft hingen.

Martie kam sich, auch wenn das Gefühl des Unbehagens noch nicht ganz verflogen war, albern vor, und sie ließ den Atem, den sie angehalten hatte, entweichen. Das zischende Geräusch, das sie beim Ausatmen von sich gab, machte ihr bewusst, dass sie die Zähne krampfhaft zusammengebissen hatte.

Wahrscheinlich steckte ihr der Traum noch in den Gliedern, der sie kurz nach Mitternacht geweckt hatte, derselbe, den sie nun schon ein paar Mal gehabt hatte. Von einem Mann, dessen Körper aus totem, verrottendem Laub bestand, einer albtraumhaften Gestalt, die wie rasend umherwirbelte.

Dann fiel ihr Blick auf ihren lang gezogenen Schatten, der über den gepflegten Rasenstreifen verlief, die Bordsteinkante verdunkelte und sich in schrägem Winkel über die rissige Asphaltdecke der Straße reckte. Unerklärlicherweise steigerte sich ihr Unbehagen nun zu einem Gefühl der Angst.

Sie wich erst einen, dann einen zweiten Schritt zurück, und ihr Schatten bewegte sich mit ihr. Erst beim dritten Schritt wurde ihr klar, dass dieser Schatten die Ursache ihrer Angst war.

Lächerlich. Noch absurder als ihr Traum. Aber irgendetwas stimmte nicht mit ihrem Schatten: Er schien kantig, verzerrt, bedrohlich zu sein.

Ihr Herz hämmerte wie Faustschläge an einer Tür.

Auch Häuser und Bäume warfen im schräg einfallenden Licht der Morgensonne überlange Schatten, aber in deren gedehnten, unnatürlich verzerrten Umrissen konnte sie nichts Furchterregendes entdecken – nur in ihrem eigenen Schatten.

Die Absurdität ihrer Furcht war ihr durchaus bewusst, aber das änderte nichts an ihrem Gefühl. Die Angst drohte sich in Panik zu verwandeln.

Ihr Schatten schien zu pulsieren; es sah aus, als würde lang-

sam und träge ein Herz in ihm schlagen. Der Anblick steigerte ihr Entsetzen ins Unerträgliche.

Martie schloss die Augen und versuchte die Selbstbeherrschung wiederzugewinnen.

Plötzlich fühlte sie sich völlig schwerelos, gleichsam als würde ein kräftiger Windstoß genügen, sie wegzufegen und mit der erbarmungslos näher rückenden Wolkenwand dem immer schmaler werdenden Streifen eines kalten blauen Himmels entgegenzutreiben. Doch nach ein paar tiefen Atemzügen spürte sie, wie das Gewicht in ihren Körper zurückkehrte.

Als sie es endlich wagte, wieder einen vorsichtigen Blick auf ihren Schatten zu werfen, erschien ihr nichts Ungewöhnliches mehr daran. Sie stieß einen erleichterten Seufzer aus.

Das Herz hämmerte immer noch, jetzt aber nicht mehr aus irrationaler Furcht, sondern aus der verständlichen Beunruhigung über den Grund dieses eigenartigen Zwischenfalls. Sie hatte so etwas noch nie erlebt.

Mit schief gelegtem Kopf sah Valet sie fragend an.

Seine Leine war ihr aus der Hand gefallen.

Ihre Handflächen waren schweißnass. Sie trocknete sie an ihren Jeans ab.

Als Martie merkte, dass der Hund sein Geschäft längst erledigt hatte, streifte sie sich eine Plastiktüte wie einen Handschuh über die Rechte, sammelte – ganz rücksichtsvolle Nachbarn – Valets Hinterlassenschaften ein, stülpte den leuchtend blauen Beutel um und verschloss ihn mit einem Doppelknoten.

Der Retriever beobachtete sie mit einem Ausdruck der Verlegenheit.

»Wenn du je an meiner Liebe zweifelst, mein Junge«, sagte Martie, »dann denk daran, dass ich das jeden Tag für dich tue.«

Valet sah sie dankbar an. Vielleicht aber auch nur erleichtert.

Die Alltäglichkeit dieser demütigenden Handlung stabilisierte ihr inneres Gleichgewicht. Die kleine blaue Tüte mit dem warmen Inhalt verankerte sie in der Wirklichkeit. Sie empfand

das bizarre Erlebnis zwar immer noch als beunruhigend und unbegreiflich, aber es löste nicht mehr diese unerklärliche Panik in ihr aus.

2. Kapitel

Skeet hockte, in selbstmörderische Halluzinationen versunken, hoch oben auf dem Dach, ein Schattenriss vor dem düsteren Himmel. Drei fette Krähen kreisten sechs Meter über ihm, als witterten sie baldiges Aas.

Unter ihm in der Einfahrt stand Motherwell, der die Fäuste in die Hüften gestemmt hatte. Obwohl er der Straße den Rücken zukehrte, konnte man seine Wut auch von dort aus allein an seiner Körperhaltung erkennen. Er war in mörderischer Stimmung.

Dusty parkte seinen Lieferwagen am Straßenrand hinter einem Wagen, an dessen Seiten das Emblem der Wach- und Schließgesellschaft prangte, die mit dem Schutz der hiesigen exklusiven Wohngegend beauftragt war. Der hoch gewachsene, uniformierte Mann, der neben dem Wagen stand, schaffte es, gleichzeitig respekteinflößend und fehl am Platz zu wirken.

Das dreigeschossige Haus, auf dessen Dach Skeet Caulfield seinen Gedanken über die Sterblichkeit des Menschen nachhing, war eine tausend Quadratmeter große, vier Millionen Dollar teure Geschmacklosigkeit. Ein Architekt, der entweder über eine miserable Ausbildung oder einen außergewöhnlichen Sinn für Humor verfügte, hatte mehrere mediterrane Baustile – spanische Moderne, toskanischen Klassizismus, griechischen Neoklassizismus – zu einem unübertroffen kitschigen Ensemble vereint. Ein schier endloses Sammelsurium steiler Ziegeldächer, überragt von einer Vielzahl von unzulänglich als kuppelgekrönte Glockentürmchen getarnten Schornsteinen, bildete eine wild verschachtelte Dachlandschaft, auf deren höchstem First, neben dem hässlichsten aller Glockenturmschornsteine, Skeet jetzt zusammengekauert saß.

Wahrscheinlich, weil er nicht wusste, was in dieser Situation von ihm erwartet wurde, er aber das Gefühl hatte, etwas tun zu

müssen, fragte der Wachmann: »Kann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Ich bin der Chef der Malerfirma«, erklärte Dusty.

Das sonnengegerbte Gesicht des Wachmanns, der entweder Dusty nicht über den Weg traute oder von Natur aus mit zusammengekniffenen Augen in die Welt blickte, war so zerknittert, als hätte sich ein Origami-Künstler daran versucht. »Der Chef der Malerfirma, ja?«, sagte er skeptisch.

Dusty trug weiße Baumwollhosen, einen weißen Pullover, eine weiße Jeansjacke und eine weiße Schirmmütze mit dem Aufdruck RHODES MALERARBEITEN, was in seinen Augen eigentlich hätte genügen müssen, seiner Behauptung Glaubwürdigkeit zu verleihen. Er erwog kurz, den misstrauischen Wachmann zu fragen, ob die Einbrecher diese Gegend gewöhnlich als Maler, Installateure und Schornsteinfeger verkleidet unsicher machten, sagte dann aber nur: »Ich bin Dustin Rhodes«, und deutete dabei auf den Schriftzug auf seiner Kappe. »Der Mann da oben gehört zu meiner Kolonne.«

»Kolonne?« Der Wachmann musterte ihn mit mürrischer Miene. »So nennen Sie das also?«

Es war schwer zu sagen, ob diese Bemerkung sarkastisch gemeint war oder ob der Mann einfach nur die Kunst der Konversation nicht beherrschte.

»Die meisten Maler arbeiten in Kolonnen«, sagte Dusty. Er hatte den Blick nach oben gerichtet, wo Skeet jetzt winkte. »Früher haben wir uns als Einsatzkommando bezeichnet, aber das hat einige Hausbesitzer verschreckt, klang wohl zu aggressiv, darum nennen wir uns jetzt Kolonne wie alle anderen auch.«

»Aha«, sagte der Wachmann. Er kniff die Augen noch schmaler zusammen. Vielleicht war er sich nicht im Klaren darüber, was Dusty eigentlich sagen wollte, vielleicht überlegte er aber auch nur, ob er ihm eine aufs Maul hauen sollte.

»Machen Sie sich keine Gedanken, wir holen Skeet da runter«, sagte Dusty zuvorkommend.

»Wen?«

»Den Springer«, klärte Dusty ihn auf, während er sich Richtung Motherwell in Bewegung setzte.

»Soll ich nicht lieber die Feuerwehr rufen?«, fragte der Wachmann, der ihm dicht auf den Fersen folgte.

»Nein. Er wird sich nicht abfackeln, bevor er springt.«

»Das hier ist eine ordentliche Wohngegend.«

»Ordentlich? Mann, sie ist optimal.«

»Ein Selbstmord wird die Bewohner ziemlich in Aufruhr bringen.«

»Wir werden die Reste von der Straße kratzen, ordentlich in Tüten verpacken und das Blut wegspülen, und kein Mensch wird überhaupt mitkriegen, was passiert ist.«

Zu Dustys Erleichterung und Verwunderung war nicht die ganze Nachbarschaft zusammengelaufen, um das Drama zu beobachten. Wahrscheinlich waren die Leute zu dieser frühen Stunde noch damit beschäftigt, Kaviarmuffins zu essen und Champagner und Orangensaft aus goldenen Bechern zu trinken. Glücklicherweise machten Dustins Auftraggeber – die Sorensons –, auf deren Dach Skeet mit dem Tod liebäugelte, gerade Urlaub in London.

»Morgen, Ned«, sagte Dusty.

»Hurensohn«, entgegnete Motherwell.

»Wer, ich?«

»Er«, sagte Motherwell und deutete zu Skeet hinauf.

Mit einem Meter fünfundneunzig Körpergröße und zweieinhalb Zentnern Lebendgewicht war Ned Motherwell einen halben Kopf größer und fast einen Zentner schwerer als Dusty. Seine muskelbepackten Arme sahen aus, als wären unter seinen Vorfahren einige schwere Zugpferde gewesen. Trotz des kühlen Windes trug er über dem kurzärmligen T-Shirt keine Jacke. Wettereinflüsse sorgten Motherwell ungefähr so sehr, wie das eine Granitstatue bekümmern würde.

Motherwell tippte gegen das Handy, das er am Gürtel

befestigt hatte, und sagte: »Verdammt, Boss, ich hab dich vor einer halben Ewigkeit angerufen. Wo warst du?«

»Du hast mich vor zehn Minuten angerufen, und ich war da, wo man rote Ampeln missachten und Schulkinder auf Fußgängerüberwegen umnieten muss, wenn man schnell sein will.«

»In diesem Viertel gilt Tempo vierzig«, belehrte ihn der Wachmann mit wichtiger Miene.

Motherwell blickte finster zu Skeet Caulfield hinauf und schüttelte drohend die Faust. »Mann, wenn ich diesen Dreckskerl in die Finger kriege.«

»Er ist bloß ein konfuser Kindskopf«, sagte Dusty beschwichtigend.

»Er ist ein mit Drogen vollgepumpter Spinner«, sagte Motherwell.

»In letzter Zeit war er clean.«

»Er ist eine Kloake.«

»Du hast doch ein großes Herz, Ned.«

»Ich hab vor allem einen klaren Kopf, den ich mir nicht mit Drogen vernebeln werde. Und ich will keine Leute um mich haben, die sich selbst so zugrunde richten wie er.«

Ned, der Vorarbeiter der Kolonne, war ein Straight Edger. Diese aus der Punkrock-Szene der achtziger Jahre entstandene und ständig wachsende Bewegung verlangte von ihren Anhängern – meist männlichen Teens und Twens –, dass sie auf Drogen, Alkoholexzesse und zügellosen Sex verzichteten. Sie fuhren statt dessen auf Hardcore-Rock und Slam-Dancing ab, und ihr Credo lautete Selbstbeschränkung und Selbstachtung. Bestimmte Strömungen des Establishments hätten die Straight Edgers vielleicht als beispielhaft für eine positive Jugendkultur empfunden – wären diese nicht entschieden gegen das System an sich und gegen die beiden großen Parteien insbesondere gewesen. Gelegentlich, wenn sie in einer Disco oder auf einem Konzert einen Kiffer erwischten, machten sie kurzen Prozess und prügelten den armen Kerl windelweich, eine Gewohnheit,

die allerdings wenig geeignet war, um sich in einer bürgerlichen Gesellschaft lieb Kind zu machen.

Dusty mochte sowohl Motherwell als auch Skeet, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Motherwell war intelligent, witzig und zuverlässig – allerdings nicht frei von Vorurteilen. Skeet war sanftmütig und freundlich – jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem Leben freudlosen Selbstmitleids verdammt, zu Tagen ohne Sinn und Zweck, zu Nächten voller Einsamkeit.

Motherwell war bei weitem der bessere Angestellte von beiden. Hätte sich Dusty strikt an die Regeln eines klugen und erfolgreichen Firmenmanagements gehalten, so hätte er Skeet schon längst von seiner Lohnliste streichen müssen.

Das Leben wäre einfach, würde es stets vom gesunden Menschenverstand beherrscht, aber nicht immer wird der einfache auch als der richtige Weg empfunden.

»Es sieht aus, als würden wir Regen kriegen«, sagte Dusty. »Warum hast du ihn also überhaupt aufs Dach geschickt?«

»Habe ich nicht. Ich hab ihm gesagt, er soll die Fenster- und Türrahmen und die Fußleisten im Erdgeschoss abschmirgeln. Und kaum drehe ich mich um, sitzt er da oben und droht, sich kopfüber auf die Einfahrt zu stürzen.«

»Ich werde ihn holen.«

»Das hab ich schon versucht. Je näher ich ihm gekommen bin, umso hysterischer ist er geworden.«

»Wahrscheinlich hat er Angst vor dir«, sagte Dusty.

»Dazu hat er auch allen Grund. Wenn *ich* ihn umbringe, tut's ihm garantiert mehr weh, als wenn er sich den Schädel auf den Steinen zerschmettert.«

Der Wachmann klappte sein Handy auf. »Vielleicht sollte ich lieber doch die Polizei rufen.«

»Nein!« Dusty, dem augenblicklich bewusst wurde, dass seine Stimme zu scharf klang, atmete tief durch und fuhr dann ruhig fort: »In Gegenden wie hier wollen die Leute kein

Aufsehen, wenn es sich vermeiden lässt.«

Polizisten würden Skeet vielleicht unbeschadet vom Dach holen, aber dann brächte man ihn bestimmt in eine psychiatrische Klinik, wo man ihn mindestens drei Tage lang festhalten würde. Das Letzte, was Skeet brauchte, war, dass er in die Hände eines dieser Hirnklempner fiel, die mit grenzenloser Begeisterung einen Cocktail aus der Fülle der verfügbaren verhaltensverändernden Psychopharmaka zu mixen pflegten, was ihm zwar kurzfristig zu einem Zustand heiterer Gelassenheit verhelfen, langfristig aber dafür sorgen würde, dass ihm noch mehr Synapsen durchbrannten, als es jetzt schon der Fall war.

»In Gegenden wie hier«, sagte Dusty, »wollen die Leute keine Spektakel.«

Der Wachmann ließ den Blick über die bombastischen Häuser der Straße wandern, über die eleganten Palmen und stattlichen Ficusgewächse, die gepflegten Rasenflächen und üppigen Blumenrabatten. Dann sagte er: »Ich gebe Ihnen zehn Minuten.«

Motherwell hob wieder die rechte Faust in Skeets Richtung und schüttelte sie.

Skeet winkte ihm im Glorienschein der über ihm kreisenden Krähen zu.

»Er sieht ohnehin nicht wie ein Selbstmörder aus«, bemerkte der Wachmann.

»Der kleine Spinner behauptet, er ist glücklich, weil ein Todesengel neben ihm sitzt«, sagte Motherwell zu Dusty. »Und der Engel hat ihm gezeigt, wie es im Jenseits ist, und dort, sagt er, ist es echt supercool.«

»Ich werde mit ihm reden«, sagte Dusty.

»Ha, reden«, brummte Motherwell finster. »Gib ihm einen Tritt in den Hintern!«

3. Kapitel

Während sich der schwere, regenschwangere Himmel immer dichter über die Erde senkte und der Wind auffrischte, kehrte Martie, gefolgt von ihrem Hund, im Laufschritt nach Hause zurück. Von Zeit zu Zeit beäugte sie ihren hüpfenden Schatten, aber schließlich schob sich die Wolkenfront vor die Sonne, und ihr dunkler Begleiter verschwand, als hätte ihn der Erdboden verschluckt, als wäre er in die Unterwelt zurückgeschlüpft, aus der er gekommen war.

Im Vorbeilaufen ließ sie den Blick über die Häuser der Nachbarschaft schweifen, und sie fragte sich, ob jemand vom Fenster aus ihr merkwürdiges Verhalten beobachtet hatte. Sie konnte nur hoffen, dass man ihr die grotesken Empfindungen nicht allzu deutlich angesehen hatte.

Die meisten Häuser in diesem malerischen Viertel waren klein und relativ alt, dafür aber bis ins kleinste Detail liebevoll gestaltet, und sie hatten mehr Charme und Charakter als viele *Menschen*, die Martie kannte. Hier dominierte der spanische Baustil, daneben gab es jedoch auch Cotswold-Cottages, bretonische Bauernhäuser, Schwarzwaldhäuschen und Art-déco-Bungalows. Die bunte Mischung war aufs Angenehmste eingewoben in ein dichtes Netz aus Lorbeersträuchern, Palmen, duftendem Eukalyptus, Farnen und üppig blühender Bougainvillea.

Martie, Dusty und Valet wohnten in einem zweigeschossigen Häuschen, das mit seinen reichen Schnörkeln wie die maßstabgetreue Miniatur eines viktorianischen Gebäudes aussah. Dusty hatte das Haus im bunten, aber eleganten Stil der viktorianischen Wohnhäuser gestrichen, wie man sie in bestimmten Straßenzügen von San Francisco fand: blaue, graue und grüne Verzierungen auf blassgelbem Untergrund mit einem verhaltenen Tupfer Rosa rund um das Dachgesims und an den Fenster-

giebeln.

Martie liebte ihr Heim; es war für sie der sichtbare Beweis für Dustys Können und seine besondere Begabung.

Ihre Mutter dagegen hatte bei ihrem ersten Besuch angesichts der farbenfrohen Gestaltung nur bemerkt: »Es sieht aus, als wäre hier eine Clownsfamilie zu Hause.«

Nachdem Martie das Holztor auf der Nordseite des Hauses geöffnet hatte und anschließend Valet über den schmalen, backsteingepflasterten Weg durch den Garten folgte, ging ihr die Frage durch den Kopf, ob ihre unbegreifliche Angst wohl von dem deprimierenden Anruf ihrer Mutter herrühren mochte. Immerhin war Sabrinas ablehnende Haltung Dusty gegenüber der bei weitem gravierendste Stressfaktor in ihrem Leben. Sie wünschte sich sehnlichst, dass die beiden Menschen, die sie am meisten auf der Welt liebte, endlich Frieden miteinander schlossen.

An Dusty lag es nicht. Sabrinas erbärmlicher Krieg war ein einseitiger Feldzug. Dustys Weigerung, ihre Angriffe zu parieren, schien ihre Feindseligkeit bedauerlicherweise noch anzustacheln.

An dem ummauerten Abstellplatz hinter dem Haus hielt Martie inne, hob den Deckel einer der Mülltonnen und warf den blauen, mit Valets Hinterlassenschaft gefüllten Plastikbeutel hinein.

Vielleicht hatte das Gejammer ihrer Mutter über Dustys angeblichen Mangel an Ehrgeiz und standesgemäßer Bildung ihre unerklärliche Angstattacke ausgelöst. Martie befürchtete insgeheim, dass die Gehässigkeit ihrer Mutter eines Tages ihre Ehe vergiften würde. Dass sie, ohne es zu wollen, anfing, Dusty mit den gnadenlos kritischen Augen ihrer Mutter zu betrachten. Oder dass Dusty am Ende ihr selbst die Geringschätzung anlastete, die Sabrina ihm so unverhohlen zeigte.

Dabei war Dusty der klügste Mann, dem Martie je begegnet war. Der Denkapparat hinter seiner Stirn funktionierte perfek-

ter noch als der ihres Vaters, und Strahlebob hatte über eine wesentlich höhere Intelligenz verfügt, als es sein Spitzname vermuten ließ. Und was den Ehrgeiz betraf … Ihr jedenfalls war ein zärtlicher Ehemann lieber als ein ehrgeiziger, und Dusty trug in sich mehr Güte und Zärtlichkeit, als man in ganz Las Vegas an Habgier hätte finden können.

Zu allem Übel erfüllte auch Martie selbst nicht die Erwartungen, die ihre Mutter in sie gesetzt hatte. Nachdem sie erst ihren Bachelor und dann ihren Magister der Wirtschaftswissenschaften – Betriebswirtschaft im Haupt- und Marketing im Nebenfach – erworben hatte, war sie von dem Weg abgewichen, der sie in die ruhmreichen oberen Etagen der Großkonzerne hätte führen können. Stattdessen war sie freischaffende Künstlerin geworden und entwarf nun Videospiele. Sie hatte ein paar kleinere Erfolge mit eigenen Kreationen zu verzeichnen und darüber hinaus keinen Mangel an Aufträgen, in denen es darum ging, auf der Basis der Konzepte anderer Leute Szenarios, Figuren und Fantasiewelten zu erschaffen. Von dem Geld, das sie damit verdiente, ließ es sich gut, wenn auch nicht im Überfluss leben, aber langfristig hielt sie es für durchaus vorteilhaft, als Frau in einer Männerdomäne zu arbeiten, weil ihr das eine andere, interessante Perspektive verlieh. Ihre Arbeit machte ihr Spaß. Erst kürzlich hatte sie sich vertraglich verpflichtet, in Anlehnung an J. R. R. Tolkiens Trilogie *Der Herr der Ringe* ein völlig neues Spiel zu kreieren, das ihr möglicherweise Tantiemen einbringen konnte, angesichts deren selbst Dagobert Duck vor Neid erblasst wäre. Ungeachtet dessen tat Sabrina die Produkte ihrer Arbeit als »Karnevalshumbug« ab, wahrscheinlich weil sie Videospiele mit Spielhallen in Verbindung brachte, Spielhallen mit Vergnügungsparks assoziierte und Vergnügungsparks den Gedanken an Karneval in ihr weckten. Vermutlich konnte Martie sich noch glücklich schätzen, dass ihre Mutter nicht so weit ging, sie als reif für die Monstrositätenshow zu verunglimpfen.

An Valet gewandt, der neben ihr die Stufen zur rückwärtigen Veranda hinauftrottete, sagte sie: »Ein Psychoanalytiker würde vielleicht sagen, dass mein Schatten vorhin symbolhaft für meine Mutter stand, für ihre negative Haltung …«

Grinsend blickte Valet zu ihr auf und wedelte mit dem buschigen Schwanz.

»… und in der kleinen Panikattacke kam vielleicht die unbewusste Befürchtung zum Ausdruck, sie könnte … also, sie könnte irgendwann einmal meinen Verstand beeinflussen und mich mit ihrer negativen Haltung anstecken.«

Martie angelte den Schlüsselbund aus der Jackentasche und öffnete die Tür.

»Meine Güte, ich höre mich an wie eine Highschool-Absolventin, die gerade erfolgreich den Grundkurs Psychologie hinter sich gebracht hat.«

Sie unterhielt sich oft mit dem Hund. Valet hörte stets zu, antwortete aber niemals. Sein Schweigen war gewissermaßen einer der tragenden Pfeiler ihrer wunderbaren Beziehung.

»Höchstwahrscheinlich«, sagte sie zu Valet, während sie ihm in die Küche folgte, »hat das Ganze nicht den geringsten psychologischen Symbolgehalt, und ich bin einfach nur im Begriff, hoffnungslos den Verstand zu verlieren.«

Wie zur Bestätigung ihrer Diagnose schnaubte Valet kurz und schlabberte gleich drauf begeistert Wasser aus seiner Schüssel.

An fünf Tagen der Woche wurde Valet nach dem ausgiebigen Morgenspaziergang gleich anschließend entweder von ihr selbst oder von Dusty auf der Veranda hinter dem Haus eine halbe Stunde lang gebürstet und gekämmt. An den Dienstagen und Donnerstagen wurde die Fellpflege jedoch auf den Nachmittag verschoben. Das gemeinsame Haus war weitgehend frei von Hundehaaren, und so sollte es, wenn es nach Martie ging, auch bleiben.

»Ich erwarte von dir«, sagte sie zu Valet, wie um ihn daran

zu erinnern, »dass du nicht haarst, solange du nicht die ausdrückliche Erlaubnis dazu hast. Und vergiss nicht … nur weil niemand da ist, der dich auf frischer Tat ertappen könnte, heißt das noch lange nicht, dass du plötzlich nach Belieben über die Möbel verfügen oder dich über den Kühlschrank hermachen kannst.«

Valet verdrehte die Augen, als wollte er sich über ihren Mangel an Vertrauen beklagen. Dann wandte er sich wieder seinem Trinknapf zu.

In dem kleinen Toilettenraum, der an die Küche grenzte, schaltete Martie das Licht ein, um ihr Make-up zu überprüfen und die vom Wind zerzausten Haare zu bürsten.

Sobald sie ans Waschbecken trat, war mit einem Schlag die Angst wieder da, und ihr Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen. Diesmal war es nicht die Gewissheit, dass hinter ihr eine tödliche Gefahr lauerte, sondern sie hatte allein Angst davor, in den Spiegel zu blicken.

Von einer plötzlichen Schwäche übermannt, beugte sie sich mit hängenden Schultern über das Waschbecken. Ihr war zumute, als hätte man ihr einen tonnenschweren Sack auf den Rücken geladen. Mit beiden Händen auf den Waschbeckenrand gestützt, starrte sie in die leere Schüssel. Die irrationale Angst lastete dermaßen auf ihr, dass sie sich physisch außerstande sah, den Blick zu heben.

Ein einzelnes schwarzes Haar – eines von ihr, wie sie feststellte – hob sich von der Rundung des weißen Porzellans ab und kräuselte sich unter dem offen stehenden Messingstöpsel. Selbst dieses dünne Fädchen hatte etwas Bedrohliches an sich. Weil sie es nicht wagte, den Blick zu heben, tastete sie blind nach einem der Hähne, drehte das heiße Wasser auf und spülte das Haar in den Ausguss.

Dann ließ sie das Wasser noch eine Weile laufen und atmete den aufsteigenden Dampf ein, aber auch das konnte die Kälte nicht vertreiben, die wieder von ihr Besitz ergriffen hatte. Das

Porzellan erwärmte sich allmählich unter ihren krampfhaft um den Beckenrand gekrallten Fingern, die Hände jedoch blieben eiskalt.

Der Spiegel wartete. Martie gelang es nicht, ihn als ein bloßes unbelebtes Objekt, eine harmlose Glasplatte mit silberbeschichteter Rückseite, zu betrachten. Er wartete.

Oder vielmehr wartete etwas im Innern des Spiegels darauf, Blickkontakt mit ihr herzustellen. Ein unsichtbares Wesen.

Ohne den Kopf zu heben, warf sie einen verstohlenen Blick nach rechts und sah Valet, der in der Tür stand. Normalerweise hätte der fragende Ausdruck des Hundes sie zum Lachen gereizt; aber jetzt hätte sie sich zum Lachen zwingen müssen, und selbst dann wäre kein Gelächter, sondern höchstens ein verunglücktes Krächzen herausgekommen.

Ohne Zweifel hatte sie Angst vor dem Spiegel, aber mehr noch fürchtete sie sich vor dem eigenen unbegreiflichen Verhalten, vor diesem Verlust jeglicher Selbstbeherrschung, der völlig untypisch für sie war.

Der Wasserdampf bildete feine Tröpfchen auf ihrem Gesicht und setzte sich dumpf und erstickend in ihrer Kehle ab. Und das Rauschen und Gurgeln des fließenden Wassers klang mit einem Mal wie boshafte Stimmen, wie ein gehässiges Kichern.

Martie drehte den Hahn zu. In der darauf folgenden Stille merkte sie, dass ihr Atem beängstigend schnell und stoßweise ging.

Zuvor auf der Straße war es ihr gelungen, sich durch bewusstes, tiefes Durchatmen zu beruhigen und die Angst zu vertreiben; danach hatte ihr Schatten seine Bedrohung für sie verloren. Diesmal jedoch schien jeder Atemzug ihre Angst wie Sauerstoff eine Feuersbrunst nur noch stärker anzufachen.

Sie wäre Hals über Kopf aus dem kleinen Raum geflohen, hatte aber nicht die Kraft dazu. Ihre Beine waren wie Gummi, und sie befürchtete zu stürzen und sich irgendwo den Kopf anzuschlagen, wenn sie sich nicht mehr am Waschbecken

festhielte.

In der Hoffnung, ihr Gleichgewicht durch schlichte Logik und Vernunft wiederzufinden, versuchte sie sich davon zu überzeugen, dass der Spiegel ihr nichts anhaben konnte. Er war *kein* lebendiges Wesen. Nur ein Ding. Ein unbelebtes Objekt. Nichts als ein Stück Glas, um Himmels willen.

Nichts, was sie je in diesem Spiegel sehen würde, konnte eine Bedrohung für sie sein. Er war schließlich kein Fenster, hinter dem ein Wahnsinniger stehen und sie mit irrem Grinsen und Mordgier im Blick belauern konnte wie in einem drittklassigen Horrorstreifen. Der Spiegel konnte ihr nichts Furchterregenderes zeigen als das seitenverkehrte Bild des kleinen Toilettenraums – und ihrer eigenen Person.

Die Logik verfehlte ihre Wirkung. In einem düsteren Winkel ihres Bewusstseins, in den sie noch niemals vorgedrungen war, öffnete sich eine bizarre Welt abergläubischer Ahnungen.

In ihr wuchs die Überzeugung, dass ein unsichtbares Wesen in dem Spiegel Konturen annahm und Macht gewann, weil sie sich so verzweifelt bemühte, den Schrecken mit Vernunft zu bekämpfen, und sie schloss ganz fest die Augen, um auch nicht den allerflüchtigsten Schatten dieses feindseligen Etwas erhaschen zu müssen. Jedes Kind weiß, dass die nächtlichen Unholde unter dem Bett umso greifbarer und bedrohlicher werden, je verzweifelter man ihre Existenz leugnet, und dass es das Beste ist, nicht an das mordgierige Ungeheuer zu denken, das mit fauligem Atem und vom Blut unschuldiger Kinder triefenden Lippen zwischen den Staubflusen unter den Sprungfedern lauert. *Denk überhaupt nicht daran*, an das Biest mit den gelb funkelnden Augen und dem zähnestarrenden schwarzen Maul. *Denk nicht daran*, dann wird es sich in Luft auflösen, und du wirst endlich in seligen Schlaf versinken und am Morgen behaglich in deine warme Bettdecke eingekuschelt aufwachen statt im Bauch eines finsteren Ungeheuers.

Als Valet sie in diesem Moment an den Beinen streifte,

konnte sie nur mit Mühe einen Aufschrei unterdrücken.

Sie öffnete die Augen. Der Hund sah sie mit diesem zugleich flehenden und besorgten Blick an, den jeder Golden Retriever geradezu meisterlich beherrscht.

Obwohl sie glaubte, ohne den Halt des Waschbeckens, an dem sie lehnte, das Gleichgewicht zu verlieren, ließ sie es vorsichtig mit einer Hand los und tastete zitternd nach dem Hund.

Als wäre das Tier ein Blitzableiter, fühlte sich Martie durch die Berührung geerdet, wie knisternde Elektrizität floss ein Teil des lähmenden Entsetzens von ihr ab. Äußerste Panik ebbte zu einem gewöhnlichen Angstgefühl ab. Valet war zwar eine Seele von einem Hund, aber er war auch ziemlich schreckhaft. Wenn ihn hier in diesem kleinen Raum nichts geängstigt hatte, drohte auch keine Gefahr. Er leckte ihr die Hand.

Endlich hob Martie, aus der Gegenwart des Hundes Kraft schöpfend, den Kopf. Langsam. Von bösen Ahnungen geschüttelt.

Der Spiegel zeigte ihr keine grinsende Fratze, keine Welt des Schreckens, keinen Geist: nur ihr eigenes fahles Gesicht und dahinter den vertrauten Toilettenraum.

Während sie in ihre blauen Augen im Spiegel sah, begann ihr Herz wieder wie wild zu hämmern, denn auf eine elementare Weise war sie sich selbst fremd geworden. Diese zittrige Frau, die vor dem eigenen Schatten erschrak, die bei dem Gedanken, in einen Spiegel blicken zu müssen, in Panik geriet … das war nicht Martine Rhodes, Strahlebobs Tochter, die ihr Leben stets fest im Griff hatte und es mit Schwung und Zuversicht zu meistern pflegte.

»Was geschieht mit mir?«, fragte sie die Frau im Spiegel, aber das Spiegelbild hatte keine Antwort parat, und auch der Hund konnte ihr keine Erklärung geben.

In der Küche klingelte das Telefon. Sie ging hinüber, um den Hörer abzunehmen.

Valet folgte ihr. Mit fragendem Blick sah er sie an, wedelte erst mit dem Schwanz und hörte dann damit auf.

»Tut mir Leid, Sie müssen sich wohl verwählt haben«, sagte Martie nach einer Weile, dann legte sie auf. Als sie die angespannte Haltung des Hundes bemerkte, fragte sie ihn: »Was ist los mit dir?«

Mit leicht gesträubtem Nackenfell sah Valet sie unverwandt an.

»Das war nicht die Pudeldame von nebenan, großes Ehrenwort.«

Auch als sie die Toilette zum zweiten Mal betrat, gefiel ihr das, was sie im Spiegel sah, nicht, aber sie wusste jetzt, was zu tun war.

4. Kapitel

Unter den leise raschelnden Wedeln einer windzerzausten Phönixpalme hindurch lief Dusty an der Schmalseite des Hauses entlang, wo er auf Foster »Fig« Newton, den dritten Mann der Kolonne, stieß.

An Figs Gürtel hing, mit einer Klemme befestigt, ein Transistorradio, sein allgegenwärtiger elektronischer Tropf. Über ein Paar Kopfhörer sickerte ihm ein unaufhörlicher Redefluss in die Ohren.

Er interessierte sich nicht für politische Themen oder aktuelle Ratgeber. Fig wusste zu jeder Tages- und Nachtstunde, welches Programm er einstellen musste, um eine Sendung über UFO-Sichtungen, Entführungen durch Außerirdische, telefonische Botschaften aus dem Reich der Toten, Wesen aus der vierten Dimension oder Begegnungen mit einem Yeti zu empfangen.

»Hallo, Fig.«

»Hallo.«

Fig war damit beschäftigt, einen Fensterrahmen abzuschmirgeln. Seine schwieligen Finger waren mit weißem Schleifstaub überzogen.

»Hast du mitgekriegt, was mit Skeet los ist?«, fragte Dusty, während er auf dem mit Schieferplatten gepflasterten Weg an Fig vorbeilief.

Mit einem Nicken sagte Fig: »Dach.«

»Tut so, als ob er springen will.«

»Wird er wahrscheinlich auch.«

Dusty blieb überrascht stehen und drehte sich um. »Glaubst du wirklich?«

Im Allgemeinen war Newton so wortkarg, dass Dusty jetzt als Antwort kaum mehr als ein Schulterzucken von ihm erwartete. Aber er irrte sich. »Skeet glaubt an nichts.«

»Was meinst du mit nichts?«, fragte Dusty.

»Eben nichts, und basta.«

»Er ist im Grunde kein schlechter Junge.«

Figs Entgegnung auf Dustys Bemerkung war so wortreich wie für andere eine Tischrede. »Das Problem ist, dass er überhaupt nichts so recht ist.«

Mit seinem pausbäckigen Gesicht, dem pflaumenförmigen Kinn, den vollen Lippen, der kirschroten, an der Spitze kirschrunden Nase und den rosig weichen Wangen hätte man Fester Newton für einen zügellosen Liebhaber aller leiblichen Genüsse gehalten, wären seine klaren grauen, durch dicke Brillengläser stark vergrößerten Augen mit ihrem kummervollen Blick nicht gewesen, die ihn davor bewahrten, wie eine Karikatur auszusehen. Seine kummervolle Miene hatte nichts mit Skeets gegenwärtigem Todeswunsch zu tun, sondern sie war Dauerzustand bei ihm, drückte die Sorge aus, mit der Fig alles und jeden zu betrachten pflegte.

»Hohl«, sagte Fig.

»Skeet?«

»Leer.«

»Er wird zu sich selbst finden.«

»Er hat aufgehört zu suchen.«

»Sehr pessimistisch«, sagte Dusty, nicht minder wortkarg als Fig.

»Realistisch.«

Von einer Diskussion im Radio abgelenkt, die Dusty nur als leises blechernes Flüstern aus einem der beiden Ohrhörer vernahm, legte Fig den Kopf schief. Reglos stand er da, als hätte ihn ein lähmender Strahl aus der Waffe eines außerirdischen Wesens getroffen. Das Schmirgelkissen schwebte über der Fensterbank halb in der Luft, und Figs Blick war, wohl angesichts der bizarren Geschichten, denen er lauschte, von einem noch tieferen Kummer erfüllt als sonst.

Durch Figs düstere Prognose verunsichert, eilte Dusty zu der

hohen, ausziehbaren Aluminiumleiter, über die Skeet aufs Dach geklettert war. Einen Augenblick lang erwog er, sie zur Vorderseite des Hauses zu tragen. Aber möglicherweise würde eine so direkte Annäherung Skeet derartig erschrecken, dass er sprang, bevor ihn jemand mit guten Worten von seinem Vorhaben abbringen konnte. Die Sprossen schepperten metallisch unter Dustys Sohlen, der zügig nach oben stieg.

Als er von der Leiter aufs Dach sprang, befand er sich auf der Rückseite des Hauses, während Skeet Caulfield auf der Seite zur Straße hin hockte, durch ein Dach aus orangefarbenen Ziegeln verborgen, das in steilem Bogen anstieg wie die schuppige Flanke eines schlafenden Drachen.

Das Haus stand auf einer Anhöhe, und im Westen, ein paar Kilometer entfernt, konnte man hinter der dicht besiedelten Ebene um Newport Beach und dem Hafen den Pazifik sehen. Das gewohnte Blau hatte sich wie Sedimentgestein auf dem Meeresgrund abgesetzt, während die Wellenfetzen an der Wasseroberfläche nichts als schwarz gesprenkeltes Grau in allen Schattierungen waren: ein Widerschein des drohenden Himmels. Am Horizont verschmolzen Himmel und Meer, wie es aussah, zu einer gewaltigen Welle, die, wäre sie echt gewesen, genug Kraft gehabt hätte, tausend Kilometer weiter landeinwärts die Rocky Mountains im Osten zu überfluten.

Hinter dem Haus, in zehn Metern Tiefe, war der Hof mit Schieferplatten gepflastert, die für Dusty eine viel näher liegende Gefahr waren als das Meer und der aufziehende Sturm. Es fiel ihm wesentlich leichter, sich den eigenen Körper zerschmettert dort unten im Hof vorzustellen, als vor seinem inneren Auge ein Bild der überfluteten Rocky Mountains heraufzubeschwören.

Dem Meer und dem gefährlichen Abgrund den Rücken zugewandt, den Oberkörper leicht nach vorn geneigt und die Arme vor sich ausgebreitet, um die tückische Wirkung der Schwerkraft auszubalancieren, die ihn rückwärts zu ziehen

drohte, kletterte Dusty nach oben. Von der Küste wehte eine steife Brise herüber. Sie hatte zwar noch keine Sturmstärke erreicht, aber Dusty war dennoch froh, den Wind als zusätzlichen Halt im Rücken zu haben, statt gegen ihn ankämpfen zu müssen. Am Ende der langen Dachschräge angekommen, schwang er ein Bein über den First und blickte über die verschachtelte Dachlandschaft hinweg zur Vorderseite des Hauses.

Skeet hockte rittlings auf einem parallel verlaufenden Dachfirst, dicht neben einem zweizügigen Schornstein, der wie ein dicker, gedrungener Glockenturm aussah. Auf diesem Stuckturm saßen zwei palladianische Säulenbögen aus Kalksteinimitat, die eine kupferverkleidete Kuppel im spanischen Kolonialstil trugen, und diese wiederum war von einem zwar verkürzten, aber sehr ornamentalen gotischen Spitztürmchen gekrönt, dessen Platz in diesem architektonischen Wunderwerk ebenso gut eine riesige Neon-Bierreklame hätte einnehmen können.

Mit dem Rücken zu Dusty, die Knie hochgezogen, hockte Skeet da und beobachtete die drei Krähen, die über ihm kreisten. Er reckte ihnen die ausgebreiteten Arme wie zur Umarmung und zur Aufforderung entgegen, sich auf seinem Kopf und seinen Schultern niederzulassen, als wäre er kein Anstreicher, sondern der heilige Franz von Assisi, der sich mit seinen gefiederten Freunden unterhielt.

Einen Fuß auf jeder Seite des Dachfirsts, bewegte sich Dusty watschelnd wie ein Pinguin zum Nordende des Hauses, bis er eine Stelle erreichte, an der ein niedrigeres, ost-westlich verlaufendes Dach bis unter das Gesims des Abschnitts reichte, auf dem er gerade balancierte. Das Gewicht nach hinten verlagert, weil ihn jetzt die Schwerkraft unerbittlich vorwärts zog, tastete er sich über die gewölbten Ziegel vom Dachfirst nach unten. Vor dem Rand hielt er geduckt inne, doch nach kurzem Zögern stieß er sich ab und sprang über die Regenrinne auf das knapp einen Meter tiefer gelegene andere Dach, wo er mit den

gummibesohlten Schuhen auf je einer Schräge landete.

Weil sein Gewicht nicht gleichmäßig auf beide Seiten verteilt war, drohte Dusty nach rechts zu kippen. Er bemühte sich, die Balance wieder herzustellen, merkte aber, dass er unweigerlich den Halt verlieren musste. Um nicht so weit in Schräglage zu kommen, dass ein Absturz nicht mehr zu vermeiden war, ließ er sich nach vorn fallen und landete bäuchlings auf dem schmalen Grat, wo er sich, das linke Bein und den linken Arm gegen die südliche Schräge, das rechte Bein und den rechten Arm gegen die nördliche Schräge gepresst, so krampfhaft festklammerte wie ein verzweifelter Rodeoreiter auf einem wild gewordenen Stier.

Eine Weile blieb er so liegen und betrachtete nachdenklich das fleckige, mit einem Teppich abgestorbener Flechten überzogene Orangebraun der Dachziegel. Was er sah, erinnerte ihn an die Bilder von Jackson Pollock, obwohl er fand, dass dies hier künstlerischer, aussagekräftiger und interessanter fürs Auge war.

Sobald es anfing zu regnen, würden die abgestorbenen Flechten aufweichen, und die gebrannten Ziegel würden sich mit einem gefährlich glitschigen Film überziehen. Er musste bei Skeet sein und ihn vom Dach holen, bevor der Sturm losbrach.

Mit diesem Gedanken kroch er weiter bis zu einem kleineren Glockenturm.

Dieser Turm besaß keine Kuppel; mit seinem hoch aufragenden konischen Dach sah er eher wie ein Miniaturminarett aus. Er war mit Keramikfliesen verkleidet, die das traditionelle islamische Ornament des Paradiesbaums zeigten. Da die Hausbesitzer keine Muslime waren, hatten sie dieses exotische Zierwerk offensichtlich gewählt, weil sie es optisch besonders reizvoll fanden – obwohl hier oben allenfalls Dachdecker, Malerleute und Schornsteinfeger nah genug herankamen, um es bewundern zu können.

An diesem Zweimeterturm zog Dusty sich hoch, tastete sich

mit den Händen unter dem Rand des konischen Dachs von einer Zugöffnung zur anderen und balancierte so um den Turm herum, bis die nächste freie Dachstrecke vor ihm lag.

Er setzte wieder einen Fuß auf jede Seite des Firsts und rannte geduckt zur nächsten albernen Glockenturmimitation, die wiederum mit dem Paradiesbaummotiv verziert war. Er kam sich vor wie Quasimodo auf den Dächern von Notre-Dame: vielleicht nicht gar so hässlich wie dieser bedauernswerte Bucklige, dafür aber auch nicht annähernd so behände.

Nachdem er sich auch um diesen Turm herumgeschoben hatte, setzte er seinen Weg über das ost-westlich verlaufende Dach fort, das unter der Traufe des Nordsüddachs am zur Straße hin gelegenen Haupttrakt der Residenz endete. Skeet hatte eine kurze Leiter als Aufstiegsrampe vom niedrigeren First zur höher liegenden Dachschräge benutzt, über die Dusty jetzt auf allen vieren nach oben kletterte. Dann richtete er sich vorsichtig auf und nahm, geduckt wie ein Schimpanse, das letzte steile Stück in Angriff.

Als Dusty endlich am höchsten Punkt des Dachs angelangt war, schien Skeet weder erstaunt noch erschrocken, ihn zu sehen. »Morgen, Dusty.«

»Hallo, Kleiner.«

Obwohl Dusty mit seinen neunundzwanzig nur fünf Jahre älter war als Skeet, empfand er diesen immer noch als ein Kind.

»Stört's dich, wenn ich mich zu dir setze?«, fragte Dusty.

»Aber nein – deine Gesellschaft ist mir angenehm«, sagte Skeet mit einem Lächeln.

Dusty setzte sich neben ihn, Hintern auf dem Dachfirst, die Knie hochgezogen, die Füße fest auf die gewölbten Ziegel gestemmt.

Im Osten erhoben sich in der Ferne hinter windzerzausten Baumwipfeln und einer Vielzahl von Dächern, jenseits der Schnellstraßen und Wohnblocks und jenseits des San Joaquin

Valley, die Hänge des Santa-Ana-Gebirges, die jetzt, zu Beginn der Regenzeit, braun und ausgedörrt waren und um deren bejahrte Gipfel sich die Wolken wie schmutziggraue Turbane schmiegten.

Unter ihnen in der Einfahrt hatte Motherwell eine große Plane ausgebreitet, aber von ihm selbst war weit und breit nichts zu sehen.

Der Wachmann sah mit finsterer Miene zu ihnen hoch, dann warf er einen Blick auf seine Armbanduhr. Er hatte Dusty ja zehn Minuten gegeben, um Skeet vom Dach zu holen.

»Es tut mir Leid«, sagte Skeet. Seine Stimme war gespenstisch ruhig.

»Was tut dir Leid?«

»Dass ich bei der Arbeit springe.«

»Genau, du könntest dich auch in deiner Freizeit damit amüsieren«, pflichtete Dusty ihm bei.

»Klar, aber ich wollte springen, wenn ich glücklich bin, nicht wenn ich deprimiert bin. Und am glücklichsten bin ich bei der Arbeit.«

»Tja, ich versuche eben, meinen Angestellten ein angenehmes Arbeitsklima zu bieten.«

Skeet lachte leise und wischte sich mit dem Ärmel über die triefende Nase.

Skeet hatte schon immer eine schlanke Figur gehabt, aber früher einmal war er dabei drahtig und sportlich gewesen; jetzt war er viel zu dünn, regelrecht hager, und wirkte dabei so schlaff, als hätte jedes Kilo, das er abgenommen hatte, nur aus Muskelmasse und Knochensubstanz bestanden. Außerdem hatte er, obwohl er viel im Freien arbeitete, eine bleiche Hautfarbe; unter dem Hauch von Sonnenbräune, die fast grau wirkte, lag eine geisterhafte Blässe auf seinem Gesicht. Bekleidet mit schwarzen Stoffturnschuhen mit weißem Gummibesatz, roten Socken, weißen Hosen und einem hellgelben Sweatshirt mit ausgefransten Ärmeln, die locker um seine knochigen

Handgelenke schlabberten, sah er aus wie ein Junge, ein Kind, das sich ohne Nahrung und Wasser in der Wüste verirrt hatte.

Skeet wischte sich wieder mit dem Ärmel über die Nase und sagte: »Muss mich wohl erkältet haben.«

»Vielleicht ist die laufende Nase auch nur eine Nebenwirkung.«

Skeets Augen, eigentlich von einem warmen Bernsteinbraun, trieften so stark, dass es aussah, als wäre ein Teil der Farbe ausgeschwemmt worden und nur ein gelblich-stumpfer Glanz übrig geblieben. »Du findest, dass ich dich hängen gelassen habe, stimmt's?«

»Nein.«

»Doch, das tust du. Und du hast Recht damit. He, mir macht das nichts aus.«

»Du kannst mich nicht hängen lassen«, redete Dusty beruhigend auf ihn ein.

»Aber ich habe es getan. Und wir wussten beide, dass es so kommen würde.«

»Du kannst nur dich selbst hängen lassen.«

»Immer easy, Bruder.« Skeet tätschelte Dusty beschwichtigend das Knie und lächelte. »Ich mach dir keine Vorwürfe, dass du zu viel von mir erwartet hast, und mir selbst mach ich keine Vorwürfe, dass ich ein Loser bin. Das alles hab ich längst hinter mir.«

Zwölf Meter unter ihnen schleppte Motherwell ganz allein eine Doppelbettmatratze aus dem Haus.

Die Hausbesitzer hatten Dusty für die Zeit ihrer Abwesenheit einen Schlüssel überlassen, weil in den Räumen, die stark strapaziert wurden, die Wände neu gestrichen werden mussten. Dieser Teil des Auftrags war bereits erledigt.

Motherwell ließ die Matratze auf die bereitgelegte Plastikplane fallen, blickte kurz zu Dusty und Skeet hoch und ging dann ins Haus zurück.

Selbst aus zwölf Metern Entfernung konnte Dusty den miss-

billigenden Blick des Wachmanns erkennen, der offensichtlich nicht damit einverstanden war, dass Motherwell das Mobiliar für sein behelfsmäßiges Sprungkissen zweckentfremdete.

»Was hast du geschluckt?«, fragte Dusty.

Mit einem Achselzucken hob Skeet den Kopf und sah mit einem so dümmlich ehrfürchtigen Lächeln zu den über ihm kreisenden Krähen hoch, dass man ihn für einen überzeugten Naturfreak hätte halten können, der den Tag mit einem Glas frisch gepresstem Orangensaft aus biologischem Anbau, einem zuckerfreien Hafermuffin, einem Tofu-Omelett und einem strammen Fünfzehn-Kilometer-Fußmarsch begrüßt hatte.

»Versuch dich zu erinnern, was du genommen hast«, sagte Dusty drängend.

»Alles Mögliche«, sagte Skeet. »Pillen und Pulver.«

»Aufputscher, Beruhigungsmittel?«

»Beides vermutlich. Und noch mehr. Aber mir geht's nicht schlecht.« Er wandte den Blick von den Krähen ab und legte Dusty die rechte Hand auf die Schulter. »Ich fühle mich nicht mehr wie ein Stück Dreck. Ich bin mit mir im Reinen, Dusty.«

»Ich würde trotzdem gern wissen, was du geschluckt hast.«

»Wozu? Es könnte das leckerste Rezept aller Zeiten sein, und du würdest es doch nicht anrühren.« Skeet grinste und zwickte Dusty liebevoll in die Wange. »Du doch nicht. Du bist anders als ich.«

Motherwell kam mit einer zweiten Doppelbettmatratze aus dem Haus und legte sie neben der ersten ab.

»Das ist doch albern«, sagte Skeet und deutete über die steile Dachschräge zu den Matratzen hinunter. »Ich springe einfach so, dass ich rechts oder links davon lande.«

»Hör zu, du wirst keinen Kopfsprung in die Auffahrt der Sorensons machen«, sagte Dusty bestimmt.

»Denen kann das egal sein. Die sind doch in Paris.«

»London.«

»Wo auch immer.«

»Und es wird ihnen nicht egal sein. Sie werden stocksauer sein.«

»Was denn«, sagte Skeet und kniff die triefenden Augen zusammen, »sind die wirklich so unlocker?«

Unter ihnen debattierte Motherwell mit dem Wachmann. Dusty hörte ihre Stimmen, konnte aber nicht verstehen, was sie sagten.

Skeets Rechte lag immer noch auf Dustys Schulter. »Dir ist kalt.«

»Nein«, sagte Dusty. »Es geht schon.«

»Du zitterst aber.«

»Nicht vor Kälte. Vor Angst.«

»Du?«, fragte Skeet ungläubig. Sein eben noch verschwommener Blick war plötzlich klar. »Du hast Angst? Wovor?«

»Höhenangst.«

Zusammen mit dem Wachmann kehrte Motherwell ins Haus zurück. Motherwell hatte – so sah es zumindest von oben aus – den Arm um den Rücken des anderen gelegt, als wollte er ihn halb ins Haus tragen, halb schieben, damit es schneller ging.

»Höhenangst?« Skeet starrte ihn mit offenem Mund an. »Aber immer, wenn es etwas auf einem Dach zu tun gibt, bestehst du doch darauf, es selbst zu machen.«

»Immer mit flauem Magen.«

»Mach keine Witze. Du hast vor nichts Angst.«

»Habe ich wohl.«

»Du doch nicht.«

»Doch, ich.«

»Nicht du!«, brauste Skeet auf, der plötzlich wütend zu sein schien.

»Sogar ich.«

Gequält zog Skeet, dessen Stimmung in Sekundenschnelle umgeschlagen war, die Hand von Dustys Schulter zurück, schlang die Arme um die Knie und begann sich auf dem schmalen Sitz, den ihm die Abschlussziegel des Dachfirsts

boten, vor und zurück zu wiegen. In seiner Stimme lag ein so qualvoller Schmerz, als hätte Dusty nicht seine Höhenangst eingestanden, sondern ihm soeben eröffnet, dass er Krebs im Endstadium hatte: »Nicht du, nicht du, nicht du, nicht du …«

Möglicherweise würden bei Skeet in seiner jetzigen Verfassung ein paar wohlwollende Worte des Mitgefühls gut anschlagen; wenn er aber den Eindruck hatte, man wolle ihm Honig um den Bart schmieren, neigte er dazu, trotzig, abweisend und sogar feindselig zu werden, was schon unter normalen Umständen unangenehm war, in luftiger Höhe von zwölf Metern jedoch ausgesprochen gefährlich werden konnte. Im Allgemeinen kam man bei ihm mit Autorität, Humor und nüchterner Wahrheit weiter.

In Skeets *Nicht-du*-Litanei hinein sagte Dusty: »Du bist ein echter Schlappschwanz.«

»*Du* bist der Schlappschwanz.«

»Irrtum. Du bist der Schlappschwanz.«

»Du bist der totale Schlappschwanz«, sagte Skeet.

Dusty schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin der psychische Progeriker.«

»Der was?«

»*Psychisch* heißt ›die Psyche oder den Geist betreffend‹. Ein Progeriker ist einer, der ›unter Progerie leidet‹, einer angeborenen Krankheit, die sich durch vorzeitiges, rasches Altern äußert, sodass der Betroffene schon als Kind wie ein Greis aussieht.«

Skeet nickte eifrig mit dem Kopf. »He, genau, ich hab mal in *60 Minutes* einen Bericht darüber gesehen.«

»Ein psychischer Progeriker ist also ein Mensch, der schon als Kind geistig alt ist. Mein Vater hat mich oft so genannt. Manchmal hat er nur die Anfangsbuchstaben als Abkürzung benutzt – PP. ›Na, wie geht’s denn meinem kleinen Pe-Pe heute?‹, hat er dann gesagt, oder: ›Warum gehst du nicht in den Garten und spielst ein bisschen mit Streichhölzern, wenn du

nicht zugucken willst, wie ich noch einen Scotch kippe, mein kleiner Pe-pe?‹«

»Mann, das war dann wohl nicht gerade ein Kosename, was?«, sagte Skeet mitfühlend, bei dem Wut und Schmerz ebenso schnell wieder verflogen, wie sie gekommen waren.

»Jedenfalls nicht so schlimm wie *Schlappschwanz*.«

»Welcher war noch mal dein Vater?«, sagte Skeet nachdenklich.

»Dr. Trevor Penn Rhodes, Professor der Literaturwissenschaft, Spezialgebiet ›Theorie des Dekonstruktivismus‹.«

»Ach ja. Dr. Dekon.«

Den Blick versonnen auf das Santa-Ana-Gebirge gerichtet, zitierte Dusty Dr. Dekon: »Sprache kann die Wirklichkeit nicht beschreiben. Die Literatur hat keine festen Bezugspunkte, keine wirkliche Bedeutung. Alle Interpretationen der Leser haben gleichermaßen Gültigkeit und sind wichtiger als die Absichten des Autors. Genau genommen ist nichts im Leben von Bedeutung. Die Wirklichkeit ist subjektiv. Werte und Wahrheiten sind subjektiv. Das Leben selbst ist Illusion. Blah, blah, blah, darauf trinken wir noch einen Scotch.«

Die Berge in der Ferne wirkten durchaus real. Auch das Dach unter seinem Hintern fühlte sich ganz real an, und wenn er kopfüber auf die Einfahrt fiel, würde er entweder tot oder für den Rest seines Lebens ein Krüppel sein, was der unerschütterliche Dr. Dekon zwar nicht als Argument gelten lassen würde, was für Dusty aber real genug war.

»Hast du seinetwegen Höhenangst?«, fragte Skeet. »Hat er irgendetwas dazu getan?«

»Wer … Dr. Dekon? Nein. Ich habe einfach Angst davor, in die Tiefe zu schauen, das ist alles.«

»Du könntest herausfinden, warum«, sagte Skeet, der rührend um Dusty besorgt zu sein schien. »Unterhalt dich mal mit einem Psychiater.«

»Ich glaube, ich gehe einfach nach Hause und unterhalte

mich mit meinem Hund.«

»Ich hab jede Menge Therapien hinter mir.«

»Und es hat wahre Wunder gewirkt, wie?«

Skeet musste so lachen, dass ihm der Rotz aus der Nase lief. »‘tschuldigung.«

Dusty zog ein Papiertaschentuch aus der Tasche und bot es ihm an.

Während er sich die Nase putzte, sagte Skeet: »Tja, mit mir, das ist eine ganz andere Geschichte. Seit ich denken kann, habe ich buchstäblich vor *allem* Angst.«

»Ich weiß.«

»Vorm Aufstehen, vorm Schlafengehen und vor allem, was dazwischen liegt. Aber jetzt habe ich keine Angst.« Er war jetzt fertig mit Naseputzen und hielt Dusty das Taschentuch hin.

»Behalt es«, sagte Dusty.

»Danke. He, weißt du eigentlich, warum ich keine Angst mehr habe?«

»Weil du randvoll mit Dope bist?«

Skeet nickte und schüttelte sich dabei vor Lachen. »Aber auch, weil ich das Jenseits gesehen habe.«

»Das Jenseits wovon?«

»Das Jenseits eben. Mir ist ein Todesengel erschienen, und der hat mir gezeigt, was uns erwartet.«

»Du warst doch immer Atheist«, sagte Dusty.

»Nicht mehr. Das ist alles Vergangenheit. Worüber du eigentlich froh sein müsstest, oder nicht, Alter?«

»Du hast es einfach. Wirfst ‘ne Pille ein, und schon findest du Gott.«

Wenn Skeet wie jetzt grinste, wirkte sein ohnehin ausgemergeltes Gesicht, in dem sich die Haut dünn über den Knochen spannte, wie ein Totenschädel. »Cool, was? Jedenfalls hat mir der Engel die Anweisung gegeben zu springen – also springe ich.«

Auf einmal frischte der Wind auf und wehte, kälter noch als

zuvor über das Dach pfeifend, den salzigen Geruch des fernen Ozeans herüber – und dann hing für einen kurzen Augenblick der üble Gestank von fauligem Seetang wie ein schlechtes Omen in der Luft.

Der Gedanke, bei diesem stürmischen Wetter aufstehen und über ein steil abfallendes Dach laufen zu müssen, trieb Dusty den Schweiß auf die Stirn. Er betete insgeheim, dass der Wind bald wieder abflaute.

In der Annahme, dass Skeets selbstmörderische Energie tatsächlich, wie dieser behauptete, seiner neu entdeckten Furchtlosigkeit zuzuschreiben war, und in der Hoffnung, dass eine gesunde Portion Angst den Wunsch in ihm wecken würde, doch lieber am Leben festzuhalten, ging Dusty das Risiko ein und sagte: »Wir sind hier oben nur zwölf Meter über dem Boden, und vom Rand sind es wahrscheinlich nur neun oder zehn. Da runterzuspringen wäre die Tat eines echten Losers, weil du nämlich wahrscheinlich nicht tot, sondern bloß für den Rest deines Lebens gelähmt wärst und die nächsten vierzig Jahre hilflos an Apparaten hängen würdest.«

»Nein, ich werde sterben«, sagte Skeet geradezu aufsässig.

»Davon kannst du nicht ausgehen.«

»Werd nicht überheblich, Dusty.«

»Ich bin nicht überheblich.«

»Es ist überheblich, wenn du einfach nur behauptest, du wärst nicht überheblich.«

»Dann bin ich eben überheblich.«

»Siehst du.«

Dusty atmete tief durch, um seine Nerven zu beruhigen. »Das ist doch alles Käse. Komm runter von hier. Ich fahre dich rüber zum Four Seasons Hotel beim Fashion-Island-Einkaufszentrum. Da können wir aufs Dach steigen, vierzehn, fünfzehn Stockwerke hoch oder wie viele es auch immer sind, und dann kannst du springen. Dann kannst du dir wenigstens sicher sein, dass es funktioniert.«

»Das würdest du nicht wirklich tun.«

»Klar. Wenn du springen willst, mach es richtig. Verpfusch nicht auch das noch.«

»Dusty, ich bin vielleicht zugeknallt, aber ich bin nicht blöd.«

Motherwell und der Wachmann kamen jetzt mit einer riesigen Matratze aus dem Haus.

Es war schon ein komisches Bild, wie sich die beiden wie Laurel und Hardy mit diesem sperrigen Monstrum abmühten, aber Skeets Gelächter klang in Dustys Ohren zutiefst humorlos.

Die beiden Männer unten in der Auffahrt ließen ihre Last klatschend auf die beiden kleineren Matratzen fallen, die bereits auf der Plane lagen.

Motherwell blickte zu Dusty hoch und breitete die Arme aus, als wollte er sagen: *Worauf wartet ihr noch?*

Eine der Krähen entwickelte auf einmal militärische Qualitäten und startete einen Bombenangriff, dessen Zielgenauigkeit jede technisch hochgerüstete Luftwaffe der Welt vor Neid hätte erblassen lassen. Ein schmieriger weißer Fladen klatschte auf Skeets linken Schuh.

Skeet blickte zu der arglosen Krähe hoch, dann auf seinen beschmutzten Turnschuh. Seine Stimmung schlug so abrupt und schlagartig um, dass man hätte annehmen können, der Kopf müsste sich ihm unter dem Ansturm einer solchen Energie wie ein Kreisel drehen. Das gespenstische Grinsen floss von ihm ab wie Wasser in einem gurgelnden Abfluss, in seiner Miene lag nur noch Verzweiflung. Mit gebrochener Stimme sagte er: »Das ist mein Leben«, und bohrte dabei mit dem Zeigefinger in dem matschigen Haufen auf seinem Schuh. »Mein Leben.«

»Mach dich nicht lächerlich«, sagte Dusty. »Du bist zu ungebildet, um in Metaphern zu denken.«

Diesmal gelang es ihm nicht, Skeet zum Lachen zu bringen.

»Ich bin so müde«, sagte Skeet, während er ein Klümpchen

Vogelmist zwischen Daumen und Zeigefinger drehte. »Zeit, zu Bett zu gehen.«

Er sagte zwar *Bett*, aber er meinte damit nicht *Bett*. Er wollte damit auch nicht sagen, dass er vorhatte, sich ein Schläfchen auf dem Matratzenstapel zu genehmigen. Er meinte damit, dass er sich dem großen Schlaf zu überlassen und unter einer Zudecke aus Erde bei den Würmern zu träumen gedachte.

Skeet richtete sich auf dem Dachfirst auf. Obwohl er kaum mehr als ein Strich in der Landschaft war, stand er kerzengerade da und machte den Eindruck, als könnte ihm der heulende Wind nicht übermäßig viel anhaben.

Als Dusty sich in vorsichtig geduckter Haltung erheben wollte, riss ihn der stürmische Wind jedoch mit einer solchen Kraft nach vorn, dass er einen Moment lang ins Straucheln kam, bevor es ihm gelang, wieder Fuß zu fassen und seinen Körperschwerpunkt nach unten zu verlagern.

Entweder war dieser Wind die Bestätigung des dekonstruktivistischen Ideals – und verhielt sich der Interpretation jedes Individuums entsprechend, für den einen eine laue Brise, für den anderen ein wilder Taifun –, oder die Höhenangst bewirkte, dass Dusty jeden Windstoß übertrieben stark wahrnahm. Da er mit den versponnenen Weltanschauungen seines Vaters jedoch schon vor langer Zeit abgeschlossen hatte, überlegte er sich, dass er ebenso gut wie Skeet in der Lage sein musste, aufrecht zu stehen, ohne Gefahr zu laufen, wie eine Frisbeescheibe davongewirbelt zu werden.

Mit erhobener Stimme rief Skeet: »Es ist das Beste so, Dusty.«

»Als wüsstest du, was das Beste ist.«

»Versuch nicht, mich aufzuhalten.«

»Versteh doch, ich muss es versuchen.«

»Du kannst mich nicht davon abbringen.«

»Das wird mir allmählich auch klar.«

Sie standen sich gegenüber wie zwei Athleten, die auf

steilem Feld einen seltsamen sportlichen Wettkampf austragen wollen: Skeet hoch aufgerichtet wie ein Basketballspieler, der auf den Einwurf wartet, Dusty geduckt wie ein Sumo-Ringer, der auf den günstigsten Moment für einen Hebelgriff lauert.

»Ich will nicht, dass dir was passiert«, sagte Skeet.

»Ich will auch nicht, dass mir was passiert.«

Wenn Skeet wirklich entschlossen war, sich vom Haus der Sorensons zu stürzen, konnte er ihn nicht daran hindern. Das steile Dach, die gewölbten Ziegel, der Wind und das Gesetz der Schwerkraft – alles war auf Skeets Seite. Dusty konnte lediglich versuchen dafür zu sorgen, dass der arme Irre genau an der richtigen Stelle absprang, um auf den Matratzen zu landen.

»Du bist mein Freund, Dusty. Mein einziger wahrer Freund.«

»Danke für diesen Vertrauensbeweis, Kleiner.«

»Und darum auch mein bester Freund.«

»In Ermangelung anderer Anwärter«, sagte Dusty.

»Der beste Freund eines Mannes hindert diesen nicht daran, die ewige Seligkeit zu erlangen.«

»Ewige Seligkeit?«

»Das, was ich im Jenseits gesehen habe. Die ewige Seligkeit.«

Es gab nur einen sicheren Weg, dafür zu sorgen, dass Skeet genau an der Stelle fiel, an der das Sprungkissen lag: Dusty musste ihn im richtigen Moment packen und zum idealen Punkt am Rand des Dachs zerren. Und das hieß, dass er mit ihm in die Tiefe stürzen würde.

Skeets langes Blondhaar, das Einzige, was an ihm äußerlich noch anziehend war, wehte und flatterte im Wind. Früher einmal war er ein gut aussehender Junge gewesen, auf den die Frauen nur so flogen. Jetzt war er physisch am Ende; das Gesicht war grau und eingefallen, und die Augen waren so stumpf und ausgebrannt wie der Boden einer Crackpfeife. Sein dichtes, goldgelocktes Haar stand in derart krassem Gegensatz zu seiner übrigen Erscheinung, dass es wie eine Perücke

aussah.

Abgesehen von seinen flatternden Haaren war alles an Skeet starr und reglos. Obwohl er mindestens so ausgeknockt war wie ein Boxer in der letzten Runde, lauerte er mit äußerster Konzentration auf eine Gelegenheit, Dusty abzuschütteln, um sich aus vollem Lauf kopfüber in die steingepflasterte Einfahrt zu stürzen.

In der Hoffnung, Skeet ablenken oder wenigstens ein bisschen Zeit gewinnen zu können, sagte Dusty: »Was ich schon immer wissen wollte … Wie sieht der Todesengel eigentlich aus?«

»Wieso?«

»Du hast ihn doch gesehen, oder?«

»Nun ja, er sah okay aus«, sagte Skeet versonnen.

Ein heftiger Windstoß riss Dusty die Kappe vom Kopf und wirbelte sie davon wie weiland Dorothy in *Der Zauberer von Oz,* aber er ließ Skeet nicht aus den Augen. »Sah er aus wie Brad Pitt?«

»Warum sollte er wie Brad Pitt aussehen?«, fragte Skeet, während seine Blicke verstohlen zwischen Dusty und dem Rand des Dachs hin und her huschten.

»Brad Pitt hat ihn doch mal in dem Film da gespielt, *Rendezvous mit Joe Black*.«

»Den hab ich nicht gesehen.«

»Sah er aus wie Jack Benny?«, fragte Dusty in zunehmender Verzweiflung.

»Was redest du da?«

»Jack Benny hat ihn in diesem uralten Film gespielt. Weißt du noch? Wir haben ihn uns zusammen angesehen.«

»Ich erinnere mich an kaum etwas. Du bist derjenige mit dem fotografischen Gedächtnis.«

»Eidetisch. Nicht fotografisch. Eidetisches und auditives Gedächtnis.«

»Siehst du? Ich kann mich nicht mal daran erinnern, wie es

richtig heißt. Du weißt aber noch, was du vor fünf Jahren zum Abendbrot gegessen hast. Ich weiß nicht mal mehr, was gestern war.«

»Es ist ein einfacher Trick, die Sache mit dem eidetischen Gedächtnis. Und außerdem nutzlos.«

Die ersten dicken Regentropfen klatschten auf das Dach.

Dusty musste nicht sehen, wie sich die abgestorbenen Flechten in eine glitschige Schicht verwandelten, er konnte es riechen – ein unaufdringlicher, aber unverkennbar muffiger Geruch –, und er konnte auch die feuchten Tonziegel riechen.

Ein unangenehmes Bild ging ihm blitzartig durch den Kopf: *Er rutschte mit Skeet das Dach hinunter, gemeinsam stürzten sie ab, und Skeet landete, wild um sich schlagend, auf den Matratzen, ohne sich dabei ein Härchen zu krümmen, während Dusty ein Stück zu weit flog und sich das Rückgrat auf den Pflastersteinen brach.*

»Billy Crystal«, sagte Skeet.

»Was … sprichst du vom Tod? Dass der Todesengel wie Billy Crystal aussah?«

»Passt dir das nicht?«

»Herrje, Skeet, du kannst doch einem gefühlsduseligen Billy-Crystal-Klugscheißer-Weichei von einem Todesengel nicht über den Weg trauen!«

»Mir hat er gefallen«, sagte Skeet und rannte los.

5. Kapitel

Hart und hohl klingend donnerten die Schläge an den nach Süden blickenden Küstenstreifen, als würde eine Flotte von Kriegsschiffen Raketen abfeuern, um die Invasion ihrer Truppen zu decken. Hohe Wellen klatschten auf das Ufer, und Wassergeschosse flogen, vom immer stärker werdenden Sturm aus den Brechern gerissen, über flache Dünen und spärliche Grashalme hinweg in Richtung Binnenland.

Martie Rhodes eilte über die breite, asphaltierte Promenade der Halbinsel Balboa, die auf der einen Seite von Häuserfronten, auf der anderen von einem breiten, abfallenden Strand gesäumt war, und hoffte, dass der Regen noch eine halbe Stunde auf sich warten lassen würde.

Susan Jaggers schmales, zweistöckiges Haus stand eingeklemmt in einer Reihe ähnlicher Bauten. Mit seinen von Wind und Wetter silbern gebleichten Zedernholzschindeln und den weißen Klappläden erinnerte seine Architektur an eines der typischen Häuser auf Cape Cod, aber das Grundstück war zu schmal, als dass dieser Baustil zur vollen Entfaltung hätte kommen können.

Wie seine Nachbarn besaß auch dieses Haus weder einen Vorgarten noch eine Veranda, sondern lediglich einen ebenerdigen backsteingepflasterten Eingangsbereich, der mit ein paar Topfpflanzen begrünt und durch einen weißen Lattenzaun von der Straße abgetrennt war. Das Zauntor war nicht verschlossen und quietschte in den Angeln.

Früher hatte Susan das Erdgeschoss und die erste Etage mit ihrem Mann Eric bewohnt, der sich im zweiten Stockwerk ein geräumiges, mit Bad und Küche ausgestattetes Büro eingerichtet hatte. Inzwischen lebten die beiden getrennt. Eric war vor einem Jahr ausgezogen; Susan war in den zweiten Stock umgesiedelt und hatte die beiden unteren Etagen an ein ruhiges

Rentnerehepaar vermietet, das sich offensichtlich als einziges Laster allabendlich vor dem Essen je zwei Martinis gönnte und, abgesehen von vier Wellensittichen, keine Haustiere besaß.

Über eine steile Außentreppe an der Seite des Hauses gelangte man in den zweiten Stock. Während Martie zu dem kleinen, überdachten Treppenabsatz hinaufstieg, kamen ganze Möwenschwärme vom Pazifik herüber und flogen kreischend über die Halbinsel in Richtung Hafen, um dort an geschützter Stelle das Ende des Sturms abzuwarten.

Martie klopfte, wartete aber nicht, bis ihr geöffnet wurde, sondern schloss kurzerhand die Tür auf. Da Susan gewöhnlich nicht gern Besucher empfing und davor zurückschreckte, mit der Außenwelt konfrontiert zu werden, hatte sie Martie schon vor fast einem Jahr einen eigenen Schlüssel gegeben.

Im Bewusstsein der vor ihr liegenden Tortur tief durchatmend trat sie in die Küche; die von einem einzigen Licht über dem Spülbecken beleuchtet wurde. Die Jalousien waren fest geschlossen, und in den Ecken hingen wie ein dunkelvioletter Schleier tiefe Schatten.

Der Raum war nicht von würzigen Essensdüften erfüllt, sondern es roch schwach, aber merklich nach scharfen Desinfektionsmitteln, Scheuerpulver und Bohnerwachs.

»Ich bin's«, rief Martie, bekam aber keine Antwort.

Im Esszimmer stellte eine Lampe hinter der Tür einer kleinen Vitrine, in der auf Glasborden eine Sammlung antiker Majolikastücke angeordnet war, die einzige Lichtquelle dar. Hier roch es nach Möbelpolitur.

Wäre die Wohnung im Licht aller vorhandenen Lampen erstrahlt, man hätte kein Stäubchen gefunden – es herrschte peinlichere Sauberkeit als in einer Arztpraxis. Susan Jagger hatte viel Zeit, die ausgefüllt sein wollte.

Die Duftmischung, die im Wohnzimmer in der Luft hing, ließ darauf schließen, dass vor nicht allzu langer Zeit die Teppiche schamponiert, die Möbel mit Politur behandelt und

die Sessel- und Sofapolster vor Ort chemisch gereinigt worden waren. Auf den Beistelltischen rechts und links neben dem Sofa standen kleine, durchbrochene Keramikdosen, die mit einer Duftmischung mit Zitrusaroma gefüllt waren.

Die gefältelten Gardinen vor den breiten Fenstern, die ein großartiges Meerespanorama einrahmten, waren zugezogen und wurden zum größten Teil von schweren Vorhängen verdeckt.

Bis vor vier Monaten war Susan immerhin noch in der Lage gewesen, sehnsüchtig in die Welt zu blicken, auch wenn sie der Gedanke, sich hinauswagen zu müssen, mit Angst und Schrekken erfüllte. Seit sechzehn Monaten verließ sie das Haus nur noch in Begleitung eines Menschen, der ihr inneren Halt gab. Jetzt aber konnte schon der Anblick einer Welt ohne Wände und ohne ein schützendes Dach eine panische Reaktion bei ihr auslösen.

Das Wohnzimmer war hell erleuchtet, sämtliche Lampen brannten. Mit seinen dicht verhängten Fenstern und der unnatürlichen Stille strahlte es dennoch eine eigenartige Begräbnisstimmung aus.

Susan saß wartend, mit hängenden Schultern und gesenktem Kopf in einem der Sessel. Sie war in einen schwarzen Rock und einen schwarzen Pullover gekleidet, wodurch ihre Körperhaltung das Bild einer Trauernden vermittelte. Ihrer äußeren Erscheinung nach zu urteilen, hätte das Buch, das sie in Händen hielt, die Bibel sein müssen, aber es war ein Kriminalroman.

»War es der Gärtner?«, fragte Martie, während sie auf der Sofakante Platz nahm.

Ohne den Kopf zu heben, antwortete Susan: »Nein. Die Nonne.«

»Gift?«

Den Blick immer noch starr auf das Taschenbuch gerichtet, sagte Susan: »Zwei mit einem Beil. Einen mit einem Hammer.

Einen mit einer Drahtschlinge. Einen mit einem Schneidbrenner. Und zwei mit einer Nagelpistole.«

»Bah, eine Nonne als Serienmörderin.«

»Unter einer Nonnentracht lassen sich eben viele Waffen verstecken.«

»Die Krimis haben sich verändert, seit wir sie als Schülerinnen gelesen haben.«

»Nicht unbedingt zum Positiven«, sagte Susan und klappte das Buch zu.

Die beiden waren beste Freundinnen, seit sie zehn waren: achtzehn Jahre, in denen sie mehr geteilt und zusammen erlebt hatten als Krimis – Hoffnungen, Ängste, glückliche und traurige Momente, Lachen, Weinen, Lästern, jugendliche Schwärmereien, schwer erkämpfte Einsichten. In den vergangenen sechzehn Monaten, seit dem Tag, an dem Susans rätselhafte Panikattacken begonnen hatten, hatten sie allerdings mehr Kummer und Leid geteilt als glückliche Momente.

»Ich hätte dich anrufen sollen«, sagte Susan. »Es tut mir Leid, aber ich kann heute nicht zur Therapie gehen.«

Es war ein Ritual, und Martie spielte wie immer ihre Rolle. »Natürlich kannst du, Susan. Und du wirst hingehen.«

Susan legte das Buch aus der Hand und schüttelte den Kopf. »Nein, ich rufe Dr. Ahriman an und sage ihm, dass ich krank bin. Bei mir ist eine Erkältung im Anzug, vielleicht sogar eine ausgewachsene Grippe.«

»Du klingst aber überhaupt nicht verschnupft.«

Susan verzog das Gesicht. »Es ist eher eine Magen-Darm-Grippe.«

»Wo ist das Fieberthermometer? Wir messen am besten deine Temperatur.«

»Ach, Martie, schau mich doch an! Ich sehe entsetzlich aus. Ich habe ein Teiggesicht und rote Augen, und meine Haare sind wie Stroh. So kann ich nicht aus dem Haus gehen.«

»Komm auf den Boden, Susan. Du siehst genauso aus wie

immer.«

»Ich fühle mich zum Kotzen.«

»Julia Roberts, Sandra Bullock, Cameron Diaz – die würden alle einen Mord dafür begehen, so auszusehen wie du, selbst wenn dir speiübel ist und du dir die Seele aus dem Leib kotzt, was ja wohl nicht der Fall ist.«

»Ich bin eine Missgeburt.«

»Ach ja, ich vergaß, du bist ja der Elefantenmensch. Wir werden dir einen Sack über den Kopf stülpen und die kleinen Kinder vor dir warnen müssen.«

Wäre Schönheit eine Last, Susan wäre unter ihr zusammengebrochen. Aschblond, grünäugig, zierlich, mit fein gemeißelten Gesichtszügen und einer Haut, die so makellos war wie ein Pfirsich im Garten Eden, hatte sie in ihrem Leben mehr Köpfe verdreht als alle Chiropraktiker des Landes zusammen.

»Ich platze aus allen Nähten. Ich bin fett.«

»Eine wahre Tonne«, sagte Martie spöttisch. »Ein Schlachtschiff. Ein richtiger Ballon von einer Frau.«

Obwohl sie in ihrer selbst auferlegten Gefangenschaft keine andere sportliche Betätigung hatte als den Hausputz und das Gehen auf einem Laufband im Schlafzimmer, hatte Susan ihre schlanke Figur behalten.

»Ich habe über ein Pfund zugenommen«, sagte Susan störrisch.

»Du meine Güte, was für ein Fall von akuter Fettsucht«, rief Martie, indem sie vom Sofa aufsprang. »Ich hole deinen Regenmantel. Wir können den Schönheitschirurgen vom Auto aus anrufen und ihm sagen, er soll eine Maschinenpumpe besorgen, die stark genug ist, das ganze Fett abzusaugen.«

Der Garderobenschrank in dem kleinen Flur, der zum Schlafzimmer führte, hatte verspiegelte Schiebetüren. Bei deren Anblick verkrampfte sich etwas in Martie, und sie verlangsamte ihren Schritt in der vagen Befürchtung, dieselbe Angst, die sie schon zweimal an diesem Tag erlebt hatte, könnte wieder

von ihr Besitz ergreifen.

Sie musste sich zusammenreißen. Susan brauchte sie. Wenn sie sich einem neuerlichen Anfall von Wahnsinn überließ, würde ihre eigene Unsicherheit Susans Ängste noch verstärken – und umgekehrt vermutlich auch.

Vor dem hohen Spiegel stehend, konnte sie nichts dann entdecken, das ihren Puls beschleunigt hätte. Sie zwang sich zu einem Lächeln, das aber gekünstelt wirkte. Als sie ihrem Blick im Spiegel begegnete, wandte sie rasch die Augen ab und schob die Türen zur Seite.

Während Martie den Regenmantel vom Bügel nahm, ging ihr plötzlich die Frage durch den Kopf, ob die merkwürdigen Angstanfälle nicht etwas damit zu tun hatten, dass sie im vergangenen Jahr so viel Zeit mit Susan verbracht hatte. Vielleicht war es ganz normal, dass ein kleines Quäntchen Ängstlichkeit überschwappte, wenn man ständig mit einem Menschen zusammen war, der an einer ausgeprägten Phobie litt.

Ein Anflug von Schamröte überzog Marties Wangen. Es schien ihr abwegig, boshaft und ungerecht der armen Susan gegenüber, eine solche Möglichkeit auch nur in Erwägung zu ziehen. Phobien und Panikattacken waren keine ansteckenden Krankheiten.

Sie wandte sich ab, langte hinter sich, um die Schranktüren zuzuschieben, und fragte sich dabei, welchen Fachausdruck die Psychologen benutzten, um die Angst vor dem eigenen Schatten zu benennen. Die Angst vor offenen Plätzen, unter der Susan litt, hieß Agoraphobie. Aber vor Schatten? Spiegeln?

Erst als sie vom Flur ins Wohnzimmer zurückging, wurde ihr bewusst, dass sie die Tür mit dem Rücken zum Schrank zugemacht hatte, um nicht noch einmal in den Spiegel sehen zu müssen. Erschrocken über ihr von unbewusster Abneigung bestimmtes Verhalten, überlegte sie kurz, ob sie noch einmal umkehren und in den Spiegel blicken sollte.

Susan beobachtete sie von ihrem Sessel aus.

Der Spiegel konnte warten.

Den Regenmantel vor sich ausgebreitet, trat Martie an den Sessel. »Steh auf, zieh das an und komm in die Gänge!«

Ganz elend bei dem Gedanken, ihr geschütztes Plätzchen verlassen zu müssen, umklammerte Susan die Sessellehnen. »Ich kann nicht.«

»Wenn du eine Sitzung nicht mindestens achtundvierzig Stunden vorher absagst, musst du sie bezahlen.«

»Ich kann es mir leisten.«

»Nein, das kannst du nicht. Du hast nicht einmal ein eigenes Einkommen.«

Von allen psychischen Erkrankungen hätte nur eine unbeherrschbare Pyromanie Susans Karriere als Immobilienmaklerin nachhaltiger zunichte machen können als ihre Agoraphobie. Im Inneren eines Hauses, während sie die Kunden herumführte, hatte sie sich noch einigermaßen sicher gefühlt, aber sobald sie von einem Objekt zum nächsten fahren musste, war sie von einem derart lähmenden Entsetzen befallen worden, dass es ihr unmöglich war, einen Wagen zu lenken.

»Ich habe die Mieteinnahmen«, sagte Susan in Anspielung auf den monatlichen Scheck von den unter ihr wohnenden Sittichfreunden im Ruhestand.

»Die nicht einmal Hypothekenzahlungen, Grundsteuern, Strom- und Wasserkosten und Reparaturarbeiten am Haus ganz decken.«

»Das Haus ist nach Abzug sämtlicher Belastungen noch einiges wert.«

Was eines Tages der letzte Puffer zwischen dir und der völligen Verarmung sein könnte, wenn du diese verdammte Phobie nicht überwindest, dachte Martie, brachte es aber nicht über sich, die Worte auszusprechen, auch wenn diese trübe Aussicht Susan vielleicht dazu bewegt hätte, sich aus dem Sessel zu erheben.

»Abgesehen davon«, sagte Susan, indem sie das Kinn in einer wenig überzeugenden Geste trotziger Tapferkeit vorreckte, »schickt Eric mir jeden Monat einen Scheck.«

»Aber keinen großen. Kaum mehr als ein Taschengeld. Und wenn sich der Scheißkerl von dir scheiden lässt, kriegst du vielleicht gar nichts mehr von ihm. Schließlich hast du mehr Kapital in die Ehe eingebracht als er, und es sind keine Kinder da.«

»Eric ist kein Scheißkerl.«

»Entschuldige, dass ich mich nicht klar genug ausgedrückt habe. Er ist ein Schwein.«

»Sei nicht unfair, Martie.«

»Ich bin, wie ich bin. Er ist ein Stinktier.«

Susan war entschlossen, sich nicht in Selbstmitleid und Tränen zu ergehen, was im höchsten Maße bewundernswert war, aber sie war ebenso wild entschlossen, ihre Wut zu verleugnen, und das war weniger gut. »Es hat ihn einfach fertig gemacht, mich so zu sehen … Er konnte es nicht mehr aushalten.«

»Ach, der arme empfindsame Schatz«, sagte Martie. »Und ich nehme an, es hat ihn dermaßen deprimiert, dass ihm der Teil des Ehegelübdes, in dem es heißt: ›In guten wie in schlechten Tagen‹, schlicht entfallen ist.«

Marties Zorn auf Eric war echt, auch wenn sie sich manchmal Mühe geben musste, diesen Zorn wie ein Feuer immer wieder neu zu schüren und am Leben zu erhalten. Eric – war immer ein stiller, unauffälliger und sanftmütiger Mensch gewesen – trotz der Tatsache, dass er seine Frau verlassen hatte, fiel es Martie auch schwer, ihn richtiggehend zu hassen. Aber schon aus Liebe zu Susan musste sie ihn verachten, und abgesehen davon war sie der Meinung, dass Susan Wut nötig hatte, wenn sie ihre Agoraphobie erfolgreich bekämpfen wollte.

»Wenn ich Krebs hätte oder so, wäre Eric bei mir geblieben«, sagte Susan. »Ich bin nicht einfach nur krank, Martie. Ich bin

verrückt, so liegen die Dinge.«

»Du bist nicht verrückt«, widersprach Martie energisch. »Phobien und Ängste sind nicht dasselbe wie Wahnsinn.«

»Nach meinem Empfinden bin ich wahnsinnig. Völlig durchgeknallt.«

»Er hat es nicht mal vier Monate ausgehalten, nachdem es angefangen hat. Er ist ein Schwein, ein Stinktier, eine feige Ratte und Schlimmeres.«

Dieser schwierige Teil ihrer Besuche – den Martie bei sich als die Austreibungsphase bezeichnete – mochte für Susan anstrengend sein, aber für sie selbst war er die reinste Hölle. Um die Freundin trotz deren heftiger Gegenwehr aus dem Haus zu bekommen, musste sie hart und unerbittlich sein; und auch wenn diese Härte von Liebe und Mitgefühl gespeist wurde, war es für Martie so, als würde sie Susan bedrohen und einschüchtern. Es widersprach Marties Wesen, diese Rolle zu spielen, auch wenn der zugrunde liegende Zweck ein guter war, und jedes Mal, wenn sie nach einer solchen vier bis fünf Stunden währenden Tortur nach Corona del Mar zurückkehrte, war sie physisch und emotional mit ihren Kräften am Ende.

»Susan, du bist schön, du bist ein netter Mensch, du bist etwas Besonderes, und du bist stark genug, dagegen anzukämpfen.« Sie schwenkte auffordernd den Regenmantel. »Also heb jetzt endlich deinen Hintern aus dem Sessel.«

»Warum kann Dr. Ahriman nicht zur Therapiestunde zu mir kommen?«

»Dass du zweimal in der Woche aus dem Haus gehst, gehört zur Therapie. Du kennst die Theorie – man muss das, wovor man die größte Angst hat, immer wieder tun. Eine Art Immunisierung.«

»Es funktioniert nicht.«

»Komm schon.«

»Es wird immer schlimmer.«

»Los jetzt.«

»Es ist so hart«, jammerte Susan. Sie ließ die Sessellehnen los und ballte die Hände im Schoß zu Fäusten. »So verdammt hart.«

»Heulsuse.«

Sie starrte Martie böse an. »Manchmal kannst du wirklich eine gemeine Schlampe sein.«

»Tja, so bin ich eben. Wäre Joan Crawford noch am Leben, würde ich sie zu einem Zweikampf mit Drahtkleiderbügeln herausfordern und ihr das Gesicht zerkratzen.«

Lachend erhob sich Susan aus dem Sessel, dann schüttelte sie den Kopf. »Wie konnte ich nur so etwas sagen. Es tut mir Leid, Martie. Ich weiß wirklich nicht, was ich ohne dich tun würde.«

Während sie Susan in den Mantel half, sagte Martie: »Benimm dich ordentlich, mein Mädchen, dann holen wir uns auf dem Rückweg ein tolles Essen beim Chinesen. Wir machen zwei Flaschen Tsingtao auf und spielen beim Essen eine Partie Binokel um Geld, fünfzig Cent für jeden Punkt.«

»Du schuldest mir schon mehr als sechshunderttausend Dollar.«

»Ha, da kannst du dich auf den Kopf stellen und mit den Füßen wackeln! Spielschulden sind nicht einklagbar.«

Nachdem Susan außer einer Lampe alle Lichter gelöscht hatte, nahm sie ihre Handtasche vorn Couchtisch und ging vor Martie her durch die Wohnung.

Auf dem Weg durch die Küche zog ein gefährlich aussehendes Objekt, das auf einem Schneidebrett neben dem Spülbekken lag, Marties Blick auf sich. Es war ein klassisches italienisches Küchengerät: ein Wiegemesser mit halbmondförmig gebogener Edelstahlklinge und je einem Griff an den beiden Enden, das zum Zerkleinern von Gemüse und Kräutern benutzt wurde.

Es sah aus, als würde die Schneide unter Strom stehen und knisternde Funken versprühen.

Martie konnte den Blick nicht davon abwenden. Ihr wurde

erst bewusst, dass sie wie hypnotisiert auf das Wiegemesser starrte, als sie Susans erstaunte Frage hörte: »Was ist los?«

Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und die Zunge fühlte sich geschwollen an. Mit hörbar belegter Stimme stellte sie eine Frage, auf die sie die Antwort bereits wusste: »Was ist das?«

»Hast du so eins noch nie benutzt? Die Dinger sind fantastisch. Man kann eine Zwiebel damit blitzschnell zerhacken.«

Der Anblick des Messers erfüllte Martie nicht mit dem gleichen Entsetzen wie ihr Schatten und ihr Spiegelbild im Bad. Dennoch und obwohl sie sich ihre eigenartige Reaktion nicht erklären konnte, löste es ein Gefühl des Unbehagens in ihr aus.

»Martie? Alles in Ordnung?«

»Ja, klar, gehen wir.«

Susan drehte am Türknauf, zögerte dann aber, die Küchentür zu öffnen.

Sachte griff Martie nach der Hand ihrer Freundin, und gemeinsam zogen sie die Tür nach innen und ließen das kalte, graue Licht und den schneidenden Wind herein.

Bei dem Gedanken, in die schutzlose Welt hinaustreten zu müssen, die sich hinter der Schwelle öffnete, wich Susan alle Farbe aus den Wangen.

»Wir haben das schon hundert Mal getan«, sagte Martie, um ihr Mut zu machen.

Krampfhaft umklammerte Susan den Türpfosten. »Ich kann da nicht rausgehen.«

»Du wirst«, sagte Martie bestimmt.

Als Susan Anstalten machte, in die Küche zurückzukehren, verstellte Martie ihr den Weg.

»Lass mich rein, es ist zu schlimm, ich leide *Todesqualen!*«

»Ich leide auch Todesqualen«, sagte Martie nur.

»Blödsinn.« Das Entsetzen zeichnete mit seinen hässlichen Krallen Susans schönes Gesicht, animalische Angst verdunkelte das Grün ihrer Dschungelaugen. »Du ziehst dich doch daran hoch, du genießt es, du bist verrückt.«

»Nein, ich bin nur gemein.« Martie hielt sich mit beiden Händen am Türpfosten fest, um sich einen sicheren Stand zu verschaffen. »Ich bin die gemeine Schlampe. *Du* bist das verrückte Huhn.«

Unvermittelt gab Susan ihre Bemühungen, Martie aus dem Weg zu stoßen, auf und klammerte sich haltsuchend an sie. »Verdammt, ich will das versprochene Mittagessen vom Chinesen!«

Martie beneidete Dusty, der an diesem Morgen keine größere Sorge haben würde als die Frage, ob der Regen noch lange genug auf sich warten ließ, damit er mit seinen Leuten ein paar Arbeiten erledigen konnte.

Die ersten dicken Regentropfen klatschten – zuerst in vereinzelt Schlägen, dann als immer schnelleres Geprassel – auf das Vordach.

Endlich wagten sie den Schritt über die Schwelle und standen draußen. Martie zog die Tür hinter sich zu und schloss sie ab.

Die Austreibungsphase lag hinter ihnen. Aber das, was noch vor ihnen lag und was Martie noch nicht sehen konnte, war viel schlimmer.

6. Kapitel

Skeet hechtete über die steile Dachschräge auf die Regenrinne zu. Darauf bedacht, einen Absprungpunkt zu treffen, von dem aus er bestimmt auf dem mörderischen Pflaster anstatt auf einem weichen Matratzenlager landen musste, hüpfte er über die orangebraunen, gewölbten Ziegel wie ein Kind, das über eine kopfsteingepflasterte Straße zum Eisverkäufer rennt, und Dusty jagte ihm in grimmiger Entschlossenheit nach.

Für einen Zuschauer, der die Männer von unten beobachtete, musste es so aussehen, als hätten beide den Verstand verloren und erfüllten nun einen Selbstmordpakt, den sie miteinander geschlossen hatten.

Sie hatten schon mehr als die Hälfte der Strecke hinter sich gebracht, als Dusty Skeet einholte und ihn packte, vom eingeschlagenen Weg wegriss und gemeinsam mit ihm quer über das Dach nach unten stolperte. Ein paar Ziegel zerbrachen unter ihren Tritten, und kleine Mörtelstückchen kullerten in Richtung Regenrinne. Auf diesem in Bewegung geratenen Geröll die Balance halten zu wollen glich in etwa dem Versuch, auf Murmeln zu laufen, noch erschwert durch den Regen, die glitschigen Flechten und Skeet, der sich, heftig um sich schlagend, mit spitzen Ellbogen und unter fröhlich-kindlichem Gekicher, energisch gegen den Rettungsversuch zur Wehr setzte. Sein unsichtbarer Tanzpartner, der Tod, schien Skeet eine übernatürliche Trittsicherheit und Eleganz der Bewegung zu verleihen, bis Dusty strauchelte und den Jüngeren mit sich zu Boden riss, worauf sie gemeinsam die letzten paar Meter abwärts schlitterten, auf die Matratzen zu oder auch nicht – Dusty hatte längst die Orientierung verloren –, und einen Abgang über die Dachrinne machten, die ein klimperndes Geräusch von sich gab, als wäre eine Basssaite angeschlagen worden.

Im Fallen ließ er Skeet los, und plötzlich musste er an Martie denken: an den frischen Duft ihres seidigen schwarzen Haars, an ihr schelmisches Lachen, ihre ehrlichen Augen.

Zehn Meter waren keine extreme Höhe, nicht mehr als drei Stockwerke, aber genug, um auch den dicksten Schädel zu spalten, genug, um ein Rückgrat so mühelos zu zerbrechen wie eine Salzstange; als Dusty daher mit dem Rücken zuerst auf dem Matratzenstapel landete und noch ein paar Mal nachfederte, dankte er Gott. Im nächsten Augenblick wurde ihm bewusst, dass er im freien Fall, als jeder Gedanke, der ihm durch den Kopf schoss, sein letzter hätte sein können, an Martie gedacht hatte und dass ihm der Gedanke an Gott erst im Nachhinein gekommen war.

Die Sorensons hatten erstklassige Matratzen gekauft. Beim Aufprall blieb Dusty nicht einmal die Luft weg.

Auch Skeet war auf dem weichen Untergrund gelandet. Jetzt lag er da, wie er aufgekommen war, das Gesicht im Matratzenbezug vergraben, die Arme über dem Kopf, reglos, als wäre er so zerbrechlich, dass ein Sturz auf weiche Baumwollpolster, Schaumstoff und luftige Daunenfüllung genügte, um ihm sämtliche eierschalendünnen Knochen im Leib zu zerschmettern.

Dusty richtete sich auf dem Stapel von Matratzen, deren oberste vom Regenwasser durchweicht war, auf Hände und Knie auf und drehte den Jungen auf den Rücken.

Skeet hatte sich die linke Wange aufgeschürft, und an seinem gekerbten Kinn prangte eine kleine Platzwunde. Beide Verletzungen hatte er sich vermutlich bei der Rutschpartie über das Ziegeldach zugezogen; keine von beiden blutete sonderlich stark.

»Wo bin ich?«, fragte Skeet.

»Nicht da, wo du sein wolltest.«

Um die bronzefarbenen Augen des Jungen lagen dunkle Schatten der Verzweiflung, Schatten, die in den Minuten auf

dem Dach nicht zu sehen gewesen waren. »Im Himmel?«

»Ich werd dafür sorgen, dass es dir wie die Hölle vorkommt, du durchgeknallter Spinner!« Motherwell, der sich drohend vor Skeet aufgebaut hatte, packte ihn am Pullover und zerrte ihn auf die Füße. Wäre der Himmel in diesem Moment von einem Blitz zerrissen und von Donnerschlägen erschüttert worden, hätte man Motherwell ohne weiteres für den nordischen Gewittergott Thor halten können. »Du fliegst raus aus meiner Kolonne, du bist erledigt, du elender Versager!«

Ohne Skeet abzusetzen, der an seinen ausgestreckten Armen dreißig Zentimeter über dem Boden zappelte, wandte sich Motherwell erbost an Dusty. »Ich meine es ernst, Chef. Entweder er verschwindet und lässt sich nicht mehr bei uns blicken, oder ich kann nicht mehr für dich arbeiten.«

»Ist ja schon gut. Lass ihn einfach runter, Ned.«

Anstatt Skeet loszulassen, schüttelte Motherwell ihn kräftig durch und schrie ihn so heftig an, dass kleine Speicheltröpfchen dessen Gesicht sprenkelten wie Kunstschnee einen Weihnachtsbaum. »Wenn wir erst mal neue Matratzen gekauft haben, drei teure Matratzen wohlgemerkt, ist unser Verdienst weitgehend zum Teufel. Ist dir das eigentlich klar, du Arschgesicht?«

An Motherwells ausgestreckten Armen baumelnd, ohne die geringsten Anstalten, sich zu wehren, sagte Skeet: »Ich habe dich nicht gebeten, die Matratzen hinzulegen.«

»Immer sachte«, sagte Dusty, rappelte sich hoch und kletterte von den Matratzen herunter.

»Es ging mir nicht darum, *dein* Leben zu retten, du Arschloch.«

»Ständig beschimpfst du mich«, beklagte sich Skeet. »Ich beschimpfe dich nie.«

»Du bist eine wandelnde Pestbeule.« Straight Edger wie Motherwell versagten sich so manches, aber niemals ihre Wut. Dusty bewunderte sie für ihr Bemühen, in der schmutzigen

Welt, in die sie hineingeboren wurden, ein sauberes Leben zu führen, und er verstand ihre Wut, auch wenn sie ihm manchmal gehörig auf die Nerven ging.

»Mann, ich *mag* dich«, sagte Skeet zu Motherwell. »Ich wollte, du würdest mich auch mögen.«

»Du bist ein Eiterpickel am Arsch der Menschheit«, schrie Motherwell aufgebracht und schleuderte Skeet wie einen Müllsack beiseite.

Um ein Haar wäre Skeet gegen Foster Newton geprallt, der gerade vorbeiging. Fig blieb vor dem Jungen stehen, der wie ein Häufchen Elend in der Auffahrt zusammengesackt war, warf Dusty einen Blick zu, sagte: »Wir sehn uns morgen, sofern es nicht regnet«, stieg über Skeet hinweg und ging, immer noch über Kopfhörer einer Radiosendung lauschend, zu seinem am Straßenrand geparkten Wagen, als würde er jeden Tag miterleben, dass sich jemand vom Dach stürzte.

»So eine Schweinerei«, sagte Motherwell und musterte kopfschüttelnd die Matratzen.

»Ich muss ihn in die Rehaklinik bringen«, sagte Dusty zu Motherwell, während er Skeet auf die Füße half.

»Ich kümmere mich um die Sauerei hier«, sagte Motherwell schicksalsergeben. »Schaff mir nur diese stinkende Kanalratte aus den Augen!«

Auf dem Weg über die regennasse geschwungene Auffahrt zur Straße stützte sich Skeet schwer auf Dusty. Die unnatürliche Energie, ob durch Drogen oder die Aussicht auf die bevorstehende Selbstzerstörung beflügelt, war von ihm abgefallen; er war jetzt vor Erschöpfung völlig schlaff und schlief fast im Stehen ein.

Als sie sich Dustys weißem Ford-Lieferwagen näherten, gesellte sich der Wachmann zu ihnen. »Ich muss einen Bericht über den Vorfall abliefern.«

»Ach ja? Wem denn?«

»Dem Büro der Hausbesitzervereinigung. Mit einer Kopie für

die Grundstücksverwaltung.«

»Die werden mir wohl nicht gleich einen Knieschuss verpassen, oder?«, fragte Dusty, während er Skeet mit dem Rücken gegen den Wagen lehnte.

»Nein, sie halten sich leider nie an meine Ratschläge«, sagte der Wachmann, und Dusty sah sich genötigt, seine Meinung über ihn zu revidieren.

Skeet, der aus seiner Betäubung erwacht war, mischte sich ein: »Die kehren dein Innerstes nach außen, Dusty. Ich kenne diese Schweine.«

Hinter dem Regenschleier hervor, der vom Schirm seiner Uniformmütze heruntertriefte, sagte der Wachmann: »Man wird Sie vielleicht auf eine Liste unerwünschter Handwerker setzen, die hier im Viertel nicht gern gesehen werden. Aber vermutlich wird Ihnen nicht mehr passieren, als dass man Sie auffordert, diesen Kerl nie wieder mit hierher zu bringen. Wie heißt er überhaupt mit vollem Namen?«

»Bruce Wayne«, sagte Dusty, während er die Beifahrertür öffnete.

»Skeet soundso, dachte ich.«

Dusty half Skeet in den Wagen und sagte: »Das ist nur sein Spitzname.« Was einerseits die Wahrheit war, andererseits aber auch wieder nicht.

»Ich will seinen Personalausweis sehen.«

»Den bringe ich später vorbei«, erklärte Dusty und knallte dabei die Tür zu. »Jetzt muss ich ihn erst mal zum Arzt bringen.«

»Hat er sich verletzt?« Der Wachmann folgte Dusty zur Fahrerseite des Wagens.

»Er ist fix und fertig.« Dusty schob sich hinter das Steuer und zog die Fahrertür hinter sich zu.

Der Wachmann klopfte ans Fenster.

Dusty betätigte mit einer Hand den Anlasser, mit der anderen kurbelte er das Fenster herunter. »Ja?«

»Sie sollten sich nicht wieder *Einsatzkommando* nennen, klar, aber *Kolonne* ist irgendwie auch nicht das richtige Wort. Wie wär's mit *Wanderzirkus* oder *Theatertruppe*?«

»Sie sind in Ordnung«, sagte Dusty. »Sie gefallen mir.«

Grinsend tippte sich der Wachmann mit dem Zeigefinger an die triefende Mütze.

Dusty kurbelte das Fenster hoch, schaltete die Scheibenwischer ein und fuhr, das Haus der Sorensons hinter sich lassend, davon.

7. Kapitel

Als Susan Jagger die Außentreppe hinunterstieg, die von ihrer im zweiten Stock gelegenen Wohnung zur Straße führte, hielt sie sich dicht an der Hauswand. Mit der Rechten tastete sie sich an der schindelverkleideten Wand entlang, als müsste sie sich ständig deren Schutz vergewissern, mit der Linken hielt sie Marties Arm umklammert. Mit gesenktem Kopf, die Augen starr auf ihre Fußspitzen gerichtet, nahm sie die zehn Zentimeter hohen Stufen so vorsichtig wie ein Bergsteiger, der eine Steilwand aus nacktem Granit zu bewältigen hat.

Da Susan die Kapuze ihres Regenmantels über den Kopf gezogen hatte und sie außerdem kleiner war als Martie, konnte Martie ihr Gesicht nicht erkennen, aber aus regenlosen Tagen wusste sie genau, wie sie es sich vorzustellen hatte. Kreidebleich vor Angst. Zähne zusammengebissen, der Mund ein schmaler Strich. Die grünen Augen schreckgeweitet, als wäre ihr ein Geist erschienen; aber es gab hier nur einen einzigen Geist: ihr einstmals waches Bewusstsein, das jetzt gelähmt war durch ihre Agoraphobie.

»Was ist mit der Luft los?«, fragte Susan mit zittriger Stimme.

»Nichts.«

»Man kann kaum atmen«, jammerte Susan. »Es ist stickig. Komischer Geruch.«

»Liegt an der Luftfeuchtigkeit. Der Geruch, das bin ich. Neues Parfüm.«

»Du? Parfüm?«

»Ich habe auch meine eitlen Momente.«

»Wir sind so ungeschützt«, sagte Susan ängstlich.

»Es ist nicht weit bis zum Auto.«

»Hier draußen kann alles passieren.«

»Es wird nichts passieren.«

»Man kann sich nirgendwo verstecken.«

»Es gibt nichts, wovor man sich verstecken müsste.«

Eine tausendfünfhundertjährige Litanei konnte nicht formelhafter sein als dieser sich zweimal wöchentlich wiederholende Dialog auf dem Weg zur Therapiesitzung und zurück.

Als sie am unteren Ende der Treppe ankamen, hatte der Regen an Stärke zugenommen. Dicke Tropfen prasselten durch die Blätter der Kübelpflanzen auf dem kleinen Vorplatz und spritzten von den Backsteinen hoch.

Susan hielt sich ängstlich an der Hausecke fest.

Martie legte den Arm um sie. »Stütz dich auf mich, wenn du magst.«

Susan nahm das Angebot dankbar an. »Es ist alles so merkwürdig hier draußen, anders als sonst.«

»Nichts hat sich verändert. Es ist bloß der Sturm.«

»Es ist eine neue Welt«, sagte Susan starrsinnig. »Und sie ist nicht gut.«

Aneinandergeschmiegt bewegten sie sich, beide mit eingezogenen Schultern, in dieser neuen Welt voran, erst eilig, da der Gedanke an den relativ geschützten Innenraum des Wagens Susan vorwärts trieb, dann wieder zögernd, weil die unendliche Leere über ihnen Susan wie eine schwere Last niederdrückte und fast zu zermalmen drohte. Vom Wind gepeitscht und vom Regen gegeißelt, sahen sie mit ihren Kapuzen und wehenden, aufgebauschten Regenmänteln aus wie zwei Betschwestern in voller Nonnentracht, die angesichts der ersten Vorzeichen des drohenden Weltuntergangs verzweifelt eine Zuflucht suchen.

Entweder zeigte der aufziehende Sturm seine Wirkung, oder die Gemütsverfassung der Freundin färbte auf sie ab, denn als sie sich über die Promenade zu dem Seitensträßchen vorkämpften, in dem sie ihren Wagen abgestellt hatte, wurde sich Martie zunehmend einer merkwürdigen Stimmung bewusst, die, deutlich wahrnehmbar, aber schwer zu fassen, in der Luft zu liegen schien. Auf dem Asphaltbelag der Promenade hatten

sich Pfützen gebildet, in denen Bilder wie in schwarzen Spiegeln tanzten, die, obwohl vom herunterprasselnden Regen so verzerrt, dass nichts Gegenständliches darin zu erkennen war, Martie doch nervös machten. Palmen, an denen der Sturm zerrte, peitschten mit ihren scharfen Wedeln durch die Luft, mit Wedeln, die sich grünlich-schwarz verfärbt hatten und deren lärmender, pfeifender, rasselnder Aufruhr tief in Marties Innerem einen Widerhall animalischer, unbändiger Leidenschaft fand. Zu ihrer Rechten war der Sand glatt und hell wie die Haut eines gewaltigen schlafenden Tiers, zu ihrer Linken erhob sich die Häuserzeile, und in jedem der Häuser, in deren großen, dem Meer zugewandten Panoramafenstern schwarze Wolken dahinjagten und windzerzauste Bäume schwankten, schien ein eigener Sturm zu toben.

All diese merkwürdigen Anzeichen einer unheimlichen Bedrohung, die um sie herum in der Luft lagen, irritierten Martie, aber viel bedrohlicher noch fand sie das ihr unbekannte und offensichtlich vom Sturm heraufbeschworene Gefühl, sich selbst fremd zu sein. Eine irrationale Sehnsucht danach, sich der magischen Kraft der ungestümen Elemente zu überlassen, beschleunigte ihren Puls. Die Angst vor einer dunklen Macht, die sie nicht beschreiben konnte, ergriff plötzlich Besitz von ihr: Sie fürchtete sich davor, sich nicht mehr unter Kontrolle zu haben, das Bewusstsein zu verlieren und irgendwann wieder aufzuwachen, um feststellen zu müssen, dass sie etwas Furchtbares getan hatte … etwas Unaussprechliches.

Bis zum heutigen Tag waren ihr nie solche Gedanken gekommen. Jetzt stürmten sie mit Macht auf sie ein.

Ihr fiel der ungewohnt saure Beigeschmack des Grapefruitsafts ein, den sie zum Frühstück getrunken hatte, und sie fragte sich, ob er vielleicht verdorben gewesen war. Ihr war nicht schlecht geworden, aber vielleicht hatte sie sich eine Variante einer Lebensmittelvergiftung zugezogen, die nicht von körperlichen, sondern eher von psychischen Krankheitssymptomen

begleitet wurde.

Schon wieder so ein absurder Gedanke. Verdorbener Fruchtsaft war als Erklärung ungefähr so nahe liegend wie die Behauptung, die CIA habe versucht, ihr Gehirn via Mikrowellensender mit Botschaften zu infiltrieren. Wenn sie sich noch lange auf diesen krummen Gleisen der Ungereimtheiten bewegte, würde sie bald raffinierte Kopfbedeckungen aus Alufolie zum Schutz gegen ferngesteuerte Gehirnwäsche erfinden.

Als sie die wenigen Zementstufen von der Strandpromenade zu dem schmalen Gässchen hinunterstiegen, in dem das Auto stand, bekam Martie bereits ebenso viel inneren Halt von Susan, wie sie ihr gab, hoffte allerdings, dass die Freundin dies nicht spürte.

Sie öffnete die Beifahrertür und half Susan in den roten Saturn, dann ging sie um das Auto herum und schob sich hinter das Steuer.

Regen trommelte auf das Dach und verursachte ein kaltes, hallendes Geräusch, das an Hufgeklapper erinnerte – als kämen die vier apokalyptischen Reiter, Pest, Krieg, Hungersnot und Tod, in gestrecktem Galopp über den nahe gelegenen Strand auf sie zu.

Martie streifte die Kapuze ab und suchte erst in der einen, dann in der anderen Manteltasche nach den Wagenschlüsseln.

Unterdessen verharrte Susan, ohne die Kapuze abzusetzen, mit gesenktem Kopf auf dem Beifahrersitz. Sie hatte die Fäuste gegen die Wangen gepresst und die Augen fest geschlossen, und ihre Gesichtszüge waren so angespannt, als würde der Saturn in einer dieser hydraulischen Schrottpressen stecken, die eine Limousine innerhalb kürzester Zeit zu einem kubikmetergroßen Würfel zusammenquetschen konnten.

Martie beäugte konzentriert den Wagenschlüssel. Es war derselbe, den sie auch sonst benutzte, aber plötzlich kam es ihr vor, als wäre seine Spitze so gefährlich scharf wie noch nie. Der gezackte Rand erinnerte sie an den Wellenschliff eines

Brotmessers, und das wiederum brachte ihr das Wiegemesser in Susans Küche in Erinnerung.

Dieser einfache Schlüssel war eine potenzielle Waffe. In ihrem Kopf drängten sich wirre Bilder von dem blutigen Gemetzel, das man mit so einem Autoschlüssel anrichten konnte.

»Was ist los?«, fragte Susan, ohne die Augen zu öffnen.

Bemüht, sich den inneren Aufruhr nicht anmerken zu lassen, steckte Martie den Schlüssel ins Zündschloss und sagte: »Konnte meinen Schlüssel nicht finden. Alles in Ordnung. Jetzt habe ich ihn.«

Aufheulend sprang der Motor an. Als Martie den Sicherheitsgurt anlegen wollte, zitterten ihr die Hände so sehr, dass der Plastikverschluss und die Metallzunge aufeinander klapperten wie ein aufgezogenes Gebiss aus dem Scherzartikelladen, bevor der Mechanismus endlich einschnappte.

»Was ist, wenn mir hier draußen etwas passiert, und ich komme nie wieder nach Hause?«, fragte Susan besorgt.

»Ich passe auf dich auf«, versicherte Martie, obwohl ihr diese Worte angesichts der eigenen merkwürdigen Gemütsverfassung wie Hohn in den Ohren klangen.

»Aber was ist, wenn *dir* etwas passiert?«

»Mir wird nichts passieren«, sagte Martie im Brustton der Überzeugung, während sie die Scheibenwischer einschaltete.

»Niemand ist dagegen gefeit, dass ihm irgendetwas passiert. Sieh dir doch an, was mit mir passiert ist!«

Martie fuhr an, lenkte den Wagen vom Randstein weg zum Ende des kurzen Sträßchens und bog dann in den Balboa Boulevard ein. »Halt dich fest. Nicht mehr lange, dann bist du in Dr. Ahrimans Praxis.«

»Nicht, wenn wir einen Unfall haben«, jammerte Susan.

»Ich bin eine gute Fahrerin.«

»Wir könnten eine Panne haben.«

»An dem Auto ist alles in Ordnung.«

»Es regnet ziemlich heftig. Wenn die Straßen überschwemmt sind …«

»Vielleicht werden wir auch von einer Horde schleimiger Marsbewohner entführt«, fiel Martie ihr ins Wort. »Sie bringen uns zu ihrem Raumschiff und zwingen uns, Nachkommen mit scheußlichen quallenartigen Monstern zu zeugen.«

»Es gibt manchmal Überschwemmungen hier auf der Halbinsel«, verteidigte sich Susan.

»Um diese Jahreszeit legt sich Big Foot am Pier auf die Lauer und beißt jedem, der nicht aufpasst, den Kopf ab. Wir können nur hoffen, dass wir nicht ausgerechnet in dieser Gegend eine Panne haben.«

»Du bist bösartig«, sagte Susan beleidigt.

»Ich bin abgrundtief gemein«, bestätigte Martie.

»Grausam, das bist du. Ich meine es ernst.«

»Ich bin abscheulich.«

»Bring mich nach Hause!«

»Nein.«

»Ich hasse dich!«

»Ich liebe dich trotzdem«, sagte Martie.

»Ach, Scheiße«, sagte Susan kleinlaut. »Ich liebe dich auch.«

»Halt durch.«

»Es ist so schwer.«

»Ich weiß, Liebes.«

»Was ist, wenn uns das Benzin ausgeht?«

»Der Tank ist voll.«

»Ich kriege hier draußen keine Luft. Ich kann nicht atmen.«

»Aber du atmest doch, Susan.«

»Aber die Luft ist wie … zäher Schleim. Und ich habe Schmerzen in der Brust. Mein Herz. Mir geht es schlecht.«

»Mir geht hier jemand gehörig auf die Nerven«, sagte Martie. »Rate mal, wer.«

»Du bist eine gemeine Schlampe.«

»Das ist nichts Neues.«

»Ich hasse dich.«

»Ich liebe dich«, sagte Martie geduldig.

Susan fing an zu weinen. Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Ich kann nicht mehr.«

»Es ist nicht mehr weit.«

»Ich hasse mich selbst.«

Martie runzelte die Stirn. »Sag so etwas nicht. Sag so etwas nie wieder!«

»Ich hasse das, was aus mir geworden ist. Dieses verängstigte, verhuschte *Etwas*, das aus mir geworden ist.«

Tränen der Mitleids ließen die Welt vor Marties Augen verschwimmen. Sie blinzelte heftig, um wieder klar sehen zu können.

Vom kalten Pazifik schwappten dunkle Wolkenwellen über den Himmel wie eine nächtliche Flut, die einsetzte, um den trostlosen neuen Tag wegzuspülen. Die Scheinwerfer der entgegenkommenden Fahrzeuge, die auf dem Pacific Coast Highway in Richtung Norden fuhren, malten silbrige Flecke auf den nassen Asphalt.

Das Gefühl einer unheimlichen Bedrohung war verschwunden. Nichts an dem regnerischen Tag erschien Martie in diesem Augenblick merkwürdig. Im Gegenteil, die Welt war so herzzerreißend schön, so in jeder Hinsicht vollkommen, dass Martie nur noch die eine schreckliche Angst hatte, sie könnte ihr verloren gehen.

»Martie«, sagte Susan in resigniertem Ton, »kannst du dich erinnern … wie ich früher war?«

»Ja. Lebhaft sogar.«

»Ich kann es nicht. An manchen Tagen kann ich mich nicht mehr erinnern, jemals anders gewesen zu sein, als ich es jetzt bin. Ich habe Angst, Martie. Nicht nur davor, aus dem Haus zu gehen. Ich habe Angst vor … den vielen Jahren, die vor mir liegen.«

»Wir werden es gemeinsam durchstehen«, sagte Martie

beschwichtigend, »und es wird viele gute Jahre geben.«

Die Zufahrtsstraße zu Fashion Island, dem größten Einkaufs- und Bürokomplex von Newport Beach, war von ausladenden Phönixpalmen gesäumt. Wie Löwen, die zum Gebrüll ansetzen, schüttelten die Bäume ihre mächtigen grünen Mähnen im Wind.

Dr. Mark Ahrimans Praxisräume lagen im vierzehnten Stock eines der Hochhäuser, die am Rande des ausgedehnten, wesentlich niedriger gebauten Einkaufszentrums aufragten. Susan vom Parkplatz in die Eingangshalle und dann quer durch die Halle über eine schier endlose Fläche glänzend polierter Granitplatten in einen Aufzug zu bugsieren war vielleicht nicht so anstrengend wie. Frodos Reise aus dem friedlichen Auenland ins Land Mordor, wo es den Einen Ring zu vernichten galt – dennoch war Martie froh, als die Tür zuglitt und die Kabine nach oben schnurrte.

»Fast in Sicherheit«, murmelte Susan. Den Blick starr auf das Anzeigenfeld über der Tür gerichtet, folgte sie mit den Augen dem Licht, das sich von Zahl zu Zahl auf die 14, den Ort ihrer Zuflucht, zubewegte.

Obwohl in einem geschlossenen Raum und ganz allein mit Martie, fühlte sich Susan im Aufzug nie sicher. Aus diesem Grund und weil Martie wusste, dass aus Susans angstgetrübter Sicht auch der Raum vor dem Aufzug und die angrenzenden Flure – ja, sogar das Wartezimmer des Psychiaters – feindliches Territorium waren, auf dem unzählige Gefahren lauerten, hatte sie den Arm um die Schultern der Freundin gelegt. Jeder öffentliche Raum, so klein und geschützt er auch sein mochte, war für sie insofern ein *offener* Raum, als jeder ihn jederzeit betreten konnte. Es gab nur zwei Orte, an denen sie sich wirklich sicher fühlte: ihr Haus auf der Halbinsel … und Dr. Ahrimans Sprechzimmer, wo nicht einmal der Ausblick auf das wild bewegte Küstenpanorama sie in Angst und Schrecken versetzen konnte.

»Fast in Sicherheit«, sagte Susan noch einmal, als sich die Tür des Aufzugs im vierzehnten Stock geräuschlos öffnete.

Merkwürdigerweise musste Martie wieder an Frodo aus *Der Herr der Ringe* denken. Frodo in dem Tunnel, durch den man ins Reich des Bösen, nach Mordor, gelangte. Frodo im Kampf gegen den Wächter des Tunnels, das spinnenartige Ungeheuer Kankra. Frodo von der monströsen Kreatur gestochen, scheinbar tot, in Wirklichkeit aber nur gelähmt und beiseite gelegt, um später verschlungen zu werden.

»Auf geht's, auf geht's«, flüsterte Susan. Zum ersten Mal, seit sie ihre Wohnung verlassen hatte, drängte Susan förmlich vorwärts.

Martie konnte sich selbst nicht erklären, warum sie plötzlich den Wunsch hatte, ihre Freundin in den Aufzug zurückzuziehen, nach unten zu fahren und wieder ins Auto zu steigen.

Wieder überkam sie dieses unangenehme Gefühl, etwas Unwirkliches zu erleben, als stünde sie nicht im Vorraum eines Aufzugs, sondern in dem Tunnel, in dem Frodo und sein Gefährte Sam Gamdschie auf das pulsierende, vieläugige Spinnenmonster gestoßen waren.

Ein Geräusch hinter sich ließ sie ängstlich herumfahren. Fast erwartete sie, Kankras drohendem Schatten gegenüberzustehen. Die Aufzugtür war im Begriff, sich zu schließen. Das war alles.

In ihrer Vorstellung hatte die Membran zwischen den Dimensionen einen Riss bekommen, und Tolkiens Welt drang unaufhaltsam in die Wirklichkeit von Newport Beach. Vielleicht hatte sie sich zu lange und zu verbissen mit dem Entwurf des Videospiels beschäftigt. Konnte sie in ihrem fanatischen Bemühen, dem *Herrn der Ringe* gerecht zu werden, und in ihrem Zustand psychischer Erschöpfung Realität und Fantasie nicht mehr auseinanderhalten?

Nein. Das war es nicht. Die Wahrheit war zwar weniger fantastisch, aber ebenso rätselhaft.

In diesem Moment fiel Marties Blick auf ihr Spiegelbild auf der verspiegelten Wand einer Mauernische, in der ein Feuerwehrschlauch hing. Erschüttert über den Ausdruck der Angst, der sich messerscharf in ihr Gesicht gegraben hatte, wandte sie sich hastig ab. Ihre Züge wirkten schroff, die Lachfalten wie tiefe Schnitte, der Mund wie eine Narbe, die Augen wie Wunden. Was sie veranlasste, sich abzuwenden, war jedoch nicht der unvorteilhafte Anblick, den sie bot. Etwas anderes. Schlimmeres. Etwas, was sie nicht zu benennen vermochte.

Was geschieht mit mir?

»Auf geht's«, sagte Susan in noch drängenderem Ton als zuvor. »Martie, was ist los? *Auf geht's!*«

Widerwillig führte Martie die Freundin aus dem Vorraum hinaus und bog mit ihr nach links in den Flur ein.

Susan sprach sich mit ihrem Mantra Mut zu – »fast in Sicherheit, fast in Sicherheit« –, aber Martie fand keinen Trost darin.

8. Kapitel

Der Wind fegte die regennassen Blätter von den Bäumen, und in den Rinnsteinen gurgelten wahre Sturzbäche und stauten sich vor verstopften Kanalabflüssen. Dusty lenkte den Wagen die steile Straße nach Newport hinunter.

»Ich bin völlig durchnässt. Mir ist kalt«, jammerte Skeet.

»Mir auch. Zum Glück sind wir hoch entwickelte Primaten und verfügen über jede Menge nützlicher Apparaturen.« Damit schaltete Dusty die Heizung ein.

»Ich hab's vermasselt«, murmelte Skeet.

»Wer, du?«

»Ich schaffe es immer, alles zu vermasseln.«

»Jeder ist zu irgendetwas gut.«

»Bist du sauer auf mich?«

»Im Augenblick habe ich die Nase gestrichen voll von dir«, sagte Dusty wahrheitsgemäß.

»Hasst du mich?«

»Nein.«

Mit einem Seufzer ließ Skeet sich noch tiefer in den Beifahrersitz gleiten. So, wie er schlaff zusammengesackt und mit leicht dampfenden Kleidern da saß, sah er eher wie ein Haufen feuchter Wäsche aus als wie ein Mensch. Die verquollenen, rotgeränderten Lider fielen ihm zu. Der Mund stand offen. Er schien zu schlafen.

Die Wolken hingen grauschwarz wie ein Gemisch aus nasser Asche und verkohltem Holz am Himmel. Der Regen glitzerte nicht silbrig wie sonst, sondern er war dunkel und trübe, als würde eine Putzfrau ihren schmutzigen Lappen auswringen.

Dusty fuhr in östlicher Richtung durch Newport, dann in südlicher Richtung bis nach Irvine. Er hoffte inständig, dass im New Life, einer Rehaklinik für Drogen- und Alkoholsüchtige, ein Bett frei war.

Skeet hatte bereits zwei Entzugsversuche hinter sich, einen davon vor sechs Monaten im New Life. Bei seiner Entlassung war er clean gewesen und ernsthaft entschlossen, es auch zu bleiben.

Aber beide Male war er, sobald er den Entzug beendet hatte, langsam, aber sicher wieder in die alten Geleise geraten.

Bis jetzt war er allerdings noch nie so tief unten gewesen, dass er seinem Leben ein Ende hätte setzen wollen. Vielleicht wurde ihm aus der Sicht dieses neuen Tiefpunkts klar, dass dies seine letzte Chance war.

Ohne den Kopf zu heben, sagte Skeet. »Tut mir Leid … vorhin auf dem Dach. Tut mir Leid, dass ich vergessen hatte, wer dein Vater war. Dr. Dekon. Ich bin einfach fix und fertig.«

»Ist schon gut. Ich habe fast mein ganzes Leben lang versucht, ihn zu vergessen.«

»Ich wette, du erinnerst dich an *meinen* Vater.«

»Dr. Holden Caulfield. Professor der Literaturwissenschaft.«

»Er ist ein echter Scheißkerl«, sagte Skeet.

»Das sind sie alle. Manche Frauen fliegen eben auf Scheißkerle.«

Skeet hob den Kopf so langsam, als wäre er eine schwere Last, die von einem komplizierten hydraulischen Kransystem in die Höhe gehievt wurde. »Holden Caulfield ist nicht mal sein richtiger Name.«

Dusty bremste vor einer roten Ampel und warf Skeet einen skeptischen Seitenblick zu. Der Name, identisch mit dem des jugendlichen Helden in Salingers *Der Fänger im Roggen*, schien ihm einfach zu passend, um erfunden zu sein.

»Er hat ihn offiziell ändern lassen, als er einundzwanzig war«, erklärte Skeet. »Sein richtiger Name war Sam Farner.«

»Ist das Kifferlatein oder die Wahrheit?«

»Die Wahrheit«, sagte Skeet. »Sams alter Herr war Berufsoffizier. Colonel Thomas Jackson Farner. Seine Mutter, Luanne, hat in einem Kindergarten gearbeitet. Sam hat sich mit seinen

Eltern überworfen – *nachdem* sie ihm das College finanziert hatten und als er ein Stipendium für die letzten Semester bis zum Magisterexamen in der Tasche hatte. Ansonsten hätte er den Eklat vielleicht noch hinausgezögert und ihnen noch ein bisschen Geld für das Studium aus der Tasche geleiert.«

Dusty kannte Skeets Vater – den angeblichen Holden Caulfield –, und er kannte ihn nur zu gut, weil dieser aufgeblasene Schweinehund nämlich sein Stiefvater war. Trevor Penn Rhodes, Dustys Vater, war der zweite in der Liste der vier Ehemänner seiner Mutter gewesen, Holden Sam Caulfield Farner der dritte. Von Dustys viertem bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr hatte dieser selbst ernannte Edelmann mit einem Autoritätsanspruch und einem soziopathischen Ingrimm, für die Hannibal Lecter ihm auf die Schulter geklopft hätte, als Herrscher von Gottes Gnaden ein selbstherrliches Regiment über die Familie geführt. »Er hat behauptet, seine Mutter sei Professorin in Princeton gewesen, sein Vater Professor in Rutgers. Alle diese Geschichten …«

»Sind nicht biografisch«, sagte Skeet bestimmt. »Eine frei erfundene Lebensgeschichte.«

»Und ihr tragischer Tod in Chile …?«

»Erstunken und erlogen.« In Skeets blutunterlaufenen Augen glühte ein Funke, der Rachegelüste verriet. Einen Moment lang wirkte der Junge weder verzweifelt noch verhärmt und am Boden zerstört, sondern er schien von einer wilden, kaum verhohlenen hämischen Freude erfüllt zu sein.

»Hat er sich so gründlich mit Colonel Farner zerstritten, dass er seinen Namen ändern wollte?«, fragte Dusty »Wahrscheinlich hat ihm bloß *Der Fänger im Roggen* gefallen.«

»Na ja«, sagte Dusty etwas erstaunt, »vielleicht hat ihm das Buch gefallen, aber hat er es wirklich begriffen?« Was eine alberne Frage war. Skeets Vater hatte einen Verstand, der so flach wie eine Petrischale war, und die Kulturen, die er darin in rascher Folge züchtete, waren kurzlebige Schwärmereien, die

meist nicht weniger destruktiv waren als Salmonellen. »Wer würde schon gern Holden Caulfield sein?«

»Sam Farner, mein guter alter Herr Papa. Und ich wette, es hat seiner Universitätskarriere nicht geschadet. In seinen Kreisen prägt sich ein solcher Name ein.«

Hinter ihnen ertönte eine Hupe. Die Ampel war von Rot auf Grün umgesprungen.

Während er wieder anfuhr, fragte Dusty: »Woher weißt du das alles?«

»In erster Linie … aus dem Internet.« Skeet richtete sich etwas auf und strich sich mit den knochigen Fingern die nassen Haare aus dem Gesicht. »Zuerst habe ich mir auf der Homepage von Rutgers das Verzeichnis der Fakultätsmitglieder angesehen, in dem alle aufgelistet sind, die je dort unterrichtet haben. Dasselbe mit Princeton. An keiner der beiden Universitäten gab es je einen Professor oder eine Professorin mit dem Namen seiner Eltern. Seiner *Fantasieeltern*, meine ich.«

In seiner Stimme schwang unverkennbar ein Anflug von Stolz mit, als er von den Strapazen erzählte, die er auf der Suche nach der Wahrheit über seinen Vater auf sich genommen hatte. Diese detektivische Leistung hatte ihm einiges an Kraftanstrengung, kreativem Denken und vor allem nüchterner Logik abgefordert.

Die Vorstellung, dass dieser zerbrechliche Junge, der vom Leben ebenso gebeutelt war wie von seiner Sucht und seinen Neurosen, die Kraft aufgebracht hatte, sich so intensiv und so lange mit einer Sache zu beschäftigen, bis sie zu Ende gebracht war, erstaunte Dusty.

»Der alte Herr meines alten Herrn, Colonel Farner … der ist schon lange tot«, sagte Skeet. »Aber Luanne, seine Mutter, lebt noch. Sie ist achtundsiebzig, und sie wohnt in Cascade, Colorado.«

»Deine Großmutter also«, warf Dusty ein.

»Bis vor drei Wochen wusste ich nichts von ihrer Existenz.

Hab zweimal mit ihr telefoniert. Sie scheint echt nett zu sein, Dusty. Hat ihr das Herz gebrochen, als ihr einziger Sohn nichts mehr von ihnen wissen wollte.«

»Wie kam es eigentlich dazu?«

»Politische Differenzen. Frag mich nicht, was das zu bedeuten hat.«

»Er wechselt seine Überzeugungen so oft wie seine Designersocken«, sagte Dusty. »Es muss einen anderen Grund gegeben haben.«

»Nach dem, was Luanne sagt, nein.«

Der Stolz auf seine Leistung, der Skeet die Kraft gegeben hatte, seine Schultern ein bisschen zu straffen und den Kopf höher zu tragen, reichte nicht mehr, ihn aufzurichten. Langsam sackte er wieder in sich zusammen und zog sich wie eine Schildkröte in seinen Panzer aus aufsteigendem Dampf, feuchtem Geruch und schlapp herunterhängenden, regendurchweichten Kleiderfalten zurück.

»Du kannst dir das alles nicht noch einmal leisten«, sagte Skeet, als Dusty auf den Parkplatz der New-Life-Klimk einbog.

»Mach dir darüber keine Gedanken. Ich habe zwei Großaufträge an Land gezogen. Außerdem denkt sich Martie am laufenden Band die schrecklichsten Todesarten für Orks und andere Monster aus, was ihr einiges an Kohle einbringt.«

»Ich weiß nicht, ob ich die ganze Prozedur noch einmal durchstehen kann.«

»Du kannst. Du bist heute Vormittag von einem Dach gesprungen. Danach müsste der Entzug eigentlich ein Kinderspiel für dich sein.«

Die Privatklinik war in einem Gebäude untergebracht, das wie der Firmensitz einer gut gehenden mexikanischen Fastfood-Restaurantkette aussah: eine zweigeschossige Hazienda mit einer dem Erdgeschoss vorgebauten Bogenhalle und einer Reihe überdachter Balkone im ersten Stock, das Ganze penibel ordentlich mit Bougainvilleen verziert, deren Zweige

fein säuberlich einzeln um Säulen und Bogenrundungen drapiert worden waren. Die Vollkommenheit dieses Arrangements stach so aufdringlich ins Auge, dass man den Eindruck hatte, sich in einer künstlich geschaffenen Welt à la Disney zu bewegen, in der alles, vom Rasen bis zum Dach, aus Plastik gestanzt war. Hier hatte sogar der schmutziggraue Regen einen unwirklichen Talmiglanz.

Dusty parkte am Randstein in der Nähe des Eingangs in dem Bereich, der für Neuaufnahmen reserviert war. Er schaltete die Scheibenwischer aus, ließ aber den Motor noch laufen. »Hast du ihm erzählt, was du herausgefunden hast?«

»Dem guten Herrn Papa meinst du?« Skeet schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Nein. Es reicht mir, dass ich es weiß.«

In Wahrheit hatte Skeet noch ebenso große Angst vor Professor Caulfield, geborener Farner, wie als Kind – und möglicherweise mit gutem Grund.

»Cascade, Colorado.« Skeet sprach den Namen aus, als wäre es ein magischer Ort, Heimat von Zauberern, Greifen und Einhörnern.

»Willst du hinfahren und deine Großmutter besuchen?«

»Zu weit weg. Zu schwierig«, sagte Skeet. »Ich darf nicht mehr fahren.«

Man hatte ihm nach einer Reihe von Verkehrsverstößen den Führerschein entzogen. Zur Arbeit ließ er sich immer von Fig Newton mitnehmen.

»Hör zu«, sagte Dusty, »wenn du das Programm durchgezogen hast, fahre ich mit dir nach Cascade zu deiner Oma.«

Skate riss die Augen auf. »O Mann, das ist gefährlich.«

»So schlecht fahre ich nun auch wieder nicht.«

»Ich meine damit, dass man von den Leuten enttäuscht wird. Außer von dir und Martie. Und Dominique. Sie hat mich nie enttäuscht.«

Dominique war ihre Halbschwester. Sie war mit dem Down-

Syndrom geboren worden und noch als Kleinkind gestorben. Keiner von beiden hatte sie kennen gelernt, aber Skeet besuchte manchmal ihr Grab. *Die Einzige, die davongekommen ist*, nannte er sie.

»Man wird immer enttäuscht«, sagte er, »darum ist es nicht klug, wenn man zu viel von den Leuten erwartet.«

»Du hast gesagt, dass sie am Telefon nett geklungen hat. Und offensichtlich verachtet dein Vater sie, was ein gutes Zeichen ist. Verdammt gut. Und wenn sich herausstellen sollte, dass sie des Teufels Großmutter ist, bin ich ja bei dir und breche ihr alle Knochen.«

Mit einem wehmütigen Lächeln starrte Skeet durch die regenüberströmte Windschutzscheibe nach draußen, aber was er dort sah, war vielleicht nicht die reale Umgebung, sondern das erträumte Bild von Cascade, Colorado, wie er es sich im Geist bereits ausgemalt hatte. »Sie hat gesagt, sie hat mich lieb. Obwohl sie mich überhaupt nicht kennt.«

»Du bist ihr Enkel«, sagte Dusty und stellte den Motor ab.

Skeets Augen wirkten nicht nur gerötet und verquollen, sondern geradezu *wund*, als hätten sie zu viel Schmerzhaftes gesehen. Aber das Lächeln in den kältebleichen, zerstörten Zügen seines eingefallenen Gesichts strahlte Wärme aus. »Du bist nicht nur ein Halbbruder. Du bist ein Bruder und noch ein halber dazu.«

Dusty legte die Hand auf Skeets Hinterkopf und zog ihn an sich. Stirn an Stirn saßen sie eine Weile so da, und keiner von beiden sagte ein Wort.

Dann stiegen sie aus dem Lieferwagen und standen im kalten Regen.

9. Kapitel

Die dominierenden Möbelstücke in Dr. Mark Ahrimans Wartezimmer waren vier paarweise angeordnete, dem Design Ruhlmans nachempfundene Art-deco-Stühle aus lackiertem Holzgeflecht mit schwarzen Ledersitzen. Der Bodenbelag bestand aus schwarzem Granit, ebenso wie die Platten der beiden Beistelltische, auf denen in ordentlich gefächerten Stapeln der *Architectural Digest* und *Vanity Fair* ausgelegt waren. Die Farbe der Wände war auf den Honigton des Holzgeflechts abgestimmt.

Die einzigen Gemälde an den Wänden waren zwei Art-déco-Bilder, nächtliche Stadtlandschaften, die an die frühen Arbeiten von Georgia O'Keeffe erinnerten.

Die stilvolle Einrichtung strahlte im Übrigen eine heitere Ruhe aus. Wie immer war Susan sichtlich erleichtert, sobald sie die Schwelle dieses Raums überschritten hatte. Zum ersten Mal, seit sie ihre Wohnung verlassen hatte, musste sie nicht mehr bei Martie Halt suchen. Ihre Körperhaltung wirkte jetzt selbstbewusster. Sie hob den Kopf, schob die Kapuze zurück und atmete in langen, tiefen Zügen, als wäre sie gerade aus der Tiefe eines kalten Sees an die Wasseroberfläche aufgetaucht.

Merkwürdigerweise spürte auch Martie eine gewisse Erleichterung. Die an- und abschwellende Angst, die aus keiner erkennbaren Quelle gespeist wurde, flaute ab, als sie die Tür des Wartezimmers hinter sich zumachte.

Hinter der Scheibe zum Empfang war Jennifer, Dr. Ahrimans Sprechstundenhilfe, zu sehen. Sie saß an ihrem Schreibtisch, hielt den Telefonhörer ans Ohr und winkte ihnen zu.

Eine Tür wurde geräuschlos geöffnet. Als wäre er telepathisch über die Ankunft seiner Patientin informiert worden, trat Dr. Ahriman aus dem gleichermaßen elegant ausgestatteten Zimmer, in dem die Therapiesitzungen stattfanden. Untadelig in einen dunkelgrauen Vestimenta-Anzug gekleidet, nicht

minder durchgestylt als das Interieur seiner Praxisräume, bewegte er sich mit der lockeren Geschmeidigkeit eines Profisportiers.

In den Vierzigern, groß und sonnengebräunt, sah er mit seinem graumelierten Haar so gut aus wie auf den Fotos, die auf der Rückseite seiner viel gelesenen Psychologie-Bücher prangten. Obwohl der Blick seiner haselnussbraunen Augen sehr direkt war, wirkte er weder aufdringlich noch herausfordernd oder abweisend, sondern warm und beruhigend. Dr. Ahriman ähnelte Marties Vater nicht im Geringsten; aber genau wie dieser strahlte sein ganzes Wesen Herzlichkeit, aufrichtiges Interesse an den Menschen und eine ungezwungene Selbstsicherheit aus. In ihren Augen hatte er etwas Väterliches an sich.

Er vermied es, Susan auf ihre Ängste anzusprechen und sie im Ton professioneller Besorgnis danach zu fragen, wie sie den Weg zu seiner Praxis bewältigt hatte. Stattdessen sprach er so mitreißend über die Schönheit des Sturms, als wäre der trübe, verregnete Vormittag so lichtdurchflutet wie ein Gemälde von Renoir. So, wie er das Vergnügen eines Spaziergangs im Regen schilderte, hätte man meinen können, die unwirtliche Kälte eines Regentags sei so beschwichtigend für das Gemüt wie ein Sonnenbad am Strand.

Als Susan ihren Regenmantel auszog und ihn Martie in die Hand drückte, lächelte sie bereits. Der ängstliche Ausdruck war aus ihrem Gesicht verschwunden, nur in den Augen war noch eine Spur davon zu erkennen. Den Weg vom Warteraum zum Sprechzimmer legte sie nicht gebeugt wie eine alte Frau zurück, sondern beschwingt wie ein junges Mädchen. Der Panoramablick auf die Küstenlandschaft, der sich hier aus dem vierzehnten Stockwerk bot, schien sie nicht weiter zu beunruhigen.

Wie immer staunte Martie über die beruhigende Wirkung, die Dr. Ahrimans Gegenwart unweigerlich auf Susan ausübte,

und sie überlegte ernsthaft, ob sie ihn überhaupt auf ihre Sorgen ansprechen sollte. Doch dann entschloss sie sich, ihn, bevor er Susan in das Sprechzimmer folgte, um ein kurzes Gespräch zu bitten.

An Susan gewandt, sagte er: »Ich bin gleich bei Ihnen«, dann schloss er die Tür hinter ihr.

Martie und Dr. Ahriman entfernten sich ein Stück von der Tür. In der Mitte des Wartezimmers blieben sie stehen, und Martie sagte mit gedämpfter Stimme: »Ich mache mir Sorgen um sie, Doktor.«

Sein Lächeln wirkte so tröstlich wie eine heiße Tasse Tee mit Zuckergebäck und ein Lehnsessel am Kamin. »Sie macht sich gut, Mrs. Rhodes. Ich bin sehr zufrieden mit ihr.«

»Gibt es kein Medikament, das Sie ihr verschreiben könnten? Ich habe gelesen, dass angstlösende Mittel heute …«

»In ihrem Fall wären Psychopharmaka ein schwerer Fehler. Medikamente sind nicht immer die richtige Lösung. Glauben Sie mir, wenn solche ihr helfen könnten, hätte ich im Handumdrehen das Rezept ausgestellt.«

»Aber es geht jetzt schon seit sechzehn Monaten so mit ihr.«

Er legte den Kopf schief und sah sie an, als wüsste er nicht, ob sie ihn auf den Arm nehmen wollte. »Haben Sie wirklich keine Veränderung an ihr bemerkt, vor allem in den letzten paar Monaten?«

»Doch, eine gewaltige. Und ich habe den Eindruck … Also, ich bin kein Arzt, kein Therapeut, aber ich finde, es ist schlimmer geworden. Wesentlich schlimmer.«

»Sie haben Recht. Ihr Zustand hat sich verschlechtert. Aber das ist kein schlechtes Zeichen.«

»Ist es nicht?«, fragte Martie verblüfft.

Offensichtlich spürte Dr. Ahriman, wie nah ihr die Sorge um die Freundin ging, und vielleicht ahnte er auch, dass diese Sorge nicht der einzige Grund für ihre innere Unruhe war, denn er führte sie zu einem Stuhl und setzte sich dann neben sie.

»Agoraphobie«, erklärte er, »ist eine Erkrankung, die sich nicht allmählich entwickelt, sondern schlagartig einsetzt. Die Angst wird bei der hundertsten Panikattacke üblicherweise ebenso stark empfunden wie bei der ersten. Wenn sich also die Intensität der Angst verändert, ist das oft ein Zeichen dafür, dass der Patient an der Schwelle eines Durchbruchs steht.«

»Auch wenn die Angst stärker wird?«

»Besonders dann, wenn sie stärker wird.« Dr. Ahriman zögerte kurz, dann fuhr er fort: »Ihnen ist sicher bewusst, dass ich meine ärztliche Schweigepflicht Susan gegenüber brechen würde, wenn ich mit Ihnen über Einzelheiten ihres Falls sprechen würde. Aber im Allgemeinen ist die Angst für einen Agoraphobiker eine Flucht vor der Welt, er benutzt sie, um nicht mit anderen Menschen kommunizieren zu müssen oder um sich nicht mit traumatischen Erlebnissen beschäftigen zu müssen. Die Einsamkeit ist für ihn ein Schutz …«

»Aber Susan hasst diese Angst, das Gefangensein in ihrer Wohnung.«

Er nickte. »Ihre Verzweiflung ist tief und echt. Trotzdem ist ihr Bedürfnis, sich nach außen abzuschotten, stärker als der Kummer über die Grenzen, die ihr durch ihre Phobie gesetzt werden.«

Tatsächlich war Martie schon manchmal der Verdacht gekommen, dass Susan sich nicht nur in ihrer Wohnung verkroch, weil sie Angst vor der Außenwelt hatte, sondern auch, weil sie sich dort am wohlsten fühlte.

»Wenn die Patientin zu begreifen beginnt, warum sie die Einsamkeit braucht«, fuhr Dr. Ahriman fort, »wenn ihr die Erkenntnis dämmert, welches Trauma sie tatsächlich verdrängt, dann kann es passieren, dass sie sich, um es nicht wahrhaben zu müssen, noch verzweifelter an ihre Agoraphobie klammert. Wenn sich die Symptome verstärken, heißt das im Allgemeinen, dass die Patientin die letzten Grabenkämpfe ausficht, um sich der Wahrheit nicht stellen zu müssen. Und wenn dieser

Kampf verloren ist, wird sie sich endlich eingestehen, wovor sie sich wirklich fürchtet – nicht vor offenen Räumen, sondern vor etwas, das viel persönlicher und unmittelbarer ist.«

Die Erklärung des Arztes leuchtete Martie ein, aber es fiel ihr schwer, die Vorstellung zu akzeptieren, dass ein noch steilerer Abstieg unweigerlich zur Heilung führen sollte. Als ihr Vater im Jahr zuvor gegen den Krebs gekämpft hatte, hatte am Ende der erbarmungslosen Abwärtsspirale kein frohes Erwachen gewartet, sondern der Tod. Natürlich konnte man eine psychische Erkrankung nicht mit einem physischen Leiden vergleichen, aber dennoch …

»Konnte ich Ihre Sorgen zerstreuen, Mrs. Rhodes?« In seinen Augen blitzte ein Fünkchen Humor auf. »Oder finden Sie, dass ich nur eine Menge Psychogeschwätz von mir gebe?«

Sein Charme war unwiderstehlich. Die vielen Diplome, die eingerahmt an den Wänden seiner Praxis hingen, sein Ruf als renommiertester Spezialist für Angststörungen in Kalifornien, wenn nicht sogar in den gesamten Vereinigten Staaten, sein scharfer Verstand – das alles trug ihm das Vertrauen seiner Patienten nicht minder ein als seine einfühlsame Art, mit Kranken umzugehen.

Martie schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein. Die Einzige, die hier Geschwätz von sich gibt, bin ich. Wahrscheinlich … habe ich das Gefühl, sie irgendwie im Stich gelassen zu haben.«

»Nein, nein, nein.« Beschwichtigend legte er ihr die Hand auf die Schulter. »Mrs. Rhodes, ich kann nicht oft genug betonen, wie wichtig Sie für Susans Genesung sind. Was Sie für sie tun, ist mehr als alles, was in meiner Macht steht. Sie können mir alle Ihre Sorgen bedenkenlos anvertrauen. Ihre Sorge um sie ist der Fels, auf den sie bauen kann.«

»Wir sind seit unserer Kindheit befreundet, schon fast ein Leben lang«, sagte Martie mit belegter Stimme. »Ich liebe sie so sehr. Sie ist wie eine Schwester für mich.«

»Genau das meine ich. Liebe kann mehr ausrichten als eine

Therapie, Mrs. Rhodes. Nicht jeder meiner Patienten hat einen Menschen wie Sie zur Seite. In dieser Hinsicht kann Susan sich ungeheuer glücklich schätzen.«

»Sie wirkt so verloren«, sagte Martie leise und mit tränenverschwommenem Blick.

Der Druck seiner Hand auf ihrer Schulter verstärkte sich. »Sie wird ihren Weg finden. Glauben Sie mir.«

Sie glaubte ihm. Mehr noch – seine Worte hatten sie so weit beruhigt, dass sie versucht war, ihm von den rätselhaften Ängsten zu erzählen, die sie selbst an diesem Tag befallen hatten: von ihrem Schatten, dem Spiegel, dem Wiegemesser, der Spitze und der gezackten Kante des Autoschlüssels …

Doch im Sprechzimmer wartete Susan auf ihre Therapiesitzung. Und es ging hier um Susan, nicht um sie.

»Ist noch etwas?«, fragte Dr. Ahriman.

»Nein. Es ist alles in Ordnung«, entgegnete sie und stand auf. »Danke. Vielen Dank, Doktor.«

»Haben Sie Vertrauen, Mrs. Rhodes.«

»Das habe ich.«

Lächelnd gab er ihr mit hochgerecktem Daumen ein Zeichen, verschwand in seinem Sprechzimmer und schloss die Tür hinter sich.

Ein schmaler Gang führte vom Sprechzimmer des Arztes durch einen großen Raum, in dem die Patientenunterlagen aufbewahrt wurden, in ein zweites Wartezimmer, das zwar etwas kleiner war als das erste, diesem aber ansonsten glich.

Hier gab es eine Tür zu Dr. Ahrimans Sprechzimmer und eine zum Flur in der Praxis. Das System der zwei Wartezimmer diente dem Schutz der Privatsphäre, denn so wurde vermieden, dass kommende Patienten und ihre etwaigen Begleiter denen, die gerade gingen, begegneten.

Martie hängte Susans und ihren eigenen Mantel an zwei Wandhaken neben der Tür zum Flur. Sie hatte ein Buch mitgebracht, einen Thriller, aber es gelang ihr nicht, sich auf die

Geschichte zu konzentrieren. Keine der unheimlichen Begebenheiten, die in dem Roman beschrieben wurden, war annähernd so beängstigend wie das, was sie am Morgen erlebt hatte.

Nach kurzer Zeit kam Jennifer, Dr. Ahrimans Sprechstundenhilfe, mit einem Becher Kaffee – schwarz, ohne Zucker, wie Martie ihn zu trinken pflegte – und einem Schokoladenbiskuit herein. »Ich habe nicht gefragt, ob Sie lieber etwas Kaltes trinken möchten, weil ich mir gedacht habe, an einem Tag wie diesem ist ein Kaffee genau das Richtige.«

»Wunderbar. Vielen Dank, Jenny.«

Bei ihrem ersten Besuch hatte Martie über diese einfache Geste der Aufmerksamkeit gestaunt; sie war nie zuvor in einer psychiatrischen Praxis gewesen, sich aber einigermaßen sicher gewesen, dass eine derart zuvorkommende Behandlung in diesen Kreisen keine Selbstverständlichkeit war, und es beeindruckte sie immer noch.

Der Kaffee war stark, schmeckte aber nicht bitter. Das Gebäck war ausgezeichnet; sie musste Jennifer fragen, wo sie es gekauft hatte.

Eigenartig, dass ein einziger leckerer Keks genügte, den Geist zu beruhigen und ein beladenes Gemüt aufzuheitern.

Nach einer Weile gelang es ihr, sich doch dem Buch zu widmen. Es war gut geschrieben. Die Handlung war spannend. Die Figuren waren lebendig geschildert. Sie genoss die Lektüre.

Das zweite Wartezimmer war ein angenehmer Ort zum Lesen. Stille. Kein Fenster. Keine lästige Hintergrundmusik. Keine Ablenkung.

In der Geschichte kam ein Arzt vor, der die japanische Dichtkunst des Haiku besonders liebte. Groß, gut aussehend, mit einer einschmeichelnden Stimme gesegnet, rezitierte er, an einem großen Fenster stehend und in den Sturm hinausblikkend, ein Haiku:

»Fichtenwind weht scharf,
Regen treibt, Papierfetzen
Reden mit sich selbst.«

Das Gedicht gefiel Martie ausnehmend gut. Und in den knappen Zeilen drückte sich auf vollendete Weise die Stimmung des Januarregens aus, der über die Küste fegte. Wunderbar – der Blick auf den Sturm ebenso wie die Worte des Gedichts.

Andererseits beunruhigte sie das Haiku aber auch. Es war unheimlich. Hinter der Schönheit der Bilder lauerte eine geheimnisvolle Bedeutung. Plötzlich ergriff eine seltsame Unruhe Besitz von ihr, das Gefühl, dass nichts so war, wie es zu sein schien.

Was geschieht mit mir?

Irgendwie hatte sie die Orientierung verloren. Sie stand aufrecht im Raum, konnte sich aber nicht erinnern, aufgestanden zu sein. Und was um alles in der Welt hatte sie hier überhaupt verloren?

»Was geschieht mit mir?« Diesmal stellte sie die Frage laut.

Dann schloss sie die Augen, um sich zu beruhigen. Sie musste sich beruhigen. Beruhigen. Vertrauen haben.

Allmählich fand sie ihre Fassung wieder.

Sie beschloss, sich die Zeit mit einem Buch zu vertreiben. Bücher hatten eine therapeutische Wirkung. In ein Buch konnte man sich flüchten, man konnte seine Sorgen und Ängste vergessen.

Dieses spezielle Buch eignete sich besonders gut als Fluchtlektüre. Ein echter Thriller. Es war gut geschrieben. Die Handlung war spannend. Die Figuren waren lebendig geschildert. Sie genoss die Lektüre.

10. Kapitel

Das einzige freie Zimmer im New Life lag im ersten Stock und bot einen Blick auf die gepflegte Parkanlage. Palmen und Farne bogen sich im Wind, die mit Alpenveilchen bepflanzten Beete wogten in blutroten Wellen.

Der Regen prasselte mit solcher Wucht gegen das Fenster, dass er in Dustys Ohren wie Hagel klang, obwohl keine Eisklümpchen an der Scheibe herunterglitschten.

Skeet saß mit immer noch leicht feuchten Kleidern in einem Sessel, der mit blauem Tweed bezogen war, und blätterte geistesabwesend in einer uralten Ausgabe der *Time*.

Das private Krankenzimmer war wenig anheimelnd. Ein Einzelbett mit gelb-grün kariertem Überwurf. Ein Nachttisch aus hellem Resopal mit imitierter Holzmaserung, ein dazu passender kleiner Garderobenschrank. Schmuddelig weiße Wände, orangebräunliche Vorhänge, gallegrüner Teppichboden. So musste die Hölle aussehen, in der Innenarchitekten schmoren mussten, um für ihre Sünden zu büßen.

Im angrenzenden Badezimmer befand sich eine Duschkabine, die nicht geräumiger als eine Telefonzelle war. In einer Ecke des Spiegels über dem Waschbecken prangte ein roter Aufkleber – SICHERHEITSGLAS: Wenn er zerbrach, würde es keine scharfkantigen Scherben geben, die man benutzen konnte, um sich die Pulsadern aufzuschneiden.

So bescheiden das Zimmer war, es kostete doch eine Menge Geld, denn das Personal im New Life war von wesentlich besserer Qualität als das Mobiliar. Da Skeets Krankenversicherung für den Ich-war-blöd-und-selbstzerstörerisch-und-brauche-jetzt-eine-komplette-Gehirnwäsche-Fall nicht aufkam, hatte Dusty bereits einen Scheck für vier Wochen Aufenthalt und Verpflegung ausgestellt und sich mit seiner Unterschrift verpflichtet, für alle Kosten aufzukommen, die durch die

Dienste von Therapeuten, Ärzten, Beratern und Pflegepersonal anfallen würden.

Angesichts der Tatsache, dass es sich mittlerweile um Skeets dritten Entzug handelte – es war sein zweiter im New Life –, drängte sich Dusty der Verdacht auf, dass sein Halbbruder, um auch nur eine schwache Aussicht auf Erfolg zu haben, keine Psychologen, Ärzte und Therapeuten brauchte, sondern einen Zauberer, einen Hexenmeister, einen Wundertäter und einen Wunschbrunnen.

Skeet würde voraussichtlich mindestens drei Wochen im New Life bleiben müssen. Vielleicht auch sechs. Weil er versucht hatte, sich umzubringen, würde mindestens drei Tage lang ein Heer von Schwestern rund um die Uhr um ihn herum sein.

Trotz der bereits abgeschlossenen Verträge und trotz Marties Auftrag für ein neues *Herr-der-Ringe*-Videospiel würden sie sich in diesem Jahr keinen ausgedehnten Hawaii-Urlaub leisten können. Sie würden sich stattdessen damit begnügen müssen, ein paar Tiki-Fackeln im Garten anzuzünden, Aloha-Hemden anzuziehen, eine Don-Ho-Schnulze bis zum Anschlag aufzudrehen und sich an einem Luau-Dosenschinken zu laben. Auch das konnte Spaß machen. Zusammen mit Martie machte alles Spaß, gleichgültig, ob es sich vor der Kulisse der Waimea Bay oder vor dem gestrichenen Lattenzaun am Rand ihres Blumengartens abspielte.

Dusty setzte sich auf die Bettkante, worauf Skeet die Zeitschrift sinken ließ, in der er geblättert hatte. »Das Blatt geht den Bach runter, seit sie keine Nackten mehr darin zeigen.« Als keine Antwort von Dusty kam, fuhr er fort: »He, das war nur ein Scherz, Bruder, kein Drogengelalle. Ich bin nicht mehr sonderlich high.«

»Du warst witziger, als du's noch warst.«

»Klar. Aber es ist schwer, in den Trümmern Witze zu reißen, wenn der Höhenflug plötzlich zu Ende ist.« Seine Stimme

schwankte wie ein Kreisel, der an Schwung verliert.

Normalerweise hatte es eine beruhigende Wirkung auf ihn, wenn Regen rhythmisch auf ein Dach trommelte. Jetzt empfand er es als deprimierend, als eine eisige Erinnerung an all die Träume und die Jahre, die im Drogennebel den Bach hinuntergegangen waren.

Skeet rieb sich mit blassen, runzligen Fingerspitzen die Lider. »Heute Morgen habe ich meine Augen im Badezimmerspiegel gesehen. Wie zwei verschmierte Aschenbecher, in die einer reingerotzt hat. Und genauso fühle ich mich auch.«

»Brauchst du noch etwas außer deinen Klamotten? Ein paar Zeitschriften, Bücher, ein Radio?«

»Nein. In den nächsten paar Tagen werde ich hauptsächlich schlafen.« Skeet betrachtete seine Fingerspitzen, als erwartete er, dass etwas von seinen Augen daran kleben geblieben war. »Ich weiß das alles zu schätzen, Dusty. Ich bin es nicht wert, aber ich weiß es zu schätzen. Und irgendwann werde ich mich erkenntlich zeigen.«

»Vergiss es.«

»Nein. Ich will es wirklich.« Wie eine Wachskerze in menschlicher Gestalt schrumpfte er in seinem Sessel immer mehr zusammen. »Es ist wichtig für mich. Vielleicht gewinne ich im Lotto oder so. Wer weiß? Möglich wär's.«

»Klar«, sagte Dusty. Er glaubte zwar nicht an einen Lotteriegewinn, wohl aber daran, dass ein Wunder geschehen konnte.

Bei dem Pfleger, der für die erste Wachschicht eingeteilt war, handelte es sich um einen jungen Asiaten namens Tom Wong. Sein jungenhaftes Lächeln und die ruhige Kompetenz, die er ausstrahlte, vermittelten Dusty das Gefühl, dass sein Bruder bei ihm in guten Händen war.

Als Tom den Namen vom Patientenblatt ablas, der auf Holden Caulfield jr. lautete, fuhr Skeet aus seiner Apathie auf. »Skeet!«, rief er mit scharfer Stimme, indem er die Schultern straffte und die Hände zu Fäusten ballte. »So heiße ich. Skeet

und nicht anders. Nennen Sie mich niemals Holden. Niemals! Wie könnte ich Holden junior sein, wenn mein beschissener Scharlatan von einem Vater nicht mal Holden senior ist? Eigentlich müsste ich Sam Farner jr. heißen. Aber so sollten Sie mich lieber auch nicht nennen! Wenn Sie irgendwas anderes zu mir sagen als Skeet, zieh ich mich nackt aus, zünde mir die Haare an und stürze mich aus diesem bescheuerten Fenster. Alles klar? Haben Sie verstanden? Wollen Sie das – dass ich als nackte Fackel in Ihren hübschen kleinen Garten da unten springe?«

Tom Wong schüttelte lachend den Kopf. »Nicht während meiner Schicht, Skeet. Die brennenden Haare wären zwar ein klasse Spektakel, aber ich bin absolut nicht scharf darauf, Sie nackt zu sehen.«

Ein erleichtertes Lächeln spielte um Dustys Mund. Tom hatte den richtigen Ton getroffen.

Skeet sackte wieder in seinem Sessel zusammen und sagte: »Sie sind in Ordnung, Mr. Wong.«

»Nennen Sie mich ruhig Tom.«

Skeet schüttelte den Kopf. »Ich bin ein hoffnungsloser Fall, entwicklungsmäßig stecken geblieben in der Frühpubertät, so verdreht, verworren und verbogen wie ein Paar Regenwürmer, die sich begatten. Ich brauche keinen Haufen neuer Freunde, Mr. Wong. Was ich brauche, sind ein paar Autoritätspersonen, Menschen, die mir zeigen können, wo's lang geht, weil ich so nicht weitermachen kann und weil ich wissen will, wo's lang geht, ich will es wirklich wissen. In Ordnung?«

»In Ordnung«, sagte Tom Wong.

»Ich komme wieder und bringe dir deine Klamotten und was du sonst noch so brauchst«, sagte Dusty.

Skeet versuchte aufzustehen, aber er hatte nicht genug Kraft, sich aus dem Sessel hochzustemmen.

Dusty beugte sich zu ihm hinunter und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. »Ich liebe dich, Kleiner.«

»Die Wahrheit ist«, sagte Skeet, »dass ich mich dir gegenüber nie werde erkenntlich zeigen können.«

»Aber klar doch. Der Lottogewinn, schon vergessen?«

»Das Glück ist nicht auf meiner Seite.«

»Dann kaufe ich eben das Los für dich«, sagte Dusty.

»He, das würdest du tun? Du hast Glück. Hattest du schon immer. Herrje, schließlich hast du Martie gefunden. Du steckst bis zu den Ohren im Glück.«

»Dir steht noch einiges an Lohn zu. Ich kaufe dir jede Woche zwei Lose.«

»Das wär super.« Skeet schloss die Augen und senkte die Stimme zu einem leisen Murmeln. »Das wär … super.« Er war eingeschlafen.

»Armer Junge«, sagte Tom Wong.

Dusty nickte.

Von Skeets Zimmer begab sich Dusty auf direktem Weg in das Dienstzimmer im selben Stockwerk, wo er sich mit der Stationsschwester Colleen O'Brien unterhielt, einer rundlichen, weißhaarigen Frau mit Sommersprossen und gütigen Augen, die in jedem beliebigen katholischen Nonnenkloster in jedem beliebigen Hollywoodfilm die Mutter Oberin hätte spielen können. Sie versicherte, über die Medikationsbeschränkungen in Skeets speziellem Fall im Bilde zu sein, aber Dusty wollte sich damit nicht zufrieden geben und ging deshalb alles noch einmal mit ihr durch.

»Keine Psychopharmaka. Kein Tranquilizer, kein Sedativum. Kein Antidepressivum. Er schluckt seit dem fünften Lebensjahr Pillen, manchmal zwei oder drei Sorten gleichzeitig. Er hatte Schwierigkeiten mit dem Lernen, die man als Verhaltensstörung diagnostiziert hat, gegen die sein Alter ihm dann alle möglichen Pillen verpasst hat. Wenn ein Medikament Nebenwirkungen hatte, gab es wieder Pillen gegen die Nebenwirkungen, und wenn *die* wiederum Nebenwirkungen hatten, gab es dagegen wieder andere Pillen. Er ist schon als Kind mit

Chemie vollgestopft worden.

Das alles hat ihn so aus dem Tritt gebracht, da bin ich mir sicher. Er ist so daran gewöhnt, eine Pille einzuwerfen oder sich eine Spritze zu setzen, dass er sich überhaupt nicht vorstellen kann, wie es ist, einen klaren Kopf zu haben.«

»Dr. Donklin ist derselben Meinung«, sagte sie und zog Skeets Unterlagen aus dem Aktenschrank. »Das Krankenblatt enthält den Vermerk, dass keine Medikamente verabreicht werden dürfen.«

»Sein Metabolismus ist derartig im Eimer, er ist so fertig mit den Nerven, dass man nicht einmal weiß, welche Wirkung ein tausendfach bewährtes Arzneimittel bei ihm hätte.«

»Er bekommt bei uns nicht einmal ein Aspirin.«

Dusty hörte sich selbst reden, und ihm war klar, dass er in seiner Sorge um Skeet ins Schwafeln kam. »Er hat aus purer Gewohnheit Koffeintabletten geschluckt; einmal hat er sich fast damit umgebracht. Bekam eine Koffeinpsychose, hatte die aberwitzigsten Halluzinationen und verfiel in Krämpfe. Jetzt reagiert er hyperempfindlich darauf. Schon eine Tasse Kaffee oder eine Cola könnte eine allergische Schockreaktion bei ihm auslösen.«

»Junger Mann«, sagte die Schwester, »auch das steht hier in den Unterlagen. Glauben Sie mir, wir werden gut auf ihn aufpassen.« Zu Dustys Verwunderung bekreuzigte sich Colleen O'Brien, dann zwinkerte sie ihm zu. »Solange ich Dienst tue, wird Ihrem kleinen Bruder hier nichts passieren.«

Wäre dies wirklich ein Film gewesen und sie die Mutter Oberin darin, man hätte ihr aufs Wort geglaubt und darauf vertraut, dass sie nicht nur für sich selbst, sondern auch im Namen Gottes sprach.

»Danke, Mrs. O'Brien«, sagte er leise. »Ich danke Ihnen vielmals.«

Als er endlich wieder in seinem Lieferwagen saß, schaltete er nicht sofort den Motor ein. Er hätte nicht fahren können, weil

er am ganzen Leib zitterte.

Das Zittern war zum Teil eine verspätete Reaktion auf den Sturz vom Dach der Sorensons. Aber er zitterte auch vor Wut. Wut auf den armen, ausgeflippten Skeet, der eine ständige Belastung für ihn war. Und schließlich zitterte er auch, weil er sich seiner Wut schämte, denn er liebte Skeet und fühlte sich verantwortlich für ihn, war aber außerstande, ihm zu helfen. Die Machtlosigkeit war das Schlimmste von allem.

Er schlang die Arme um das Lenkrad, legte den Kopf auf die Arme und tat etwas, was er sich in den neunundzwanzig Jahren seines Lebens nur selten gestattet hatte. Er weinte.

11. Kapitel

Nach der Therapiesitzung mit Dr. Ahriman wirkte Susan wie ausgewechselt; sie schien wieder ihr früheres Selbst zu sein. Sie komme um vor Hunger, erklärte sie, während sie in ihren Regenmantel schlüpfte. Ihre Bewertung der drei Chinarestaurants, die Martie vorschlug, war humorvoll und treffend. »Ich habe kein Problem mit Natriumglutamat und einer Überdosis roter Chilischoten im Rindfleisch nach Sichuan-Art, aber Vorschlag Nummer drei muss ich leider ablehnen, weil wir dort höchstwahrscheinlich Kakerlaken als Gratisbeilage bekommen.« Nichts in ihrer Miene oder Körperhaltung ließ vermuten, dass sie in einer schweren, fast lähmenden Phobie gefangen war.

Als Martie die Tür zum Flur vor der Praxis öffnete, sagte Susan: »Du hast dein Buch vergessen.«

Das Taschenbuch lag noch auf dem kleinen Beistelltisch neben dem Stuhl, auf dem Martie gesessen hatte. Sie kehrte noch einmal um, zögerte aber, das Buch in die Hand zu nehmen.

»Was ist los?«, fragte Susan.

»Wie? Ach, nichts. Ich muss wohl mein Lesezeichen verlegt haben.« Martie steckte das Buch in ihre Manteltasche.

Susans heitere Stimmung hielt auf dem Weg durch die Flure des vierzehnten Stockwerks an, aber als sich die Aufzugtür hinter ihnen schloss, begann sich ihr Verhalten zu verändern. Als sie unten ankamen, war ihr Gesicht milchig weiß, und der muntere Ton ihrer Stimme gerann zu einem ängstlichen Tremolo. Sie ließ die Schultern hängen, zog den Kopf ein und duckte sich, als spürte sie schon die schneidende Kälte des Sturmregens vor der Tür.

Beim Verlassen des Aufzugs schaffte es Susan noch, ohne Hilfe zu gehen, aber schon nach vier, fünf Schritten musste sie

sich auf Marties Arm stützen. Bis sie die Ausgangstür erreicht hatten, war sie vor Angst nur noch ein erbärmliches Häufchen Elend.

Der Weg zum Auto war eine Qual. Als sie endlich vor dem Saturn standen, tat Marties rechte Schulter weh, und die rechte Halsseite war ganz steif, so krampfhaft hatte sich Susan mit ihrem ganzen Gewicht an sie geklammert.

Susan kauerte sich auf den Beifahrersitz, schlang sich die Arme um den Oberkörper und krümmte sich zusammen, als hätte sie Bauchkrämpfe, und die ganze Zeit über hielt sie den Kopf gesenkt, um jeden Blick auf die weite Welt jenseits der Windschutzscheibe zu vermeiden. »Da oben bei Dr. Ahriman habe ich mich so gut gefühlt«, jammerte sie, »die ganze Sitzung über, wirklich gut. Ich habe mich *normal* gefühlt. Ich war überzeugt, dass es mir auf dem Heimweg besser gehen würde, wenigstens ein bisschen besser, aber jetzt geht es mir schlechter als auf dem Weg hierher.«

»Das stimmt nicht, Liebes«, sagte Martie, während sie den Motor anließ. »Du warst auch auf dem Herweg schon ein Nervenbündel, glaub mir.«

»Aber ich *fühle* mich schlechter. Ich habe das Gefühl, dass gleich etwas vom Himmel auf uns herunterstürzen und mich zerquetschen wird.«

»Das ist bloß der Regen«, sagte Martie in das Prasseln des Regens hinein, das auf dem Blechdach des Wagens wie die reinste Kakophonie klang.

»Nicht der Regen. Etwas Schlimmeres. Etwas furchtbar Schweres. Und es hängt direkt über uns. O Gott, wie ich das *hasse!*«

»Wir werden dir eine Flasche Tsingtao einflößen.«

»Das macht es auch nicht besser.«

»Zwei Flaschen.«

»Ich brauche ein ganzes Fass.«

»Zwei Fässer. Wir trinken uns zusammen einen Rausch an.«

Ohne den Blick zu heben, sagte Susan: »Du bist eine gute Freundin, Martie.«

»Mal abwarten, ob du das immer noch findest, wenn sie uns beide in eine Entziehungsanstalt für Alkoholiker einliefern.«

12. Kapitel

Dusty fuhr vom New Life in niedergedrückter Stimmung nach Hause. Dort wollte er erst mal seine nass gewordene Arbeitskluft gegen trockene Kleider tauschen. An der Verbindungstür zwischen Garage und Küche wurde er von Valet begrüßt, der in hündischer Begeisterung so heftig mit dem Schwanz wedelte, dass sein ganzes Hinterteil in Bewegung geriet. Beim bloßen Anblick des Retrievers hellte sich Dustys düstere Stimmung auf.

Er ging in die Hocke und begrüßte den Hund mit einem Nasenstüber, dann kraulte er ihn zärtlich hinter den samtweichen Ohren und arbeitete sich langsam vom Nacken über die Schulterblätter, das Kinn und die Lefzen bis zu dem dichten Winterfell an der Brust vor.

Herr und Hund genossen diesen Moment der Zärtlichkeit gleichermaßen. Einen Hund zu streicheln, zu kraulen, mit ihm zu schmusen konnte so beruhigend auf den Geist wirken wie eine tiefe Meditation – und so heilsam für die Seele sein wie ein Gebet.

Während Dusty die Kaffeemaschine einschaltete und eine gute kolumbianische Mischung in den Filter löffelte, rollte sich Valet auf den Rücken, streckte alle viere in die Luft und wartete darauf, am Bauch gekrault zu werden.

»Du bist ein richtiges Schmusetierchen«, sagte Dusty.

Valet fegte den Kachelboden mit seinem Schwanz.

»Wir kommen ja gleich zur Fellpflege«, sagte Dusty, »aber jetzt brauche ich erst mal einen Kaffee. Nichts für ungut.«

Er hatte das Gefühl, dass sein Herz FCKW durch die Adern pumpte statt Blut. Die Kälte drang ihm unter die Haut, bis auf die Knochen, bis in sein tiefstes Inneres. Die Heizung im Lieferwagen hatte es, obwohl auf höchste Stufe eingestellt, nicht geschafft, ihn aufzuwärmen. Jetzt vertraute er auf die

Wirkung des Kaffees.

Als Valet einsah, dass er vergeblich auf seine Streicheleinheit wartete, rollte er sich wieder auf die Füße und trottete zu der Toilette hinüber. Er schob die Nase durch den Spalt der nur angelehnten Tür und schnüffelte in die dahinter liegende Dunkelheit.

»Du hast frisches Wasser in deinem Napf in der Ecke«, sagte Dusty. »Oder willst du aus der Kloschüssel trinken?«

Valet drehte sich zu ihm um, richtete aber gleich darauf seine Aufmerksamkeit wieder auf die dunkle Toilette.

Der frisch gebrühte Kaffee begann in die Glaskanne zu tröpfeln, und ein köstlicher Duft zog durch die Küche.

Dusty ging nach oben, wo er Jeans, ein weißes Hemd und einen marineblauen Wollpullover anzog.

Wenn er mit dem Hund allein im Haus war, folgte ihm dieser gewöhnlich auf Schritt und Tritt in der Hoffnung auf eine Schmuseeinheit, einen Leckerbissen, ein ausgelassenes Spiel oder auch nur ein aufmunterndes Wort. Heute blieb Valet, wo er war.

Als Dusty in die Küche zurückkam, stand Valet immer noch vor der Tür zum Toilettenraum. Er lief zu seinem Herrchen, sah ihm zu, wie er den dampfenden Kaffee in eine Tasse goss, und kehrte dann zur Toilettentür zurück.

Der Kaffee war stark, aromatisch und heiß, aber die Wärme, die er ausströmte, drang nicht unter die Oberfläche, sie konnte das Eis in Dustys Innerem nicht tauen.

Vielmehr spürte Dusty, während er an der Frühstückstheke lehnte und Valet betrachtete, der die Nase wieder schnüffelnd in den Spalt zwischen Tür und Rahmen geschoben hatte, wie eine fremdartige, losgelöste Kälte über ihm zusammenschlug. »Stimmt irgendwas nicht, Fusselhintern?«

Valet sah ihn an und winselte leise.

Dusty goss sich eine zweite Tasse Kaffee ein, aber er trank nicht gleich davon, sondern ging zuerst zur Toilette, schob

Valet zur Seite, drückte die Tür nach innen auf und schaltete das Licht ein.

Ein paar benutzte Kosmetiktücher waren aus dem Messingeimer in das Waschbecken gekippt worden. Der Abfalleimer selbst lag auf dem geschlossenen Klosettdeckel.

Offensichtlich hatte jemand den Eimer benutzt, um den Spiegel am Arzneischränkchen zu zerschmettern. Gefrorenen Blitzen gleich funkelten die gezackten Scherben auf dem Fußboden des Toilettenraums.

13. Kapitel

Während Martie das Essen im China-Restaurant holte – Mu Gu Gai Pin: Rindfleisch nach Sichuan-Art, Zuckererbsen und Brokkoli, Reis und eine gekühlte Sechserpackung Tsingtao –, wartete Susan bei laufendem Motor im Wagen. Martie hatte im Autoradio einen Sender eingestellt, in dem Rockklassiker gespielt wurden. Das Essen hatte sie unterwegs vom Handy aus bestellt, sodass es bei ihrem Eintreffen schon fertig war. In Anbetracht des Regens waren die Pappbehälter und das Bier in zwei Plastiktüten verpackt.

Es dauerte nur wenige Minuten, aber in dieser kurzen Zeit hatte Susan das Autoradio so laut aufgedreht, dass Martie die schmetternden Saxophonklänge von Gary U. S. Bonds' »School Is Out« bis in das Lokal hören konnte.

Sie zuckte förmlich zusammen, als sie in den Wagen einstieg. Die Bässe dröhnten so laut, dass die Lautsprechermembran vibrierte und die losen Münzen im Kleingeldfach klimpernd aneinanderstießen.

Allein im Auto, fühlte sich Susan, auch wenn es im eigentlichen Wortsinn kein offener Raum war und sie den Kopf gesenkt und den Blick vom Fenster abgewandt hielt, oft von der gewaltigen Weite der Außenwelt bedrängt. Manchmal half ihr dann laute Musik, sich von der zwanghaften Beschäftigung mit ihrer Angst abzulenken.

Der Grad ihrer Angst ließ sich daran messen, wie laut sie die Musik aufdrehen musste, um diese Wirkung zu erzielen. Diesmal musste es eine heftige Panikattacke gewesen sein, denn lauter konnte man das Radio nicht mehr stellen.

Martie drehte die Lautstärke auf ein erträgliches Maß zurück. Das Sturmgetöse war im dröhnenden Beat der Musik völlig untergegangen. Jetzt schlug das rhythmische Trommeln, Rasseln und Scheppern des sintflutartigen Regens wieder über

ihnen zusammen.

Zitternd wie Espenlaub, wortlos, mit gesenktem Blick saß Susan da; ihr Atem ging stoßweise.

Martie sagte nichts. Es gab Zeiten, da musste sie Susan mit guten Worten, mit Überredungskunst, Vernunft und sogar mit Grobheiten aus ihren Angstzuständen hervorlocken. In Momenten wie diesem dagegen gab es nur eine geeignete Methode, sie vom Abgrund der Panik zurückzuziehen, nämlich ihre Verfassung mit keinem Wort zu erwähnen; das Reden darüber hätte unweigerlich ihre Angst noch gesteigert.

Nachdem sie schweigend ein paar Straßenzüge hinter sich gebracht hatten, sagte Martie: »Ich habe uns Stäbchen einpakken lassen.«

»Ich esse lieber mit der Gabel, danke.«

»Chinesische Gerichte schmecken nur richtig chinesisch, wenn man sie mit Stäbchen isst.«

»Und Kuhmilch schmeckt nur wie richtige Milch, wenn man sie im Kuhstall direkt aus dem Euter trinkt.«

»Wahrscheinlich hast du Recht«, sagte Martie.

»Ich werde mich also mit einem halbwegs vernünftigen Äquivalent des authentischen Geschmackserlebnisses begnügen. Es macht mir nichts aus, ein Kulturmuffel zu sein, solange ich als Kulturmuffel eine Gabel benutzen darf.«

Als sie den Wagen in der Nähe ihres Hauses auf der Balboa-Halbinsel parkten, hatte Susan ihre Angst so weit wieder unter Kontrolle, dass sie den Weg bis zu ihrer Wohnung im zweiten Stock bewältigen konnte, auch wenn es ein mühsames Unterfangen war, weil sie sich die ganze Zeit über schwer auf Martie stützte.

Im Schutz der Wohnung mit ihren fest geschlossenen Jalousien und Vorhängen fühlte Susan sich endlich in der Lage, sich gerade aufzurichten, die Schultern zu straffen und den Kopf zu heben. Auch ihre Gesichtszüge entspannten sich. Zwar wirkten ihre grünen Augen immer noch gehetzt, aber der Ausdruck

wilden Entsetzens war aus ihnen gewichen.

»Wenn du den Tisch deckst«, sagte Susan, »schiebe ich inzwischen das Essen in die Mikrowelle.«

In dem Augenblick, als Martie im Esszimmer eine Gabel neben Susans Teller legen wollte, begann ihre Hand so unbeherrscht zu zittern, dass die Edelstahlzinken klirrend gegen das Porzellan schlugen.

Sie ließ die Gabel auf das Platzdeckchen fallen und starrte darauf, gepackt von einem unbegreiflichen Entsetzen und einem so heftigen Abscheu, dass sie unwillkürlich vom Tisch zurückwich. Die Zinken der Gabel waren bedrohlich spitz. Ihr war nie zuvor bewusst geworden, wie gefährlich eine gewöhnliche Gabel in den falschen Händen sein konnte. Man konnte jemandem ein Auge damit ausstechen. Das Gesicht zerfetzen. Sie ihm in den Hals bohren und seine Schlagader aufwickeln wie einen Spaghettistrang. Man konnte …

Plötzlich hatte sie das Bedürfnis, ihre Hände zu beschäftigen, damit sie kein Unheil anrichten konnten. Sie zog eine der Schubladen in der Vitrine auf, suchte das Kartenspiel mit achtundvierzig Karten für ein Zweier-Binokel heraus und nahm es aus der Schachtel. Dann stellte sie sich so weit wie nur irgend möglich von der Gabel entfernt an den Tisch und begann die Karten zu mischen. Anfangs verhedderte sie sich immer wieder, sodass ihr die Karten herunterfielen und über den Tisch rutschten, doch allmählich gelang es ihr, die Bewegung ihrer Hände besser zu koordinieren.

Sie konnte nicht ewig Karten mischen.

Nur nicht aufhören! Die Hände beschäftigen. Bis diese eigenartige Stimmung verflogen war.

Bemüht, sich ihre Nervosität nicht anmerken zu lassen, betrat sie die Küche, wo Susan auf den Summton wartete, der signalisierte, dass das Essen in der Mikrowelle heiß war. Martie nahm zwei Flaschen Tsingtao aus dem Kühlschrank.

Die Luft war erfüllt von den fein abgestimmten Duftnoten

der chinesischen Kochkunst.

»Glaubst du, dass ich den authentischen Geruch der Speisen überhaupt wahrnehmen kann, wenn ich das trage, was ich gerade anhabe?«, fragte Susan.

»Wie bitte?«

»Oder muss ich, um sie wirklich riechen zu können, vielleicht ein Cheongsam anziehen, ein Suzi-Wong-Kleid?«

»Ha, ha.« Eine geistreichere Antwort fiel Martie in ihrer aufgewühlten Verfassung nicht ein.

Sie wollte die zwei Bierflaschen gerade auf das Schneidebrett neben dem Spülbecken stellen, um sie zu öffnen, als ihr Blick auf das Wiegemesser fiel, das immer noch mit boshaft funkelnder Schneide dort lag. Beim Anblick des Messers begann ihr Herz so wild zu hämmern, dass es fast wehtat.

Sie entschloss sich, die Flaschen lieber auf dem kleinen Küchentisch zu öffnen, nahm zwei Gläser aus dem Schrank und stellte sie neben die Flaschen.

Die Hände beschäftigen!

Sie kramte in einer mit allen möglichen kleineren Küchengeräten gefüllten Schublade, bis sie einen Flaschenöffner gefunden hatte, nahm ihn heraus und ging wieder auf den Tisch zu.

Ein Ende des Öffners war für Kronkorken gedacht und abgerundet. Das andere Ende diente als Dosenöffner und hatte eine dornförmige Spitze.

Am Tisch angelangt, empfand Martie den spitzen Dorn des Öffners bereits als ein ebenso mörderisches Instrument wie die Gabel, wie das Wiegemesser. Hastig, weil sie spürte, dass sie ihn in ihrem Entsetzen sonst fallen lassen oder von sich schleudern würde, legte sie den Öffner mit zitternder Hand neben die Bierflaschen auf den Tisch.

»Würdest du bitte die Bierflaschen aufmachen?«, bat sie Susan und beeilte sich, aus der Küche zu kommen, bevor die Freundin ihre Nervosität bemerkte. »Ich muss mal aufs Klo.«

Als sie das Esszimmer durchquerte, vermied sie es, den Tisch

anzuschauen, auf dem die Gabel mit nach oben gerichteten Zinken lag.

Im Flur, der an das Esszimmer grenzte, ging sie mit abgewandtem Blick an dem Garderobenschrank mit den verspiegelten Schiebetüren vorbei.

Das Badezimmer. Wieder ein Spiegel.

Am liebsten wäre sie rückwärts in den Flur zurückgewichen. Aber es fiel ihr kein anderer Ort ein, an dem sie ungestört ihre fünf Sinne sammeln konnte, und sie wollte nicht, dass Susan sie in dieser Verfassung sah.

Sie nahm allen Mut zusammen und blickte in den Spiegel, konnte aber nichts Beängstigendes darin entdecken. Sicherlich, ihre Miene wirkte bedrückt, aber die Furcht war ihr bei weitem nicht so deutlich ins Gesicht geschrieben, wie sie es erwartet hatte.

Rasch schloss Martie die Tür hinter sich, klappte den Klosettdeckel zu und setzte sich darauf. Erst als die Luft mit einem pfeifenden Geräusch ihrer Lunge entströmte, merkte sie, dass sie eine ganze Weile lang den Atem angehalten hatte.

14. Kapitel

Nachdem Dusty den zerschmetterten Spiegel im Waschraum neben der Küche entdeckt hatte, hielt er das Scherbenchaos im ersten Moment für das Werk eines Wandalen oder Einbrechers.

Valets Verhalten bestätigte diesen Verdacht allerdings nicht. Er hatte den Hund bei seiner Ankunft nicht mit gesträubtem Nackenfell, sondern vielmehr in fröhlicher, verspielter Laune vorgefunden.

Andererseits war Valet natürlich eher ein Schmusetier als ein ernst zu nehmender Wachhund. Sollte er Zuneigung zu einem ungebetenen Gast gefasst haben – was man von etwa neunzig Prozent der Menschen behaupten konnte, deren Bekanntschaft er machte –, so war er diesem vermutlich auf den Fersen gefolgt und hatte ihm die diebischen Hände geleckt, während jener die Pretiosen der Familie in Jutesäcke stopfte.

Diesmal mit Valet im Schlepptau, durchsuchte Dusty das ganze Haus, Zimmer für Zimmer, Schrank für Schrank, erst im Erdgeschoss, dann im ersten Stock. Er konnte nichts finden, nirgendwo war eine Spur von Zerstörungswut zu entdecken, nirgendwo fehlte etwas.

Nachdem er den folgsamen Hund angewiesen hatte, im hinteren Teil der Küche zu bleiben, damit er sich keine Splitter in die Pfoten trat, begann er die Scherben in der Toilette zusammenzukehren.

Wahrscheinlich konnte Martie ihm später eine Erklärung für die Sache mit dem Spiegel liefern. Es musste aus Versehen passiert sein, vermutlich zu einem Zeitpunkt, als sie in Eile gewesen war, weil sie bereits von Susan erwartet wurde. Entweder das, oder ein böser Geist hatte bei ihnen Einzug gehalten.

Beim Abendessen würden sie reichlich Gesprächsstoff haben: Skeets Beinaheselbstmord, ein weiterer Tag mit Susan,

Poltergeister …

*

Während Martie sich in Susans Badezimmer mit Atemübungen zu beruhigen suchte, kam sie zu dem Schluss, dass Stress die Ursache ihres Problems war. Das war höchstwahrscheinlich die logische Erklärung. Sie hatte so viel im Kopf, so viele Verpflichtungen.

Der Entwurf des neuen Videospiels nach der Vorlage des *Herrn der Ringe* war die schwierigste Aufgabe, der sie sich je gestellt hatte. Hinzu kamen ein paar bedrohlich näher rückende Abgabetermine, die sie enorm unter Druck setzten, vielleicht stärker, als ihr das bis jetzt bewusst geworden war.

Ihre Mutter Sabrina mit ihren ewigen Feinseligkeiten gegen Dusty: auch das eine Belastung, der sie nun schon seit langer Zeit ständig ausgesetzt war.

Und im letzten Jahr hatte sie mit ansehen müssen, wie der Krebs ihren geliebten Vater besiegte. Die letzten drei Monate seines Lebens waren ein unaufhaltsamer, grausamer Verfall gewesen, den er, ungeachtet aller Schmerzen und aller entwürdigenden Begleiterscheinungen seiner Krankheit, mit der gewohnten Heiterkeit hingenommen hatte. Aber in seinen letzten Tagen hatte er sie mit seinem leisen Lachen und seinem Charme nicht mehr aufmuntern können; das Lächeln, das ihm so leicht zu fallen schien, hatte ihr jedesmal das Herz zerrissen, und wenn das Erlebte auch keine blutenden Wunden hinterlassen hatte, so hatte sie in dieser Zeit doch unwiderruflich etwas von ihrem gewohnten Optimismus verloren.

Auch die Sorge um Susan war natürlich eine nicht geringe Belastung. Die Liebe ist aus einem Stoff gewoben, der so fein ist, dass man ihn nicht sieht, und doch so fest, dass nicht einmal der Tod ihn zerreißen kann, aus einem Stoff, der durch langes Tragen nicht fadenscheinig wird, der Wärme in eine

Welt bringt, die sonst unerträglich kalt wäre – aber manchmal kann die Liebe auch so schwer sein wie ein Kettenpanzer. Wer die Bürde der Liebe auch dann trägt, wenn sie düster und bedrückend ist, für den ist sie um so kostbarer, wenn sie in besseren Zeiten leicht wie der Wind die Flügel ausbreitet und ihn emporträgt. Ihre regelmäßigen Ausflüge mochten noch so anstrengend für Martie sein, sie hätte Susan Jagger genauso wenig im Stich lassen können, wie sie ihrem sterbenden Vater, ihrer schwierigen Mutter oder Dusty die kalte Schulter hätte zeigen können.

Sie würde ins Esszimmer hinüber gehen, chinesisch essen, eine Flasche Bier trinken, Binokel spielen und so tun, als würde sie nicht von rätselhaften Ahnungen verfolgt.

Zu Hause würde sie ihren Internisten, Dr. Closterman, anrufen und einen Untersuchungstermin vereinbaren, nur für den Fall, dass sie sich mit ihrer Selbstdiagnose irrte und Stress doch nicht die Ursache ihres Problems war. Sie fühlte sich körperlich fit, aber so hatte sich auch Strahlebob bis zu dem Augenblick gefühlt, als aus heiterem Himmel dieser leichte Schmerz eingesetzt hatte, der die tödliche Krankheit ankündigte.

So albern es auch sein mochte, hatte sie doch immer noch den sauren Grapefruitsaft in Verdacht. Sie hatte ihn in letzter Zeit sehr oft anstelle von Orangensaft zum Frühstück getrunken, weil er weniger Kalorien hatte. Vielleicht erklärte das auch ihren Albtraum von dem Blättermann: die tobende Gestalt aus totem, verfaulendem Laub. Sie konnte eine Probe von dem Saft mitnehmen und Dr. Closterman bitten, ihn untersuchen zu lassen.

Als sie sich schließlich die Hände wusch und noch einmal in den Spiegel blickte, fand sie ihr Aussehen halbwegs normal. Aber gleichgültig, wie sie aussah, sie fühlte sich doch immer noch so, als wäre sie reif für die Klapsmühle.

*

Nachdem Dusty die Scherben des zerbrochenen Spiegels aufgekehrt hatte, bekam Valet zur Belohnung, weil er so brav und geduldig gewesen war, einen besonderen Leckerbissen: ein paar Stücke gebratene Hühnchenbrust, die vom Abendessen des Vortags übrig waren. So behutsam, wie Valet die Fleischstückchen aus der Hand seines Herrchens pickte, erinnerte er fast an einen Kolibri, der Zuckerwasser aus einer Vogeltränke nippt; und als alles aufgefressen war, hätten die Engel im Himmel ihrem Herrgott keine anbetungsvollere Liebe entgegenbringen können als die, die sich in Valets Blick für Dusty ausdrückte.

»Du bist wirklich ein Engel«, sagte Dusty, während er ihm zärtlich das Kinn kraulte. »Ein pelziger Engel, der so große Ohren hat, dass er keine Flügel braucht.«

Er beschloss, Valet mitzunehmen, wenn er in Skeets Wohnung und danach zum New Life fuhr. Auch wenn kein Einbrecher im Haus war, fühlte sich Dusty nicht wohl bei der Vorstellung, den Hund allein zurückzulassen, solange er nicht wusste, was mit dem Spiegel passiert war.

»Herrje«, sagte er zu Valet, »wenn ich dich schon so in Watte packe, dann stell dir mal vor, wie unmöglich ich erst mit Kindern sein werde.«

Der Hund lächelte ihn freudig an, als gefiele ihm der Gedanke an Kinder. Und als hätte er verstanden, dass er Dusty auf seinem Ausflug begleiten sollte, lief er zur Verbindungstür zwischen Küche und Garage, wo er geduldig wartend mit seinem zotteligen Schwanz wedelte.

In dem Augenblick, als Dusty in einen Nylonanorak schlüpfte, klingelte das Telefon. Er nahm den Hörer ab.

Nachdem er aufgelegt hatte, sagte er, als wäre er dem Hund eine Erklärung schuldig: »Wollten mir ein Abonnement für die *Los Angeles Times* aufschwätzen.«

Valet stand mittlerweile nicht mehr aufrecht an der Tür zur

Garage, sondern lag davor und döste vor sich hin, als hätte Dustys Telefongespräch nicht dreißig Sekunden, sondern mindestens zehn Minuten gedauert.

Dusty wiegte den Kopf und sagte: »Du hattest eine Powerdosis Hühnchen-Protein, Goldlöckchen. Lass mal ein bisschen Energie sehen!«

Mit einem leidvollen Seufzer stand Valet auf.

In der Garage legte Dusty dem Hund ein Halsband an, befestigte die Leine daran und sagte: »Das Letzte, was ich brauche, ist eine Tageszeitung. Weißt du, wovon es in den Zeitungen wimmelt, Goldlöckchen?«

Valet sah ihn verständnislos an.

»Es wimmelt darin von dem Mist, den die Nachrichtenmacher verzapfen. Und weißt du, wer die Nachrichtenmacher sind? Politiker und Medienleute und Möchtegern-Intellektuelle, Leute, die sich für etwas Besonderes halten und glauben, das Denken für sich gepachtet zu haben. Leute wie Dr. Trevor Penn Rhodes, mein alter Herr. Und Leute wie Dr. Holden Caulfield, Skeets alter Herr.«

Der Hund nieste vernehmlich.

»Genau«, sagte Dusty.

Er hatte sowieso nicht erwartet, dass Valet es sich auf dem Rücksitz zwischen Malerwerkzeug und -materialien bequem machen würde, und tatsächlich sprang der Hund auch mit einem Satz gleich auf den Beifahrersitz; er liebte es, während der Fahrt aus dem Fenster zu schauen. Dusty schnallte Valet mit dem Spezialgurt an und empfing zum Dank einen feuchten Hundekuss mitten ins Gesicht, bevor er die Beifahrertür schließen konnte.

Dann schob er sich hinters Lenkrad und ließ den Motor an. Während er den Wagen aus der Garage zurücksetzte, sagte er: »Die Nachrichtenmacher glauben die Welt zu retten, und dabei richten sie nichts als Chaos an. Weißt du, was bei ihrem ganzen gewichtigen Denken herauskommt, Goldlöckchen? Es kommt

nicht mehr dabei heraus als das, was wir in den kleinen blauen Tüten einsammeln, wenn wir mit deinesgleichen spazieren gehen.«

Der Hund sah ihn grinsend an.

Dusty schloss mit einem Druck auf die Fernbedienung das Garagentor und fragte sich in diesem Moment, warum er das alles nicht zu dieser aufdringlichen Person am Telefon gesagt hatte. Diese ständigen Anrufe von den Abonnentenfängern der *Times* gehörten neben Erdbeben, Waldbränden und Erdrutschgefahr zu den wenigen gravierenden Nachteilen, die das Leben in Südkalifornien mit sich brachte. Hätte er dieser Frau, die ihm die *Times* hatte aufschwätzen wollen – oder war es ein Mann gewesen? –, auf diese Weise seine Meinung kundgetan, so wäre er inzwischen vielleicht endlich aus ihrer Kandidatenliste gestrichen.

Während er den Wagen im Rückwärtsgang auf die Straße hinaus lenkte, wurde sich Dusty plötzlich der merkwürdigen Tatsache bewusst, dass er sich nicht erinnern konnte, ob die Person am Telefon ein Mann oder eine Frau gewesen war. Andererseits gab es eigentlich auch keinen Grund, sich daran zu erinnern, da er gleich wieder aufgehängt hatte, als ihm klar wurde, worum es bei dem Sermon am anderen Ende der Leitung ging.

Normalerweise beendete er solche Werbegespräche, indem er den Anrufer oder die Anruferin mit einem Gegenvorschlag auf die Schippe nahm. *Na schön, ich abonniere die Zeitung, wenn Sie sich auf einen Tauschhandel einlassen. Ich streiche Ihre Büroräume und kriege dafür die* Times *drei Jahre lang umsonst.* Oder: *Klar, ich nehme ein* lebenslängliches *Abonnement, wenn Sie mir versprechen, einen gewöhnlichen Sportler nie mehr als* Helden *zu bezeichnen.*

Diesmal hatte er keinen Gegenvorschlag gemacht. Aber er konnte sich auch nicht daran erinnern, was er gesagt hatte, nicht einmal an ein einfaches *Nein danke* oder: *Hören Sie auf,*

mich zu belästigen.

Eigenartig. In seinem Kopf herrschte Leere.

Offensichtlich beschäftigte – und irritierte – ihn der morgendliche Zwischenfall mit Skeet stärker, als er bis jetzt angenommen hatte.

15. Kapitel

Das chinesische Essen war sicher so gut, wie Susan behauptete, aber obwohl auch Martie des Lobes voll war, fand sie es eigentlich eher fad. Das Tsingtao hatte heute einen bitteren Beigeschmack.

Weder am Essen noch an dem Bier war etwas auszusetzen. Vielmehr bewirkte ihre innere Unruhe, auch wenn sie im Augenblick ein wenig abgeebbt war, dass sie nichts richtig genießen konnte.

Sie selbst aß mit Stäbchen, hatte aber anfangs befürchtet, dass der bloße Anblick der Gabel in Susans Hand eine neuerliche Panikattacke auslösen würde. Doch dann stellte sie fest, dass es sie nicht erschreckte, die spitzen Zinken zu sehen. Sie fürchtete sich nicht vor der Gabel als solcher, vielmehr jagte ihr die Vorstellung, was eine Gabel *in ihrer Hand* anrichten konnte, Angst ein. In Susans Hand dagegen schien sie ein völlig ungefährliches Instrument zu sein.

Die Ahnung, sie selbst, Martie Rhodes, könnte die dunkle Fähigkeit in sich tragen, etwas unsagbar Gewalttätiges zu tun, war so beängstigend, dass sie nicht weiter darüber nachdenken wollte. Es war eine zutiefst irrationale Angst, denn ihr Verstand und ihr Innerstes sagten ihr, dass sie keiner solchen Tat fähig war. Und doch hatte sie sich in Bezug auf den Flaschenöffner nicht über den Weg getraut …

Angesichts ihrer Nervosität – und ihres angestrengten Bemühens, sich diese Nervosität Susan gegenüber nicht anmerken zu lassen – hätte sie eigentlich beim Binokel noch schlechter abschneiden müssen als sonst. Das Gegenteil war jedoch der Fall: Sie bekam ein gutes Blatt nach dem anderen und nutzte die Chancen, die sich boten, mit meisterhaftem Geschick und sicherem Auge, vielleicht, weil das Spiel sie von ihren düsteren Gedanken ablenkte.

»Du bist heute unschlagbar«, sagte Susan.

»Ich habe meine Glückssocken an.«

»Deine Schulden haben sich schon von sechshunderttausend auf fünfhundertachtundneunzigtausend verringert.«

»Super. Dann kann Dusty vielleicht nachts wieder schlafen.«

»Wie ist Dusty eigentlich zurzeit drauf?«

»Er ist noch süßer als Valet.«

»Du hast einen Mann, der liebenswerter ist als ein Golden Retriever?« Susan seufzte. »Und ich muss ein egoistisches Schwein heiraten.«

»Vorhin hast du Eric noch in Schutz genommen.«

»Er ist ein Schwein.«

»Das ist mein Text.«

»Und ich danke dir dafür.«

Draußen grollte ein wölfischer Wind, scharrte an den Fenstern und schickte heulende Klagelaute zu den Dachtraufen hinauf.

»Warum dieser plötzliche Sinneswandel?«, fragte Martie.

»Möglicherweise ist die Ursache meiner Agoraphobie in Problemen zu suchen, die ungefähr zwei Jahre zurückliegen, Ereignisse, die ich bis jetzt verdrängt habe.«

»Hat das Dr. Ahriman gesagt?«

»Er bringt mich nicht direkt auf solche Ideen. Er versetzt mich lediglich in die Lage … selbst darauf zu kommen.«

Martie spielte eine Pikdame aus. »Du hast mir nie erzählt, dass es zwischen dir und Eric Probleme gab. Abgesehen davon, dass er mit … der jetzigen Situation nicht klargekommen ist.«

»Aber ich nehme an, dass wir welche hatten.«

Martie runzelte die Stirn. »Du *nimmst es an*?«

»Na ja, es ist mehr als eine Annahme. Wir hatten ein Problem.«

»Binokel«, sagte Martie, die gerade den letzten Stich gemacht hatte. »Was für ein Problem?«

»Eine Frau.«

»Der Kerl hat dich betrogen?«, fragte Martie.

»Wenn man so etwas aus heiterem Himmel erfährt, fühlt man sich ziemlich verletzlich«, sagte Susan, aber ihre Stimme drückte die Gefühle, die man bei diesen Worten eigentlich erwartet hätte, nicht aus. Es klang vielmehr, als würde sie aus einem Lehrbuch der Psychologie zitieren. »Und darum geht es bei der Agoraphobie … um ein erdrückendes, lähmendes Gefühl der Verletzlichkeit.«

»Du hast nie auch nur eine Andeutung gemacht.«

Susan zuckte die Achseln. »Vielleicht habe ich mich zu sehr geschämt.«

»Geschämt? Wofür hättest *du* dich denn schämen sollen?«

»Ach, ich weiß nicht …« Mit einem Ausdruck der Verwunderung fuhr sie schließlich fort: »Du hast Recht. Warum hätte ich mich eigentlich schämen sollen?«

Martie kam es erstaunlicherweise so vor, als würde Susan hier und jetzt zum ersten Mal über diese Frage nachdenken.

»Nun ja … wahrscheinlich weil … weil ich nicht gut genug für ihn war, nicht gut genug im Bett, meine ich.«

Entgeistert sah Martie die Freundin an. »Da bleibt einem doch die Spucke weg! Du bist eine tolle Frau, Susan, du bist erotisch, du hast einen gesunden Sexualtrieb …«

»Vielleicht habe ich ihm auch nicht genug emotionale Bestätigung gegeben.«

Martie sagte, indem sie die Karten beiseite schob, ohne die Punkte zusammenzuzählen: »Ich glaube einfach nicht, was ich da höre.«

»Ich bin nicht vollkommen, Martie. Ganz und gar nicht.« Ihre Stimme klang dünn und gepresst, wie niedergedrückt von einem verhaltenen Kummer, der grau und schwer wie Blei war. Sie schlug die Augen nieder wie in tiefer Verlegenheit. »Ich habe ihn irgendwie enttäuscht.«

Ihre beschämte Haltung und ihre Worte erschienen Martie völlig fehl am Platz und machten sie richtiggehend wütend.

»Du gibst ihm alles – deinen Körper, deinen Verstand, dem Herz und dein Leben –, und du gibst es ihm in dieser überschwänglichen, bedingungslosen und leidenschaftlichen Susan-Jagger-Art, wie man sie an dir kennt. Dann betrügt er dich, und du machst *dir selbst* Vorwürfe?«

Nachdenklich drehte Susan eine leere Bierflasche in ihren schlanken Händen und betrachtete sie so eindringlich, als hätte die Flasche Zauberkräfte und könnte ihr, richtig gehandhabt, auf wundersame Weise des Rätsels Lösung verraten. »Vielleicht hast du gerade den springenden Punkt getroffen, Martie. Vielleicht hat ihn diese Susan-Jagger-Art einfach … erdrückt.«

»Ihn erdrückt? Das kann nicht dein Ernst sein!«

»Doch, vielleicht war es so. Vielleicht …«

»Was soll dieses dauernde ›Vielleicht‹?«, fragte Susan. »Warum suchst du krampfhaft nach Entschuldigungen für das Schwein? Womit hat er denn sein Verhalten entschuldigt?«

Susan drehte immer noch die Flasche in den Händen, aber ihre Bewegungen wurden langsamer und langsamer, bis sie endlich ganz innehielt und in augenscheinlicher Verwirrung die Stirn runzelte.

»Susan?«, sagte Martie. »Was war seine Entschuldigung?«

»Seine Entschuldigung?« Susan stellte die Flasche ab, betrachtete gedankenverloren ihre Hände und faltete sie auf dem Tisch. »Also … ich weiß es nicht.«

»Sind wir durch den Kaninchenbau gefallen und bei der Teeparty gelandet?«, rief Martie entnervt aus. »Was heißt hier, du weißt es nicht? Schätzchen, du erfährst, dass er eine Affäre hat, und willst nicht wissen, *warum*?«

Susan rutschte unbehaglich auf ihrem Stuhl herum. »Wir haben nicht viel darüber gesprochen.«

»Ist das dein Ernst? Das bist doch nicht du, Susan. Du bist kein Drückeberger.«

Schleppender als sonst und mit so belegter Stimme, als wäre sie gerade erst aus tiefem Schlaf erwacht und noch nicht bei

vollem Bewusstsein, sagte Susan: »Wir haben ansatzweise darüber gesprochen, ja, und das könnte auch die Ursache meiner Agoraphobie sein, aber wir haben uns nicht über die schmutzigen Details unterhalten.«

Das Gespräch hatte eine so seltsame Wendung genommen, dass Martie eine verborgene und bedrohliche Wahrheit hinter den Worten zu spüren glaubte, eine nicht greifbare Wahrheit, die vielleicht die Erklärung für die Krankheit ihrer gepeinigten Freundin liefern würde, wenn sie sie nur zu fassen bekam.

Susans Äußerungen waren ebenso empörend wie vage. Beängstigend vage.

»Wie hieß die Frau?«, fragte Martie.

»Ich weiß es nicht.«

»Du liebe Zeit! Wollte Eric es dir nicht sagen?«

Als Susan endlich den Kopf hob, blickten ihre Augen ins Leere, als würde sie nicht Martie ansehen, sondern eine andere Person in einer anderen Zeit, an einem anderen Ort. »Eric?«

Sie sprach den Namen in einem Ton so tiefer Verwunderung aus, dass Martie sich unwillkürlich umdrehte und nachsah, ob Eric unbemerkt den Raum betreten hatte. Er war nicht da.

»Ja, Susan, du erinnerst dich doch an den guten alten Eric? Herr des Hauses. Ehebrecher. Schweinehund.«

»Ich habe es nicht …«

»Was?«

Susans Worte waren jetzt nur noch ein Flüstern, und ihre Miene war völlig ausdruckslos, so leblos wie ein Puppengesicht. »Ich habe es nicht von Eric erfahren.«

»Wer hat es dir dann erzählt?«

Keine Antwort.

Der Wind hatte nachgelassen, der tosende Lärm hatte sich gelegt. Aber mit seinem kalten Wispern und verstohlenen Gurren zerrte er viel stärker an den Nerven als zuvor mit seinem wütenden Brüllen.

»Susan? Wer hat dir gesagt, dass er in der Gegend herum-

vögelt?«

Susans makellose Haut, die sonst die Farbe von Pfirsichen und Sahne hatte, war jetzt so durchsichtig und gelblich weiß wie Magermilch. Eine Schweißperle hatte sich an ihrem Haaransatz gebildet.

Über den Tisch gebeugt, hielt Martie der Freundin eine Hand vor das Gesicht.

Susan sah sie offenbar überhaupt nicht. Sie blickte *durch* die Hand hindurch.

»Wer?«, hakte Martie leise nach.

Susans Stirn war plötzlich mit Schweißperlen übersät. Ihre Hände, die sie auf dem Tisch gefaltet hatte, waren jetzt so krampfhaft miteinander verschlungen, dass sich die Haut weiß über den Knöcheln spannte. Die Fingernägel der Rechten hatten sich tief in die linke Handfläche gebohrt.

Geisterspinnen krochen Martie über den Nacken und tasteten sich über die Treppe ihres Rückgrats hinunter.

»Wer hat dir gesagt, dass Eric in der Gegend herumvögelt?«

Susan bemühte sich, während sie immer noch wie gebannt auf eine unsichtbare Erscheinung starrte, zu sprechen, aber es kam kein Wort über ihre Lippen.

Es sah aus, als wäre sie wie durch Gespensterhand zum Schweigen gebracht worden. Das Gefühl, nicht allein im Raum zu sein, war so überwältigend, dass Martie erneut versucht war, sich umzudrehen, wohl wissend, dass auch diesmal niemand da sein würde.

Sie schnalzte mit den Fingern vor Susans Gesicht.

Susan zuckte zusammen und blinzelte. Ihr Blick fiel auf die Karten, die Martie beiseite geschoben hatte, und ein ungläubiges Lächeln umspielte ihre Lippen. »Du hast mich ja ganz schön zur Schnecke gemacht. Möchtest du noch ein Bier?«

Sie war plötzlich wie ausgewechselt.

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, sagte Martie.

»Welche Frage?«

»Wer hat dir gesagt, dass Eric in der Gegend herumvögelt?«

»Ach, Martie, das ist doch sterbenslangweilig.«

»Ich finde es nicht langweilig. Du …«

»Ich will nicht darüber reden.« Das unbekümmerte Desinteresse in Susans Ton erstaunte Martie. Wut oder Verlegenheit wären ihr der Situation angemessener erschienen. Susan wedelte mit der Hand, als wollte sie eine lästige Fliege verscheuchen. »Es tut mir Leid, dass ich davon angefangen habe.«

»Herrgott noch mal, Susan, du kannst nicht so eine Bombe platzen lassen und dann einfach …«

»Ich habe keine Lust, mir die Laune zu verderben. Reden wir lieber über den neuesten *Cosmopolitan*-Tratsch oder hecheln sonst was durch.« Geziert wie ein junges Mädchen sprang sie auf. Schon auf halbem Weg zur Küche, fragte sie: »Was ist jetzt mit noch einem Bier?«

Es war einer dieser Tage, an denen ein kleiner Rausch durchaus nicht zu verachten gewesen wäre, aber Martie lehnte dennoch dankend ab.

In der Küche stimmte Susan Patti LaBelles Klassiker »New Attitude« an. Sie hatte eine schöne Stimme und sang mit fröhlicher Inbrunst, besonders an der Stelle, an der es hieß: *Ich hab alles unter Kontrolle, bin leidlich sorgenfrei.*

Selbst wenn Susan Jagger ihr völlig unbekannt gewesen wäre, hätte Martie der falsche Unterton in ihrem scheinbar fröhlichen Gesang nicht entgehen können. Beim Gedanken daran, wie sie Susan eben noch vor sich gesehen hatte – völlig weg-getreten, unfähig, ein Wort herauszubringen, bleich wie der Tod, die Stirn schweißbedeckt, den Blick in einem fernen Nichts verloren, die Hände ineinander verkrallt –, erschien ihr dieser sprunghafte Wechsel von der Leichenstarre zum Überschwang unheimlich.

Aus der Küche tönte die Liedzeile: *»Ich fühl mich gut von Kopf bis Fuß.«*

Für die Füße mochten die Worte noch gelten. Aber für den Kopf?

16. Kapitel

Dusty war immer wieder aufs Neue erstaunt, wenn er Skeets Wohnung betrat. In den drei kleinen Zimmern und im Bad herrschte eine fast zwanghafte Ordnung und peinliche Sauberkeit. Skeet war physisch und psychisch in einem so heruntergekommenen Zustand, dass Dusty regelmäßig erwartete, in der Wohnung ein einziges Chaos vorzufinden.

Während sein Herr und Meister zwei Reisetaschen mit Kleidern und Waschzeug füllte, machte Valet einen Streifzug durch die Wohnung, schnupperte am Fußboden und an den Möbeln und sog genüsslich die eindringlichen Duftnoten der Wachse, Polituren und Reinigungsmittel ein, die anders rochen als die Marken, die im Haus der Rhodes' zum Putzen verwendet wurden.

Als Dusty fertig war mit Packen, warf er einen prüfenden Blick in den Kühlschrank, dessen Inhalt aussah, als hätte ihn ein Magersüchtiger im Endstadium dort deponiert. Den Liter Milch, der dem Verpackungsaufdruck zufolge schon drei Tage über das Verfallsdatum war, goss Dusty in den Ausguss. Ein halber Laib Weißbrot wanderte in den Müll, gefolgt vom scheußlich gefleckten Inhalt einer offenen Packung Mortadella, die den Eindruck machte, als würde sie demnächst zu einem behaarten, knurrenden Lebewesen mutieren. Der Rest, bestehend aus Bier, Erfrischungsgetränken und Gewürzen, würde sich halten, bis Skeet wieder nach Hause kam.

Auf dem Küchenbüfett neben dem Zweittelefon entdeckte Dusty das einzige Anzeichen von Unordnung in der Wohnung: ein wüstes Durcheinander von Zetteln, die von einem Notizblock stammten. Auf allen Zetteln stand, wie Dusty bei näherer Betrachtung feststellte, derselbe Name, auf manchen nur einmal, auf den meisten aber gleich drei- oder vierfach. Auf vierzehn Blatt Papier ein einziger – und nur dieser – Name in

neununddreißigfacher Wiederholung: *Dr. Yen Lo*. Auf keinem der vierzehn Zettel war eine Telefonnummer oder sonst eine Information oder Nachricht notiert.

Es war eindeutig Skeets Schrift. Auf einigen Zetteln war sie sauber und flüssig, auf anderen verwackelt, als hätte seine Hand beim Schreiben etwas gezittert. Und er hatte ungewöhnlich fest mit dem Stift aufgedrückt. In mindestens der Hälfte der Fälle zeugte die Schrift von einem solchen inneren Aufruhr – und möglicherweise inneren Kämpfen – des Schreibers, dass sich die sieben Buchstaben des Namens *Dr. Yen Lo* tief in das Papier eingekratzt hatten.

Außer den Zetteln lag noch ein billiger Kugelschreiber auf dem Büffet. Die durchsichtige Plastikhülle war auseinandergebrochen, die biegsame Miene herausgefallen und in der Mitte geknickt.

Kopfschüttelnd schob Dusty die Einzelteile des Kulis zu einem kleinen Häufchen zusammen.

Er brauchte ungefähr eine Minute, um die vierzehn Notizzettel zu sortieren, indem er den am ordentlichsten beschriebenen obenauf und den krakeligsten zuunterst legte und die übrigen zwölf in der naheliegendsten Reihenfolge dazwischen anordnete. Es war nicht zu übersehen, dass sich das Schriftbild zunehmend verschlechterte. Auf dem untersten Zettel stand der Name nur ein einziges Mal und das unvollständig – *Dr. Ye* –, vermutlich weil der Stift beim Versuch, das n zu schreiben, auseinandergebrochen war.

Daraus war nur eines zu schließen: Skeet hatte sich in eine solche Wut oder Verzweiflung hineingesteigert, dass er in seiner Erregung schließlich zu heftig aufgedrückt hatte, wodurch der Kugelschreiber zerbrochen war.

Keine Wut, sondern Verzweiflung.

Skeet neigte nicht zu Wutausbrüchen. Ganz im Gegenteil.

Er war von Natur aus sanftmütig und dazu noch nach allen Regeln der Kunst mit den Rezepturen sämtlicher Psychophar-

maka weichgekocht worden, die ihm eine grimmige Heerschar von Psychiatern mit aggressiven Behandlungsmethoden verabreicht hatte, und das mit der begeisterten Zustimmung von Skeets reizendem altem Herrn, Dr. Holden Caulfield, alias Sam Farner. Das Selbstwertgefühl des Jungen war mit den Jahren der chemischen Behandlung so verblichen, dass er nicht mehr rot sehen konnte; die gröbste Beleidigung, die jeden normalen Menschen in Rage versetzt hätte, entlockte ihm nicht mehr als ein Achselzucken und ein unsicheres, resigniertes Lächeln. Die bitteren Gefühle, die er gegenüber seinem Vater hegte, waren das Äußerste an Wut, dessen er fähig war. Diese mochten ihm bei seinen Nachforschungen über die Herkunft des Professors zwar den Rücken gestärkt haben, aber sie hatten ihm nicht genug Kraft und Standfestigkeit gegeben, um dem verlogenen Mistkerl die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Dusty faltete die vierzehn Notizzettel ordentlich zusammen und steckte sie sich in die Hosentasche, dann nahm er die Einzelteile des Kugelschreibers vom Büffet. Es war zwar ein billiger Stift, aber durchaus nicht schlampig verarbeitet. Die Plastikhülle, die ursprünglich aus einem Stück gewesen war, machte einen soliden Eindruck. Es musste ein gewaltiger Druck ausgeübt worden sein, um sie wie einen trockenen Zweig zu zerbrechen.

Es fiel Dusty schwer, sich vorzustellen, was Skeet in einen Zustand so tiefer Verzweiflung versetzt haben konnte, dass er die für einen solchen Gewaltakt notwendige Kraft aufbrachte.

Nach kurzem Zögern warf er das, was von dem Kugelschreiber übrig war, in den Müll.

Valet steckte die Nase in den Abfalleimer und versuchte schnüffelnd zu erkunden, ob es sich bei dem weggeworfenen Objekt vielleicht um etwas Eßbares handelte.

Dusty zog eine Schublade auf und nahm das Branchenverzeichnis heraus. Er schlug die Rubrik ÄRZTE auf und suchte nach Dr. Yen Lo, aber es gab keinen Eintrag unter diesem

Namen.

Als Nächstes sah er unter PSYCHIATER nach, dann unter PSYCHOLOGEN und schließlich unter THERAPEUTEN. Ohne Erfolg.

17. Kapitel

Während Susan das Kartenspiel und den Punkteblock wegräumte, beseitigte Martie die Essensreste und spülte dann die Teller unter fließendem Wasser, wobei sie es krampfhaft vermied, das Wiegemesser anzusehen, das neben ihr auf dem Schneidebrett lag.

Susan brachte ihre Gabel in die Küche. »Die hast du vergessen.«

Als sie sah, dass Martie schon im Begriff war, sich die Hände abzutrocknen, spülte sie die Gabel selbst und legte sie in den Besteckkasten.

Anschließend trank Susan ihr zweites Bier im Wohnzimmer, und Martie setzte sich zu ihr. Als Hintergrundmusik hatte Susan Bachs *Goldberg-Variationen* in einer Einspielung von Glenn Gould gewählt.

Als junges Mädchen hatte Susan davon geträumt, Violinistin in einem großen Symphonieorchester zu werden. Sie spielte wunderbar Geige; zwar nicht so meisterhaft, dass sie als Konzertsolistin hätte auftreten können, aber doch so gut, dass sie sich ihren etwas bescheideneren Traum hätte erfüllen können. Stattdessen hatte sie sich dafür entschieden, Immobilienmaklerin zu werden.

Martie hatte sich bis zu ihrem Schulabschluss gewünscht, einmal Tierärztin zu werden. Jetzt entwarf und programmierte sie Videospiele.

Das Leben hält viele Wege zur Auswahl bereit. Manchmal wählt man den Weg mit dem Kopf, manchmal mit dem Herzen. Und manchmal kann man sich weder mit dem Kopf noch mit dem Herzen dem unerbittlichen Sog des Schicksals entziehen.

Das silberhelle Klangspiel von Glenn Gould rief Martie von Zeit zu Zeit in Erinnerung, dass es draußen vor den dicht verhängten Fenstern immer noch regnete, obwohl sich der

Sturm inzwischen gelegt hatte. So lauschig und heimelig war die Atmosphäre in Susans Wohnung, dass Martie versucht war, sich der gefährlich beruhigenden Vorstellung zu überlassen, es gäbe keine Welt jenseits dieser schützenden Mauern.

Die beiden Frauen unterhielten sich über alte Zeiten, alte Freunde. Die Zukunft wurde mit keinem Wort erwähnt.

Susan war beileibe keine Gewohnheitstrinkerin. Zwei Flaschen Bier stellten für sie schon ein Gelage dar. Im Allgemeinen machte Alkohol sie weder übermäßig lustig noch aggressiv, sondern versetzte sie in eine angenehm sentimentale Stimmung. An diesem Tag wurde sie immer stiller und in sich gekehrter.

Schon nach kurzer Zeit bestritt Martie die Unterhaltung fast allein. Allmählich wuchs bei ihr das Gefühl, nur Schwachsinn zu reden, und so verstummte sie schließlich ebenfalls.

Ihre Freundschaft ging so tief, dass sie auch Schweigen als angenehm empfinden konnten. Wenn diesmal in der Stille eine sonderbare Nervosität mitschwang, lag es vielleicht daran, dass Martie die Freundin insgeheim ängstlich beobachtete, weil sie befürchtete, diese könnte in denselben tranceartigen Zustand verfallen wie schon einmal an diesem Tag.

Es erschien ihr unerträglich, die *Goldberg-Variationen* noch einmal zu hören, weil sie die herzzerreißende Schönheit der Musik plötzlich als deprimierend empfand. Unerklärlicherweise assoziierte sie mit einem Mal Trauer, Einsamkeit und stille Verzweiflung damit. Ehe sie es sich versah, wirkte die Wohnung nicht mehr gemütlich, sondern beklemmend, nicht beruhigend, sondern wie ein Gefängnis auf sie.

Als Susan daher auf die Fernbedienung drückte, um die CD noch einmal von vorn abzuspielen, warf sie einen Blick auf ihre Armbanduhr und brachte einen Schwall erfundener Pflichten vor, die sie noch vor fünf Uhr zu erledigen habe.

Nachdem Martie ihren Regenmantel übergezogen hatte, umarmten sie sich wie immer in der Küche zum Abschied. Dies-

mal fiel die Umarmung stürmischer aus als sonst, fast als wollten sie sich gegenseitig eine Flut von Gefühlen mitteilen, die sie mit Worten nicht ausdrücken konnten.

Als Martie die Hand nach dem Türknauf ausstreckte, trat Susan einen Schritt zur Seite, wo sie vor dem Blick auf die furchterregende Außenwelt geschützt war. Mit einem gehetzten Unterton, so als hätte sie sich plötzlich entschlossen, ein beunruhigendes Geheimnis zu offenbaren, das sie bisher nur mit Mühe gehütet hatte, sagte sie: »Er kommt nachts, wenn ich schlafe, hierher.«

Martie, die schon im Begriff gewesen war, die Tür zu öffnen, stockte in der Bewegung und drückte sie wieder zu, ließ den Knauf aber nicht los. »Was sagst du da? Wer kommt hierher, während du schläfst?«

Eine neue Angst ließ das Grün in Susans Augen intensiver und heller erscheinen; sie hatten die Farbe von Eis angenommen. »Ich glaube, dass er es ist.« Susan schlug die Augen nieder. Die blassen Wangen hatten sich gerötet. »Ich habe keinen Beweis, aber wer sonst außer Eric könnte es sein?«

Martie ließ den Türknauf los und drehte sich ganz zu Susan um. »Eric kommt nachts hierher, während du schläfst?«

»Er behauptet, es stimmt nicht, aber ich glaube, dass er lügt.«

»Hat er denn einen Schlüssel?«

»Ich habe ihm keinen gegeben.«

»Und du hast ja auch ein neues Schloss einbauen lassen.«

»Ja. Aber irgendwie kommt er herein.«

»Die Fenster?«

»Morgens … wenn ich merke, dass er hier war, überprüfe ich immer alle Fenster, aber sie sind jedes Mal zu.«

»Woran merkst du, dass er da war? Das heißt, was macht er?«

Ohne auf Marties Frage einzugehen, fuhr Susan fort: »Er kommt und … schnüffelt herum … schleicht schnüffelnd durchs Haus wie ein streunender Hund.« Sie schauderte.

Martie war zwar nicht gerade eine glühende Verehrerin von Eric, aber sie konnte ihn sich auch nur schwer vorstellen, wie er bei Nacht und Nebel die Treppe hinaufschlich und quasi durchs Schlüsselloch ins Haus schlüpfte. Erstens hatte er nicht genug Fantasie, um sich eine Möglichkeit auszudenken, wie er ungesehen ins Haus gelangen konnte; als Anlageberater hatte er eine Unmenge von Zahlen und Daten im Kopf, aber nicht den geringsten Sinn für Heimlichkeiten. Zweitens wusste er, dass Susan einen Revolver in ihrem Nachttisch aufbewahrte, und seine Risikobereitschaft war gleich Null; er war der Letzte, der sich der Gefahr ausgesetzt hätte, für einen Einbrecher gehalten und erschossen zu werden, selbst wenn er den perversen Wunsch gehabt hätte, seine Frau zu quälen.

»Stellst du morgens dann fest, dass irgendwelche Dinge nicht an ihrem Platz sind … oder was?«

Susan antwortete nicht auf ihre Frage.

»Du hast ihn nie in der Wohnung gehört? Die bist nie aufgewacht, während er hier war?«

»Nein.«

»Du entdeckst also am Morgen … Spuren?«

»Spuren, genau«, sagte Susan, ohne diese aber näher zu benennen.

»Gegenstände, die nicht mehr an ihrem Platz sind, beispielsweise? Der Geruch von Rasierwasser? Etwas in dieser Art?«

Susan nickte mit gesenktem Kopf.

»Aber was genau?«, hakte Martie nach.

Keine Antwort.

»He, Susan, würdest du mich bitte ansehen?«

Als Susan den Kopf hob, waren ihre Wangen dunkelrot, und es war offensichtlich nicht der zarte Hauch von Verlegenheit, sondern tiefe Schamröte.

»Susan, was verschweigst du mir?«

»Nichts. Ich glaube, ich … leide einfach unter Verfolgungswahn.«

»Es *gibt* da doch etwas, was du mir verschweigst. Warum bringst du die Sache erst aufs Tapet – und dann ist nichts mehr aus dir rauszukriegen?«

Susan verschränkte zitternd die Arme vor der Brust. »Ich dachte, ich könnte darüber reden, aber ich bin noch nicht soweit. Über einige Dinge … muss ich mir selbst noch klar werden.«

»Eric schleicht sich nachts heimlich in deine Wohnung … Das ist verdammt eigenartig. Es ist unheimlich. Was tut er … dich im Schlaf beobachten?«

»Nicht jetzt, Martie. Ich muss noch ein bisschen darüber nachdenken, Mut sammeln. Ich rufe dich später an.«

»Ich will es aber jetzt wissen.«

»Du hast doch so viel zu erledigen.«

»Das ist unwichtig.«

»Gerade eben klang es noch ungeheuer wichtig«, sagte Susan missbilligend.

Martie brachte es nicht übers Herz, Susan mit dem Eingeständnis zu verletzen, dass sie die Erledigungen nur als Vorwand erfunden hatte, um aus dieser trostlosen, erdrückenden Wohnung heraus an die frische Luft und in den belebenden kalten Regen zu kommen. »Wenn du mich nicht heute noch anrufst und mir die ganze Geschichte haarklein erzählst, komme ich heute Abend hierher zurück, hocke mich wie ein Alb auf deine Brust und lese dir ein Kapitel nach dem anderen aus dem neuesten literaturkritischen Buch von Dustys altem Herrn vor. Es heißt: *Die Bedeutung der Bedeutungslosigkeit. Chaos als Struktur*, und wenn du es hörst, wirst du das Gefühl haben, dass auf deinem Hirn Feuerameisen herumkrabbeln. Oder wie wäre es mit *Haben Sie den Mut, sich selbst der beste Freund zu sein*? Das ist das neueste Werk seines Stiefvaters. Wenn du dir das auf Kassette anhörst, hast du das dringende Bedürfnis, dir die Ohren abzuschneiden. Es ist die Familie der schreibenden Irren, und ich könnte große Lust verspüren, dich

mit ihnen bekannt zu machen.«

Mit einem gequälten Lächeln sagte Susan: »Ich fühle mich gebührend eingeschüchtert. Ich rufe dich ganz bestimmt an.«

»Kann ich mich darauf verlassen?«

»Mein feierliches Ehrenwort.«

Martie streckte die Hand wieder nach dem Türknauf aus, blieb aber wieder stehen und drehte sich noch einmal um. »Bist du hier auch wirklich in Sicherheit, Susan?«

»Natürlich«, entgegnete Susan, aber Martie glaubte dabei ein nervöses Flackern in ihren ängstlichen grünen Augen zu entdecken.

»Wenn er aber heimlich bei dir herumschleicht …«

»Eric ist immer noch mein Mann.«

»Sieh dir die Nachrichten an. Es gibt Ehemänner, die schreckliche Dinge tun.«

»Du kennst Eric. Er mag vielleicht ein Schweinehund sein …«

»Er ist ein Schweinehund«, sagte Martie beharrlich.

»… aber er ist nicht gefährlich.«

»Er ist ein Schlappschwanz.«

»Genau.«

Martie zögerte immer noch, doch schließlich zog sie die Tür einen Spalt auf. »Wir sind gegen acht Uhr mit dem Abendessen fertig, vielleicht auch früher. Um elf liegen wir im Bett, wie immer. Ich warte auf deinen Anruf.«

»Danke, Martie.«

»*De nada.*«

»Gib Dusty einen Kuss von mir.«

»Aber nur einen trockenen Hauch auf die Wange. Für die deftigen Feuchten bin ausschließlich ich zuständig.«

Nach diesen Worten klappte Martie die Kapuze hoch, trat auf den Treppenabsatz hinaus und zog die Tür hinter sich ins Schloss.

Die Luft war so unbewegt, als hätte der Regen, der wie ein

Sturzbach eiserner Kugeln herunterprasselte, mit seinem erdrückenden Geweht den Wind aus dem Tag herausgepresst.

Sie wartete, bis Susan das Sicherheitsschloss, ein solides, einbruchsicheres Exemplar, verriegelt hatte, dann stieg sie die steile Treppe hinunter.

Unten angelangt, blieb sie stehen und blickte noch einmal zur Wohnungstür zurück.

Susan Jagger kam ihr vor wie eine wunderschöne Märchenprinzessin, die in einem Turm gefangen war und von Zwergen und bösen Geistern bewacht wurde, und weit und breit war kein tapferer Prinz in Sicht, der ihr zu Hilfe eilte.

Der graue Tag hallte von den rhythmischen Schlägen der Sturmwellen am nahe gelegenen Strand wider, während Martie über die Promenade zur nächsten Straße eilte, wo die Rinnsteine dermaßen überflutet waren, dass die Räder des roten Saturn tief in der aufgewühlten, schmutzigen Brühe standen.

Hoffnungsvoll überlegte sie, ob Dusty angesichts des schlechten Wetters vielleicht nach häuslicher Gemütlichkeit zumute war und er seine unvergleichlichen Hackfleischbällchen in scharfer Tomatensoße zum Abendessen machen würde. Die Vorstellung, Dusty bei ihrer Heimkehr in der Küche anzutreffen, eine Schürze umgebunden und ein Glas Rotwein neben sich, hatte etwas ungemein Beruhigendes für sie. Köstliche Düfte würden durch das Haus ziehen. Guter altmodischer Pop – Dean Martin vielleicht – aus der Stereoanlage. Dustys Lächeln, seine Umarmung, sein Begrüßungskuss. Nach diesem absonderlichen Tag konnte sie alles, was Heim, Herd und Ehemann an wohltuender Behaglichkeit zu bieten hatten, nur zu gut gebrauchen.

In dem Moment, als Martie den Wagen anlassen wollte, flammte ein abscheuliches Bild vor ihrem inneren Auge auf und machte alle Hoffnung auf einen auch nur annähernd friedvollen und tröstlichen Ausklang dieses Tages zunichte. Es war viel realer als eine gewöhnliche Fantasievorstellung, so

deutlich und einprägsam, als wäre es das Bild einer Wirklichkeit, die sich hier und jetzt abspielte. Sie war plötzlich davon überzeugt, in rasender Geschwindigkeit auf ein bevorstehendes schreckliches Ereignis zuzusteuern, einen Blick auf einen vor ihr liegenden unausweichlichen Moment zu erhaschen, dem sie so sicher entgegenkatapultiert wurde, als hätte sie sich von einer Klippe gestürzt. Als sie den Schlüssel ins Zündschloss steckte, sah sie vor sich, wie er sich mit seiner tückischen Spitze in ein Auge bohrte, es mit seinem Zackenrand zerfetzte und in das hinter dem Auge liegende Gehirn eindrang. Und sowie sie den Schlüssel im Zündschloss drehte, drehte sich in ihrer lebhaften Vision auch der Schlüssel in dem Auge.

Ohne auch nur bewusst registriert zu haben, dass sie die Wagentür geöffnet hatte, stand Martie plötzlich im Freien und erbrach, sich am Kotflügel abstützend, das Mittagessen auf die regennasse Straße.

Eine ganze Weile blieb sie mit gesenktem Kopf stehen.

Die Kapuze war ihr heruntergerutscht, und das Haar triefte vor Nässe.

Erst als sie sich sicher sein konnte, dass ihr Magen völlig leer war, griff sie zu der Kleenex-Schachtel im Wageninnern, zupfte ein paar Tücher heraus und wischte sich den Mund ab.

Sie hatte immer eine kleine Flasche mit Wasser im Auto. Jetzt benutzte sie es, um sich den Mund auszuspülen.

Obwohl ihr immer noch flau im Magen war, stieg sie wieder ein und zog die Tür zu.

Der Motor schnurrte im Leerlauf vor sich hin. Sie brauchte den Schlüssel also erst wieder anzufassen, wenn sie den Wagen in ihrer Garage in Corona del Mar abstellte.

Durchnässt, frierend, verängstigt und verwirrt, wünschte sie sich nichts sehnlicher, als endlich zu Hause zu sein, behütet, trocken und warm in einer vertrauten Umgebung.

Die Hände zitterten ihr so sehr, dass sie nicht fahren konnte. Sie wartete fast eine Viertelstunde, bevor sie endlich die

Handbremse löste und den Gang einlegte.

Obwohl sie den sehnlichen Wunsch hegte, nach Hause zu kommen, hatte sie Angst, dass dort irgendetwas passieren könnte. Nein. Sie war nicht ehrlich mit sich selbst. Sie hatte keine Angst, dass etwas *passieren* würde. Sie hatte Angst, dass *sie irgendetwas tun könnte*.

Das Auge, das sie in ihrer Vision – oder was immer es auch war – vor sich gesehen hatte, war nicht irgendein Auge gewesen. Es hatte einen ganz besonderen Farbton gehabt, ein wunderschönes, leuchtendes Graublau. Genau wie Dustys Augen.

18. Kapitel

Valet durfte mit in die New-Life-Klinik, weil man dort allgemein der Ansicht war, dass Tiere in manchen Fällen einen positiven Einfluss auf die Psyche der Kranken hatten. Dusty parkte nicht weit vom Eingangsbereich entfernt, sodass sie das Haus noch halbwegs trocken erreichten, was Valet wohl eher als enttäuschend empfand. Schließlich war er ein Retriever und als solcher eine echte Wasserratte, eine so talentierte sogar, dass es für die Aufnahme im Olympiateam der Synchronschwimmer gereicht hätte.

In seinem Zimmer im ersten Stock lag Skeet vollständig angekleidet, nur ohne Schuhe, auf der Zudecke seines Betts und schlief.

Der trostlose Winternachmittag drückte sein dunkler werdendes Gesicht an die Fensterscheibe, im Raum wurden die Schatten dichter. Die einzige zusätzliche Lichtquelle war derzeit eine kleine batteriegespeiste Leselampe, die mit einem Klemmverschluss an dem Buch befestigt war, in dem Tom Wong, der Pfleger, gerade las.

Tom kraulte Valet hinter den Ohren, dann nutzte er die Gelegenheit ihres Besuchs, um eine Pause einzulegen.

Dusty packte leise die beiden Reisetaschen aus, verstaute den Inhalt in den Schubladen des kleinen Garderobenschranks und übernahm dann die Krankenwache im Sessel.

Es waren noch gut zwei Stunden bis zur völligen Dunkelheit, aber die Schatten im Raum spannen allmählich ein immer dichteres Netz, bis Dusty schließlich die Halogenlampe neben dem Sessel einschaltete.

Skeet lag zwar seitlich zusammengerollt wie ein Fötus auf dem Bett, aber er sah nicht aus wie ein Kind, sondern wie ein ausgetrockneter Leichnam, so knochendürr, dass man meinen konnte, ein mit Kleidern behängtes Skelett vor sich zu haben.

*

Nicht nur wegen des schlechten Wetters, sondern auch mit Rücksicht auf ihre sonderbare Verfassung fuhr Martie auf dem Heimweg sehr vorsichtig. Sie war nicht erpicht darauf, bei Tempo hundert von einer Panikattacke überrascht zu werden. Zum Glück gab es keine direkte Schnellstraßenverbindung zwischen der Balboa-Halbinsel und Corona del Mar; der Weg führte also außen herum über normale, tunnellose Straßen, auf denen die Fahrzeuge nur so dahinschlichen.

Auf dem Pacific Coast Highway, noch bevor sie die Hälfte der Wegstrecke zurückgelegt hatte, kam der Verkehr völlig zum Erliegen. Vierzig bis fünfzig Fahrzeuge vor ihr blinkten an einer Unfallstelle die Blaulichter von Krankenwagen und Polizeifahrzeugen.

Da sie im Stau stand, rief sie ihren Internisten, Dr. Closterman, über Handy an, um möglichst gleich für den nächsten Vormittag einen Termin zu vereinbaren. »Es ist ziemlich dringend. Das heißt, mir tut nichts weh oder so, aber ich würde die Sache gern, so bald es geht, mit ihm besprechen.«

»Welche Symptome zeigen sich bei Ihnen?«, erkundigte sich die Sprechstundenhilfe.

Martie zögerte. »Es ist eine sehr persönliche Angelegenheit. Ich würde lieber mit Dr. Closterman selbst darüber reden.«

»Er kommt heute nicht mehr in die Praxis. Aber ich könnte Sie morgen gegen acht Uhr dreißig noch dazwischenschieben.«

»Vielen Dank! Ich werde da sein«, sagte Martie und beendete das Gespräch.

Vom Hafen wehte ein dünner grauer Nebelvorhang herüber und legte sich wie ein vom nadelscharfen Regen festgenähtes Leichentuch über den sterbenden Tag.

Von der Unfallstelle her näherte sich auf der Gegenspur, die nur wenig befahren war, ein Krankenwagen.

Weder die Sirene noch das Blaulicht war eingeschaltet. Of-

fensichtlich kam für den Patienten jede ärztliche Hilfe zu spät, er war schon kein Patient mehr, sondern eine Fracht auf dem Weg zum Leichenschauhaus.

Betroffen folgte Martie dem vorüberfahrenden Wagen mit den Augen, dann beobachtete sie im Seitenspiegel, wie die Rücklichter im Nebel immer kleiner wurden. Sie konnte eigentlich nicht mit Bestimmtheit wissen, ob aus dem Krankenwagen unversehens ein Leichenwagen geworden war; dennoch war sie der festen Überzeugung, dass dort ein Toter transportiert wurde. Sie konnte den Hauch des Todes fühlen.

*

Während Dusty an Skeets Krankenbett saß und auf Tom Wongs Rückkehr wartete, hätte er an alles andere lieber gedacht als an die Vergangenheit, aber ohne sein Zutun wanderten seine Gedanken zu ihrer gemeinsamen Kindheit zurück, zu Skeets herrschsüchtigem Vater – und, schlimmer noch, zu dem Mann, der dessen Nachfolge als Familienoberhaupt angetreten hatte. Ehemann Nummer vier. Dr. Derek Lampton, Neo-Freudianer, Psychologe, Psychotherapeut, Vortragsredner und Autor.

Ihre Mutter Claudette hatte eine Schwäche für Intellektuelle – besonders für die Größenwahnsinnigen unter ihnen.

Skeets Vater, der angebliche Holden, war ihnen bis zu Skeets zehntem und Dustys fünfzehntem Lebensjahr erhalten geblieben. Gemeinsam hatten sie seinen Abgang gefeiert, indem sie die ganze Nacht aufblieben, sich Horrorfilme ansahen und Unmengen von Chips und Schokoladeneis in sich hineinschlangen, alles Dinge, die unter dem strengen Fettarm-salzlos-zuckerfrei-zusatzstofflos-freudlos-Regiment des Haustyrannen für Kinder – nicht aber für Erwachsene – verpönt waren. Am Morgen nach der nächtlichen Fressorgie hatten sie es, mit Ringen unter den Augen und einem mulmigen Gefühl im

Magen, geschafft, sich noch ein paar Stunden wach zu halten und die Gegend zu durchforsten, bis sie ein Kilo Hundekot eingesammelt hatten, den sie dem abservierten Despoten luftdicht verpackt an dessen neue Adresse nachschickten.

Obwohl sie das Päckchen anonym und unter falscher Absenderadresse aufgegeben hatten, waren sie sich ziemlich sicher, dass der Professor die Herkunft der Sendung erraten würde, denn manchmal, wenn er ausreichend mit doppelten Martinis abgefüllt war, hatte er sich in seinem Lamento über die Lernprobleme seines Sohnes zu der Behauptung verstiegen, ein stinkender Misthaufen könne es zu besseren schulischen Leistungen bringen als Skeet: *Du bist ungefähr so gebildet wie ein Haufen Exkremente, mein Junge, nicht schlauer als eine Stuhlprobe, so kultiviert wie Scheiße, begriffsstutziger als Kuhdung, so scharfsinnig wie ein Hundehaufen.* Ihr stinkendes Päckchen war quasi die Aufforderung an ihn, seine hochtrabenden Erziehungstheorien in die Praxis umzusetzen und aus dem Hundekot einen besseren Schüler zu machen, als Skeet es in seinen Augen gewesen war.

Wenige Tage, nachdem das Caulfield-Imitat mit einem Tritt vor die Tür gesetzt worden war, hielt Dr. Lampton Einzug im Haus. Und weil die Erwachsenen so entsetzlich hochanständig waren und außerdem darauf erpicht, sich gegenseitig bei der Suche nach persönlicher Erfüllung behilflich zu sein, verkündete Claudette ihren Kindern, dass sie sich unmittelbar nach einer schnellen, einvernehmlichen Scheidung wieder zu verheiraten gedenke.

Dusty und Skeet stellten umgehend die Freudenfeiern ein. Schon nach vierundzwanzig Stunden war ihnen klar, dass der Tag, an dem ihnen die Zeit unter der Knute des falschen Holden wie das reinste Paradies vorkommen würde, nicht allzu fern lag, denn Dr. Derek Lampton würde ihnen ohne den geringsten Zweifel seine altbekannte Kennzahl einbrennen: 666, das Malzeichen des Teufels.

Skeets Stimme brachte Dusty in die Gegenwart zurück: »Du siehst aus, als hättest du eine Kröte verschluckt. Woran hast du gerade gedacht?«

Er lag immer noch in Fötushaltung auf dem Bett, hatte aber die trüben Augen geöffnet.

»An Lampton, die Echse«, sagte Dusty.

»O Mann, wenn du dich da reinsteigerst, ist es bald an mir, dich davon abzuhalten, von einem Dach zu springen.« Skeet schwang die Beine über den Bettrand und setzte sich auf.

Valet trottete zu Skeet und leckte ihm die zitternden Hände.

»Wie fühlst du dich?«

»Postsuizidal.«

»Post ist gut.« Dusty zog zwei Lotterielose aus der Hemdtasche und reichte sie Skeet. »Wie versprochen. Ich hab sie aus dem Laden um die Ecke, wo sie letzten November das große Gewinnlos verkauft haben, das den Dreißig-Millionen-Dollar-Jackpot geknackt hat.«

»Komm mir mit denen nicht zu nah. In meinen Händen verwandelt sich Glück ins Gegenteil.«

Dusty ging zum Nachttisch, öffnete die Schublade und nahm die Bibel heraus. Dann schlug er sie auf, überflog einige Seiten und las einen Satz aus dem Buch Jeremia vor: »›Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verlässt.‹ Wie findest du das?«

»Na ja, ich habe gelernt, dass man sich auf Aufputscher gleich welcher Art nicht verlassen sollte.«

»Das ist immerhin ein Fortschritt«, sagte Dusty. Er legte die beiden Lose an der Stelle, aus der er vorgelesen hatte, zwischen die Seiten, schlug das Buch zu und legte es in die Schublade zurück.

Skeet stand auf und tastete sich auf unsicheren Füßen zur Badezimmertür. »Ich muss mal pinkeln.«

»Ich muss auf dich aufpassen.«

»Keine Sorge, Bruder«, sagte Skeet, während er das Licht im

Badezimmer einschaltete. »Hier drinnen gibt's nichts, womit ich mich umbringen könnte.«

»Du könntest versuchen, dich im Klo zu ertränken«, sagte Dusty, der ihm bis zur offenstehenden Tür gefolgt war.

»Ich könnte mir auch eine Henkersschlinge aus Klopapier knüpfen.«

»Ich seh schon, du bist einfach ziemlich gewieft. Bei dir muss man strengste Sicherheitsvorkehrungen treffen.«

Das Klosett verfügte über einen geschlossenen Spülkasten mit Druckspülsystem: nichts zum Auseinandernehmen, keine scharfkantigen Metallteile, die man hätte benutzen können, um sich die Pulsadern aufzuschlitzen.

Während sich Skeet kurze Zeit später die Hände wusch, zog Dusty die zusammengefalteten Zettel aus seiner Tasche und sagte den darauf notierten Namen laut vor sich hin: »Dr. Yen Lo.«

Die Seife rutschte Skeet aus den Händen und fiel ins Waschbecken. Er machte keinerlei Anstalten, sie wieder aufzuheben. An das Waschbecken gelehnt, hielt er die Hände unter den Hahn, und das fließende Wasser spülte den Seifenschaum von seinen Fingern.

Als ihm die Seife entglitten war, hatte er irgendetwas gesagt, aber das Rauschen des Wassers hatte seine Worte übertönt.

Dusty neigte fragend den Kopf zur Seite. »Was hast du gesagt?«

Mit etwas lauterer Stimme wiederholte Skeet seine Worte: »Ich höre.«

Verwundert über diese Antwort fragte Dusty: »Wer ist Dr. Yen Lo?«

Skeet schwieg.

Er stand mit dem Rücken zu Dusty, aber da er den Kopf gesenkt hatte, war sein Gesicht im Spiegel nicht zu sehen. Offenbar blickte er auf seine Hände, die er immer noch unter den Wasserstrahl hielt, obwohl auch die letzten Seifenreste

längst abgespült waren.

»He, Kleiner, was ist?«

Schweigen.

Dusty schob sich in das beengte Badezimmer und trat neben seinen Bruder.

Skeet starrte mit glänzenden Augen und offenem Mund wie in ehrfürchtigem Staunen auf seine Hände, als könnte er darin die Antwort auf das Geheimnis des Lebens finden.

Aus dem Waschbecken stiegen mit Seifenduft geschwängerte Dampfwolken auf. Das Wasser, das aus dem Hahn kam, war glühend heiß. Skeets Hände, sonst totenbleich, glühten feuerrot.

»O Mann.« Dusty stellte schnell das Wasser ab. Die Edelstahlarmatur war so heiß, dass er sie kaum anfassen konnte.

Skeet hielt seine verbrühten, offenbar völlig schmerzunempfindlichen Hände immer noch unter den Wasserhahn.

Als Dusty das kalte Wasser andrehte, ließ Skeet auch dieses Wechselbad mit unveränderter Miene über sich ergehen. Weder hatte er eine Reaktion auf das heiße Wasser gezeigt, noch schien er die Kälte jetzt als wohltuend zu empfinden.

Valet stand leise winselnd in der Tür. Mit erhobenem Kopf und zuckenden Ohren wich er ein paar Schritte in das Zimmer zurück.

Dusty fasste seinen Bruder am Arm. Die Hände vor sich ausgestreckt, den Blick starr darauf fixiert, ließ sich Skeet aus dem Bad ziehen. Er setzte sich auf die Bettkante, legte die Hände in den Schoß und betrachtete sie so eingehend, als wollte er in ihren Linien seine Zukunft ablesen.

»Bleib, wo du bist«, sagte Dusty, dann rannte er aus dem Zimmer, um Tom Wong zu suchen.

19. Kapitel

Bei ihrer Heimkehr stellte Martie zu ihrer Enttäuschung fest, dass Dustys Lieferwagen nicht in der Garage stand. Sie war davon ausgegangen, dass er wegen des Regens etwaige Außenarbeiten hatte abbrechen müssen, und hatte gehofft, ihn zu Hause anzutreffen.

In der Küche fand sie eine kurze Nachricht, die mit einem Magneten, der die Form einer Keramiktomate hatte, an die Kühlschranktür geheftet war: *Meine Schöne. Ich bin gegen 5 Uhr zurück. Wir essen auswärts. Ich liebe dich noch mehr als Tacos. Dusty.*

Sie benutzte das Klosett in der kleinen Toilette neben der Küche – und erst als sie sich die Hände wusch, fiel ihr auf, dass der Spiegel an der Tür des Arzneischränkchens fehlte. Lediglich ein winziger Splitter Spiegelglas steckte noch in der rechten unteren Ecke des Metallrahmens.

Offensichtlich hatte Dusty ihn aus Versehen zerbrochen. Abgesehen von dem kleinen Splitter hatte er beim Entfernen der Scherben sehr gründliche Arbeit geleistet.

Wenn ein zerbrochener Spiegel wirklich sieben Jahre Unglück brachte, war dies der denkbar ungünstigste Tag, einen Spiegel zu zerbrechen.

Obwohl ihr Magen restlos entleert war, spürte sie schon wieder einen Anflug von Übelkeit. Sie goss Eiswasser und Ginger Ale in ein Glas. Etwas Kaltes, Süßes wirkte normalerweise beruhigend auf ihren Magen.

Dusty musste Valet mitgenommen haben, wo immer er auch hingegangen sein mochte. Obwohl ihr Haus eigentlich klein und gemütlich war, kam es Martie in diesem Moment groß und kalt vor – und verlassen.

Martie setze sich vor dem regennassen Fenster an den Frühstückstisch und überlegte, während sie Ginger-Ale trank, ob sie

am Abend lieber ausgehen oder zu Hause bleiben wollte. Sie hatte vor, Dusty beim Abendessen – sofern ihr überhaupt nach Essen zumute war – von den beunruhigenden Erlebnissen des heutigen Tages zu erzählen, und der Gedanke, eine Kellnerin oder Gäste am Nachbartisch könnten dabei zuhören, war ihr unangenehm. Abgesehen davon wollte sie nicht in einem öffentlichen Lokal sein, falls sie wieder von einem Anfall überrascht wurde.

Andererseits war sie sich nicht sicher, ob sie es überhaupt wagen würde, ein Abendessen zuzubereiten, sollten sie zu Hause bleiben …

Ihr Blick wanderte vom Glas, das sie in der rechten Hand umklammert hielt, zu dem Messerhalter an der Wand neben der Spüle.

Die Eiswürfel im Glas stießen klirrend aneinander.

Die blitzenden Edelstahlklingen der Messer leuchteten, als würden sie nicht nur Licht reflektieren, sondern es selbst ausstrahlen.

Martie stellte das Glas auf den Tisch, wischte sich die Hände an den Jeans ab und wandte die Augen vom Messerhalter ab. Fast im selben Moment wurde ihr Blick jedoch wieder in diese Richtung gezogen.

Sie wusste, dass sie zu keiner Gewalttätigkeit gegen andere fähig war, es sei denn, um sich selbst, einen geliebten Menschen oder ein hilfloses Opfer zu schützen. Und sie zweifelte auch daran, dass sie fähig war, sich selbst etwas anzutun.

Dennoch machte sie der Anblick der Messer derartig nervös, dass sie nicht ruhig sitzen bleiben konnte. Sie sprang auf, blieb erst unschlüssig stehen, ging dann ins Esszimmer, weiter ins Wohnzimmer, lief ruhelos hin und her und hatte dabei nur das eine Ziel, möglichst viel Abstand zwischen sich und den Messerhalter zu legen.

Nachdem sie irgendwelche Nippes herumgeschoben hatte, damit sie auch wirklich ordentlich an ihrem Platz standen,

einen Lampenschirm gerade gerückt hatte, der gar nicht schief saß, und Kissen glatt gestrichen hatte, die überhaupt nicht zerdrückt waren, ging Martie in die Diele und öffnete die Haustür. Sie trat über die Schwelle auf die Veranda hinaus.

Ihr Herz klopfte so heftig, dass sie die Erschütterungen spürte. Jeder Pulsschlag jagte ihr eine solche Sturmwelle durch die Adern, dass das Bild, das sich ihren Augen bot, mit der Brandung des Bluts pulsierte.

Mit weichen Knien ging sie bis zum Rand der Treppe. Dort stützte sie sich mit einer Hand am Pfosten der Veranda ab.

Wenn sie sich noch weiter von dem Messerhalter entfernen wollte, musste sie sich in den Sturm hinaus wagen, der mittlerweile allerdings nicht mehr von einem Wolkenbruch, sondern nur noch von einem Nieselregen begleitet wurde. Aber wohin sie auch ging, in welchen Winkel der Welt, ob bei schlechtem oder gutem Wetter, bei Tag oder bei Nacht, überall würden spitze Gegenstände sein, Gegenstände mit Schneiden und scharfen Zackenrändern, Instrumente, Geräte und Werkzeuge, mit denen man schreckliche Dinge tun konnte.

Sie musste ihre Nerven beruhigen, sich entspannen, diese seltsamen Gedanken abschütteln. Ruhe bewahren.

Lieber Gott, hilf mir!

Obwohl sie sich bemühte, langsam und tief durchzuatmen, ging ihr Atem immer schneller und unregelmäßiger.

Und als sie die Augen schloss, um in ihrem Innern Ruhe zu finden, war dort nur Aufruhr und abgrundtiefe Finsternis.

Sie würde sich erst wieder in der Gewalt haben, wenn sie den Mut fand, in die Küche zurückzukehren und sich mit dem zu konfrontieren, was die Angst ausgelöst hatte. Die Messer. Sie musste sich mit den Messern befassen, und zwar schnell, bevor aus dieser ständig stärker werdenden Angst echte Panik wurde.

Die Messer.

Widerstrebend kehrte sie der Treppe den Rücken, ging zum Haus zurück und öffnete die Tür.

Hinter der Schwelle lauerte drohend die Diele. Dieses Haus, ihr geliebtes, behagliches Heim, in dem sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verbracht hatte, kam ihr plötzlich so unvertraut vor wie das Haus eines Fremden.

Die Messer.

Sie trat über die Schwelle, zögerte einen Moment, schloss dann aber die Tür hinter sich.

20. Kapitel

Skeets Hände waren zwar immer noch hochrot, sahen aber nicht mehr so schlimm aus wie noch wenige Minuten zuvor. Er hatte sie sich auch nicht wirklich verbrüht. Tom Wong behandelte sie mit einer Kortisonsalbe.

Weil Skeet so völlig teilnahmslos war und auf seine Fragen nicht reagierte, nahm Tom ihm eine Blutprobe für einen weiteren Drogentest ab. Bei seiner Aufnahme in der Klinik hatte Skeet eine Leibesvisitation über sich ergehen lassen müssen, bei der weder in seinen Kleidern noch in irgendeiner Körperöffnung versteckte Drogen entdeckt worden waren.

»Es könnte eine verspätete Nachwirkung der Substanzen sein, mit denen er sich heute Morgen vollgepumpt hat«, sagte Tom und verließ dann mit der Blutprobe das Zimmer.

In den vorangegangenen Jahren hatte Skeet in den schlimmsten Phasen seiner Sucht merkwürdigere Verhaltensweisen an den Tag gelegt als Donald Duck im PCP-Rausch, aber so etwas wie diesen glasigen, völlig apathischen Blick hatte Dusty noch nie an ihm gesehen.

Zu Hause waren sämtliche Polstermöbel für Valet tabu, aber Skeets Verfassung schien den Hund so sehr zu bekümmern, dass er die Regeln vergaß und sich im Sessel zusammenrollte.

Dusty, der Verständnis für den Kummer des Retrievers hatte, ließ Valet unbehelligt liegen und setzte sich zu seinem Bruder auf die Bettkante.

Skeet lag jetzt, den Kopf auf drei Kissen gebettet, auf dem Rücken und blickte starr zur Decke. Im Schein der Nachttischlampe wirkte er so ruhig und entspannt wie ein Yogi in tiefer Meditation.

Die Notizzettel fielen Dusty wieder ein und der Name darauf, der offensichtlich in höchster Erregung hingekritzelt worden war. »Dr. Yen Lo«, murmelte er leise vor sich hin.

Obwohl noch immer jeder Realität entrückt, sprach Skeet zum ersten Mal, seitdem Dusty diesen Namen im Bad laut von den Zetteln abgelesen hatte. »Ich höre«, sagte er, und das waren genau die Worte, die er auch im Bad gesagt hatte.

»Wem hörst du zu?«

»Wem höre ich zu?«

»Was machst du?«

»Was mache ich?«, fragte Skeet.

»Ich habe dich gefragt, wem du zuhörst.«

»Dir.«

»Genau. Also, erzähl mir, wer Dr. Yen Lo ist.«

»Du.«

»Ich? Ich bin dein Bruder. Schon vergessen?«

»Willst du, dass ich das sage?«

»Na ja, es ist die Wahrheit, oder nicht?«, sagte Dusty mit einem Stirnrunzeln.

»Ist es die Wahrheit? Ich bin verwirrt«, sagte Skeet, dessen Miene während des gesamten Wortwechsels unverändert schlaff und ausdruckslos blieb.

»Tritt ein in den Club.«

»In welchen Club soll ich eintreten?« Skeet meinte seine Frage offensichtlich ernst.

»Skeet?«

»Hm?«

Dusty fragte sich, wie weit sein Bruder sich von der Realität entfernt haben mochte. Nach kurzem Zögern fragte er: »Weißt du, wo du bist?«

»Wo bin ich?«

»Du weißt es also nicht?«

»Weiß ich es?«

»Kannst du dich nicht umsehen?«

»Kann ich mich umsehen?«

»Ist das hier ein Klamauk à la Abbott und Costello?«

»Ist es das?«

Entnervt sagte Dusty: »Sieh dich um!«

Augenblicklich hob Skeet den Kopf und sah sich im Zimmer um.

»Ich bin mir sicher, dass du weißt, wo du bist«, sagte Dusty.

»New-Life-Klinik.«

Skeet ließ den Kopf auf die Kissen zurücksinken. Er richtetet den Blick wieder zur Decke, und im nächsten Moment geschah etwas Merkwürdiges mit seinen Augen.

Unsicher, ob er richtig gesehen hatte, beugte sich Dusty über seinen Bruder und betrachtete prüfend dessen Gesicht.

Im schräg einfallenden Schein der Lampe schimmerte Skeets rechtes Auge golden, während das linke einen dunkleren, bernsteinbraunen Farbton hatte, was etwas unheimlich auf Dusty wirkte, weil es aussah, als würden ihm aus einem Schädel zwei verschiedene Personen entgegenblicken.

Es war jedoch nicht diese optische Täuschung, die Dusty stutzig gemacht hatte. Es dauerte fast eine Minute, bis sich das Phänomen wiederholte: Skeets Augen bewegten sich ein paar Sekunden lang blitzschnell hin und her, dann verfiel er wieder in seinen starren Blick.

»Richtig, in der New-Life-Klinik«, bestätigte Dusty mit einiger Verzögerung. »Und du weißt, warum du hier bist.«

»Um meinen Organismus zu entgiften.«

»Genau. Aber hast du seit deiner Ankunft hier etwas genommen, hast du heimlich irgendwelche Drogen hereingeschmuggelt?«

Skeet seufzte. »Was soll ich jetzt sagen?«

Die Augen des Jungen zuckten hin und her. Dusty zählte im Geist die Sekunden. Fünf. Dann blinzelte Skeet und sein Blick wurde wieder starr.

»Was soll ich jetzt sagen?«, wiederholte er.

»Sag einfach die Wahrheit«, forderte Dusty den Jungen auf. »Sag mir, ob du Drogen hereingeschmuggelt hast.«

»Nein.«

»Was ist denn dann mit dir los?«

»Was soll mit mir los sein?«

»Verdammt noch mal, Skeet!«

Skeet runzelte kaum merklich die Stirn. »Es ist nicht so, wie es sein soll.«

»Wie *was* sein soll?«

»Es.« Skeets Lippen wurden schmal vor Anspannung. »Du hältst dich nicht an die Regeln.«

»Welche Regeln?«

Die schlaffen Hände des Jungen krümmten sich zu lockeren Fäusten.

Die Augäpfel begannen wieder hin und her zu zucken und verdrehten sich diesmal gleichzeitig nach oben. Sieben Sekunden.

REM. *Rapid eye movements*, schnelle Augenbewegungen im Schlaf. Psychologischen Erkenntnissen zufolge deuteten diese Bewegungen der geschlossenen Augen eine Traumphase des Schlafenden an.

Aber Skeet hatte die Augen nicht geschlossen, und so eigenartig sein gegenwärtiger Zustand auch sein mochte, es war eindeutig kein Schlaf.

»Hilf mir auf die Sprünge, Skeet«, sagte Dusty. »Ich kenne das Spiel nicht. Von welchen Regeln ist hier die Rede? Erklär mit die Spielregeln.«

Skeet antwortete nicht sofort. Langsam verschwanden die Runzeln von seiner Stirn. Die Haut wurde glatt und durchsichtig wie geschmolzene Butter, bis man den Eindruck hatte, das Weiß der Knochen durchschimmern zu sehen. Den Blick hatte er unverändert starr auf die Decke gerichtet.

Wieder zuckten die Augen hin und her, aber sobald die Bewegung aufhörte, begann er zu sprechen. Seine Stimme ließ keine Anspannung mehr erkennen und war auch nicht mehr so tonlos wie zuvor. »Klare Kaskaden.« Es waren nicht mehr als ein Flüstern.

Auch wenn die Worte sicherlich einen Sinn ergaben, klangen sie, als hätte Skeet sie so zufällig ausgeworfen wie eine automatische Bingoschleuder zwei mit Buchstaben bedruckte Pingpongbälle.

»Klare Kaskaden«, wiederholte Dusty. Da von Skeet keine Antwort kam, hakte er nach: »Gib mir noch einen Tipp, Kleiner.«

»Zersprühen in den Wellen«, flüsterte Skeet.

Ein Geräusch im Raum veranlasste Dusty, den Kopf zu drehen.

Valet war aus dem Sessel gesprungen. Er lief zur Tür und in den Korridor hinaus, wo er mit aufgestellten Ohren und eingezogenem Schwanz stehen blieb und mit einer Miene zu ihnen zurückschaute, als wäre ihm ein Gespenst auf den Fersen.

Zersprühen in den Wellen.

Noch mehr Bingokugeln.

Ein kleiner weißer Falter, dessen hauchdünne Flügel mit einem zarten Lochmuster gesäumt waren, hatte sich auf Skeets nach oben gewandter rechter Handfläche niedergelassen und krabbelte darauf herum. Nichts, nicht einmal das kleinste Muskelzucken deutete darauf hin, dass er das Insekt spürte. Sein Mund stand offen, und das Kinn hing schlaff herunter. Er atmete so flach, dass sich die Brust weder hob noch senkte. Jetzt fingen die schnellen Augenbewegungen wieder an; aber als der lautlose Anfall vorüber war, hätte man Skeet für einen Toten halten können.

»Klare Kaskaden«, sagte Dusty. »Zersprühen in den Wellen. Hat das eine Bedeutung, Kleiner?«

»Hat es das? Du hast gesagt, ich soll dir die Regeln erklären.«

»Das sind die Regeln?«, fragte Dusty.

Skeets Augen zuckten ein paar Sekunden hin und her. Dann: »Du kennst die Regeln.«

»Tun wir einmal so, als würde ich sie nicht kennen.«

»Das sind zwei davon.«

»Zwei der Regeln?«

»Ja.«

»Nicht ganz so eindeutig wie Pokerregeln.«

Skeet sagte nichts.

Auch wenn das alles wie sinnloses Gebrabbel klang, wie die wirren Absonderungen eines drogenvernebelten Hirns, hatte Dusty doch das unheimliche Gefühl, dass es eine reale – wenn auch verborgene – Bedeutung hatte und auf eine beängstigende Offenbarung zusteuerte.

»Sag mir, wie viele Regeln es insgesamt gibt.« Bei diesen Worten beobachtete er seinen Bruder genau.

»Du weißt es«, sagte Skeet.

»Tun wir einmal so, als wüsste ich es nicht.«

»Drei.«

»Wie lautet die dritte Regel?«

»Wie lautet die dritte Regel? Kiefernnadeln blau.«

Klare Kaskaden. Zersprühen in den Wellen. Kiefernnadeln blau.

Valet, der nur selten bellte und noch seltener knurrte, sah jetzt von der offenen Tür zu ihnen herüber und gab ein leises, drohendes Grollen von sich. Die Nackenhaare waren so plakativ gesträubt, als entstammte Valet der Feder eines Comiczeichners: ein Comic-Hund, dem gerade ein Comic-Gespenst begegnet war. Dusty konnte nicht genau sagen, was den Hund aufgewühlt hatte, aber er hatte den Eindruck, dass der arme Skeet die Ursache war.

»Erklär mir diese Regeln«, sagte er, nachdem er eine Weile vor sich hin gegrübelt hatte. »Sag mir, was sie bedeuten.«

»Ich bin die Wellen.«

»Schön«, sagte Dusty, obwohl das ungefähr so viel Sinn für ihn ergab, als hätte Skeet sich ein Beispiel an den Beatles in ihren besten psychedelischen Zeiten genommen und von sich behauptet: *I am the walrus.*

»Die klaren Kaskaden, das bist du«, fuhr Skeet fort.

»Natürlich«, sagte Dusty, um ihn zum Weiterreden zu ermutigen und weil ihm nichts Besseres einfiel.

»Und die Nadeln sind Missionen.«

»Missionen.«

»Ja.«

»Und das alles ergibt einen Sinn für dich?«

»Tut es das?«

»Offensichtlich.«

»Ja.«

»Für mich ergibt es leider keinen Sinn.«

Skeet schwieg.

»Wer ist Dr. Yen Lo?«, fragte Dusty.

»Wer ist Dr. Yen Lo?« Kurze Pause. »Du.«

»Ich dachte, ich wäre die klaren Kaskaden?«

»Sie sind ein und dasselbe.«

»Aber ich bin nicht Yen Lo.«

Skeet zog wieder die Stirn in Falten. Seine erschlafften Hände krümmten sich abermals zu lockeren Fäusten. Der zarte weiße Falter schlüpfte zwischen den bleichen Fingern hervor und flatterte auf.

Nachdem er einen weiteren REM-Anfall abgewartet hatte, sagte Dusty: »Skeet, bist du wach?«

Der Junge zögerte einen Moment, dann antwortete er: »Ich weiß es nicht.«

»Du weißt nicht, ob du wach bist. Folglich … musst du schlafen.«

»Nein.«

»Wenn du weder schläfst noch weißt, ob du wach bist … was tust du dann?«

»Was tue ich?«

»Das war meine Frage.«

»Ich höre.«

»Fängst du damit wieder von vorn an?«

»Womit?«

»Womit was?«

»Womit soll ich anfangen?«, fragte Skeet.

Die sichere Vorahnung, dass in ihrer Unterhaltung ein tieferer, wenn auch rätselhafter Sinn steckte und dass sie auf eine Offenbarung zusteuerte, die dem Ganzen plötzlich einen Sinn geben würde, war verflogen. Die Unterhaltung schien ihm jetzt, so einmalig und bemerkenswert sie auch sein mochte, ebenso absurd und deprimierend wie zahllose andere Gespräche, die er mit Skeet geführt hatte, wenn dieser sich wieder einmal mit einem seiner Drogenhämmer den Verstand aus dem Hirn gebläut hatte.

»Womit soll ich anfangen?«, fragte Skeet noch einmal.

»Ach, lass mich in Ruhe und schlaf ein«, sagte Dusty gereizt.

Gehorsam schloss Skeet die Augen. Seine Gesichtszüge entspannten sich, die zu Fäusten geballten Hände wurden wieder schlaff. Im nächsten Augenblick ging sein Atem ruhig, flach und gleichmäßig. Er schnarchte leise.

»Was, zum Teufel, ist das denn?« Dusty hatte die Frage laut ausgesprochen. Er legte die flache Hand in den Nacken, um die Kälte zu verscheuchen und die Härchen, die sich plötzlich aufgestellt hatten, zu glätten. Aber unter seiner Hand, die eiskalt geworden war, drang die Kälte nur noch tiefer in die Haut ein.

Valet kam ins Zimmer zurückgetrottet. Das Nackenfell war jetzt nicht mehr gesträubt, und er schnüffelte neugierig in allen Winkeln und unter dem Bett, als hätte er irgendeine Witterung aufgenommen. Was immer ihn zuvor durcheinander gebracht hatte, war nicht mehr da.

Offensichtlich war Skeet eingeschlafen, weil es ihm gesagt worden war. Aber man konnte doch nicht einfach so auf Kommando einschlafen.

»Skeet?«

Dusty schüttelte seinen Bruder erst ganz sanft, dann immer

fester an der Schulter.

Skeet reagierte nicht. Er schnarchte weiter leise vor sich hin. Seine Lider zuckten, dahinter bewegten sich die Augen rasch hin und her. REM. Diesmal war es zweifellos eine echte Traumphase.

Dusty hob Skeets rechte Hand und legte zwei Finger auf sein Handgelenk. Der Puls des Jungen kam kräftig und regelmäßig, aber sehr langsam. Dusty zählte mit. Achtundvierzig Schläge in der Minute. Das schien ihm beängstigend langsam zu sein, selbst für einen Schlafenden.

Skeet befand sich tatsächlich in einer Traumphase. *Tief* in einer Traumphase.

21. Kapitel

Der Messerhalter aus Edelstahl, der an zwei Haken an der Wand hing, sah aus wie das Totem eines Clans von Teufelsanbetern, deren Küche finstereren Zwecken diente als der Zubereitung von Mahlzeiten.

Ohne die Messer zu berühren, nahm Martie den Halter von der Wand, schob ihn in einen der Unterschränke und schlug hastig die Tür zu.

Das war's aber nicht. Aus den Augen war nicht aus dem Sinn. Die Messer waren immer noch viel zu leicht erreichbar. Sie musste sie ganz aus ihrer Reichweite schaffen.

In der Garage kramte sie nach einem Pappkarton und einer Rolle Paketklebeband und kehrte mit beidem in die Küche zurück.

Martie bückte sich hinunter zum Schrank, in dem sie die Messer verstaut hatte, konnte sich aber nicht gleich überwinden, die Tür zu öffnen. Ja, sie schaffte es nicht einmal, sie anzufassen; sie fürchtete sich vor diesem harmlosen Schrank, als hätte sie einen satanischen Reliquienschrein vor sich, der einen Splitter der Bocksfüße des Teufels enthielt. Als sie endlich genügend Mut gefasst hatte, um den Messerhalter mit spitzen Fingern aus dem Schrankfach zu ziehen, zitterten ihr die Hände so sehr, dass die Klingen in ihren Halterungen klirrten.

Nachdem sie die Messer hastig in den mitgebrachten Karton geworfen hatte, knickte sie die Verschlusslaschen um und wollte sie eben mit dem Paketband zukleben … als ihr einfiel, dass sie das Klebeband auf irgendeine Weise würde abschneiden müssen.

Sie zog eine Schublade auf und wollte dort eine Schere herausnehmen, konnte aber auch diese nicht anfassen. Auch die Schere konnte ja als tödliche Waffe dienen. Wie in den Filmen,

in denen der Mörder seinen Opfern mit einer Schere auflauerte.

Der menschliche Körper verfügte nun einmal über viele weiche, verwundbare Stellen. Die Genitalien. Der Bauch. Der Rippenzwischenraum direkt über dem Herzen. Die Kehle. Die Halsschlagader.

Abscheuliche, blutrünstige Bilder mischten sich in ihrem Kopf wie die Karten eines grotesken Quartetts berühmter Serienmörder – JACK THE RIPPERS SÄMTLICHE MORDE IN ANSCHAULICHEN BILDERN! JEDER JOKER FARBIG ILLUSTRIERT MIT EINEM KOPF AUS DER SAMMLUNG IN JEFFREY DAHMERS KÜHLTRUHE!

Heftig knallte sie die Schublade wieder hinein, kehrte ihr den Rücken zu und bemühte sich verzweifelt, die widerwärtigen Bilder zu verdrängen, die ihr ein wahnsinnig gewordener Teil ihres Hirns hämisch grinsend vorgaukelte.

Es war niemand sonst im Haus. Sie konnte niemanden mit der Schere verletzen. Außer sich selbst natürlich.

Seit ihrer völlig abwegigen Reaktion auf das Wiegemesser in Susans Küche und wenig später auf den Wagenschlüssel hatte Martie das Gefühl, dass eine unerklärliche, fremde Gewaltbereitschaft von ihr Besitz ergriffen hatte, und die Vorstellung, welchen Schaden sie während eines dieser vorübergehenden Anfälle von Wahnsinn irgendeinem unschuldigen Menschen zufügen konnte, machte ihr Angst. Jetzt kam ihr zum ersten Mal der Gedanke, dass sie in diesem Zustand vielleicht auch fähig war, sich selbst etwas anzutun.

Sie starrte auf den Karton mit den Messern. Selbst wenn sie ihn in die Garage brachte und im hintersten Winkel unter einem Berg von Gerümpel versteckte, konnte sie die Schachtel im Handumdrehen wieder hervorholen. Der Streifen Paketband – und die dicke Rolle, die an seinem Ende baumelte – konnte ohne weiteres entfernt, die Verschlusslaschen konnten geöffnet und die Messer wieder entnommen werden.

Obwohl das große Fleischermesser zusammen mit den ande-

ren Messern im Karton lag, konnte sie das Gewicht dieser Waffe spüren, als läge sie in ihrer Hand: Daumen flach an die Klinge gedrückt, Zeigefinger dicht am Abrutschschutz, das hölzerne Heft fest umklammert. So musste sie das Messer halten, wenn sie einen schnellen, kräftigen Stoß von unten führen und es tief in die Eingeweide eines ahnungslosen Opfers rammen wollte.

Ihre rechte Hand begann zu zittern, dann der Arm, und schließlich zitterte sie am ganzen Leib. Sie machte eine ruckartige Handbewegung, als wollte sie das imaginäre Messer weit von sich schleudern; absurderweise erwartete sie halbwegs, das Klirren der Stahlklinge auf den Steinfliesen zu hören.

Nein, um alles in der Welt, sie wäre nicht imstande, eines der Messer zu einer solchen Abscheulichkeit zu benutzen. Und sie war auch nicht imstande, sich selbst umzubringen oder zu verstümmeln.

Reiß dich zusammen!

Aber sie konnte an nichts anderes denken als an blitzende Messer und scharfe Klingen, an Schneiden, Aufschlitzen und Zerfetzen. Kaum hatte sie das Jack-the-Ripper-Spiel mühsam aus ihrem Kopf verdrängt, überfielen sie auch schon – wie mit Zauberhand ausgeteilt – die Karten einer grausigen Patience, Bild auf Bild, *flipp-flipp-flipp*, in rasender Folge, bis sie von einem Schwindelanfall gepackt wurde, der vom Kopf über die Brust in die Magengrube hinunterstrudelte.

Sie wusste nicht mehr, wie sie sich vor der Schachtel auf die Knie hatte fallen lassen. Sie erinnerte sich auch nicht, nach der Rolle Klebeband gegriffen zu haben, aber plötzlich hielt sie den Karton in Händen, drehte ihn unablässig herum und zog hektisch das Paketband darum, erst mehrere Male längs, dann quer, dann diagonal.

Die Panik, mit der sie ans Werk ging, erschreckte sie. Sie wollte die Schachtel loslassen, ihr den Rücken zukehren, aber sie konnte nicht aufhören.

Martie arbeitete so schnell und verbissen, dass ihr feiner, glänzender Schweiß auf die Stirn trat; keuchend und leise wimmernd vor Angst und Ungeduld wickelte sie die gesamte Haushaltsrolle Klebeband um den Karton, an einem Stück, um ja die Schere nicht anfassen zu müssen. So gründlich, wie sie ihn verpackte, kam sie sich vor wie ein königlicher Mumifizierer im alten Ägypten, der seinen toten Pharao mit salbengetränkten Leinentüchern bandagierte.

Doch auch nachdem sie die ganze Rolle aufgebraucht hatte, war sie nicht zufrieden mit ihrem Werk, denn sie wusste ja immer noch, wo sich die Messer befanden, auch wenn sie nicht mehr so leicht zugänglich waren. Sie hätte sich durch endlose Schichten von Klebeband arbeiten müssen, um die Schachtel zu öffnen und die Messer herauszuholen, und da sie es niemals wagen würde, zu diesem Zweck ein Teppichmesser oder eine Schere zur Hand zu nehmen, hätte sie eigentlich ganz beruhigt sein können. Aber der Karton war kein Banksafe; er bestand nur aus Pappe, und weder sie selbst noch irgendjemand sonst war sicher, solange sie genau wusste, wo die Messer zu finden waren, solange auch nur die entfernteste Möglichkeit bestand, dass sie ihrer habhaft werden konnte.

Düstere rote Schwaden der Angst umwogten den Ozean ihrer Seele, ein kalter, strudelnder Nebel stieg aus dem dunkelsten Winkel ihres Innern auf, schlich sich in ihr Bewusstsein, trübte ihre Gedanken, vermehrte ihre Verwirrung, und mit der noch größeren Verwirrung kam ein noch größeres Entsetzen.

Sie trug den Karton auf die hintere Veranda hinaus, in der Absicht, ihn im Garten zu vergraben. Dazu musste sie ein Loch graben. Und das wiederum hieß, dass sie eine Schaufel oder eine Hacke verwenden musste. Aber diese beiden Geräte waren nicht einfach nur Gartenwerkzeuge: Sie waren auch potenzielle Waffen. Unmöglich konnte sie es wagen, mit einer Schaufel oder einer Hacke zu hantieren!

Das Paket fiel ihr aus den Händen. Die Messer klirrten im

Innern des Kartons, ein gedämpftes Geräusch zwar, aber darum nicht weniger grausig.

Sie musste die Messer loswerden. Sie wegwerfen. Das war die einzige Lösung.

Am nächsten Tag würde die Müllabfuhr kommen. Wenn sie die Messer in den Müll warf, würden sie am Morgen zur Deponie abtransportiert werden.

Sie hatte keine Ahnung, wo sich die Mülldeponie befand. Nicht die geringste. Eine abgelegene Müllhalde, irgendwo weit draußen im Osten der Stadt. Vielleicht sogar in einem anderen Verwaltungsbezirk. Wenn die Messer dort erst einmal gelandet waren, hatte sie keine Möglichkeit mehr, sie wiederzufinden. Nachdem die Müllabfuhr da gewesen war, würde sie in Sicherheit sein.

Mit hämmerndem Herzen griff sie nach dem verhassten Paket und ging damit die Verandastufen hinunter.

*

Tom Wong maß Skeets Puls und Blutdruck und hörte das Herz ab. Die kalte Membran des Stethoskops auf der bloßen Brust entlockte dem Jungen ebenso wenig eine Reaktion wie der Druck der Manschette an seinem rechten Oberarm. Kein Zucken, kein Blinzeln, kein Schaudern, Seufzen, Murren oder Klagen. Er lag so schlaff und bleich da wie ein weichgekochter Zucchino ohne Schale.

»Als ich gemessen habe, hatte er einen Puls von achtundvierzig«, sagte Dusty, der Tom vom Fußende des Betts aus beobachtete.

»Sechsundvierzig jetzt.«

»Ist das nicht gefährlich?«

»Nicht unbedingt. Nichts deutet auf eine akute Gefährdung hin.«

Seinem Krankenblatt zufolge hatte Skeet, wenn er clean,

nüchtern und wach war, einen Puls von durchschnittlich Sechsundsechzig. Zehn, zwölf Schläge weniger, wenn er schlief.

»Bei Schlafenden habe ich schon Pulsfrequenzen bis vierzig hinunter erlebt«, sagte Tom, »obwohl das eher selten ist.« Er schob erst das eine, dann das andere Lid hoch und untersuchte Skeets Augen mit einem Ophthalmoskop. »Die Pupillen sind gleich groß, aber wir können einen Schlaganfall nicht ausschließen.«

»Eine Gehirnblutung?«

»Oder eine Embolie. Selbst wenn es kein Schlaganfall ist, könnte es eine andere Form von Koma sein. Vielleicht verursacht durch einen diabetischen Stoffwechselzusammenbruch oder durch Nierenversagen.«

»Er ist kein Diabetiker.«

»Ich hole lieber den Arzt«, sagte Tom und eilte aus dem Zimmer.

*

Es hatte aufgehört zu regnen, aber von den ovalen Blättern des Lorbeer-Ficus tropfte es herunter wie Kummertränen aus grünen Augen.

Das Paket mit den Messern unter dem Arm, lief Martie zur Ostseite des Hauses, wo sie das Tor zum Abstellplatz für die Mülltonnen aufzerrte.

Ein *vernünftiger* Teil ihres Bewusstseins, derjenige, der – gefangen in ihrer Angst – ihr Tun beobachtete, sagte ihr, dass ihre Körperhaltung und ihre Bewegungen die einer Marionette waren: Mit steifem Hals, den Kopf vorgereckt, die Schultern krampfhaft hochgezogen, stelzte sie, ganz Ellbogen und Knie, mit hektischruckartigen Schritten vorwärts.

Wenn sie eine Marionette war, dann hieß der Puppenspieler Johnny Panic. Unter ihren Kommilitonen hatte es einige

glühende Verehrer der Werke von Sylvia Plath gegeben, und obwohl Martie für ihren Teil die Gedichte Platths wenig reizvoll fand, weil sie ihr zu lebensverneinend und schwermütig erschienen, war ihr ein gequälter Aufschrei der Dichterin in Erinnerung geblieben – eine überzeugende Antwort auf die Frage, warum manche Menschen brutal miteinander umgingen und so viele selbstzerstörerische Dinge taten. *Also ich, aus meiner Sicht,* hieß es bei Plath, *stelle mir vor, dass die Welt sich nur aus einem Grund dreht, einem einzigen: Panik. Panik vor der Hundeschnauze, der Teufelsfratze, dem Hexenmaul, der Hurenfresse, Panik in Großbuchstaben, ohne jedes Gesicht – wachend oder schlafend, es ist immer derselbe Johnny Panic.*

In den achtundzwanzig Jahren ihres bisherigen Lebens hatte es in Marties Welt eigentlich keine Angst gegeben. Sie war vielmehr immer durchdrungen gewesen von einem Gefühl der inneren Ruhe, der Zugehörigkeit, des Friedens und der Verbundenheit mit der Schöpfung, weil ihr Vater sie in dem Glauben erzogen hatte, dass jedwedes Leben einen Sinn hat. Wenn man sich von Mut, Ehre, Selbstachtung, Aufrichtigkeit und Mitgefühl leiten ließ und mit Herz und Verstand die Lehren aufnahm, die diese Welt uns vermittelt, dann würde man den Sinn der eigenen Existenz über kurz oder lang erfassen, vielleicht noch in diesem, ganz sicher aber im nächsten Leben. Das hatte sie von Strahlebob gelernt, und mit einer solchen Überzeugung gewann man dem Leben hellere, freundlichere Seiten ab als diejenigen Menschen, deren Weltanschauung die Sinnlosigkeit war. Und doch hatte sich Johnny Panic auf unerklärliche Weise nun auch in ihr Leben geschlichen, ließ sie an seinen Fäden tanzen und dieses aberwitzige Schauspiel vollführen.

Auf dem umfriedeten Abstellplatz öffnete Martie den mit einer Klammer verschlossenen Deckel der letzten von drei Plastiktonnen, der einzigen, die noch leer war. Sie ließ die umwickelte Schachtel mit den Messern hineinfallen, knallte

den Deckel wieder zu und hakte mit fliegenden Fingern den Stahlverschluss fest.

Eigentlich hätte sie erleichtert sein müssen.

Aber stattdessen nahm ihre Angst noch zu.

Im Grunde hatte sich nichts verändert. Sie wusste, wo sich die Messer befanden. Wenn sie wollte, konnte sie ihrer wieder habhaft werden. Sie würden erst außerhalb ihrer Reichweite sein, wenn die Müllmänner am nächsten Tag die Tonnen geleert hatten und mit dem Müllauto davongefahren waren.

Schlimmer noch – die Messer waren nicht die einzigen Objekte, mit denen sie ihre erschreckenden, gewalttätigen Fantasien in die Tat umsetzen konnte. Ihr Haus mit seinem fröhlichen Anstrich und seinem liebenswert verschnörkelten Zierrat mochte aussehen wie ein wahrer Hort des Friedens, war aber in Wirklichkeit ein Schlachthof mit allem Drum und Dran, eine Waffenkammer mit reichem Arsenal; wer Mörderisches im Sinn hatte, konnte hier viele scheinbar harmlose Gegenstände finden, die zum Stechen, Schneiden oder Schlagen taugten.

Verzweifelt presste Martie die Hände an die Schläfen, als könnte sie das Chaos schrecklicher Gedanken, die schrill kreischend durch die Straßen ihres Bewusstseins jagten, durch physischen Druck vertreiben. Die Schläfen pulsierten unter ihren Handflächen und Fingern; ihr Schädel war plötzlich wie aus Gummi. Je fester sie drückte, umso größer wurde der innere Aufruhr.

Sie musste etwas tun. Strahlebob hatte immer gesagt, dass man damit den meisten Problemen begegnen konnte. Angst, Verzweiflung, Mutlosigkeit und sogar Wut rühren oft daher, dass wir uns machtlos, hilflos fühlen. Es ist hilfreich, etwas zu tun, um Probleme zu lösen, aber wenn auch nur die geringste Aussicht bestehen soll, dass wir das Richtige und Wirksamste dagegen tun, müssen wir klug vorgehen und uns dabei an moralischen Grundsätzen orientieren.

Martie hatte nicht die blasseste Ahnung, ob sie das Richtige

oder Wirksamste tat, als sie die große Tonne auf ihren zwei Rädern aus der Umfriedung zog und sie eilig über den Weg zur Rückseite des Hauses rollte. Um klug und nach moralischen Grundsätzen zu handeln, brauchte man einen klaren Kopf; in ihr aber tobte ein Sturm, und dieser innere Sturm nahm von Sekunde zu Sekunde an Kraft zu.

In diesem Augenblick wusste Martie in keiner Weise, was sie tun sollte, sie wusste lediglich, dass sie etwas tun *musste*. Sie konnte nicht warten, bis sie die Ruhe wieder gefunden hatte, die sie brauchte, um die ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten vernünftig abzuwägen; sie musste handeln, sich mit irgendetwas beschäftigen, denn sobald sie auch nur einen Moment lang untätig dastand, schlug der reißende Strudel ihrer düsteren Gedanken wie ein gewaltiger Orkan über ihr zusammen. Wenn sie es wagte, sich hinzusetzen oder auch nur ein paar Mal tief durchzuatmen, würde der Sturm sie zerreißen, zerschmettern, fortziehen; wenn sie dagegen in Bewegung blieb, würde sie zwar möglicherweise mehr falsch als richtig, würde eine Dummheit nach der anderen machen, aber es bestand zumindest eine geringe Chance, dass sie intuitiv etwas Richtiges tat und sich dadurch ein wenig Erleichterung und ein Quäntchen Ruhe und Frieden verschaffen konnte.

Außerdem wusste sie tief in ihrem Innern, auf einer Ebene, auf der keine logischen Überlegungen, sondern nur Gefühle zählten, dass sie sich vor Einbruch der Nacht von ihren Ängsten befreien und die Kontrolle über sich wiedergewinnen musste. In der Nacht kommt das Tier in uns zum Vorschein, denn der Mond singt ihm sein Lied, und der kalte, leere Raum zwischen den Sternen spricht seine Sprache. Diesem animalischen Wesen kann das Böse im allzu schwachen Licht reizvoll erscheinen. In der Dunkelheit konnte sich aus einer Panikattacke etwas Schlimmeres entwickeln, konnte aus Angst hoffnungsloser Wahnsinn werden.

Es hatte zwar aufgehört zu regnen, aber noch immer erstreck-

te sich in allen Richtungen bis zum Horizont ein Meer dunkler Gewitterwolken, und der Tag drohte in einem unnatürlichen Zwielicht zu versinken.

Tatsächlich war auch die echte Abenddämmerung nicht mehr weit, und wenn diese erst heraufzog, würde sich der wolkenverhangene Himmel schwarz wie die Nacht färben.

Schon kamen vom Rasen her die Insekten der Nacht auf den Gehweg gekrabbelt. Und auch die Schnecken zeigten sich und zogen silbrig glänzende Schleimspuren hinter sich her.

Das feuchte Gras, der Rindenmulch und das verrottende Laub auf den Blumenbeeten, die dunkel glänzenden Sträucher und die tropfnassen Bäume, alles roch nach Fruchtbarkeit.

In dem seltsamen Dämmerlicht nahm Martie mit einem Gefühl des Unbehagens das üppige Leben wahr, das die Sonne mied, von der Nacht aber willkommen geheißen wurde. Und sie spürte auch dieses schreckliche Tausendfüßlerwesen in sich, das die Liebe zur Nacht mit all den Kreaturen teilte, die zwischen Abenddämmerung und Morgengrauen aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen, geschlängelt, gekrabbelt, geglitscht kamen. Das unruhige Gewimmel, das sie in ihrem Innern spürte, war nicht nur Angst; es war eine schreckliche Sehnsucht, eine Gier, ein Zwang, über den sie nicht nachzudenken wagte.

Bleib in Bewegung, bleib in Bewegung, bleib in Bewegung, und sichere das Haus, mach eine Zuflucht daraus, in der nichts mehr zu finden ist, was in den Händen eines gewalttätigen Menschen gefährlich werden könnte!

*

Das Personal im New Life bestand zum größten Teil aus Pflegern und Therapeuten, aber von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends war auch ein praktischer Arzt anwesend. An diesem Tag hatte Dr. Henry Donklin Dienst, den Dusty noch

von Skeets letztem Aufenthalt in der Klinik her kannte.

Mit seinen weißen Locken und der rosigen Haut, die erstaunlich glatt und straff für sein Alter war, hatte Dr. Donklin das engelhafte Aussehen eines erfolgreichen Fernsehpredigers, obwohl ihm die Aalglätte fehlte, die vielen dieser elektronischen Salbader eine rasante Rutschpartie in die Hölle zu verheißen schien.

Nachdem er aus Altersgründen seine Privatpraxis aufgegeben hatte, war Dr. Donklin bald klar geworden, dass das Rentnerdasein ungefähr so lustig war wie der Tod. Er hatte die Aufgabe im New Life übernommen, weil er die Arbeit als lohnend empfand – wenn sie auch nicht übermäßig anspruchsvoll war – und weil sie ihn, wie er sich auszudrücken pflegte, »vor dem erdrückenden Fegefeuer endloser Golfpartien und der Hölle auf Erden in Form von Brettspielen« bewahrte.

Donklin drückte Skeets linke Hand, und selbst im Schlaf erwiderte der Junge, wenn auch schwach, den Druck. Dann wiederholte der Arzt den Test mit der rechten Hand – mit demselben Erfolg.

»Keine sichtbaren Zeichen für eine Lähmung«, sagte Donklin. »Kein röchelndes Atmen, kein Aufblasen der Wangen beim Ausatmen.«

»Die Pupillen sind gleichmäßig geweitet«, bemerkte Tom Wong.

Nachdem sich Donklin mit einem prüfenden Blick in die Augen des Patienten selbst davon überzeugt hatte, fuhr er zügig mit seiner Untersuchung fort. »Kein kalter Schweiß, normale Hauttemperatur. Es würde mich wundern, wenn das ein Schlaganfall ist. Keine Blutung, keine Embolie, keine Thrombose. Wir werden die Möglichkeit trotzdem in Betracht ziehen und ihn an ein Krankenhaus überweisen, wenn wir nicht bald zu einem sicheren Befund kommen.«

Dusty schöpfte einen Funken Hoffnung.

Valet stand mit erhobenem Kopf in einer Zimmerecke und

beobachtete aufmerksam, was um ihn herum vorging – vielleicht erwartete er eine Wiederholung dessen, was ihn kurz zuvor veranlasst hatte, mit gesträubtem Nackenfell aus dem Zimmer zu flüchten.

Auf Anweisung des Arztes bereitete Tom einen Katheter vor, um Skeet eine Urinprobe zu entnehmen.

Donklin beugte sich dicht über das Gesicht seines bewusstlosen Patienten und sagte: »Sein Atem riecht nicht süßlich, aber wir werden den Urin auf Albumin und Zucker untersuchen.«

»Er war nie Diabetiker«, sagte Dusty.

»Sieht auch nicht nach Nierenversagen aus«, fuhr der Arzt fort. »Sonst hätte er einen starken, unregelmäßigen Puls und erhöhten Blutdruck. Beide Symptome sind nicht vorhanden.«

»Kann es nicht sein, dass er einfach nur schläft?«, fragte Dusty.

»Um so tief zu schlafen«, entgegnete Donklin, »müsste man schon von einer bösen Hexe verzaubert worden sein oder in Schneewittchens Apfel gebissen haben.«

»Die Sache ist die … ich habe mich ein bisschen über ihn geärgert, weil er sich so seltsam benommen hat. Also habe ich ihm in ziemlich scharfem Ton gesagt, er soll mich in Ruhe lassen und schlafen, und kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, war er auch schon weggetreten.«

So trocken, dass man den Staub in seiner Stimme zu hören meinte, fragte Donklin: »Wollen Sie damit sagen, dass Sie ein Zauberer sind?«

»Immer noch Maler und Lackierer.«

Da Donklin nicht an einen Schlaganfall glaubte, versuchte er es mit einem kreislaufbelebenden Mittel. Aber auch eine Prise Hirschhornriechsalz konnte Skeet nicht aus seiner Bewusstlosigkeit wecken.

»Wenn das nur einfach Schlaf ist«, bemerkte der Arzt, »muss er ein Nachfahre von Dornröschen sein.«

*

Weil die Mülltonne bis auf den Karton mit den Messern leer war und große Räder hatte, schaffte Martie es relativ mühelos, sie die paar Stufen zur Veranda hochzuziehen. Durch das Plastik der Tonne hindurch drang aus dem Innern der dicht versiegelten Schachtel die wütende Melodie von Messerklingen, die klimpernd aneinander stießen.

Ursprünglich hatte sie die Tonne in die Küche bringen wollen.

Jetzt wurde ihr bewusst, dass sie damit die Messer wieder ins Haus geholt hätte.

Unentschlossen, den Griff der Mülltonne mit den Händen umklammert, blieb sie stehen.

Das Haus von allen potenziellen Waffen zu säubern war jetzt oberstes Gebot. Noch vor Einbruch der Dunkelheit. Bevor das Tier in ihr vollständig die Kontrolle übernahm.

In diesem Moment der Unentschlossenheit brach der Sturm der Angst mit noch größerer Wucht los, zerrte an den Türen und Fenstern ihrer Seele.

Tu etwas! Bleib in Bewegung!

Sie ließ die Tür offen stehen und stellte die Mülltonne dicht an der Schwelle ab, wo sie leicht zu erreichen war. Dann nahm sie den Deckel ab und legte ihn auf den Verandaboden.

Wieder in der Küche, zog sie eine Schrankschublade auf und musterte deren blitzenden Inhalt: Kuchengabeln, große Gabeln, große Messer, Buttermesser. Außerdem zehn Steakmesser mit Holzgriffen.

Sie fasste die gefährlichen Objekte nicht an. Stattdessen nahm sie die ungefährlichen Stücke heraus – Esslöffel, Teelöffel, Kaffeelöffel – und legte sie auf die Frühstückstheke. Dann zog sie die Schublade ganz heraus, trug sie zur offen stehenden Tür und kippte den Inhalt aus.

Zusammen mit einem Satz Schubladeneinsätzen aus Plastik

ergoss sich die stählerne Kaskade der Gabeln und Messer klirrend und klimpernd in die Mülltonne. Das Geräusch ging Martie durch Mark und Bein.

Die leere Schublade stellte sie in einer Ecke der Küche auf dem Fußboden ab. Sie hatte keine Zeit, die aussortierten Löffel wieder einzusammeln und die Schublade in den Schrank zurückzuschieben.

Schon ging das unnatürliche Zwielicht in echte Abenddämmerung über. Durch die offene Tür hörte sie die ersten heiseren Gesänge der kleinen Winterkröten, die sich nur bei Nacht ins Freie wagten.

Die nächste Schublade. Ein Sammelsurium verschiedener Küchengeräte und Kochutensilien. Ein Flaschenöffner. Ein Kartoffelschäler. Ein Zitronenschalen Ein gemeingefährlich aussehendes spießartiges Bratenthermometer. Ein Fleischklopfer. Ein Korkenzieher. Kleine maiskornförmige Griffe aus gelbem Plastik, an deren einem Ende zwei scharfe Spitzen herausragten, die man in einen heißen, gebutterten Maiskolben rammte, um ihn besser essen zu können.

Unfassbar, wie viele verschiedene Dinge es in einem ganz normalen Haushalt gab, die man als Waffen benutzen konnte! Jeder Foltermeister hätte sich, nur mit den Dingen ausgestattet, die Martie jetzt vor Augen hatte, auf dem Weg zum Inquisitionsgericht bestens gerüstet gefühlt.

Die Schublade enthielt auch große Plastikklammern zum Wiederverschließen von Kartoffelchiptüten, Messlöffel, Messbecher, einen Melonenlöffel, Teigschaber aus Gummi, Schneebesen und andere Gegenstände, die so aussahen, als könnten sie selbst in den Händen des mordgierigsten Psychopathen kein tödliches Unheil anrichten.

Zögerlich streckte sie die Hand aus, um die gefährlichen von den ungefährlichen Objekten zu trennen, zog sie aber gleich darauf mit einem Ruck wieder zurück. Sie traute sich selbst nicht über den Weg.

»Das ist verrückt, das ist der totale Wahnsinn«, murmelte sie in einem Ton vor sich hin, in dem eine solche Angst und Verzweiflung schwang, dass sie die eigene Stimme kaum wieder erkannte.

Sie kippte den gesamten Inhalt in die Mülltonne, trug die zweite, nun leere Schublade in die Küche zurück und stapelte sie auf die erste.

Dusty, wo, zum Teufel, bleibst du? Ich brauche dich! Ich brauche dich. Komm nach Hause, bitte, komm nach Hause!

Weil sie in Bewegung bleiben musste, um nicht vor Angst zu erstarren, nahm sie allen Mut zusammen und öffnete eine dritte Schublade. Mehrere große Vorleggabeln. Fleischgabeln. Ein Elektromesser.

Draußen schrillte der Gesang der Kröten durch die nasskalte Dämmerung.

22. Kapitel

Zwanghaft getrieben, verzweifelt bemüht, ihre Panik in Zaum zu halten, sich nicht völlig von ihr überwältigen zu lassen, bewegte sich Martie in einer Küche, in der ihr die tödliche Bedrohung so allgegenwärtig zu sein schien wie im Getümmel eines Schlachtfelds.

In einer Schublade neben dem Herd entdeckte sie ein Nudelholz. Mit einem Nudelholz konnte man jemandem die Nase einschlagen, das Gesicht zerschmettern, ihm damit so lange auf den Kopf dreschen, bis der Schädel zertrümmert war, bis derjenige auf dem Boden lag und mit stumpfen, blutunterlaufenen Augen zu seinem Mörder aufstarrte.

Obwohl kein potenzielles Opfer in der Nähe war und obwohl sie wusste, dass sie nicht fähig war, einen Menschen zu erschlagen, musste sich Martie zwingen, das Nudelholz aus der Schublade zu nehmen. »Nimm es, nun mach schon, um Gottes willen, hol es heraus, und sieh zu, dass du es loswirst.«

Auf dem Weg zur Mülltonne rutschte ihr das Nudelholz aus der Hand. Es fiel mit einem entsetzlich klappernden Geräusch zu Boden.

Sie konnte sich nicht sofort überwinden, es wieder aufzuheben. Als sie es mit dem Fuß anstieß, rollte es zur offenen Tür hin und blieb an der Schwelle liegen.

Mit dem Regen hatte sich auch der Sturmwind endgültig gelegt, aber von der Veranda her wehte ein kalter Luftzug durch die Küchentür herein. In der Hoffnung, dass ihr Kopf in der kalten Luft klar werden würde, atmete Martie tief durch. Mit jedem Atemzug ging ein Zittern durch ihren Körper.

Sie betrachtete das Nudelholz, das vor ihren Füßen lag. Sie brauchte es nur aufzuheben und in die Tonne hinter der Schwelle zu werfen. Es würde nicht länger in ihrer Hand sein als ein paar Sekunden.

Allein im Haus, konnte sie niemanden verletzen. Und selbst in einem Anfall selbstzerstörerischer Wut eignete sich ein Nudelholz nicht sonderlich gut, um damit Harakiri zu begehen, obwohl es immer noch besser war als ein Gummischaber.

Mit diesem armseligen Scherz überwand sie sich, das Nudelholz vom Boden aufzuheben und in die Tonne fallen zu lassen.

In der nächsten Schublade befand sich eine Sammlung von Geräten und Utensilien, die sie auf den ersten Blick nicht in Angst und Schrecken versetzten. Ein Mehlsieb. Eine Eieruhr. Eine Knoblauchpresse. Ein Bratenpinsel. Ein Durchschlag. Ein Soßenseiher. Eine Salatschleuder.

Mörser und Stößel. Nicht gut. Der Mörser war etwa so groß wie ein Baseball und aus massivem Granit. Man konnte einem Menschen den Schädel damit zu Brei schlagen. Sich von hinten anschleichen, ihn mit Schwung auf den Kopf des Ahnungslosen hinuntersausen lassen.

Der Mörser musste verschwinden, jetzt, auf der Stelle, bevor Dusty nach Hause kam oder ein ahnungsloser Nachbar an der Tür klingelte.

Der Stößel wirkte harmlos, aber die beiden Objekte gehörten zusammen, also trug sie beides zur Mülltonne. Der Granitmörser schmiegte sich kalt in ihre Handflächen. Selbst nachdem sie ihn weggeworfen hatte, peinigte sie der Gedanke daran, wie kalt und schwer er sich angefühlt hatte, und sie wusste, dass sie das Richtige getan hatte.

Sie war im Begriff, die nächste Schublade zu öffnen, als das Telefon klingelte. »Dusty?«, rief sie mit hoffnungsvoller Stimme in die Sprechmuschel.

»Ich bin es«, sagte Susan Jagger.

»Oh.« Martie sank das Herz. Sie war bemüht, sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Hallo, was gibt's?«

»Ist mit dir alles in Ordnung, Martie?«

»Ja, klar.«

»Du klingst aber so komisch.«

»Mir geht es gut.«

»Du klingst, als wärest du außer Atem.«

»Ich habe gerade ein paar anstrengende Gymnastikübungen gemacht.«

»Irgendetwas ist los mit dir.«

»Nichts ist mit mir los. Hör auf, mich zu löchern, Susan. Dafür habe ich eine Mutter. Was gibt es?«

Martie wollte vom Telefon weg. Sie hatte noch so viel zu tun. So viele Schubladen und Schrankfächer, die noch nicht durchsucht waren. Und auch in den anderen Räumen gab es gefährliche Objekte, potenzielle Waffen. Das ganze Haus war voll von todbringenden Gegenständen, und sie musste sie alle finden, musste auch den letzten dieser Gegenstände entfernen.

»Es ist mir ein bisschen peinlich«, sagte Susan.

»Was ist dir peinlich?«

»Ich bin nicht paranoid, Martie.«

»Das weiß ich.«

»Er kommt aber wirklich manchmal hierher, nachts, wenn ich schlafe.«

»Eric.«

»Es kann nur Eric sein. Klar, ich weiß, dass er keinen Schlüssel hat und die Türen und Fenster verschlossen sind, dass es keine Möglichkeit gibt, in die Wohnung zu kommen … Aber es kann nur er sein.«

Martie öffnete eine Schublade in der Nähe des Telefons. Sie enthielt unter anderem die Schere, die sie nicht hatte anfassen können, als es darum ging, das Klebeband für den Messerkarton abzuschneiden.

»Du hast mich vorhin gefragt«, fuhr Susan fort, »woran ich merke, dass er da war, ob Gegenstände verschoben sind, ob ich sein Rasierwasser rieche oder so.«

Die Griffe der Schere waren mit schwarzem Gummi überzogen, damit sie sicherer in der Hand lag.

»Aber es ist viel schlimmer als Rasierwasser, Martie, es ist

unheimlich … und peinlich.«

Die Außenseiten der stählernen Klingen waren glänzend poliert wie Spiegel, die inneren Schneiden waren matt gebürstete Flächen.

»Martie?«

»Ja, ich höre dir zu.« Martie presste den Hörer so fest an den Kopf, dass ihr das Ohr wehtat. »Erzähl mir, was unheimlich ist.«

»Ich weiß, dass er hier war, weil er sein … sein Zeug zurücklässt.«

Die eine Schneide war scharf und glatt. Die andere hatte einen gezackten Rand. Beide waren gefährlich spitz.

Martie musste sich anstrengen, um der Unterhaltung zu folgen, weil vor ihrem inneren Auge plötzlich grelle Bilder einer Schere aufblitzten, die durch die Luft sauste und unablässig fetzend, reißend, durchbohrend zustach. »Sein Zeug?«

»Du weißt schon.«

»Nein.«

»Sein Zeug.«

»Was für ein Zeug?«

In eine Klinge, knapp oberhalb des Schraubscharniers, war das Wort Klick eingraviert, wahrscheinlich der Name des Herstellers, aber in Martie fand das Wort einen eigenartigen Widerhall, so, als wäre es eine Zauberformel, der eine magische Kraft innewohnte, geheimnisvoll und bedeutungsschwanger.

»Sein Zeug, sein … seinen Samen«, sagte Susan.

Einen Moment lang ergab das Wort *Samen* keinen Sinn für Martie, sie fand keinen Bezug dazu, konnte es nicht verarbeiten, es war wie ein dadaistisches Wort, erfunden von jemandem, der in fremden Zungen sprach. Sie war in Gedanken so mit der Schere beschäftigt, die vor ihr in der Schublade lag, dass sie sich nicht auf Susan konzentrieren konnte.

»Martie?«

»Samen«, wiederholte Martie, indem sie die Augen schloss und sich krampfhaft bemühte, den Gedanken an die Schere aus ihrem Kopf zu verdrängen und sich auf das Gespräch zu konzentrieren.

»Sperma«, fügte Susan erklärend hinzu.

»Sein Zeug.«

»Ja.«

»Daran hast du gemerkt, dass er da war?«

»Es klingt unmöglich, aber es ist so.«

»Sperma.«

»Ja.«

Klick.

Scherengeklapper: *klick-klick*. Martie berührte die Schere nicht. Auch mit geschlossenen Augen wusste sie, dass die Schere immer noch unangetastet in der Schublade lag, weil sie nirgendwo sonst sein konnte. *Klick-klick.*

»Ich habe Angst, Martie.«

Ich auch. Großer Gott, ich auch.

Mit der linken Hand hielt Martie den Hörer umklammert, ihre Rechte hing leer herunter. Die Schere konnte sich nicht aus eigener Kraft bewegen – und dennoch: *klick-klick*.

»Ich habe Angst«, sagte Susan noch einmal.

Wäre Martie nicht so besessen gewesen von ihrer eigenen Angst und hätte sie nicht so erbittert darum kämpfen müssen, diese Angst vor Susan zu verbergen, wäre sie in der Lage gewesen, sich besser zu konzentrieren, vielleicht hätte sie Susans Behauptung dann überhaupt nicht absurd gefunden. In ihrer gegenwärtigen Verfassung geriet sie mit jeder Wendung des Gesprächs jedoch in größere Verwirrung. »Du hast gesagt … er lässt es zurück? Wo?«

»Ja, also … in mir halt.«

Um sich selbst zu überzeugen, dass ihre Rechte leer war, dass sie nicht die Schere umklammert hielt, legte Martie die Hand auf die Brust, drückte sie auf ihr klopfendes Herz. *Klick-klick.*

»In dir.« Was Susan da behauptete, war ungeheuerlich, schockierend und von entsetzlicher Tragweite, aber Martie gelang es nicht, ihre Gedanken ausschließlich auf die Freundin zu richten, solange sie dieses teuflische Geräusch hörte: *klick-klick, klick-klick, klick-klick*.

»Ich schlafe in Slip und T-Shirt«, sagte Susan.

»Ich auch«, entgegnete Martie völlig unpassend.

»Manchmal wache ich auf, und mein Slip ist voll von diesem … na ja, diesem warmen, klebrigen Zeug.«

Klick-klick. Sie musste sich das Geräusch einbilden. Am liebsten hätte sich Martie mit eigenen Augen davon überzeugt, dass die Schere tatsächlich noch in der Schublade lag, aber da sie fürchtete, völlig den Verstand zu verlieren, wenn sie sie noch einmal ansah, ließ sie die Augen geschlossen.

»Aber ich weiß nicht, wie es da hinkommt«, sagte Susan. »Es ist irgendwie verrückt. Aber … *wie*?«

»Du wachst davon auf?«

»Und muss dann die Unterwäsche wechseln.«

»Bist du dir sicher, dass es das ist? Sperma?«

»Es ist widerlich. Ich fühle mich schmutzig und missbraucht. Manchmal muss ich dann sofort unter die Dusche. Ich *muss* einfach.«

Klick-klick. Marties Herz hämmerte jetzt schon wie verrückt, und sie spürte, dass sie beim Anblick der blitzenden Schneiden von einer Panikattacke überrollt werden würde, die schlimmer war als alles, was sie bislang erlebt hatte. *Klick-klick-klick.*

»Aber, Susan, mein Gott, er liebt dich, während du …«

»Das hat nichts mit Liebe zu tun.«

»… er *tut* es …«

»Genau. Er vergewaltigt mich. Er ist immer noch mein Ehemann, ich weiß, wir leben nur getrennt, aber es ist Vergewaltigung.«

»… aber du wachst dabei nicht auf?«

»Das musst du mir glauben.«

»Natürlich, Liebes, natürlich glaube ich dir. Aber …«

»Vielleicht setzt er mich irgendwie unter Drogen.«

»Wann sollte Eric denn die Gelegenheit dazu haben, dir heimlich Drogen einzuflößen?«

»Ich weiß es auch nicht. Schon gut, schon gut, es klingt verrückt. Total ausgeflippt, paranoid. Aber es ist *wahr*.«

Klick-klick.

Ohne die Augen zu öffnen, schob Martie die Schublade zu.

»Wenn du aufwachst«, sagte sie mit dünner Stimme, »hast du dann deine Unterwäsche wieder an?«

»Ja.«

Martie schlug die Augen auf und starrte auf ihre rechte Hand, die sich um den Griff der Schublade gekrampft hatte. »Er kommt also, zieht dich aus, vergewaltigt dich. Und bevor er geht, zieht er dir den Slip und das T-Shirt wieder an. Was soll das?«

»Damit ich nicht merke, dass er da war vielleicht.«

»Aber dann ist da sein Sperma.«

»Der Geruch ist unverkennbar.«

»Susan …«

»Ich weiß, ich weiß, aber ich leide lediglich unter Agoraphobie, ich bin nicht völlig psychotisch. Das hast du vorhin selbst zu mir gesagt, schon vergessen? Pass auf, es gibt da noch etwas.«

Aus dem Innern der geschlossenen Schublade drang ein gedämpftes *Klick-klick*.

»Manchmal«, fuhr Susan fort, »bin ich wund.«

»Wund?«

»Da unten halt«, murmelte Susan verlegen. Ihre Verlegenheit machte das Ausmaß ihrer Angst und Scham deutlicher als alles, was sie bisher gesagt hatte. »Er ist dabei nicht … sanft.«

In der Schublade klapperte Schneide gegen Schneide: *klick-klick, klick-klick*.

Susans Stimme war jetzt nur noch ein Flüstern, und sie klang

so weit weg, als hätte eine mächtige Flutwelle ihr Haus an der Promenade erfasst und ins Meer hinaus geschwemmt, als würde es stetig auf einen fernen, dunklen Horizont zutreiben. »Manchmal tun mir auch meine Brüste weh, ein paar Mal waren blaue Flecken daran … Fingerabdrücke, wo er zu grob zugepackt hat.«

»Und Eric streitet das alles ab?«

»Er bestreitet jedenfalls, hier gewesen zu sein. Ich … ich habe nicht über konkrete Einzelheiten mit ihm gesprochen.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe ihn nicht direkt beschuldigt.«

Marties rechte Hand war immer noch an der Schublade und drückte dagegen, als könnte irgendeine Kraft im Innern gewaltsam nach außen drängen. Martie stemmte sich so krampfhaft dagegen, dass die Muskeln in ihrem Unterarm zu schmerzen begannen.

Klick-klick.

»Susan, um Himmels willen, du glaubst, dass er dir Drogen einflößt und dich im Schlaf vergewaltigt, sagst ihm aber nichts davon?«

»Ich kann nicht. Ich darf nicht. Es ist verboten.«

»Verboten?«

»Na ja, es ist halt nicht richtig, etwas, was ich nicht tun darf.«

»Nein, das verstehe ich nicht. Was für ein seltsames Wort – *verboten*. Wer verbietet es dir?«

»Ich meine nicht verboten. Ich weiß nicht, warum ich das gesagt habe. Ich habe nur gemeint … Ach, ich weiß nicht, was ich gemeint habe. Ich bin völlig durcheinander.«

So sehr Martie auch mit ihrer eigenen Angst beschäftigt war, ließ sie sich doch nicht von dem Thema ablenken, weil sie spürte, dass Susans merkwürdige Wortwahl irgendeine tiefere Bedeutung hatte. »Wer hat es verboten?«

Anstatt die Frage zu beantworten, sagte Susan: »Ich habe das Schloss dreimal auswechseln lassen.« Ihre anfangs leise Stim-

me wurde dabei immer lauter, und ein schriller Beiklang kündete von einer aufkeimenden Hysterie, die sie offenbar krampfhaft zu unterdrücken versuchte. »Jedesmal von einer anderen Firma. Eric kann nicht bei jeder Schlosserfirma einen Bekannten haben, oder? Also, ich habe dir das noch nicht erzählt, weil es so verrückt klingt, aber ich habe die Fensterbretter mit Babypuder bestreut, damit ich es an den Handabdrücken oder sonst irgendwelchen Spuren im Puder gesehen hätte, wenn er tatsächlich durch eins der verschlossenen Fenster gekommen wäre. Die Puderschicht ist am Morgen aber immer völlig intakt. Dann habe ich auch noch einen Küchenstuhl unter den Türknauf geklemmt, damit der Mistkerl die Tür nicht aufkriegt, selbst wenn er einen Schlüssel hat. Morgens ist dann der Stuhl noch da, wo ich ihn hingetan habe, aber ich habe trotzdem sein *Zeug* in mir, in meinem Slip, und ich bin wund, und ich weiß, dass ich brutal missbraucht worden bin, ich *weiß* es einfach. Ich dusche dann jedes Mal ganz lange mit immer heißerem Wasser, bis es so heiß ist, dass ich mich manchmal fast verbrühe, aber ich werde einfach nicht sauber. Ich fühle mich überhaupt nicht mehr richtig sauber, seit das passiert. Gott, manchmal glaube ich, was ich wirklich brauche, ist ein Exorzist – ja? –, ein Priester, der herkommt und irgendwelche Gebete murmelt, ein Priester, der wirklich an den Teufel glaubt, wenn es so etwas heutzutage überhaupt noch gibt, mit Weihwasser, Kruzifix und Weihrauch, weil wir es hier nicht mit einem logisch erklärbaren Phänomen zu tun haben, es ist absolut übernatürlich, das ist es, *übernatürlich*. Und jetzt glaubst du, dass ich endgültig durchgedreht bin, Martie, aber das stimmt nicht, das bin ich nicht. Ich bin durcheinander, klar, keine Frage, aber das hier hat mit Agoraphobie nichts zu tun, es passiert wirklich, und ich kann es einfach nicht mehr ertragen, aufzuwachen und festzustellen … Es ist unheimlich, widerlich. Es macht mich fertig, aber ich weiß nicht, was ich dagegen tun soll. Ich fühle mich so hilflos, Martie, so furchtbar

ausgeliefert.«

Klick-klick.

Marties rechter Arm, mit dem sie mit aller Kraft, mit ihrem ganzen Gewicht die Schublade zuhielt, tat jetzt vom Handgelenk bis zur Schulter weh. Sie hatte die Zähne so krampfhaft zusammengebissen, dass sie knirschten.

Ein nadelspitzer Schmerz bohrte sich ihr durch die Halsmuskeln und stanzte ein Quäntchen Vernunft in ihre wirren Gedanken. In Wirklichkeit befürchtete sie keineswegs, dass irgendetwas aus der Schublade entweichen würde. Die Schere war nicht durch Zauberkraft zum Leben erweckt worden wie die Besen, die den Zauberlehrling in Bedrängnis bringen. Das scharfe, trockene Geräusch – *klick-klick* – existierte nur in ihrer Fantasie. Sie hatte eigentlich keine richtige Angst vor der Schere oder dem Nudelholz, vor den Messern, den Gabeln, dem Korkenzieher, den Maiskolbenspießchen oder dem Bratenthermometer. Seit Stunden kannte sie den wahren Gegenstand ihrer Angst, und sie hatte im Laufe dieses absonderlichen Tages die Wahrheit ein paarmal flüchtig in Gedanken gestreift, sich ihr aber bis zu diesem Moment nicht ohne Wenn und Aber gestellt. Die einzige Bedrohung, vor der sie ängstlich zurückwich, war Martine Eugenia Rhodes: Sie hatte Angst vor sich selbst, nicht vor Messern, Hämmern oder Scheren, sondern vor *sich selbst*. Sie stemmte sich so erbittert gegen die Schublade, weil sie diese sonst womöglich aufgerissen hätte, um die Schere herauszunehmen – und in Ermangelung eines anderen Opfers hätte sie sich selbst mit den scharfen Schneiden vielleicht schreckliche Wunden zugefügt.

»Bist du noch da, Martie?«

Klick-klick.

»Martie, was soll ich bloß tun?«

»Susan, das ist eine verdammte Scheiße, es ist eine ganz und gar unheimliche Geschichte.« Marties Stimme zitterte, vor Mitleid und Sorge um ihre Freundin, aber auch, weil sie Angst

um sich selbst und *vor* sich selbst hatte. Sie war so durchnässt von kaltem, salzigem Schweiß, als hätte sie ein Bad im Meer genommen. *Klick-klick.* Der Arm, die Schulter und der Hals schmerzten sie dermaßen, dass es ihr die Tränen in die Augen trieb. »Also, pass auf, ich muss erst mal meine Gedanken ein bisschen sortieren, bevor ich dir einen Rat geben kann, bevor ich weiß, wie ich dir helfen kann.«

»Es ist die reine Wahrheit.«

»Das weiß ich, Susan.«

Sie musste unbedingt vom Telefon wegkommen! Weg von der Schublade, weg von der Schere, die darin lauerte, denn vor der Gewalttätigkeit, die in ihr selbst steckte, konnte sie nicht fliehen.

»Das alles passiert wirklich«, sagte Susan unnachgiebig.

»Ich weiß. Du hast mich überzeugt. Darum will ich ja erst mal nachdenken. Eben weil es so absurd ist. Wir müssen vorsichtig sein, sichergehen, dass wir das Richtige tun.«

»Ich habe Angst. Ich fühle mich so allein.«

»Du bist nicht allein«, sagte Martie, um ihre Freundin zu beruhigen, aber in ihrem Ton war jetzt nicht mehr nur ein leises Zittern zu vernehmen, sondern geradezu eine Erschütterung, unter der ihr die Stimme ganz zu versagen drohte. »Ich lasse dich nicht allein. Ich rufe dich zurück.«

»Martie …«

»Ich denke darüber nach, überlege …«

»… wenn etwas passiert …«

»… werde mir klar darüber, was das Beste ist …«

»… wenn mir etwas passiert …«

»… und ich rufe dich zurück …«

»… Martie …«

»… rufe dich bald zurück.«

Sie hängte den Hörer des Wandtelefons ein, konnte ihn aber nicht gleich loslassen, so krampfhaft hielt sie ihn umklammert. Als es ihr endlich gelang, sich loszureißen, blieb die Hand

gekrümmt, als hielte sie darin immer noch einen Telefonhörer.

Als Martie die andere Hand von der Schublade zurückzog, fluteten schmerzhafte Krämpfe wie Wellen durch ihren Arm. Der Schubladengriff hatte in den weichen Ballen unterhalb der Finger einen Abdruck gebildet wie in einer Tonform, und die rote Kerbe in der Haut tat so weh, als hätte sich der Abdruck bis in die Mittelhandknochen gebohrt.

Sie wich von der Schublade zurück, bis sie mit dem Rücken gegen den Kühlschrank stieß, in dessen Innern Flaschen leise klirrend aneinander stießen.

Eine davon, das wusste sie, war eine noch halb volle Flasche Chardonnay, die vom Abendessen des Vortags übrig war. Eine Weinflasche ist dickwandig, besonders der Boden mit seiner konkaven Einbuchtung, in der sich der Weinstein ablagert. Schwer. Stumpf. Wirkungsvoll. Sie konnte sie wie eine Keule schwingen, jemandem den Schädel damit einschlagen.

Eine *zerbrochene* Weinflasche erst konnte eine besonders vernichtende Waffe sein. Man fasste sie am Hals, stieß mit den scharfen Scherbenrändern zu. Zerfetzte einem ahnungslosen Menschen das Gesicht damit, rammte sie ihm in die Kehle.

Wuchtig zugeschlagene Türen hätten kein größeres Getöse machen können als das Hämmern der Herzschläge, die in ihrer Brust widerhallten.

23. Kapitel

»Urin lügt nicht«, sagte Dr. Donklin.

Auf seinem Wachposten neben der Tür hob Valet den Kopf und zuckte wie zustimmend mit den Ohren.

Skeet, der jetzt an einen Elektrokardiographen angeschlossen war, schlief immer noch so tief, als hätte man ihn in ein künstliches Koma versetzt.

Dusty beobachtete die Zackenlinie des grünen Lichtpunkts, der die Herzströme auf dem Monitor anzeigte. Es wurden keinerlei Rhythmusstörungen gemessen; die Herzfrequenz seines Bruders war zwar niedrig, aber regelmäßig.

Die New-Life-Klinik war weder auf die Behandlung physischer Erkrankungen noch auf weitreichende diagnostische Untersuchungen ausgerichtet, aber sie war im Hinblick auf den Erfindungsreichtum und die selbstzerstörerischen Neigungen der hiesigen Patienten mit den modernsten Geräten ausgestattet, die es brauchte, um innerhalb kurzer Zeit das Vorhandensein von Drogen in den Körperflüssigkeiten nachzuweisen.

Die Bluttests, die bei Skeets Aufnahme vorgenommen worden waren, hatten offenbart, wie sich der chemische Cocktail zusammensetzte, mit dem er den Tag begonnen hatte: Methamphetamin, Kokain und DMT. Koks und Methamphetamin, Letzteres auch als Ecstasy bekannt, wirkten stimulierend. Dimethyltryptamin – DMT – war ein Halluzinogen, ähnlich dem Alkaloid Psilocybin, das aus dem Pilz *Psilocybe mexicana* gewonnen wird. Zusammen genommen ergab das ein Frühstück, das etwas mehr Pep hatte als Müsli und Orangensaft.

Die Analyse der Blutprobe, die man Skeet während seines komaähnlichen Schlafs abgenommen hatte, war noch nicht abgeschlossen; die Urinprobe, die über einen Katheter entnommen worden war, hatte jedoch ergeben, dass seinem Organismus keine weiteren Drogen mehr zugeführt worden

waren und dass darüber hinaus sein Körper das Methamphetamin, Kokain und DMT weitgehend abgebaut hatte. Jedenfalls würde ihn der Todesengel, der ihn animiert hatte, sich vom Dach der Sorensons zu stürzen, vorerst nicht mehr behelligen.

»Der zweite Bluttest wird den Befund bestätigen«, mutmaßte Donklin. »Denn, wie gesagt, Urin lügt nicht. Oder, etwas salopper ausgedrückt … Im Pinkeln liegt Wahrheit. Dabei kann man keine falschen Tatsachen vortäuschen.«

Dusty fragte sich, ob der Arzt früher in seiner Privatpraxis ebenso locker mit seinen Patienten umgegangen war oder ob er sich den flapsigen Ton erst angeeignet hatte, nachdem er in Rente gegangen war und den Posten im New Life angenommen hatte. In jedem Fall empfand Dusty ihn als ausgesprochen erfrischend.

Die Urinprobe war auch auf Harnsediment, Eiweiß und Zukker hin untersucht worden. Das Ergebnis bestätigte weder die Vermutung eines diabetischen Komas noch eines Nierenversagens.

»Wenn der letzte Bluttest nichts ergibt«, sagte Dr. Donklin, »werden wir ihn an ein Krankenhaus überweisen müssen.«

*

Das gläserne Klirren im Kühlschrank, an dem Martie mit dem Rücken lehnte, wurde allmählich leiser.

Ihre verkrampften Hände taten so weh, dass ihr nach wie vor die Tränen in die Augen schossen. Sie wischte sich mit dem Blusenärmel über das Gesicht, aber ihr Blick blieb verschleiert.

Sie hatte die Hände gekrümmt, als würde sie sich damit verzweifelt an einem bröckelnden Fels festklammern oder als hätte sie sich in der Brust eines Feindes verkrallt.

Das Bild der scharfkantigen Scherben einer zerbrochenen Weinflasche immer noch deutlich vor Augen, spürte sie eine solche Angst vor der ungeahnten Gewalttätigkeit, diesem

Potenzial, das im Geheimen in ihr schlummerte, dass sie wie gelähmt war.

Tu etwas! Der Rat ihres Vaters. Im Tun liegt Zuversicht. Aber sie war zu benommen im Kopf, um einen klaren Gedanken zu fassen, um die Lage zu analysieren und dann zu entscheiden, was das Richtige und Wirkungsvollste war.

Sie handelte auch so, denn sie wusste, dass sie sich wie eine Assel auf dem Boden zusammenrollen und sich tot stellen würde, bis Dusty nach Hause kam, wenn sie nicht *irgendetwas* tat. Und wenn er endlich nach Hause kam, hatte sie sich vielleicht längst so vollständig in sich selbst verkrochen, dass sie nicht mehr imstande war aufzustehen.

Also stieß sie sich jetzt, bleich vor angespannter Entschlossenheit, vom Kühlschrank ab. Durchquerte die Küche. Näherte sich dem Schrank, vor dem sie kurz zuvor zurückgewichen war.

Umklammerte den Griff. *Klick-klick.* Zog die Schublade auf. Die blitzende Schere.

Martie wurden die Knie weich. Um ein Haar hätte sie der mühsam zusammengeraffte Mut beim Anblick der funkelnden Klingen wieder verlassen.

Beschäftigt bleiben, handeln. Heraus mit der verfluchten Schublade aus dem Schrank. Weiter heraus. Das Ding war schwerer, als sie erwartet hatte.

Aber vielleicht war die Schublade gar nicht so schwer, wie es ihr schien, vielleicht war sie nur so schwer, weil die Schere für Martie ein Gewicht hatte, das weit über deren physikalisches Gewicht hinaus ging. Ein psychologisches, ein moralisches Gewicht, das Gewicht des furchtbaren Potenzials, das in dem Stahl lauerte.

Jetzt zur offen stehenden Verandatür damit! Zur Mülltonne.

Sie hielt die Schublade mit ausgestreckten Armen von sich und kippte sie, um den Inhalt in die Mülltonne zu leeren. Die Schere stieß im Rutschen klirrend mit anderen Utensilien

zusammen, und dieses Geräusch versetzte Martie so sehr in Panik, dass sie die Schublade mitsamt ihrem Inhalt in die Tonne fallen ließ.

*

Dr. Donklins Vorhersage bestätigte sich, als Tom Wong mit den Resultaten der letzten Blutuntersuchung in Skeets Zimmer zurückkehrte. Der Grund für Skeets Zustand blieb rätselhaft.

Der Junge hatte seit etlichen Stunden keine wie auch immer gearteten Drogen mehr zu sich genommen. Sein Organismus wies lediglich kaum noch nachweisbare Spuren seiner morgendlichen Exzesse auf.

Sowohl die Werte seiner weißen Blutkörperchen, die völlig normal waren, als auch die Tatsache, dass er kein Fieber hatte, sprach gegen die Annahme einer akuten Meningitis. Oder einer anderen Ansteckungskrankheit.

Hätte es sich um eine Lebensmittelvergiftung gehandelt, so wären – zumal dann, wenn die Vergiftung durch Botulismustoxine ausgelöst worden wäre – dem Koma Symptome wie Erbrechen, Magenschmerzen und höchstwahrscheinlich auch Durchfall vorausgegangen. Keine dieser Beschwerden hatte sich bei Skeet bemerkbar gemacht.

Obwohl keine eindeutigen Symptome eines Schlaganfalls erkennbar waren, durfte die Möglichkeit einer Hirnblutung, einer Embolie oder Thrombose nicht außer Acht gelassen werden.

»Das ist kein Fall mehr für eine Entzugsklinik«, sagte Dr. Donklin zu Dusty. »Wohin sollen wir ihn überweisen?«

»Ins Hoag-Krankenhaus bitte, wenn dort ein Bett frei ist«, entgegnete Dusty.

»Hier tut sich etwas«, sagte Tom Wong auf einmal und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den EKG-Monitor.

Da der störende Ton des Geräts zuvor ausgeschaltet worden

war, hatten sowohl Dusty als auch Donklin nicht mitbekommen, dass sich Skeets Herzfrequenz beschleunigt hatte. Die grüne Lichtlinie und die digitale Anzeige verrieten, dass sie von sechsundvierzig auf vierundfünfzig Schläge in der Minute angestiegen war.

Plötzlich bewegte sich Skeet in seinem Bett, gähnte und schlug die Augen auf.

Die Herzfrequenz, die jetzt bei sechzig Schlägen pro Minute lag, war immer noch im Steigen begriffen.

Skeets ließ den Blick blinzelnd von Tom Wong zu Dr. Donklin und dann zu Dusty wandern. »He, feiern wir hier eine Party oder was?«

*

Die offene Flasche Chardonnay, zwei Flaschen Chablis, die noch verkorkt waren: Weg damit in die Mülltonne.

In der Waschküche lauter gefährliche Dinge. Eine Flasche Salmiakgeist, mit dem man einen Menschen blind machen, ihm die Atemwege verätzen konnte. Bleichmittel. Ein laugenhaltiger Abflussreiniger. Alles landete in der Mülltonne.

Die Streichhölzer fielen ihr ein. In einem der Küchenschränke. In einer großen Blechdose, die ursprünglich einmal *biscotti* enthalten hatte. Etliche Briefchen mit Pappstreichhölzern. Schachteln mit kurzen Holzstreichhölzern. Eine Packung Zündhölzer mit zwanzig Zentimeter langem Schaft, die man benutzte, um die schwimmenden Dochte in den hohen gläsernen Öllampen anzuzünden.

Ein Mensch, der fähig war, einem unschuldigen Opfer das Gesicht mit den Scherben einer zerbrochenen Weinflasche zu zerfetzen, der bösartig genug war, einem geliebten Wesen ohne die mindesten Schuldgefühle einen Autoschlüssel ins Auge zu bohren, ein solcher Mensch würde wohl keine nennenswerten Skrupel haben, dieses geliebte Wesen – oder auch das ganze

Haus – in Brand zu setzen.

Martie warf die Dose mit den Streichhölzern weg, ohne den Deckel zu öffnen. Die Dose gab im Fallen ein Geräusch von sich, das wie das drohende Rasseln einer Klapperschlange vor dem tödlichen Biss klang.

Ein rascher Abstecher ins Wohnzimmer. So viel war zu tun, so viel! Im Gaskamin prangten Keramikimitate, die wie echte Holzscheite aussahen. Auf dem Kaminsims lag ein batteriebetriebener Butangasanzünder.

Martie lief zur Verandatür zurück, und während sie den Anzünder in die Mülltonne fallen ließ, schoss ihr die beunruhigende Frage durch den Kopf, ob sie nicht möglicherweise den Gashahn im Kamin aufgedreht hatte. Sie hatte zwar keine Veranlassung dazu gehabt und konnte sich auch nicht erinnern, ihn aufgedreht zu haben, aber sie traute sich nicht über den Weg.

Sie *wagte* es nicht, sich selbst über den Weg zu trauen.

Wenn das Ventil bis zum Anschlag geöffnet war, würde innerhalb weniger Minuten eine tödliche Menge Erdgas ausströmen. Der kleinste Funke genügte, um eine Explosion auszulösen, die das ganze Haus in die Luft jagen würde.

Zurück ins Wohnzimmer. Kopflos wie eine Figur in einem Videospiel, die von einer Gefahrensituation in die nächste stolpert.

Kein Geruch nach faulen Eiern.

Kein zischend ausströmendes Gas.

Der Ventilschaft ragte seitlich aus der Kaminwand. Man benötigte einen Inbusschlüssel, um das Ventil zu öffnen, und ebendieser Messingschlüssel lag auf dem Kaminsims.

Erleichtert machte Martie kehrt. Kaum hatte sie jedoch den Fuß wieder in die Küche gesetzt, war sie plötzlich nicht mehr sicher, ob sie nicht in einem Anfall geistiger Umnachtung den Gashahn geöffnet hatte, *nachdem* sie sich davon überzeugt hatte, dass er geschlossen war.

Aber das war ja lächerlich. Sie konnte doch nicht den Rest ihres Lebens damit zubringen, ständig ins Wohnzimmer zu rennen und nach dem Kamin zu sehen. Sie litt nicht unter Bewusstseinsstörungen und Gedächtnisschwund, hatte nicht die Gewohnheit, im Zustand geistiger Umnachtung herumzulaufen und Unglück zu stiften.

Aus unerfindlichen Gründen fiel Martie in diesem Augenblick das zweite Wartezimmer in Dr. Ahrimans Praxis ein, wo sie während Susans Therapiesitzung gewartet und in einem mitgebrachten Roman gelesen hatte. Ein angenehmer Ort zum Lesen. Keine Fenster. Keine lästige Hintergrundmusik. Keine Ablenkung.

Ein fensterloser Raum. Aber hatte sie nicht an einem großen Panoramafenster gestanden und die grauen Regenschwaden beobachtet, die über die Küste fegten?

Nein, das war eine Szene aus dem Roman gewesen.

»Ein echter Thriller«, hörte sie sich laut sagen, obwohl außer ihr keine Menschenseele im Haus war. »Gut geschrieben. Die Handlung ist spannend. Die Figuren sind lebendig geschildert. Ich genieße die Lektüre.«

Plötzlich überfiel sie hier, in ihrer aus den Fugen geratenen Küche, wieder das irritierende Gefühl, dass in ihrer Erinnerung eine rätselhafte Lücke klaffte, dass ihr eine kurze Zeitspanne des Tages fehlte, in der etwas Schreckliches geschehen war.

Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und wunderte sich, wie spät es bereits geworden war – schon zwölf Minuten nach fünf. Der Tag hatte sich mit dem Regen verflüchtigt.

Wann war sie ins Wohnzimmer geeilt, um nach dem Kamin zu sehen? Vor einer Minute? Vor zwei, vier oder zehn Minuten? Sie wusste es nicht mehr.

Die frühwinterliche Abendluft wehte zur offen stehenden Verandatür herein. Sie konnte sich nicht erinnern, ob sich bei ihrem Abstecher ins Wohnzimmer die Dunkelheit schon derart drückend über die Fenster gelegt hatte. Wenn irgendwo an

diesem Tag eine Lücke klaffte, dann *musste* es dort gewesen sein, im Wohnzimmer, am Kamin.

Martie rannte zur Vorderseite des Hauses, durchquerte ein Terrain, das sie genau kannte, das aber doch anders war als noch an diesem Morgen. Keine Fläche schien mehr wirklich rechteckig oder quadratisch zu sein; alle Formen schienen im Fließen begriffen – mal dreieckig, mal fünfeckig, dann beinahe rund oder auf andere Weise aus den gewohnten Proportionen geraten. Decken, die vormals gerade und flach gewesen waren, wirkten plötzlich wie schräge Fluchten. Sie hätte schwören können, dass der Boden unter ihren Füßen schwankte, als liefe sie über das Deck eines schaukelnden Schiffs. Die gewaltige Angst, die von ihrem Denken Besitz ergriffen hatte, schien nun auch die materielle Welt auf bizarre Weise zu verzerren, obwohl sie wusste, dass diese surreal verfremdeten Gebilde nur in ihrer Fantasie existierten.

Im Wohnzimmer: kein zischend ausströmendes Gas. Kein unangenehmer Geruch.

Der Schlüssel lag auf dem Kaminsims. Sie rührte ihn nicht an. Den Blick starr auf das kleine Messinginstrument gerichtet, tastete Martie sich, den Sesseln und dem Sofa ausweichend, rückwärts zur Tür zurück.

Im Flur angelangt, warf sie wieder einen Blick auf ihre Armbanduhr. Fünf Uhr dreizehn. Eine Minute war vergangen. Keine Erinnerungslücke. Keine Bewusstseinstrübung.

In der Küche sah sie, am ganzen Leib zitternd, abermals auf die Uhr. Immer noch dreizehn Minuten nach fünf. Es war alles in Ordnung. Sie hatte keinen Aussetzer gehabt. Sie konnte unmöglich, ohne es zu wissen, ins Wohnzimmer zurückgekehrt sein und den Gashahn aufgedreht haben. Die Anzeige sprang vor ihren Augen eine Zahl weiter – fünf Uhr vierzehn.

Auf dem Notizzettel hatte Dusty versprochen, um fünf Uhr zu Hause zu sein. Er war spät dran. Normalerweise war Dusty zuverlässig. Er hielt seine Versprechen.

»Lieber Gott«, sagte sie und war selbst erschrocken, wie jämmerlich ihre Stimme klang, wie zittrig und gepresst ihr die Worte über die Lippen kamen. »Lieber Gott, mach, dass er nach Hause kommt! Bitte, lieber Gott, hilf mir, mach, dass er *jetzt gleich* nach Hause kommt!«

Wenn Dusty nach Hause kam, würde er den Lieferwagen in die Garage fahren und neben ihrem Saturn abstellen.

Lieber nicht dorthin. Die Garage war ein gefährlicher Ort. Dort wurden unzählige scharfkantige Werkzeuge, tödliche Elektrogeräte, giftige und brennbare Substanzen aufbewahrt.

Sie blieb am besten hier in der Küche, um auf ihn zu warten. Solange sie nicht dort draußen war, wenn er kam, würde ihm in der Garage nichts zustoßen. Scharfkantige Werkzeuge, Giftstoffe, brennbare Flüssigkeiten – von ihnen ging an sich keine Gefahr aus. Martie selbst war die eigentliche, die einzige Gefahr.

Von der Garage würde er auf direktem Weg in die Küche kommen. Sie musste ganz sichergehen, dass sie alles daraus entfernt hatte, was als Waffe benutzt werden konnte.

Aber dieser Feldzug gegen alles, was scharf, stumpf und schwer oder aber giftig sein konnte, war der helle Wahnsinn. Sie würde Dusty niemals etwas zuleide tun. Sie liebte ihn mehr als ihr Leben. Sie würde ihr Leben für ihn geben, genau wie er das seine für sie. Man brachte einen Menschen nicht um, den man so sehr liebte.

Und doch drang diese irrationale Angst wie ein giftiger Keim in sie ein, wurde durch ihre Adern geschwemmt, brütete in ihrem Mark, schlich sich wie ein tödlicher Bazillus in ihre Gedanken, und sie fühlte sich von Sekunde zu Sekunde elender.

24. Kapitel

Skeet saß mit einem Berg Kissen im Rücken im Bett. So totenbleich er auch war und obwohl seine Augen tief in den Höhlen lagen und seine Lippen eher grau als rosig wirkten, strahlte er doch eine zerbrechliche, tragische Würde aus, als gehörte er nicht zu den Heerscharen verlorener Seelen, die durch die Trümmer dieser verlorenen Kultur geisterten, sondern als wäre er ein an Schwindsucht erkrankter Dichter, der in jenen vergangenen Zeiten lebte, als die Welt noch unschuldiger war als in unserem gegenwärtigen Jahrhundert, ein Dichter vielleicht, der in einem vornehmen Lungensanatorium von seiner Tuberkulose genas, der nicht gegen die eigene Sucht und die kalte und lebensfeindliche Weltsicht seines Jahrhunderts anzukämpfen hatte, sondern lediglich gegen den Widerstand hartnäckiger Bakterien. Quer über seinen Oberschenkeln stand ein Tablett auf Füßen.

Dusty sah aus dem Fenster, als würde er eingehend den nächtlichen Himmel studieren, um aus den Formationen der langsam weiterziehenden Sturmwolken sein Schicksal abzulesen. Die Bugspitzen und Kiele der ostwärts treibenden Wolkenschiffe waren im Widerschein des vorstädtischen Lichtermeers, über dem sie dahinsegelten, wie mit filigranem Blattgold belegt.

In Wirklichkeit verwandelte die Nacht die Fensterscheibe in einen schwarzen Spiegel, in dem Dusty die schattenhafte Gestalt seines Bruders beobachtete. Auf diese Weise glaubte er, eher zu merken, wenn Skeet irgendetwas Seltsames und Aufschlussreiches tat, als wenn dieser sich beobachtet fühlte.

Seine Erwartung erschien ihm selbst paranoid, aber sie hing wie eine Klette an ihm und ließ sich nicht abschütteln. Dieser eigenartige Tag hatte ihn in ein Dickicht des Misstrauens gestürzt, das ungreifbar und gegenstandslos, darum aber nicht

weniger beängstigend war.

Skeet ließ sich ein frühes Abendessen schmecken: Tomatensuppe mit frischem Basilikum und grob geraspeltem Parmesan, danach Hähnchen in Knoblauch und Rosmarin mit Röstkartoffeln und Spargel. Das Essen im New Life war nicht mit der üblichen Krankenhauskost zu vergleichen – wenn auch das Fleisch in mundgerechte Stucke zerschnitten serviert wurde, weil Skeet als selbstmordgefährdeter Patient galt.

Valet saß mit hochgerecktem Kopf im Sessel und beobachtete Skeet mit dem aufmerksamen Interesse eines Feinschmekkers. Weil er jedoch ein wohlerzogener Hund war, machte er keine Anstalten zu betteln, obwohl sein eigenes Abendessen längst überfällig war.

Mit vollem Mund sagte Skeet: »So viel habe ich seit Wochen nicht gegessen. Es scheint einem unheimlich Appetit zu machen, wenn man sich vom Dach stürzt.«

Der Junge war so klapperdürr, als hätte er Bulimieunterricht bei einem Supermodel genommen. So geschrumpft, wie sein Magen sein musste, war es kaum zu glauben, welche Mengen er verdrücken konnte.

Dusty, der immer noch so tat, als würde er in den Wolken eine Bedeutung suchen, sagte wie beiläufig: »Vorhin sah es so aus, als wärst du eingeschlafen, weil ich es dir gesagt habe.«

»Ehrlich? Tja, es brechen neue Zeiten an, Bruder. Von heute an tue ich alles, was du sagst.«

»Wer's glaubt.«

»Du wirst schon sehen.«

Dusty fuhr mit der rechten Hand in seine Jeanstasche und tastete nach den zusammengefalteten Notizzetteln, die er in Skeets Küche gefunden hatte. Er überlegte, ob er noch einmal nach Dr. Yen Lo fragen sollte, aber sein Gefühl sagte ihm, dass die Erwähnung des Namens seinen Bruder vielleicht wieder in diesen totenstarren Zustand versetzen und einen ähnlich unsinnigen, unbegreiflichen Dialog auslösen würde, wie er ihn heute

schon einmal erlebt hatte.

Also sagte er stattdessen: »Klare Kaskaden.«

An Skeets gespenstischem Spiegelbild im Fenster konnte Dusty erkennen, dass er nicht einmal den Blick vom Teller hob. »Was?«

»Zersprühen in den Wellen.«

Skeet hob den Kopf, sagte aber nichts.

»Kiefernnadeln blau«, fuhr Dusty fort.

»Blau?«

Dusty wandte sich vom Fenster ab und sagte: »Ergibt das irgendeinen Sinn für dich?«

»Kiefernnadeln sind grün.«

»Es gibt auch blaugrüne, glaube ich.«

Nachdem er den letzten Bissen gegessen hatte, schob Skeet den Teller beiseite und zog den Nachtisch zu sich heran, frische Erdbeeren mit Sahne, mit braunem Zucker bestreut. »Irgendwie kommt mir das bekannt vor.«

»Das kann ich mir vorstellen. Ich habe es nämlich von dir gehört.«

»Von mir?« Skeets Überraschung wirkte echt. »Wann?«

»Vorhin. Als du … weggetreten warst.«

Skeet ließ genüsslich eine mit Sahne umhüllte Beere auf der Zunge zergehen, dann sagte er: »Klingt komisch. Ich hoffe bloß, dass so eine literarische Neigung mir nicht in den Genen liegt.«

»Ist es irgendein Rätsel?«, wollte Dusty wissen.

»Ein Rätsel? Nein, es ist ein Gedicht.«

»Du schreibst Gedichte?«, fragte Dusty mit einem unverhohlen ungläubigen Ton in der Stimme. Er wusste genau, wie beharrlich Skeet alles mied, was er der Welt seines Vaters, des Literaturprofessors, zurechnete.

»Es ist nicht von mir«, erklärte Skeet, während er wie ein Kind die Sahne vom Löffel schleckte. »Ich weiß nicht, wie der Dichter heißt. Alte japanische Dichtkunst. Haiku. Wahrschein-

lich habe ich es irgendwo gelesen, und es ist mir im Gedächtnis geblieben.«

»Haiku«, sagte Dusty, der sich vergeblich bemühte, dem Gesagten einen Sinn abzugewinnen.

Den Löffel wie den Taktstock eines Dirigenten im Rhythmus des Gedichts schwingend, deklamierte Skeet:

»Klare Kaskaden
Zersprühen in den Wellen
Kiefernnadeln blau.«

Mit erkennbarem Rhythmus und Versmaß gesprochen, wirkten die Worte nicht mehr wie sinnloses Gebrabbel.

Dusty fiel plötzlich ein Bild ein, das er vor Jahren in einer Illustrierten gesehen hatte, ein Vexierbild. Es war eine Bleistiftzeichnung mit dem Titel *Wald*: Bäume, die dicht an dicht aufragten, Kiefern, Tannen, Fichten und Erlen, in kerzengeraden Linien hintereinander aufgereiht. Die Bildunterschrift verriet, dass sich hinter der Baumlandschaft eine andere, reichere Welt verbarg, die sich einem erschloss, wenn man seine Erwartungen fallen ließ, wenn man es schaffte, den *Wald* zu vergessen und durch das oberflächliche Bild hindurch auf ein Panorama zu blicken, das völlig anders war als die Szenerie, die sich dem Auge vordergründig bot. Bei manchen dauerte es nur wenige Minuten, bis sie das zweite Bild sehen konnten, andere brauchten Stunden dafür. Dusty hatte die Zeitschrift nach zehn Minuten entnervt von sich geschoben – und in diesem Augenblick hatte er aus den Augenwinkeln die verborgene Stadt entdeckt. Und als er darauf den Blick direkt auf das Bild gerichtet hatte, erhob sich vor seinen Augen eine gigantische, gotisch anmutende Metropolis, in der sich mächtige Granitbauten aneinander drängten; die schattigen Waldwege zwischen den Baumstämmen hatten sich in schmale, düstere Straßenschluchten verwandelt, tief im Schatten der von Men-

schenhand geschaffenen Steinmassen, die kalt und grau in einen trostlosen Himmel ragten.

Genauso hatten die Worte des Gedichts in jenem Augenblick eine neue Bedeutung für Dusty gewonnen, als er sie im Rhythmus eines Haiku gehört hatte. Plötzlich war ihm klar, was der Dichter damit sagen wollte: Die »klaren Kaskaden« waren Windböen, die Kiefernnadeln von den Bäumen fegten und ins Meer wehten. Es war eine schlichte, assoziative und treffende Beobachtung der Natur, die bei genauerer Betrachtung sicherlich etliche symbolische Bezüge zum menschlichen Leben offenbart hätte.

Dennoch war die Absicht des Dichters nicht die einzige Bedeutung, die in diesen drei knappen Verszeilen enthalten war. In seinem rätselhaften Trancezustand hatte Skeet darin offenbar einen anderen, tieferen Sinngehalt gesehen, den er jetzt allerdings völlig vergessen zu haben schien. Er hatte die einzelnen Zeilen als Regeln bezeichnet, hatte jedoch keine nachvollziehbare Erklärung dafür geliefert, auf welches Verhalten, welchen Vorgang, welchen Sport oder welches Spiel sich diese seltsamen Regeln bezogen.

Dusty überlegte kurz, ob er sich zu seinem Bruder auf die Bettkante setzen und ihm weitere Fragen stellen sollte. Aber er befürchtete, dass Skeet sich unter einem solchen Druck wieder in seinen totenähnlichen Zustand zurückzog, aus dem er diesmal vielleicht nicht so ohne weiteres wieder aufwachen würde.

Abgesehen davon, hatten sie beide einen anstrengenden Tag hinter sich. Trotz seines Schlafs und trotz des stärkenden Abendessens war Skeet vermutlich kaum weniger erschöpft als Dusty, der sich fühlte, als hätte man ihn durch die Mangel gedreht.

*

Schaufel.

Pickel.

Beil.

Hämmer, Schraubenzieher, Sägen, Bohrer, Beißzangen und Rohrzangen, lange Stahlnägel in Massen.

Obwohl auch die Küche noch längst kein vollkommen sicherer Ort war und die anderen Räume im Haus noch inspiziert und von Gefahren befreit werden mussten, konnte Martie nicht aufhören, an die Garage zu denken und im Geist eine Bestandsaufnahme der unzähligen Folter- und Mordinstrumente zu machen, die dort aufbewahrt wurden.

Schließlich hielt sie es nicht mehr aus, und entgegen ihrem Entschluss, die Garage zu meiden, damit sie nicht Gefahr lief, dort zwischen all den spitzen und scharfkantigen Versuchungen zu lauern, wenn Dusty nach Hause kam, öffnete sie die Verbindungstür, tastete nach dem Schalter und knipste die in die Decke eingelassenen Neonfluter an.

Als sie über die Schwelle trat, fiel ihr Blick als Erstes auf das Wandpaneel mit den Haken, an denen eine Sammlung von Gartengeräten hingen, die sie bei ihrer Bestandsaufnahme vergessen hatte. Pflanzkellen. Eine Blechschere. Eine kleine Grabschaufel. Ein Rasentrimmer mit Federmechanismus und teflonbeschichteten Klingen. Eine batteriebetriebene Heckenschere.

Eine Hippe zum Zurückschneiden von Ästen.

*

Geräuschvoll kratzte Skeet die letzten Reste der zuckerbestreuten Schlagsahne aus seiner Dessertschale.

Als wäre das Klappern des Löffels in der Porzellanschüssel ihr Stichwort, erschien die Schwester, die bei Skeet Nachtwache halten sollte, in der Tür: Jasmine Hernandez, klein, zierlich, hübsch, Anfang dreißig – Augen bläulichschwarz wie

Pflaumenschalen, unergründlich, aber mit klarem Blick. In ihrer weißen Schwesterntracht wirkte sie ebenso munter und forsch wie tüchtig und korrekt – obwohl ihre roten Turnschuhe mit den grünen Schnürsenkeln eine gewisse Verspieltheit ahnen ließen – nicht zu Unrecht, wie sich herausstellen sollte.

»Na, Sie sind ja nur eine halbe Portion«, sagte Skeet und zwinkerte Dusty dabei zu. »Wenn ich vorhätte, mich umzubringen, Jasmine, könnten Sie mich wohl kaum daran hindern.«

Während sie das Tablett vom Bett nahm und auf die Kommode stellte, entgegnete die Schwester: »Hören Sie mal, mein kleiner *chupaflor*, wenn ich Ihnen alle Knochen im Leib brechen und Sie in einen Ganzkörpergips stecken muss, damit Sie sich nichts antun, habe ich damit kein Problem.«

»Ach du liebe Scheiße«, rief Skeet aus, »wo haben Sie Ihre Schwesternausbildung gemacht – in Transsilvanien?«

»Viel schlimmer. Ich habe bei den Barmherzigen Schwestern gelernt. Und ich warne Sie, *chupaflor* – während ich Dienst habe, wird nicht geflucht.«

»Tut mir Leid«, sagte Skeet kleinlaut, obwohl ihm der Schalk immer noch aus den Augen blitzte. »Was ist, wenn ich Pipi muss?«

Jasmine kraulte Valet hinter den Ohren und sagte zu Skeet: »Ich kann Ihnen versichern, dass Sie nichts haben, was ich nicht schon einmal gesehen habe. Und mit Sicherheit habe ich schon größere gesehen.«

Dusty lächelte Skeet zu. »Du tust wahrscheinlich gut daran, wenn du ab jetzt nur noch mit ›Ja, Ma'am‹ antwortest.«

»Was bedeutet eigentlich *chupaflor*?«, wollte Skeet wissen. »Am Ende ist es ein Schimpfwort, und ich merke es nicht einmal.«

»*Chupaflor* heißt Kolibri«, sagte Jasmine Hernandez, während sie Skeet ein digitales Fieberthermometer in den Mund schob.

»Sie nennen mich Kolibri?«, murmelte Skeet undeutlich zwischen den Zähnen.

»*Chupaflor*«, sagte sie nickend. Da Skeet nicht mehr an das EKG-Gerät angeschlossen war, hob sie sein knochiges Handgelenk, um den Puls zu messen.

Plötzlich beschlich Dusty wieder ein kaltes, drückendes Unbehagen, dessen Ursache er nicht ergründen konnte, auch wenn das Gefühl nicht ganz neu für ihn war. Es war dasselbe, nicht greifbare Misstrauen, das ihn vor einer Weile veranlasst hatte, Skeet im Spiegel des nächtlichen Fensters zu beobachten. Irgendetwas *stimmte* hier nicht. Das Problem lag nicht unbedingt bei Skeet, vielmehr richtete sich sein Misstrauen gegen diesen Ort, gegen die Klinik.

»Kolibris sind aber süße Tierchen«, sagte Skeet zu Jasmine Hernandez.

»Behalten Sie das Thermometer unter der Zunge«, entgegnete sie im Befehlston.

Er ließ nicht locker. »Finden Sie mich denn auch süß?«, fragte er nuschelnd, da ihn das Thermometer behinderte.

»Sie sind ein hübscher Kerl«, sagte sie, als könnte sie Skeet so wahrnehmen, wie er einmal ausgesehen hatte – blühend, mit rosigen Wangen und leuchtenden Augen.

»Kolibris sind beneidenswert. Sie sind freie Geschöpfe.«

Ohne den Blick von ihrer Armbanduhr zu heben und das Zählen zu unterbrechen, sagte die Schwester: »Ja, genau, der *chupaflor* ist ein süßes, beneidenswertes und freies kleines Nichts von einem Vogel.«

Skeet warf seinem Bruder einen Blick zu und verdrehte die Augen.

Sofern mit diesem Moment, diesem Ort und den Menschen hier irgendetwas nicht stimmte, konnte Dusty nicht benennen, was es war. Selbst dem unehelichen Sohn aus einer Verbindung zwischen Sherlock Holmes und Miss Marple wäre es schwer gefallen, einen Grund für das Misstrauen zu finden, das

an Dustys Nerven zerrte. Wahrscheinlich rührte seine Nervosität von seiner Müdigkeit und der Sorge um Skeet her; er konnte sich auf seine Gefühle nicht mehr verlassen, solange sein Bruder in diesem Zustand war.

Als Antwort auf Skeets Grimasse sagte er: »Ich hab dich gewarnt. Zwei Worte. *Ja, Ma'am.* Mit *Ja, Ma'am* kannst du nichts falsch machen.«

In dem Augenblick, als Jasmine Skeets Handgelenk losließ, piepste das digitale Thermometer. Sie nahm es ihm aus dem Mund.

Dusty trat ans Bett und sagte: »Ich muss dich jetzt verlassen, Kleiner. Ich habe Martie versprochen, mit ihr essen zu gehen, und ich bin schon spät dran.«

»Deine Versprechen an Martie musst du halten. Sie ist ein Schatz.«

»Wem sagst du das? Habe ich sie nicht geheiratet?«

»Ich hoffe, sie hasst mich nicht«, sagte Skeet.

»He, sei nicht albern.«

In Skeets Augen glänzten mühsam zurückgehaltene Tränen. »Ich habe sie nämlich ziemlich gern, Dusty. Martie ist immer so nett zu mir.«

»Sie hat dich auch gern, Bruderherz.«

»Da befindet sie sich in einem kleinen Kreis – dem Club der Leute, die Skeet lieben. Der Club der Leute, die Martie lieben, ist da etwas ganz anderes – da könntest du die Rotarier, die Kiwanis und die Lions zusammennehmen.«

Dusty fiel keine tröstliche Entgegnung ein, weil Skeet mit seiner Bemerkung eindeutig den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Aus seinen Worten sprach jedoch kein Selbstmitleid. »Glaub mir, das ist eine Last, die ich nicht tragen möchte. Wenn einen die Leute lieben, setzen sie Erwartungen in einen, und man ist ihnen irgendwie verpflichtet. Je mehr sie einen lieben … na ja, es ist ein ewiger Kreislauf.«

»Die Liebe ist eine schwierige Angelegenheit, was?«

»So ist es«, sagte Skeet und nickte. »Geh du nur, geh gut essen mit Martie, trink ein Glas Wein mit ihr und sag ihr, wie schön sie ist!«

»Wir sehen uns morgen«, versprach Dusty, indem er die Hundeleine nahm und an Valets Halsband befestigte.

»Du findest mich hier«, sagte Skeet. »Ich bin derjenige, der vom Hals abwärts in einem Gipsverband steckt.«

Als Dusty mit Valet das Krankenzimmer verließ, trat Jasmine mit einem Blutdruckmesser an Skeets Bett. »Ich muss jetzt Ihren Blutdruck messen, *chupaflor*.«

»Ja, Ma'am«, sagte Skeet.

Wieder dieses unerklärliche Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Nur nicht beachten. Die Müdigkeit. Alles Einbildung. Nichts, was ein Glas Wein und ein tiefer Blick in Marties Augen nicht kurieren konnte.

Auf dem Weg zum Aufzug machten Valets Klauen klickende Geräusche auf dem PVC-Fußboden des Korridors.

Schwestern und Pflegerinnen lächelten beim Anblick des Retrievers. »Hallo, Kleiner!« – »Was für ein schöner Hund!« - »Bist du aber ein Hübscher!«

Im Aufzug machten Dusty und Valet die Bekanntschaft eines Pflegers, der genau zu wissen schien, an welchem Punkt zwischen den Ohren man einen Hund kraulen musste, damit dessen Augen jenen träumerisch umflorten Ausdruck annahmen. »Ich hatte auch mal einen Golden Retriever. Eine wunderbare Hündin namens Sassy. Sie hatte Krebs, und ich musste sie letzten Monat einschläfern lassen.« Bei dem Wort *einschläfern* stockte ihm einen Moment lang die Stimme. »Sie war nicht dazu zu kriegen, eine Frisbeescheibe zu apportieren, aber Tennisbällen konnte sie den ganzen Tag nachjagen.«

»Er ist genauso«, sagte Dusty. »Er gibt den ersten Ball nie her, wenn man einen zweiten wirft. Bringt sie dann beide zurück und sieht dabei aus, als hätte er Mumps. Wollen Sie

wieder einen Hund?«

»In nächster Zeit sicher nicht«, erwiderte der Pfleger und meinte damit wohl: erst dann wieder, wenn der Schmerz über Sassys Tod nicht mehr ganz so groß ist wie jetzt.

Im Aufenthaltsraum neben der Rezeption im Erdgeschoss saßen ein Dutzend Patienten in Vierergruppen an Tischen und spielten Karten. Das Stimmengewirr ihrer Unterhaltung, ihr unbeschwertes Lachen, das typische Geräusch des Kartenmischens und die weichen Swingklänge eines alten Glen-Miller-Stücks, das im Hintergrund aus einem Radio drang, schufen eine derart behagliche Atmosphäre, dass man meinen konnte, hier hätten sich ein paar Freunde zu einem geselligen Abend in ihrem Clubhaus, im Gemeindesaal der Kirche oder im heimischen Wohnzimmer versammelt und nicht ein trostloser Haufen physisch angeschlagener und psychisch labiler Crackraucher, Kokser, Speedschlucker, Drücker, Kaktusfresser, Kiffer und Polytoximane aus gutem Hause, deren Venen so durchlöchert waren wie Schweizer Käse.

An einem Pult neben dem Eingang saß ein Wachposten, der dafür zu sorgen hatte, dass die Angehörigen und das zuständige Gericht den Vorschriften gemäß benachrichtigt wurden, sollte ein unbelehrbarer Patient darauf bestehen, sich selbst vorzeitig aus der Klinik zu entlassen.

Der Wachposten, der im Moment Dienst tat, war ein Mann um die fünfzig, der in Khakihosen, ein hellblaues Hemd mit roter Krawatte und ein marineblaues Jackett gekleidet war. Sein Namensschildchen wies ihn als WALLY CLARK aus. Er las gerade in einem Liebesroman. Mit seinem pausbäckigen, sommersprossigen Gesicht, dem dezenten Geruch nach Old Spice, den ernsten, gutmütigen blauen Pastorenaugen und einem Lächeln, das gerade so mild war wie ein nicht allzu trockener, aber auch nicht zu süßer Wein, hätte jeder Besetzungschef in Hollywood ihn von der Stelle weg als den Lieblingsonkel, Seelentröster, einfühlsamen Lehrer, väterlichen

Freund oder Schutzengel des Stars engagiert.

»Ich habe schon hier gearbeitet, als Ihr Bruder das letzte Mal bei uns war«, sagte Wally und beugte sich dabei herunter, um Valet zu streicheln. »Ich hätte nicht gedacht, ihn mal wiederzusehen. Schade drum. Er ist ein guter Junge.«

»Vielen Dank.«

»Er ist immer auf eine Runde Backgammon zu mir runtergekommen. Aber machen Sie sich keine Sorgen um Ihren Bruder, Mr. Rhodes. Im Grunde hat er das Herz auf dem rechten Fleck. Diesmal wird er clean hier rausgehen und clean bleiben.«

Die Abendluft war kühl und feucht, was aber nicht unangenehm war. Das flauschige Wolkengespinst löste sich ein wenig und gab einen kurzen Blick auf den still am Himmelssee dahinsegelnden Mond frei, bevor es sich wieder zusammenzog.

Auf dem Parkplatz standen noch ein paar seichte Regenpfützen, und Valet zog an seiner Leine, bis sie straff gespannt war, um ja keine auszulassen.

Am Lieferwagen angekommen, warf Dusty einen Blick auf das haziendaartige Klinikgebäude zurück. Die Palmen summten leise ihre Wiegenlieder in der schläfrigen Brise, die Bougainvilleen wanden sich träge um die Säulen der Balkone und breiteten sich in weichen Falten wie Bettdecken über den Bogendächern aus – hier hätte Morpheus, der griechische Gott der Träume, wohnen können.

Und doch gelang es Dusty nicht, das hartnäckige Gefühl abzuschütteln, dass hinter dieser malerischen Fassade eine andere, dunklere Wirklichkeit lauerte: eine unermüdliche Geschäftigkeit, ein heimliches Huschen und Tun, ein Nest, ein unterirdischer Bau, in dem eine zombiehafte Kolonie nach irgendeinem abscheulichen Plan ihre Fron verrichtete.

Tom Wong, Dr. Donklin, Jasmine Hernandez, Wally Clark und alle anderen Klinikangestellten machten einen klugen, tüchtigen, engagierten und einfühlsamen Eindruck. Nichts an ihrem Verhalten gab Dusty auch nur den geringsten Anlass, an

ihren guten Absichten zu zweifeln.

Vielleicht rührte seine Irritation daher, dass sie einfach zu perfekt waren, um real zu sein. Wäre wenigstens einer der Angestellten im New Life schwer von Begriff, nachlässig, unhöflich oder ungeschickt gewesen, so hätte sich Dustys unbegreifliches Misstrauen gegen die Klinik möglicherweise in Luft aufgelöst.

Das außergewöhnliche Maß an Kompetenz, Engagement und Freundlichkeit, dem man hier begegnete, hatte natürlich nichts anderes zu bedeuten, als dass die Klinik vorbildlich geleitet wurde. Offensichtlich hatte der Personalchef ein Händchen dafür, die richtigen Leute einzustellen und so zu motivieren, dass sie lange blieben. Der sichtbare Erfolg dieser Personalpolitik hätte Dusty mit Dankbarkeit erfüllen müssen, nicht mit diesen paranoiden Verschwörungsängsten.

Aber irgendetwas schien *falsch* zu sein. Er hatte das beunruhigende Gefühl, dass Skeet an diesem Ort in Gefahr war. Und je länger er die Klinik betrachtete, umso stärker wurde das Gefühl. Frustrierend war nur, dass er nach wie vor keinen Grund dafür finden konnte.

*

Der Rasentrimmer mit Federmechanismus und die batteriebetriebene Heckenschere sahen so gefährlich aus, dass Martie sich nicht damit zufrieden gab, sie einfach nur wegzuwerfen. Sie würde sich erst richtig sicher fühlen, wenn die Geräte kurz und klein geschlagen waren.

Die größeren Gartengeräte wurden in einem hohen Schrank aufbewahrt. Rechen, Laubharke, Schaufel, Spaten. Ein Vorschlaghammer.

Sie legte die Heckenschere auf den Betonfußboden, dahin, wo Dusty beim Heimkommen seinen Lieferwagen abstellen würde. Dann holte sie mit dem Vorschlaghammer aus. Unter

dem wuchtigen Schlag des schweren, stumpfen Hammerkopfs kreischte die Schere auf wie ein lebendiges Geschöpf, aber Martie ging die Zerstörung noch nicht weit genug. Sie packte den Hammer mit beiden Händen am Griff, ließ ihn noch einmal heruntersausen und dann ein drittes und ein viertes Mal.

Plastiksplitter von den zertrümmerten Griffen, Schrauben und andere Teilchen prallten mit metallischem Getöse von den Schränken und von Marties Saturn ab. Unter den Schlägen vibrierten die Garagenfenster in ihren Rahmen. Zementstücke spritzten vom Boden auf.

Wie Granatsplitter flogen die Teilchen Martie ins Gesicht. Obwohl sie sich der Gefahr für ihre Augen bewusst war, wagte sie es nicht, ihr Werk zu unterbrechen, um nach einer Schutzbrille zu suchen. Es war noch so viel zu tun. Jeden Augenblick konnte sich das große Garagentor rumpelnd öffnen, um Dustys Rückkehr anzukündigen.

Hastig legte sie den Rasentrimmer auf den Boden und schlug wütend darauf ein, bis die Feder heraussprang und die Griffe nur noch Schrott waren.

Dann eine Grabgabel. Immer wieder ließ sie den Hammer heruntersausen und hörte erst auf, als der Holzgriff völlig zersplittert war. Als die Zinken bis zur Unkenntlichkeit verbogen waren.

Der Vorschlaghammer war kein Fünfpfünder, sondern ein leichterer Dreipfünder. Dennoch musste er mit Kraft und aus sicherem Stand gehandhabt werden, wenn die Schläge den gewünschten Zerstörungseffekt erzielen sollten. Schweißüberströmt und keuchend, mit trockenem Mund und rauer Kehle holte Martie ein ums andere Mal mit dem Hammer aus und schlug in gleichmäßigem Takt zu.

Morgen würde sie es bestimmt bereuen; jeder einzelne Muskel in den Schultern und Armen würde wehtun. Aber in diesem Augenblick fühlte sich der Hammer in ihren Händen so herrlich an, dass sie sich keine Gedanken über die Schmerzen des

nächsten Tages machte. Ein berauschendes Gefühl der Macht strömte durch ihre Adern, das wunderbare Gefühl, zum ersten Mal an diesem Tag die Dinge im Griff zu haben. Jeder dröhnende Schlag versetzte ihr einen Kick; das heftige Vibrieren des Aufschlags, das sich über den langen Griff, über die Hände, die Arme und die Schultern bis in den Nacken fortsetzte, war ein zutiefst befriedigendes, nahezu erotisches Erlebnis. Beim Ausholen sog sie jedesmal hörbar die Luft ein, stöhnte, wenn der Hammer heruntersauste, und stieß unzusammenhängende kleine Lustschreie aus, wenn sich unter dem plumpen Gewicht etwas verbog oder in Stücke brach …

… bis sie sich plötzlich selbst hörte und merkte, dass sie wie ein Tier klang und nicht wie ein Mensch.

Schwer atmend, den Hammergriff mit beiden Händen umklammernd, wandte Martie sich von den zertrümmerten Gartengeräten ab. Ihr Blick fiel auf ihr Bild im Seitenspiegel des Saturn. Die Schultern eingezogen, den Kopf nach vorn gereckt und in einem unnatürlichen Winkel seitlich verschoben, sah sie aus wie eine verurteilte Mörderin, die dem Tod zwar entgangen, von der Henkersschlinge aber für immer entstellt war. Das dunkle Haar stand wirr vom Kopf ab, als wäre sie von einem Stromschlag getroffen worden. Der Wahnsinn verzerrte ihr Gesicht zu einer hässlichen Grimasse, in den Augen blitzte ein animalischer Funke.

Absurderweise fiel ihr in diesem Moment ein Bild aus einem Märchenbuch ein, ein Bild, das sie als Kind überaus geliebt hatte: ein böser Gnom, der unter einer alten Steinbrücke über die Glut eines lodernden Feuers gebeugt stand und mit Hammer und Zange Ketten und Ringe für seine Opfer schmiedete.

Was hätte sie Dusty alles angetan, wäre er genau in dem Augenblick aufgetaucht, als ihre Raserei auf dem Höhepunkt angelangt war – und da sie schon beim Thema war –, was würde sie ihm antun, wenn er jetzt auftauchte?

Schaudernd vor Entsetzen ließ sie den Hammer fallen.

25. Kapitel

Weil er damit gerechnet hatte, dass sie über Valets Fütterungszeit hinaus unterwegs sein würden, hatte Dusty die Abendration des Hundes in einem Frischhaltebeutel mitgebracht: zwei Tassen Trockenfutter mit Lammfleisch und Reis. Er leerte den Beutelinhalt in eine blaue Plastikschale, die er neben dem Lieferwagen auf den gepflasterten Boden stellte.

»Entschuldige bitte die ungemütliche Umgebung«, sagte er.

Valet hätte sich nicht begeisterter über sein Essen hermachen können, wenn es ihm auf einer saftigen Wiese oder in einem eleganten Penthouse serviert worden wäre. Wie allen Vertretern seiner Gattung war ihm jede Verstellung fremd.

Hunde besaßen in Dustys Augen so viele liebenswerte Eigenschaften, dass er sich manchmal fragte, ob Gott die Welt nicht eigens für sie geschaffen hatte. Und dann war ihm vielleicht noch die Idee gekommen, Menschen in die Welt zu setzen, damit die Hunde jemanden hatten, der ihnen Gesellschaft leistete, ihnen zu Essen gab, sie kämmte und bürstete, ihnen sagte, wie süß sie seien, und ihnen den Bauch kraulte.

Während Valet mit seinem Trockenfutter kurzen Prozess machte, fischte Dusty unter dem Fahrersitz sein Handy hervor und rief zu Hause an. Beim dritten Klingelton schaltete sich der Anrufbeantworter ein.

In der Annahme, dass Martie nur abwartete, wer dran war, sagte er: »Scarlet, ich bin's, Rhett. Ich wollte dir nur sagen, dass du mir *keineswegs* gleichgültig bist.«

Sie nahm den Hörer nicht ab.

»Martie, bist du da?« Er wartete. Dann sprach er weiter, weil er ihr Zeit geben wollte, ins Arbeitszimmer und ans Telefon zu kommen, falls sie sich gerade am anderen Ende des Hauses aufhielt. »Tut mir Leid, dass ich so spät dran bin. War ein furchtbar stressiger Tag. Ich bin in einer halben Stunde da,

dann gehen wir essen. In irgendein Restaurant, das wir uns nicht leisten können. Ich habe es satt, immer so verdammt vernünftig zu sein. Such dir schon mal etwas Schickes aus! Vielleicht sogar etwas, wo das Essen nicht in Styroporbehältern, sondern auf echten Tellern auf den Tisch kommt. Wenn es sein muss, nehmen wir einen Kredit auf.«

Entweder hatte sie das Klingeln nicht gehört, oder sie war nicht zu Hause.

Valet hatte seinen Napf inzwischen geleert. Jetzt kreiste seine Zunge wie ein Flugzeugpropeller um Lefzen und Nasenspitze und fegte die letzten Krümel zusammen.

Wenn er mit dem Hund unterwegs war, hatte Dusty immer eine Flasche Wasser bei sich. Er goss etwas davon in den blauen Napf.

Nachdem Valet getrunken hatte, liefen sie ein Stück über die ausgedehnte Rasenfläche, die das Klinikgebäude auf drei Seiten umgab. Der Spaziergang sollte Valet natürlich vor allem Gelegenheit geben, sein Verdauungsgeschäft zu erledigen, aber er hatte auch den Vorteil, dass Dusty auf diese Weise das weitläufige Gelände unauffällig näher unter die Lupe nehmen konnte.

Selbst wenn es in der Klinik nicht ganz so rechtschaffen zuging, wie es nach außen hin aussah, hatte Dusty keine Ahnung, wo er nach Hinweisen auf irgendein düsteres Geheimnis suchen sollte. Es gab sicherlich keine Geheimtür zum unterirdischen Hauptquartier eines machtgierigen James-Bond-Finsterlings. Ebenso wenig stand zu erwarten, dass der seelenlose Diener des Grafen Dracula erscheinen und vor Dustys Augen den Sarg des gräflichen Untoten aus einer Pferdekutsche in den Keller des Hauses schleppen würde. Sie lebten hier in Kalifornien am Anfang des neuen, strahlenden Jahrtausends, und darum waren auch die Kreaturen, die dieses Haus bevölkerten, viel abstruser als Goldfinger und Blut saugende Ungeheuer – wenn sich auch gerade jetzt keines dieser Wesen hier

herumzudrücken schien.

Angesichts der augenfälligen Normalität, die auf dem Klinikgelände herrschte, schien Dustys Misstrauen geradezu abwegig. Die Rasenflächen waren gepflegt, die Erde war noch feucht vom kürzlichen Regen. Die Büsche und Sträucher hatte man ordentlich gestutzt. Die nächtlichen Schatten waren nichts weiter als Schatten.

Obwohl Valet eher schreckhaft war, fühlte er sich hier offensichtlich so wohl, dass er ohne ein Zeichen von ängstlicher Nervosität sein Geschäft erledigte – rücksichtsvollerweise im gedämpften Schein einer Gartenlaterne, so dass sein Herr und Meister keine Mühe hatte, die Hinterlassenschaften aufzuklauben.

Der verräterisch gefüllte blaue Beutel lieferte Dusty einen Vorwand, den Weg hinter dem Klinikgebäude zu inspizieren, die Stelle, an die keine Rasenfläche grenzte. Während er den Beutel in die kleine Mülltonne warf, die er hier entdeckt hatte, ließ er den Blick über diese bescheidenere Ansicht der Klinik schweifen: Lieferanten- und Personaleingänge, Gerätecontainer, eine zweite kleine Mülltonne.

Weder er noch sein vierbeiniger Dr. Watson konnte auf der Rückseite des Hauses etwas Verdächtiges finden … obwohl Valet neben der zweiten Mülltonne eine fetttriefende Big-Mac-Verpackung entdeckte, mit der er sich gut und gern sechs oder sieben Stunden lang eingehender hätte beschäftigen können.

Als sie auf dem Rückweg zum Parkplatz zum zweiten Mal die Rasenfläche auf der Südseite des Gebäudes überquerten, blickte Dusty zu Skeets Zimmer im ersten Stock hoch … und sah dort einen Mann am Fenster stehen. Vor dem Hintergrund des gedämpften Lampenlichts im Zimmer zeichnete er sich als gesichtslose Silhouette ab.

Obwohl der Blickwinkel täuschen konnte, schien die Person zu groß und zu breitschultrig zu sein, als dass es sich um Skeet oder Dr. Donklin hätte handeln können. Tom Wong hatte

Feierabend; er hatte die Klinik bereits verlassen, zudem war er auch von der Figur her ein anderer Typ als dieser Mann.

Dusty konnte das Gesicht des Fremden nicht erkennen, nicht einmal den leisesten Schimmer seiner Augen. Und doch war er sich sicher, dass ihn der Mann beobachtete.

Als wollte er mit einem Gespenst das Spiel »Wer zuerst blinzelt« spielen, blickte Dusty starr zu dem Fenster hinauf, bis die dunkle Gestalt sich mit der amöbenhaft fließenden Form eines Geisterwesens von der Scheibe löste und aus seinem Blickfeld entschwand.

Dusty überlegte kurz, ob er noch einmal schnell in das Zimmer seines Bruders zurückkehren sollte, um in Erfahrung zu bringen, wer der schattenhafte Beobachter gewesen war, aber mit ziemlicher Sicherheit würde sich bloß herausstellen, dass es ein Klinikangestellter war. Oder ein anderer Patient, der in Skeets Zimmer vorbeigeschaut hatte.

Und wenn sein nagendes Misstrauen doch keine reine Paranoia, sondern durchaus begründet war und der Mann am Fenster tatsächlich etwas Böses im Schilde führte, so würde er kaum noch dort anzutreffen sein, nachdem Dusty ihn gesehen hatte. In diesem Fall hatte er zweifellos längst das Weite gesucht.

Dustys gesunder Menschenverstand stritt mit seinem Misstrauen. Skeet hatte weder Geld noch glänzende Zukunftsaussichten, noch Macht. Er besaß nichts, was einen anderen hätte veranlassen können, irgendwelche klugen Ränke zu schmieden, um es ihm zu entwenden.

Und jeder Feind – sofern ein sanftmütiger Mensch wie Skeet überhaupt einen solchen hatte – würde einsehen, wie unsinnig es war, ausgeklügelte Pläne zu erfinden, um den Jungen zu quälen und zu vernichten. Sich selbst überlassen, würde Skeet sich bedenkenlos Qualen zufügen, die noch den Erfindungsgeist des grausamsten Kerkermeisters in den Schatten gestellt hätten. Er würde die eigene Vernichtung so effektiv vorantrei-

ben, wie kein anderer dazu imstande wäre.

Vielleicht war es nicht einmal Skeets Zimmer. Auf den ersten Blick war er sich sicher gewesen, dass es das Fenster seines Bruders war. Aber … vielleicht war es ja auch das Fenster rechts oder links davon.

Dusty seufzte. Der stets mitfühlende Valet seufzte ebenfalls.

»Dein altes Herrchen dreht langsam durch«, sagte Dusty.

Er sehnte sich danach, zu Martie nach Hause zu kommen, den Wahnsinn des heutigen Tages hinter sich zu lassen und in die Normalität zurückzukehren.

*

Lizzie Borden mit dem Beile hackt ihren Mann in vierzig Teile.

Diese abgewandelte erste Zeile des alten Knittelverses schwang wie ein Pendel in Marties Kopf hin und her und trennte den Faden ihrer Gedanken immer wieder durch, sodass es ihr schwer fiel, sich auf ihr Tun zu konzentrieren.

Auf der Werkbank, die in der Garage stand, gab es eine Schraubzwinge. Nachdem sie das Beil mit einem Holzblock auf der Arbeitsplatte fixiert hatte, drehte sie die Schraubzwinge zu, bis der Griff darin festgeklemmt war.

Sie konnte sich – wenn auch nur widerwillig – überwinden, die Bügelsäge mit Pistolengriff zur Hand zu nehmen. Es war ein gefährliches Werkzeug, aber immerhin nicht so gefährlich wie das Beil, das *unbedingt* zerstört werden musste. Später würde sie auch mit der Säge kurzen Prozess machen.

Mit der Säge bearbeitete sie also den Holzstiel des Beils. Wenn der Stahlkeil erst einmal abgetrennt war, würde jedes der beiden Teile für sich zwar immer noch eine bedrohliche Waffe darstellen, aber bei weitem nicht mehr so tödlich sein wie das ganze, unversehrte Beil.

Lizzie Borden mit dem Beile hackt ihren Mann in vierzig Teile.

Das Sägeblatt verkantete sich, fraß sich im Stiel fest, löste sich vibrierend wieder, verkantete sich erneut und schlug eine ausgefranste Kerbe in das harte Holz. Martie warf die Säge auf den Boden.

Die Werkzeugsammlung enthielt auch zwei Zimmermannssägen, eine davon eine Längsschnitt-, die andere eine Zugsäge. Bei der einen verlief der Schnitt mit der Holzmaserung, bei der anderen gegen dieselbe. Da Martie nicht wusste, welche der Sägen welchem Zweck diente, probierte sie beide aus, aber keine zeigte die gewünschte Wirkung.

Das Ergebnis freut sie sehr, demnächst wird's ein Teil mehr.

Unter den Elektrowerkzeugen befand sich eine Gattersäge, deren Blatt so gefährlich aussah, dass Martie allen Mut zusammennehmen musste, um sie an der Steckdose anzuschließen, sie anzufassen und einzuschalten. Zuerst kratzten die Stahlzähne nur oberflächlich am Eichenstiel, wobei die Säge heftig in Marties Hand vibrierte, als sie dann aber stärkeren Druck ausübte, fraß sich das Blatt glatt durchs Holz, und der abgetrennte Beilkopf mit dem kurzen Holzstumpf fiel auf die Werkbank.

Sie schaltete die Säge aus und legte sie beiseite. Schraubte die Backen der Schraubzwinge auf. Riss den Stiel heraus. Warf ihn auf den Boden.

Als Nächstes köpfte sie den Vorschlaghammer.

Dann die Schaufel. Sehr unhandlich. Mit ihrem langen Stiel war sie nicht so einfach in die Schraubzwinge einzuspannen wie Beil und Vorschlaghammer. Die Gattersäge ratschte durch das Holz, und das Schaufelblatt fiel scheppernd zu Boden.

Sie sägte die Hacke entzwei.

Den Rechen.

Was noch?

Eine Brechstange. Ein keilförmiges Stemmeisen am einen, eine gekrümmte Hebelspitze am anderen Ende. Ganz aus Eisen. Keine Chance mit der Säge.

Mit der Brechstange zertrümmerte sie die Gattersäge. Stahl hämmerte gegen Stahl und Beton, und in der Garage hallte es von den Schlägen wieder wie im Innern eines Glockenturms.

Nachdem die Säge in ihre Einzelteile zerlegt war, blieb immer noch die Brechstange. Sie war nicht weniger gefährlich als der Vorschlaghammer, der sie überhaupt erst auf die Idee gebracht hatte, die Sägen zum Einsatz zu bringen.

Sie drehte sich im Kreis. Das Problem war nicht gelöst. Die Brechstange war im Gegenteil eine noch wirksamere Waffe als der Vorschlaghammer, weil sie leichter zu handhaben war.

Die Sache war aussichtslos. Es war nicht möglich, das Haus sicher zu machen, nicht einmal einen Raum, nicht einmal eine einzige Zimmerecke. Das Haus konnte nicht sicher sein, solange sie sich darin befand. Sie allein, nicht irgendein unbelebtes Objekt, war die Quelle dieser gewalttätigen Fantasien, von ihr allein ging die Gefahr aus.

Sie hätte die Gattersäge in die Schraubzwinge einspannen, sie einschalten und sich die Hände absägen sollen.

Jetzt hielten dieselben Hände, die den Hammer geschwungen hatten, die Brechstange. In Marties Kopf überschlugen sich blutrünstige Gedanken, die sie zu Tode erschreckten.

Der Motor des automatischen Torhebers sprang an. Sie fuhr herum und sah, wie sich das Tor knirschend nach oben bewegte.

Reifen, Scheinwerfer, die Windschutzscheibe, Dusty auf dem Fahrersitz, Valet neben ihm. Die Normalität auf Rädern, bereit, in Marties persönliche Schattenwelt einzudringen. Das war der Zusammenprall der Welten, vor dem sie sich seit dem Moment fürchtete, in dem sie im Geist das entsetzliche Bild eines schlüsseldurchbohrten Auges – Dustys Auge – vor sich gesehen hatte, jenem Moment, da ihr das Herz wie ein Expresslift in den Magen gerutscht und das Mittagessen als Gegengewicht nach oben geschossen war.

»Bleib weg von mir!«, schrie sie. »Komm um Gottes willen

nicht in meine Nähe! Mit mir stimmt etwas nicht.«

An Dustys Gesichtsausdruck konnte Martie so deutlich wie in einem Spiegel ablesen, wie grotesk – wie wahnsinnig – sie aussehen musste.

»O Gott.«

Sie ließ die Brechstange fallen, aber der eiserne Keil des Beils und der Kopf des Vorschlaghammers lagen immer noch in Reichweite auf der Werkbank. Sie konnte sie problemlos nehmen und damit die Windschutzscheibe zertrümmern.

Der Schlüssel. Das Auge. Hineinstoßen und umdrehen.

Plötzlich fiel Martie ein, dass sie den Schlüssel nicht in die Mülltonne geworfen hatte. Wieso hatte sie sich zuerst um Messer, Nudelholz, die Gartengeräte und alles andere gekümmert, anstatt ihn sofort nach ihrer Heimkehr wegzuwerfen? Wenn die Vision, die sie erlebt hatte, wirklich eine Vorahnung gewesen war, wenn diese abscheuliche Tat wirklich unausweichlich geschehen würde, war der Schlüssel doch der erste Gegenstand, den sie hätte zertrümmern und zuunterst in der Mülltonne vergraben sollen.

Auftritt Dusty, und damit weiter zum nächsten Level des Spiels, in dem aus dem gewöhnlichen Schlüssel von Level 1 ein so gewichtiges und magisches Objekt geworden war wie der Eine Ring, der mächtigste aller Ringe der Macht, der nach Mordor zurückgebracht und in dem Feuer vernichtet werden musste, aus dem er gekommen war, der eingeschmolzen werden musste, bevor damit Unheil angerichtet werden konnte. Aber das hier war kein Spiel. Die Schrecken, die sie erlebte, waren echt. Wenn hier Blut floss, würde es klebrig, warm und feucht sein, keine zweidimensionale Anordnung von Pixeln.

Martie machte auf dem Absatz kehrt und rannte ins Haus.

Der Wagenschlüssel hing nicht an seinem Platz am Schlüsselbrett.

Über einer Stuhllehne: ihr Regenmantel. Zwei tiefe Taschen. In der einen ein paar Papiertaschentücher. In der anderen das

Taschenbuch.

Kein Schlüssel.

In der Garage rief Dusty ihren Namen. Offenbar war er aus dem Lieferwagen ausgestiegen und bahnte sich nun einen Weg durch das Chaos der Trümmer, mit denen der Fußboden übersät war. Jedesmal, wenn er ihren Namen rief, klang seine Stimme lauter, näher.

Martie flüchtete aus der Küche in den Flur, am Esszimmer und am Wohnzimmer vorbei und durch die Diele zur Haustür und hatte dabei nur den einen Gedanken, so weit wie möglich von Dusty wegzukommen. Was diese wahnsinnige Flucht bewirken sollte, wohin sie eigentlich flüchten, was sie tun wollte, an all das konnte sie in diesem Moment nicht denken. Sie war nur von dem Wunsch besessen, so viel Distanz zwischen sich und ihren Mann zu legen, dass sie ihm kein Leid zufügen konnte.

Der kleine Perserteppich im Hausflur rutschte ihr auf den polierten Eichendielen unter den Füßen weg, und sie glitt wie eine Trockensurferin durch den Raum, bevor sie das Gleichgewicht verlor und zur rechten Seite wegkippte.

Als sie mit dem Ellbogen auf dem Eichenboden aufschlug, flog der Schmerz über die Nerven des Unterarms wie ein Wespenschwarm aus und verbreitete sich krabbelnd in ihrer Hand. Auch durch die Rippen summte der Schmerz und bohrte sich dann in ihr Hüftgelenk.

Der Schmerz, den sie am undeutlichsten spürte, war zugleich der, welcher sie am meisten erschreckte: ein kurzer, harter Druck am rechten Schenkel. Ein Gegenstand in ihrer rechten Jeanstasche hatte sich ihr in die Haut gebohrt. Sie wusste augenblicklich, was es war.

Der Wagenschlüssel.

Hier hatte sie den unwiderlegbaren Beweis, dass sie sich selbst nicht über den Weg trauen konnte. An irgendeinem Punkt musste ihr der Gedanke gekommen sein, dass sich der

Schlüssel in ihrer Hosentasche befand, nachdem sie ihn weder am Schlüsselbrett noch auf dem Tisch gefunden hatte, nachdem sie hektisch die Taschen des Regenmantels durchsucht hatte. Sie hatte sich selbst getäuscht, und dazu hätte sie keinen Grund gehabt, wenn sie ihn nicht hätte benutzen wollen, um zu blenden, um zu töten. In ihrem Innern lauerte eine »Andere Martie«, das wahnsinnige Ich, vor dem sie sich fürchtete, ein Wesen, das zu allem fähig war und wild entschlossen, die entsetzliche Vorahnung wahr zu machen: *der Schlüssel, das Auge, hineinstoßen und umdrehen*.

Mühsam raffte Martie sich auf und stolperte zur verglasten Haustür.

Im selben Augenblick sprang Valet von außen an der Tür hoch, stützte sich mit den Vorderpfoten auf dem unteren Querholm des Buntglas-Fensters auf und blickte Martie mit aufgestellten Ohren und hängender Zunge erwartungsvoll entgegen. Die vielen kleinen Quadrate, Rechtecke und Kreise aus geschliffenem Glas, die an den Schliffkanten wie Diamanten funkelten und mit kleinen Glasknöpfen verziert waren, verwandelten sein zotteliges Gesicht in ein kubistisches Porträt, das lustig und dämonisch zugleich wirkte.

Martie wich von der Tür zurück, nicht weil sie sich vor dem Hund gefürchtet hätte, sondern weil sie Angst hatte, sie könnte ihm etwas antun. Wenn sie wirklich fähig war, Dusty etwas zuleide zu tun, so war auch der arme vertrauensselige Hund nicht sicher vor ihr.

Aus der Küche hörte sie Dusty rufen: »Martie?«

Sie gab keine Antwort.

»Martie, wo bist du? Was ist los?«

Die Treppe hoch. Schnell, leise, zwei Stufen auf einmal nehmend, leicht hinkend, weil ihr die Hüfte immer noch wehtat. Mit der Linken am Treppengeländer. Mit der Rechten in der Hosentasche.

Als sie den Treppenabsatz erreichte, hielt sie den Schlüssel

umklammert in der Hand; nur die silbern glänzende Spitze lugte aus der krampfhaft geschlossenen Faust hervor. Ein kleiner Dolch.

Vielleicht konnte sie ihn aus dem Fenster werfen. In die Dunkelheit hinaus. Hinein ins dichte Gebüsch oder über den Zaun hinweg in den Nachbargarten, wo sie ihn nicht so leicht wiederfinden würde.

Der obere Flur war nur durch den Lichtschein erhellt, der von der Dielenlampe über die Treppe nach oben drang. Sie blieb stehen und sah sich unentschlossen um, weil sich nicht alle Fenster öffnen ließen. Bei einigen waren die Rahmen fest im Mauerwerk installiert. Bei den anderen war nach diesem langen Regentag höchstwahrscheinlich das Holz so aufgequollen, dass sie sich nicht leicht hochschieben lassen würden.

Das Auge. Der Schlüssel. Hineinstoßen und umdrehen.

Die Zeit wurde knapp. Dusty konnte jeden Moment bei ihr sein.

Sie durfte sich nicht aufhalten, durfte keine Zeit damit verschwenden, sich mit Fenstern abzumühen, die wahrscheinlich ohnehin alle klemmen würden, durfte es nicht wagen, sich von Dusty mit dem Schlüssel in der Hand überraschen zu lassen. Bei seinem Anblick würde sie vielleicht durchdrehen und eine der unvorstellbaren Scheußlichkeiten begehen, die ihre Gedanken den ganzen Nachmittag über nicht losgelassen hatten. Dann also das Badezimmer. Den Schlüssel im Klo hinunterspülen.

Verrückt.

Tu es einfach. Los, beweg dich, verrückt oder nicht.

Die Nase an die funkelnde Glasscheibe gedrückt, begann der sonst so ruhige Valet vor der Haustür zu bellen.

Martie hetzte ins Schlafzimmer, schaltete den Deckenfluter ein. Wollte eben ins Badezimmer weitereilen, als sich ihr Blick schlagartig und scharf wie eine Guillotine auf Dustys Nachttisch senkte.

In ihrem hektischen Bemühen, das Haus sicher zu machen, hatte sie so harmlose Gerätschaften wie Kartoffelschäler und Maiskolbenspießchen entfernt und hatte doch keinen Gedanken an den gefährlichsten aller Gegenstände im Haus verschwendet, eine Waffe, die *nichts anderes* war als eine Waffe, die nicht in der trügerischen Gestalt eines Nudelholzes oder einer Käsereibe daherkam: eine halbautomatische .45er, die Dusty sich zum Schutz gegen Einbrecher zugelegt hatte.

Das war ein neuerlicher Beweis dafür, wie sie sich selbst hinters Licht führte. Die »Andere Martie« – dieses gewalttätige Alter Ego, das so lange in ihr geschlummert hatte und nun aus der Versenkung aufgetaucht war – hatte sie in die Irre geführt, ihre Hysterie geschürt und sie abgelenkt bis zu diesem allerletzten Moment, in dem sie am wenigsten imstande war, klar zu denken und rational zu handeln, dem Moment, in dem Dusty immer näher kam, und just in diesem Moment durfte sie auf einmal – nein, sollte sie – an die Pistole denken.

Unten in der Diele redete Dusty durch die geschlossene Tür auf den Retriever ein – »Ruhig! Valet, ruhig!« –, und gleich darauf hörte der Hund auf zu bellen.

Nachdem Dusty die Pistole gekauft hatte, hatte er Martie überredet, Schießunterricht mit ihm zu nehmen. Zehn, zwölf Mal waren sie zusammen auf einem Übungsplatz gewesen. Martie waren Schusswaffen verhasst; sie mochte auch diese nicht, obwohl sie einsah, dass es in einer Welt, in der sich wirtschaftlicher Fortschritt und Kriminalität gleich schnell ausbreiteten, durchaus vernünftig sein konnte, wenn man in der Lage war, sich zu verteidigen. Ihrer Abneigung zum Trotz hatte sie es zu einem erstaunlichen Geschick im Umgang mit der Waffe, einer Spezialanfertigung des Colt Commander in Edelstahlausführung, gebracht.

Sie hörte, wie Dusty unten im Hausflur Valet für seinen Gehorsam lobte: »Braver Hund! Ganz braver Hund!«

Martie überlegte verzweifelt, wie sie sich des Colts entledi-

gen konnte. Dusty war in Gefahr, solange sich die Schusswaffe im Haus befand. Die ganze Nachbarschaft war in Gefahr, solange sie eine Schusswaffe in die Finger bekommen konnte.

Sie näherte sich dem Nachttisch.

Um Gottes willen, lass das Ding in der Schublade!

Sie zog die Schublade heraus.

»Martie, Liebling, wo bist du, was ist los?« Er kam die Treppe herauf.

»Geh weg«, wollte sie schreien, aber es kam nur ein heiseres Krächzen heraus, weil die Angst ihr die Kehle zuschnürte und weil sie außer Atem war – vielleicht aber auch, weil die Mörderin in ihr eigentlich nicht wollte, dass er wegging.

In der Schublade, zwischen einem Päckchen Papiertaschentüchern und der Fernbedienung für den Fernseher, lag matt glänzend die Pistole, ihr Schicksal in der Gestalt eines meisterlich gearbeiteten Werkstücks aus Metall, ihre finstere Verheißung.

Wie ein Totenuhrkäfer, der sich mit unermüdlich klopfenden Kiefern tief im massiven Holz sein Labyrinth von Gängen anlegt, fraß sich das Alter Ego in Marties Fleisch, bohrte sich in ihre Knochen und nagte gefräßig am Gewebe ihrer Seele.

Sie nahm den Colt aus der Schublade. Mit seinem halbautomatischen Mechanismus, dem schwachen Rückstoß, seinem kleinen Kaliber und einem siebenschüssigen Magazin, bei dem eine Ladehemmung nahezu ausgeschlossen war, stellte er auf geringe Distanz die ideale Selbstverteidigungswaffe dar.

Erst als sie auf etwas Kleines, Hartes trat, während sie sich zur Tür umwandte, merkte Martie, dass ihr der Autoschlüssel aus der Hand gefallen war.

26. Kapitel

Bei seinem Sturz vom Dach hatte Dusty nicht annähernd so viel Angst empfunden wie jetzt, denn nun galt seine Sorge Martie, nicht seiner eigenen Person.

In dem Moment, in dem sie die Brechstange hatte fallen lassen, war ihr Gesicht so maskenhaft starr gewesen, als wäre sie die tragische Hauptfigur in einem Kabuki-Schauspiel. Die Haut weiß und glatt, wie mit Tünche übermalt, die Augen schwarz umrändert, aber nicht mit Schminke, sondern vor innerer Qual, der Mund ein blutroter Strich.

Bleib weg von mir! Komm um Gottes willen nicht in meine Nabe. Mit mir stimmt etwas nicht.

Über das Geräusch des laufenden Motors hinweg hatte er den warnenden Ton, das Entsetzen in ihrer sich überschlagenden Stimme gehört.

Der Schrott in der Garage. Das Chaos in der Küche. Die Mülltonne vor der offenen Terrassentür, vollgestopft mit allem Möglichen, nur nicht mit Müll. Er konnte sich keinen Reim darauf machen.

Im Erdgeschoss war es kalt, weil die Küchentür sperrangelweit offen stand. Er konnte sich aber auch ohne weiteres vorstellen, dass die Kälte von einem eisigen Geist herrührte, der von einem viel unheimlicheren Ort als der Veranda durch eine andere, unsichtbare Tür ins Haus gedrungen war.

Ihm kam es so vor, als wären die silbernen Kerzenständer, die auf dem Esstisch standen, aus Eis, als wären sie durchsichtig und würden gleichzeitig das Licht reflektieren.

Im Wohnzimmer verbreiteten winterlich glitzernder Glasschmuck, ein Kaminbesteck aus Messing und Lampen mit Porzellanschirmen eine heimelige Atmosphäre. Die alte Standuhr war Punkt elf Uhr stehen geblieben.

Sie hatten die Uhr auf ihrer Hochzeitsreise in einem Antiqui-

tätengeschäft entdeckt und zu einem annehmbaren Preis erstanden. Da es ihnen nicht um deren Funktion als Zeitanzeiger ging, hatten sie nie daran gedacht, sie reparieren zu lassen. So wie die Uhr stehen geblieben war, zeigte sie die Stunde an, zu der sie geheiratet hatten, und das empfanden sie stets als ein gutes Omen.

Nachdem Valet beruhigt war, hatte Dusty beschlossen, den Hund vorerst nicht ins Haus zu lassen. Nun eilte er die Treppe hinauf. Im ersten Stock war es zwar wärmer als unten, aber die Kälte, die ihm beim Anblick von Marties gequältem Gesicht in die Knochen gefahren war, ließ sich nicht abschütteln.

Er fand sie im Schlafzimmer, wo sie mit der .45er Pistole neben dem Bett stand.

Sie hatte das Magazin herausgenommen und klaubte mit fliegenden Fingern – wobei sie unaufhörlich vor sich hin murmelte – die Patronen heraus. Ummantelte Geschosse.

Mit Schwung warf sie die Patrone, die sie zuletzt herausgezogen hatte, quer durchs Zimmer. Die Hülse prallte gegen den Spiegel, ohne diesen zu zerbrechen, rollte dann klappernd über den Schminktisch und blieb zwischen dem dekorativen Arrangement aus Kämmen und Bürsten liegen.

Zuerst verstand Dusty nicht, was Martie vor sich hin murmelte, doch dann erkannte er, was es war: »… seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern …«

Wie ein verängstigtes Kind sagte sie in leisem, gehetztem Flüsterton das Ave-Maria auf und nestelte dabei eine Patrone nach der anderen aus dem Magazin, als wären es die Perlen eines Rosenkranzes, den sie als Buße für ihre Sünden beten musste.

Bei Marties Anblick spürte Dusty, der in der Tür stehen geblieben war, wie sich sein Herz vor Angst dehnte und immer weiter dehnte, bis es seine Brust zu sprengen drohte.

Sie schleuderte die nächste Patrone durch den Raum, die

daraufhin von der Kommode abprallte … und dann sah sie ihn in der Tür stehen. Ihr ohnehin schon maskenhaft weißes Gesicht wurde noch bleicher.

»Martie …«

»Nein!«, schrie sie ihm entgegen, als er einen Schritt auf sie zu machte.

Sie ließ die Pistole fallen und stieß sie dann so fest mit der Fußspitze von sich, dass sie quer durchs Zimmer über den Teppich rutschte und mit lautem Geschepper gegen die Tür eines Einbauschranks stieß.

»Ich bin es nur, Martie.«

»Mach, dass du rauskommst, geh, geh, geh!«

»Warum hast du Angst vor mir?«

»Ich habe Angst vor *mir*!« Mit weißen, krallenscharf gekrümmten Fingern hackte sie hartnäckig wie eine Aaskrähe auf das Magazin ein, bis sie die nächste Patrone herausgezerrt hatte. »Um Himmels willen, *lauf!*«

»Martie, was …«

»Komm mir nicht nah, bitte nicht, du darfst mir nicht trauen«, stieß sie in höchster Not hervor wie eine Hochseilartistin, die im Begriff ist, die Balance zu verlieren. »Ich bin völlig durchgedreht, total verrückt!«

»Liebes, bitte, ich gehe nirgendwo hin, bevor ich nicht weiß, was hier los ist, was passiert ist«, sagte Dusty und ging noch einen Schritt auf sie zu.

Mit einem erstickten Schrei schleuderte Martie die Patrone und das Magazin rechts und links von sich, ohne mit einem der beiden Wurfgeschosse auf Dusty zu zielen, dann machte sie auf dem Absatz kehrt und rannte ins Badezimmer.

Er lief ihr nach.

»Bitte!«, rief Martie in flehendem Ton, wobei sie versuchte, ihm die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

Noch vor einer Minute wäre Dusty die Vorstellung, dass ihn die Umstände jemals dazu zwingen könnten, Gewalt gegen

seine Frau anzuwenden, völlig abwegig erschienen; jetzt stemmte er sich mit einem flauen Gefühl im Magen gegen sie. Er schob ein Knie zwischen Tür und Rahmen und drängte mit der Schulter voran in den Raum.

Abrupt gab sie ihren Widerstand auf und wich zurück.

Die Tür flog so schwungvoll auf, dass Dusty fast auf der Schwelle gestrauchelt wäre.

Martie wich vor ihm zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Tür der Duschkabine stieß.

Ohne den Blick von Martie abzuwenden, griff Dusty nach der vom Gummistopper zurückprallenden Tür und hielt sie fest. Dann tastete er nach dem Wandschalter und knipste die Neonlampe über dem Doppelwaschbecken an.

Das harte Licht wurde von Spiegeln, Porzellan und weißgrünen Kacheln reflektiert. Von vernickelten Armaturen, die wie Chirurgenbesteck blitzten.

Martie stand mit dem Rücken an der verglasten Duschkabine. Die Augen fest zusammengekniffen. Die Fäuste an die Schläfen gepresst.

Sie bewegte unaufhörlich die Lippen, aber als hätte sie vor Schreck die Sprache verloren, brachte sie keinen Ton heraus.

Dusty hatte das Gefühl, dass sie wieder betete.

Mit drei Schritten war er bei ihr, fasste sie am Arm.

Ihre Augen, stahlblau und aufgewühlt wie ein Meer im Auge des Hurrikans, öffneten sich schlagartig. *»Geh weg!«*

Erschrocken über das Ungestüm in ihrer Stimme, lockerte er seinen Griff.

Mit einem dumpfen *Plopp* sprang die Türverriegelung auf, und Martie wich rückwärts, über den erhöhten Rand der Duschwanne steigend, in die Kabine zurück. »Du weißt nicht, wozu ich fähig bin, o Gott, du hast ja keine Ahnung, du kannst dir nicht einmal vorstellen, wie böse und gemein ich sein kann.«

Bevor sie die Tür zuziehen konnte, drängte er sich dazwi-

schen und hielt sie fest. »Martie, ich habe keine Angst vor dir.«

»Das solltest du aber, das *musst* du sogar!«

Dusty wusste nicht mehr, was er denken sollte. »Sag mir doch, was los ist.«

Ein Netz feiner Äderchen überzog das schimmernde Weiß ihrer Augen wie Risse in dickem Glas; die schwarzen Pupillen in der Mitte wirkten wie Einschusslöcher.

Die Worte brachen aus ihr heraus wie Granatsplitter: »Ich bin nicht das, was du siehst, irgendwo in mir ist noch ein anderes Ich, das voller Hass ist und darauf lauert, jemandem wehzutun, Wunden zuzufügen, alles kurz und klein zu schlagen, aber vielleicht ist es auch gar kein anderes Wesen, sondern nur ich allein, und dann bin ich nicht die, die ich immer zu sein geglaubt habe, dann bin ich ein perverses, entsetzliches, abscheuliches Etwas.«

Eine solche Angst wie in diesem Augenblick hatte Dusty in seinen schrecklichsten Träumen und in den schlimmsten Momenten seines Lebens nicht ausgestanden. In seinem bisherigen Selbstbild hatte die Vorstellung, dass er ein so beklemmendes Ausmaß an Angst überhaupt empfinden konnte, keinen Platz gehabt.

Er spürte, dass sich die Martie, die er schon so lange kannte, immer weiter von ihm entfernte, dass sie, für ihn unbegreiflich, unaufhaltsam in einen aberwitzigen Strudel gezogen wurde, der rätselhafter war als ein schwarzes Loch in den Weiten des Alls und aus dem sie, selbst wenn etwas von ihrem alten Ich übrig blieb, wenn der Strudel sich wieder schloss, als ein Wesen hervorgehen würde, das ihm so fremd war wie ein Alien.

Auch wenn sich Dusty bis zu diesem Augenblick nicht darüber im Klaren gewesen war, welcher Angstgefühle er fähig war, hatte er doch immer gewusst, wie trostlos eine Welt sein würde, in der es keine Martie für ihn gab. Die Vorstellung, einem freudlosen, einsamen Dasein ohne Martie entgegenzusehen, war die Quelle dieser Angst, die ihn bis ins Mark

erschütterte.

Martie wich bis in den hintersten Winkel der Duschkabine zurück, die Schultern eingezogen, die Arme vor der Brust verschränkt, die Fäuste in den Achselhöhlen vergraben. Ihre Knochen – Knie, Hüften, Ellbogen, Schulterblätter, Schädel – zeichneten sich so scharf unter der Haut ab, als wollten sie sich aus ihrem Verbund mit dem übrigen Körpergewebe lösen, um sich zu verselbstständigen.

Als Dusty Anstalten machte, ihr in die Duschkabine zu folgen, sagte sie mit einer Stimme, die hohl von den gekachelten Wänden hallte: »Bitte nicht, o Gott, bitte nicht!«

»Ich kann dir helfen.«

Tränenüberströmt bat sie ihn mit gequältem Gesicht und weichen, zitternden Lippen: »Liebling, nein! Komm mir nicht nah!«

»Egal, was es ist, ich kann dir helfen.«

Dusty streckte die Arme nach ihr aus. Weil Martie nicht weiter vor ihm zurückweichen konnte, ließ sie sich mit dem Rücken an der Wand hinuntergleiten und kauerte sich auf den Boden der Dusche.

Er ging ihr gegenüber in die Knie.

Als er ihr die Hand auf die Schulter legte, stieß sie zusammengekrümmt und mit gepresster Stimme ein einziges Wort hervor: »*Schlüssel!*«

»Was?«

»Schlüssel, der Schlüssel!« Sie zog die geballten Fäuste unter ihren eng an den Körper gepressten Armen hervor und betrachtete sie. Die Finger lösten sich aus der Verkrampfung und gaben den Blick auf die linke, dann auf die rechte Handfläche frei. Beide waren leer. Martie wirkte so verblüfft, als hätte ein Zauberer vor ihren Augen unbemerkt eine Münze oder ein Seidentuch aus ihren Händen verschwinden lassen. »Nein, ich hatte ihn, ich habe ihn immer noch, den Autoschlüssel, irgendwo!« Hastig durchsuchte sie ihre Jeanstaschen.

Dusty fiel ein, dass er den Autoschlüssel auf dem Fußboden neben dem Nachttisch gesehen hatte. »Er ist dir im Schlafzimmer runtergefallen.«

Ungläubig starrte sie ihn an, doch dann schien sie sich plötzlich zu erinnern. »Es tut mir Leid! Was ich getan hätte. Hineinstoßen, umdrehen. O mein Gott!« Ein Schauder durchlief sie. Tiefe Scham sprach ihr aus den Augen und überzog die unnatürlich bleichen Wangen mit einem Hauch von Farbe.

Als Dusty sie in die Arme nehmen wollte, wehrte sie ihn ab, flehte ihn an, ihr nicht zu trauen, seine Augen zu schützen, denn auch wenn ihr der Autoschlüssel aus der Hand gefallen war, hatte sie doch künstliche Fingernägel, die scharf genug waren, ihm die Augen auszukratzen, und plötzlich nestelte sie hektisch an ihren Fingern herum, versuchte die Acrylnägel abzureißen, die dabei ein scharrendes, klickendes Geräusch machten wie Insekten, deren Panzer beim Über- und Untereinanderkrabbeln aneinander stoßen. Schließlich nahm Dusty sie einfach in die Arme, ob sie wollte oder nicht, zwang ihr seine liebevolle Umarmung auf, zog sie so fest an sich, als könnte er sie mit seinem Körper wie ein Blitzableiter erden und sie so auf den Boden der Wirklichkeit zurückbringen. Sie wurde ganz steif, verkroch sich in einen emotionalen Panzer und machte sich, obwohl sie auch so schon völlig in sich zusammengekrümmt war, noch kleiner, sodass es aussah, als würde die Angst sie mit ihrem enormen Gewicht immer fester zusammenpressen, bis sie so hart wie Stein, so hart wie ein Diamant war, bis sie in ihrem selbst geschaffenen schwarzen Loch' implodierte und in die Parallelwelt katapultiert wurde, in der sie einen Moment lang den Autoschlüssel gewähnt hatte, nachdem er aus ihren Händen verschwunden war. Unerschütterlich hielt Dusty sie, wiegte sie, auf dem Boden der Dusche kauernd, sanft in seinen Armen, sagte ihr, dass er sie liebe, dass er sie bewundere, dass sie kein böser Ork, sondern ein guter Hobbit sei, was ihr doch ein einziger Blick auf die lustigen,

unweiblichen, aber bezaubernden Füße zeige, die sie von Strahlebob geerbt habe, sagte ihr all die Dinge, von denen er glaubte, ihr damit ein Lächeln entlocken zu können. Ob sie lächelte, konnte er nicht sehen, denn sie hatte das Gesicht in den Armen vergraben. Doch mit der Zeit erlahmte ihr Widerstand. Und nach einer Weile entspannte sich ihr Körper ein wenig, und sie erwiderte seine Umarmung, zögernd zuerst, dann immer entschlossener, bis sie sich schließlich ganz öffnete und beide sich in verzweifelter Liebe aneinander klammerten, weil sie deutlich spürten, dass sich ihr Leben für immer verändert hatte und dass von nun an das Unbekannte wie ein düsterer Schatten auf ihnen lasten würde.

27. Kapitel

Nach den Abendnachrichten im Fernsehen ging Susan Jagger wie jeden Dienstag um diese Zeit durch die Wohnung und stellte alle Uhren nach ihrer digitalen Armbanduhr.

In der Küche gab es neben den integrierten Zeitanzeigern am Herd und am Mikrowellengerät noch eine Wanduhr. Eine stilvolle, batteriebetriebene Art-déco-Uhr stand auf dem Kaminsims im Wohnzimmer, und auf dem Nachttisch neben ihrem Bett befand sich ein Radiowecker.

Normalerweise ging keine dieser Uhren im Laufe einer Woche mehr als eine Minute vor oder nach, aber es machte Susan Spaß, sie regelmäßig sekundengenau aufeinander abzustimmen.

In den sechzehn Monaten fast völliger Isolation und chronischer Angstzustände waren feste Gewohnheiten der Strohhalm geworden, an den sie sich klammerte, um nicht vollends den Verstand zu verlieren.

Jeder Handgriff im Haushalt war einer ausgeklügelten Routine unterworfen, die sie so streng befolgte wie ein Techniker die Sicherheitsvorschriften in einem Atomkraftwerk, in dem jede Unachtsamkeit zur Kernschmelze führen konnte. Wachsen, bohnern, Möbel polieren, all das waren langwierige Beschäftigungen, mit denen sie müßige Stunden füllen konnte. Wenn sie die Hausarbeiten perfekt erledigte und sich dabei an selbst auferlegte Regeln hielt, hatte sie das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Sie empfand das als beruhigend, obwohl sie natürlich sehr wohl wusste, dass es im Grunde eine Illusion war.

Nachdem sie die Uhren gestellt hatte, begab sich Susan in die Küche, um das Abendessen vorzubereiten. Tomaten-Endivien-Salat. Huhn in Marsala.

Das Kochen war der Höhepunkt ihres Tagesablaufs. Sie hielt

sich mit wissenschaftlicher Genauigkeit an die Rezepte, wog und mischte die Zutaten so exakt wie ein Bombenbastler, der mit hochexplosiven Chemikalien hantierte. Essrituale und religiöse Riten wirken so beruhigend auf Herz und Geist wie sonst nichts auf der Welt, wahrscheinlich weil Erstere den Körper und Letztere die Seele nähren.

An diesem Abend konnte sie sich jedoch nicht aufs Schneiden, Reiben, Abmessen und Umrühren konzentrieren. Immer wieder wanderten ihre Gedanken zu dem stummen Telefon. Nachdem sie endlich den Mut gefunden hatte, Martie von ihrem mysteriösen nächtlichen Besucher zu erzählen, konnte sie den versprochenen Rückruf der Freundin kaum erwarten.

Früher hatte es nichts gegeben, was sie Martie nicht bedenkenlos und ohne jede Scheu erzählt hätte. Nun aber hatte sie sich sechs Monate lang nicht dazu durchringen können, mit ihr über die nächtlichen sexuellen Übergriffe zu sprechen.

Natürlich hatte sie auch aus Scham geschwiegen; der Hauptgrund für ihr Schweigen war jedoch ihre Angst, Martie könnte glauben, sie litte unter Wahnvorstellungen. Der Gedanke, dass jemand sie zum wiederholten Male hatte ausziehen, vergewaltigen und wieder anziehen können, ohne dass sie auch nur davon aufgewacht war, schien ihr selbst abwegig.

Eric war kein Zauberer, der heimlich und unbemerkt in ihre Wohnung – und in ihren Körper – eindringen konnte.

Auch wenn Eric willensschwach und ohne Moral sein mochte, wie Martie behauptete, wollte sie einfach nicht glauben, dass er sie so abgrundtief hassen konnte, um ihr so etwas anzutun, und Hass war eindeutig die treibende Kraft hinter diesen Angriffen. Sie hatten sich geliebt und waren mit einem Gefühl des Bedauerns, nicht der Wut auseinander gegangen.

Wenn er sie begehrte, aber die Verpflichtung nicht auf sich nehmen wollte, ihr in dieser schweren Zeit zur Seite zu stehen, hätte sie sich vermutlich sogar darauf eingelassen. Er hatte keinen Grund, sich einen komplizierten Plan auszudenken, wie

er sie gegen ihren Willen nehmen konnte.

Aber … wenn es nicht Eric war, wer dann?

Da er mit ihr hier gewohnt und das obere Stockwerk als Büro genutzt hatte, war ihm vielleicht – so unwahrscheinlich es auch sein mochte – ein Weg bekannt, ins Haus zu gelangen, ohne die Türen oder Fenster zu benutzen. Wer außer ihm hätte sich hier gut genug auskennen können, um unbemerkt kommen und gehen zu können?

Der Messlöffel in ihrer Hand zitterte so sehr, dass sie das Salz verschüttete.

Sie unterbrach die Essensvorbereitungen und trocknete sich die plötzlich feucht gewordenen Handflächen an einem Geschirrtuch ab.

Dann lief sie zur Eingangstür und überprüfte die Sicherheitsschlösser. Beide waren verriegelt. Die Kette war vorgelegt.

Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Tür.

Ich leide nicht unter Wahnvorstellungen.

Vorhin am Telefon hatte es so geklungen, als ob Martie ihr glauben würde.

Aber es würde nicht leicht sein, andere zu überzeugen.

Es gab keine schlüssigen Beweise für ihre Vergewaltigungshypothese. Manchmal war die Vagina danach wund und empfindlich, aber nicht immer. An Schenkeln und Brüsten zeigten sich manchmal blaue Flecke, die wie Fingerabdrücke aussahen, aber wie hätte sie beweisen sollen, dass sie von einem Vergewaltiger stammten? Sie konnte sie sich ebenso gut bei irgendeiner unverfänglichen körperlichen Betätigung zugezogen haben.

Morgens beim Aufwachen wusste sie immer sofort, ob der gespenstische Eindringling sie heimgesucht hatte – auch wenn sie nicht wund war und keine blauen Flecken an sich entdecken konnte und noch bevor sie sich seiner Hinterlassenschaft bewusst wurde – weil sie sich missbraucht und schmutzig fühlte.

Aber Gefühle galten nicht als Beweis.

Das Sperma bewies zwar, dass sie mit einem Mann zusammengewesen war, aber es war keine sichere Bestätigung der behaupteten Vergewaltigung.

Und die Peinlichkeit, mit ihrem befleckten Slip zur Polizei zu gehen oder – schlimmer noch – im Ambulanzzimmer eines Krankenhauses einen Vaginalabstrich über sich ergehen zu lassen, war mehr, als sie in ihrer gegenwärtigen Verfassung verkraften konnte.

Tatsächlich war diese Verfassung, ihre Agoraphobie nämlich, der eigentliche Grund dafür, dass sie sich Martie – ganz zu schweigen von der Polizei oder irgendwelchen Fremden – nicht hatte anvertrauen wollen. Selbst aufgeklärte Menschen, die genau wussten, dass eine schwere Phobie keine Form des Wahnsinns war, empfanden eine solche zumindest als *merkwürdig*. Und wenn sie jetzt behauptete, von einem geisterhaften Vergewaltiger, den sie nie zu Gesicht bekommen hatte, einem Mann, der durch verschlossene Türen gehen konnte, im Schlaf missbraucht worden zu sein … Nun ja, vielleicht würde dann sogar ihre beste Freundin annehmen, dass die Agoraphobie, wenn auch nicht an sich eine Form des Wahnsinns, so doch die Vorstufe zu einer echten Geisteskrankheit war.

Nachdem sie die Sicherheitsschlösser ein zweites Mal inspiziert hatte, griff Susan ungeduldig zum Telefon. Sie hielt es keine Minute länger aus. Sie musste wissen, was Martie von der Sache hielt; sie brauchte die Gewissheit, dass wenigstens ihre beste Freundin an den Phantomvergewaltiger glaubte.

Susan wählte die ersten vier Zahlen von Marties Nummer … dann legte sie den Hörer wieder auf. Geduld. Wenn sie allzu ängstlich und verunsichert wirkte, machte sie sich am Ende selbst unglaubwürdig.

Als sie sich wieder der Marsalasoße zuwandte, stellte sie fest, dass sie viel zu nervös war, um sich durch das Kochen ablenken zu lassen. Abgesehen davon hatte sie überhaupt keinen

Hunger.

Sie öffnete eine Flasche Merlot, schenkte sich ein Glas ein und setzte sich an den Küchentisch. In letzter Zeit trank sie mehr als früher.

Nachdem sie den ersten Schluck getrunken hatte, hob sie das Glas und hielt es ins Licht. Die rubinrote Flüssigkeit war klar und offensichtlich nicht mit irgendeinem Fremdstoff versetzt.

Eine Zeitlang hatte sie geglaubt, man setze sie unter Drogen. Der Gedanke nagte immer noch an ihr, schien ihr inzwischen aber doch sehr weit hergeholt zu sein.

Rohypnol – in den Medien schon lange als Vergewaltigungsdroge in Verruf – hätte vielleicht erklären können, wie es möglich war, dass sie unsanften Geschlechtsverkehr hatte, ohne davon aufzuwachen, ohne es, auch nur zu merken. Wenn man Rohypnol in ein alkoholisches Getränk mischte, hatte das dieselbe Wirkung wie ein Vollrausch: Das Opfer verliert die Orientierung, wird völlig hilf- und wehrlos. Schließlich geht der Rauschzustand in tiefen Schlaf über, und wenn das Opfer aufwacht, hat es keine oder nur wenig Erinnerung daran, was in den Stunden zuvor passiert ist.

Susan hatte jedoch am Morgen nach den mysteriösen Besuchen niemals die Symptome eines Rohypnol-Katers an sich beobachtet. Kein flaues Gefühl im Magen, kein trockener Mund, keine Sehstörungen, keine pochenden Kopfschmerzen, keine Anzeichen von Orientierungslosigkeit. Sie war im Gegenteil wie üblich mit klarem Kopf und erfrischt aufgewacht, nur eben in dem Bewusstsein, missbraucht worden zu sein.

Dennoch hatte sie schon mehrere Male den Lebensmittelhändler gewechselt. Manchmal ließ Susan sich das, was sie brauchte, von Martie mitbringen, aber meistens kaufte sie bei kleineren Familienunternehmen, die die bestellten Waren nach Hause lieferten. Es gab nur noch wenige Geschäfte, die diesen Service anboten, für den immerhin eine zusätzliche Lieferge-

bühr erhoben wurde. Obwohl Susan in ihrer panischen Angst, jemand könnte ihr mit den Lebensmitteln Drogen ins Haus schmuggeln, alle Lieferanten schon durchprobiert hatte, half ihr der ständige Wechsel nicht, das Problem der nächtlichen Übergriffe zu lösen.

In ihrer Verzweiflung hatte sie die Erklärung im Paranormalen gesucht. Die Fahrbibliothek hatte sie mit reißerischer Lektüre über Geister, Vampire, Dämonen, Exorzismus, schwarze Magie und Entführungen durch Außerirdische versorgt.

Der Bibliothekar, der die Bücher brachte, hatte – was ihm hoch anzurechnen war – nie eine abfällige Bemerkung gemacht oder auch nur das Gesicht über ihre erstaunliche Vorliebe für dieses absonderliche Thema verzogen. Wahrscheinlich fand er diese Lektüre immer noch gedeihlicher als die Beschäftigung mit Politik und Prominententratsch.

Ganz besonders hatten Susan die Geschichten über den Inkubus fasziniert, diesen bösen Geist, der Frauen im Schlaf heimsuchte und ihnen beischlief, während sie träumten.

Aus ihrer Faszination war jedoch nie Überzeugung geworden. Der Aberglaube hatte sie nie so sehr in seinen Bann gezogen, dass sie mit einer Knoblauchkette um den Hals geschlafen oder Bibeln an den vier Ecken ihres Bettes deponiert hätte.

Schließlich hatte sie aufgehört, sich mit paranormalen Phänomenen zu beschäftigen, weil sie feststellte, dass es ihre Agoraphobie noch verstärkte. Jedes Mal, wenn sie im Irrationalen schwelgte, schien das ein gefundenes Fressen für den kranken Teil ihrer Psyche zu sein, der ihre unerklärlichen Ängste nährte.

Ihr Weinglas war halb leer. Sie schenkte sich nach.

Mit dem Glas Merlot in der Hand machte sie einen Rundgang durch die Wohnung, um sich zu vergewissern, dass alle möglichen Zugangswege sicher versperrt waren.

Die beiden Fenster im Esszimmer gingen auf das Nachbargebäude hinaus, das fast bis an Susans Haus heranreichte. Sie waren beide verriegelt.

Im Wohnzimmer schaltete sie die Lichter aus, setzte sich in einen Sessel und nippte an ihrem Merlot, bis sich ihre Augen an das Dunkel gewöhnt hatten.

Obwohl ihre Phobie so weit gediehen war, dass sie bei Tageslicht den Anblick der Außenwelt nicht einmal mehr durchs Fenster ertragen konnte, gelang es ihr immer noch, in die Nacht hinauszuschauen, wenn der Himmel bewölkt war und ihre Gedanken nicht in ein tiefes Sternenmeer eintauchten. Wenn die Wetterverhältnisse so waren wie heute, versäumte sie es nie, sich auf die Probe zu stellen, weil sie das Gefühl hatte, ihren unterentwickelten Mut trainieren zu müssen, damit er nicht ganz verkümmerte.

Als sie in der Dunkelheit besser sehen konnte und der kleine Antriebsmotor in ihrem Herzen mit dem Merlot ein wenig Kraftstoff getankt hatte, trat sie an das mittlere der drei großen Fenster mit Blick auf das Meer. Sie zögerte kurz, dann atmete sie tief durch und zog die Jalousie hoch.

Die gepflasterte Uferpromenade vor dem Haus sah im Schein der weit auseinander stehenden Straßenlaternen aus, als wäre sie mit Reif überzogen. Obwohl es noch nicht spät war, lag die Promenade fast völlig verlassen in der Januarkälte da. Ein junges Pärchen sauste auf Inlinern vorbei. Eine Katze huschte von einem Schattenfeld zum nächsten.

Nebel wand sich in dünnen Tentakeln um die Straßenlaternen und die wenigen Palmen, deren Wedel in der Windstille bewegungslos herunterhingen, sodass es aussah, als wäre der Nebel lebendig und würde lautlos drohend vorwärts kriechen.

Vom nächtlich verhangenen Strand war nicht viel zu erkennen. Den Pazifik konnte Susan überhaupt nicht sehen: Eine dichte Nebelfront hatte sich bis an die Uferlinie herangeschoben, wo sie sich nur hin und wieder den Blicken darbot – grau

aufgetürmt wie eine mächtige Tsunami-Welle, die in der Hundertstelsekunde, bevor sie donnernd über die Küste hereinbrach, plötzlich zu Eis erstarrt war. Träge Dunstschleier lösten sich von der Nebelbank wie der Kältedampf, der von einem Trockeneisblock aufsteigt.

Jetzt, da sich die Sterne über den tief hängenden Wolken verloren, da Dunkelheit und Nebel die Welt in kleine, überschaubare Räume aufteilten, hätte Susan, abgeschottet von ihren Ängsten, stundenlang am Fenster stehen können. Aber plötzlich begann ihr Herz zu rasen. Ihre Agoraphobie trug keine Schuld daran; vielmehr hatte sie das ungute Gefühl, beobachtet zu werden.

Seit die nächtlichen Übergriffe angefangen hatten, wurde sie zunehmend von dieser neuen Angst verfolgt. Skopophobie: die zwanghafte Angst, den Blicken anderer ausgesetzt zu sein.

Ihr momentanes Empfinden war jedoch nicht einfach eine weitere Phobie, sondern eine durchaus rationale Angst. Denn wenn ihr Phantomvergewaltiger tatsächlich existierte, musste er von Zeit zu Zeit ihr Haus beobachten, um sicherzugehen, dass er sie bei seinen Besuchen allein antraf.

Dennoch fürchtete sie sich davor, dass immer neue Panikschichten sich über ihre Agoraphobie legen könnten, bis sie darin wie eine ägyptische Mumie eingehüllt war, gefangen in den erstickenden Banden der Angst, gelähmt und lebendig einbalsamiert.

Die Promenade war menschenleer. Die Stämme der Palmen waren nicht so dick, dass sich ein Mensch dahinter hätte verstecken können.

Er ist irgendwo da draußen.

Der unbekannte Eindringling hatte sich drei Nächte hintereinander nicht mehr bemerkbar gemacht. Der Besuch dieses Inkubus in Menschengestalt war überfällig. Sein Begehren schien einem Muster zu gehorchen, das sich in kürzeren Abständen – aber nicht weniger verlässlich – wiederholte als der

Ruf des Mondes in den Blutwallungen eines Werwolfs.

Susan hatte schon oft versucht, sich in den Nächten, in denen sie mit seinem Besuch rechnete, wach zu halten. Wenn es ihr gelang und sie, erschöpft und mit brennenden Augen, bis zum Morgengrauen durchhielt, tauchte er nicht auf. Wenn sie dagegen die Willenskraft nicht aufbrachte und einnickte, kam er gewöhnlich. Einmal war sie vollständig angekleidet im Sessel eingeschlafen und in ihren Kleidern wieder aufgewacht, allerdings im Bett, umgeben von einem schwachen Hauch seines Schweißgeruchs, Spuren seines widerwärtigen, klebrigen Spermas in ihrem Slip. Er schien einen sechsten Sinn dafür zu haben, wann sie schlief und am wehrlosesten war.

Er ist irgendwo da draußen.

Am Rand ihres Gesichtsfelds war der sonst flache Strand von ein paar niedrigen Dünen durchzogen, die sich in weichem Bogen in Dunkelheit und Nebel verloren. Dort konnte sich ein Beobachter versteckt halten, hätte sich dazu aber längelang in den Sand legen müssen.

Sie spürte seinen Blick. Oder glaubte ihn zu spüren.

Hastig ließ Susan die Jalousie herunter.

Wütend über ihre beschämende Zaghaftigkeit, bebend eher vor Zorn als vor Angst, zutiefst frustriert darüber, dass sie sich so hilflos fühlte, nachdem sie ein Leben lang alles *andere* als ein armes Opfer gewesen war, wünschte sie sich mit jeder Faser ihres Seins, ihre Agoraphobie überwinden und hinausgehen zu können, über den Strand zu stürmen, entschlossen durch den Sand zu jeder einzelnen Düne zu stapfen und entweder ihren Peiniger zur Rede zu stellen oder sich selbst zu beweisen, dass dort draußen niemand war. Aber sie brachte den Mut nicht auf, den lauernden Jäger zu jagen, sie war zu nichts anderem fähig, als in ihrem Versteck zu bleiben und zu warten.

Sie konnte nicht einmal mehr auf Erlösung hoffen, denn die Hoffnung, die ihr lange Halt gegeben hatte, war in letzter Zeit so verschwindend klein geworden, dass man sie, in eine mate-

riale Form gebracht, auch durch ein Vergrößerungsglas, ja selbst unter dem stärksten Mikroskop nicht mehr hätte erkennen können.

Vergrößerungsglas.

Susan ließ die Zugschnur der Jalousie fallen und griff eine neue Idee auf, drehte und wendete sie in Gedanken und fand Gefallen daran. Durch ihre Agoraphobie ans Haus gefesselt, konnte sie zwar den lauernden Jäger nicht jagen, aber vielleicht konnte sie ihn beobachten, während er sie beobachtete.

Im Schlafzimmerschrank, auf dem oberen Bord über dem Hängefach, befand sich ein Kunststofffutteral mit einem starken Fernglas. In besseren Zeiten, als der bloße Anblick der sonnenbeschienenen Welt in ihrer ganzen Weite ihr noch keine Angstschauer über den Rücken jagte, hatte es ihr Spaß gemacht, den häufig in dieser Gegend veranstalteten Küstenregatten zuzusehen oder größere Schiffe zu beobachten, die in Richtung Südamerika oder San Francisco vorüberzogen.

Sie holte eine zweistufige Klappleiter aus der Küche und eilte ins Schlafzimmer. Das Fernglas befand sich dort, wo sie es vermutet hatte.

Auf demselben Bord lag, zwischen allerlei Krimskrams, ein Gegenstand, den sie völlig vergessen hatte. Eine Videokamera.

Die Kamera war eines von Erics kurzlebigen Hobbys gewesen. Schon lange vor seinem Auszug hatte er das Interesse an der Filmerei wieder verloren.

Ein aufregender Gedanke ließ Susan ihren ursprünglichen Plan, die Dünen nach einem dort lauernden Beobachter abzusuchen, schlagartig vergessen.

Sie ließ das Fernglas links liegen, nahm stattdessen den Plastikkoffer, in dem die Kamera samt Zubehör aufbewahrt wurde, aus dem Schrank, legte ihn auf das Bett und öffnete ihn.

Neben dem Camcorder enthielt der Koffer einen Ersatzakku nebst Ladegerät, zwei unbespielte Kassetten und eine Bedienungsanleitung.

Sie hatte die Kamera noch nie benutzt. Eric war der Einzige, der je Aufnahmen damit gemacht hatte. Jetzt las sie aufmerksam in der Bedienungsanleitung.

Wenn Eric ein neues Hobby entdeckte, hatte er sich nie mit durchschnittlichen Geräten zufrieden gegeben. Es musste immer das Beste vom Besten, das Neueste auf dem Markt, die modernste Ausrüstung sein. Diese Kamera war handlich und kompakt, hatte aber die schärfste Optik, die man sich denken konnte, eine nahezu perfekte Bild- und Tonwiedergabe und machte derart geringe Laufgeräusche, dass diese nicht über das Mikrophon übertragen wurden.

Die Aufnahmekapazität umfasste nicht nur zwanzig oder dreißig Minuten, sondern man konnte Bänder mit einer Laufzeit von zwei Stunden in die Kamera einlegen. Sie verfügte außerdem über einen zusätzlichen Aufnahmemodus, in dem pro Filmminute weniger Band verbraucht wurde, sodass man mit einem Zwei-Stunden-Band drei Stunden aufnehmen konnte, wenn auch die Bildqualität angeblich um zehn Prozent schlechter war als bei einer Aufnahme mit Normalgeschwindigkeit.

Die Kamera verbrauchte so wenig Energie und der wiederaufladbare Akku war so stark, dass ein Dauerbetrieb von drei Stunden möglich war, sofern man den Bildmonitor und andere energiefressende Funktionen nicht benutzte.

Dem eingebauten Messgerät zufolge war der Akku, der sich in der Kamera befand, leer. Susan testete den Ersatzakku. Er zeigte noch eine Restladung.

Da sie nicht wusste, ob der leere Akku noch brauchbar war, verband sie den anderen mit dem Kabel des Ladegeräts und schloss dieses dann an eine Steckdose im Badezimmer an.

Der Merlot stand auf einem der Beistelltische im Wohnzimmer. Sie erhob das Glas zu einem stummen Toast, und diesmal trank sie nicht, um ihre Seele zu trösten, sondern weil es etwas zu feiern gab.

Zum ersten Mal seit Monaten hatte sie das Gefühl, wirklich selbst über ihr Leben zu bestimmen. Auch das Wissen, dass dies ein kleiner Schritt war, der nur eines ihrer zahlreichen belastenden Probleme lösen würde, und dass sie weit davon entfernt war, ihr Leben wahrhaftig im Griff zu haben, konnte ihre Begeisterung nicht dämpfen. Immerhin tat sie *endlich* etwas, und sie hatte die kleine Aufmunterung, die dieser Anfall von Optimismus mit sich brachte, dringend nötig.

Während sie in der Küche die Zutaten für das Huhn in Marsala wegräumte und eine Peperonipizza aus dem Gefrierfach nahm, fragte sie sich, warum ihr die Idee mit der Videokamera nicht schon vor Wochen oder gar Monaten gekommen war. Ihr wurde allmählich klar, dass sie sich im Gegenteil angesichts der Schrecken, die sie erlebt hatte, erstaunlich passiv verhalten hatte.

Sicher, sie hatte sich einer Therapie unterzogen. Zwei Mal wöchentlich seit nunmehr sechzehn Monaten. In Anbetracht der Überwindung, die sie die Fahrt zu den Sitzungen und der Heimweg jedesmal gekostet hatte, war die Beharrlichkeit, die sie trotz der sehr beschränkten Erfolge an den Tag gelegt hatte, keine zu verachtende Leistung. Sich einer Therapie zu unterwerfen war andererseits in einer Zeit, in der ihr Leben auseinander zu brechen drohte, das Mindeste, was sie tun konnte. Dabei schien ihr *unterwerfen* genau das richtige Wort zu sein, denn sie hatte sich Dr. Ahrimans therapeutischen Bemühungen mit einer für sie untypischen Ergebenheit gefügt, wenn man bedachte, dass sie Ärzten früher fast so skeptisch begegnet war wie aufdringlichen Autoverkäufern, und ihre Diagnosen nie akzeptiert hatte, ohne sich selbst zu informieren und noch die Meinung anderer Spezialisten einzuholen.

Erleichtert, dass sie nun kein aufwendiges Abendessen zuzubereiten brauchte, schob Susan die Pizza in die Mikrowelle. Wie eine Offenbarung kam ihr plötzlich die Erkenntnis, dass ihr der ritualisierte Tagesablauf zwar einen letzten Rest von

innerer Stabilität erhalten, dabei aber verhindert hatte, dass sie *aktiv* gegen ihre Krankheit ankämpfte. Rituale betäubten, ließen ihr das Elend ihrer Verfassung erträglich erscheinen, brachten sie der Lösung ihrer Probleme jedoch keinen Schritt näher; sie brachten keine Linderung.

Susan füllte ihr Glas. Auch Wein brachte keine Linderung, und sie musste aufpassen, dass sie sich nicht betrank und dann nicht mehr in der Lage war, ihr Vorhaben auszuführen; aber andererseits konnte sie wahrscheinlich in ihrer Euphorie und bei ihrem hohen Adrenalinspiegel die ganze Flasche leeren und sich dennoch darauf verlassen, dass ihr aufgepeitschter Metabolismus den Alkohol bis zur Schlafenszeit wieder abgebaut hatte.

Während sie auf die Pizza wartete und nervös in der Küche auf und ab wanderte, konnte sie ihr bisheriges passives Verhalten immer weniger begreifen. Aus ihrer neu gewonnenen Distanz betrachtet, erschien es ihr fast, als hätte sie das vergangene Jahr unter einem Fluch gelebt, der ihre Denkfähigkeit getrübt, ihre Willenskraft geschwächt und ihre Seele mit finsterer Magie umstrickt hatte.

Aber jetzt war der Bann gebrochen. Susan Jagger war wieder die Alte … mit klarem Kopf, energiegeladen und gewillt, ihre Wut als *Chance* zu begreifen und ihr Leben zu verändern.

Er war irgendwo da draußen. Vielleicht beobachtete er sie in dieser Sekunde aus seinem Versteck in den Dünen. Vielleicht rollte er dann und wann auf Inlinern an ihrem Haus vorbei, machte eine Joggingrunde oder eine kleine Fahrradtour über die Promenade, einer unter vielen Fitnessfanatikern und sonstigen Vertretern der allgegenwärtigen kalifornischen Spaßgeneration. Aber er war irgendwo da draußen, so viel stand fest.

Der Kerl hatte ihr seit drei Tagen keinen nächtlichen Besuch mehr abgestattet, aber das Muster, dem sein Verlangen gewöhnlich folgte, legte die Wahrscheinlichkeit nah, dass er noch vor Morgengrauen bei ihr auftauchen würde. Selbst wenn sie

vom Schlaf übermannt wurde, selbst wenn sie irgendwie unter Drogen gesetzt wurde und nicht registrierte, was er ihr antat, würde sie am Morgen die Wahrheit über ihn wissen, weil ihn die versteckte Kamera mit etwas Glück auf frischer Tat ertappen würde.

Wenn es Eric war, den ihr das Band zeigte, würde sie ihn so lange in den Hintern treten, dass ihr Schuh nur noch operativ von seinen traurigen Arschbacken zu trennen war. Und ihn dann für alle Zeiten aus ihrem Leben hinausexpedieren.

Wenn es ein Fremder war – was sie für höchst unwahrscheinlich hielt –, hatte sie ein Beweismittel, mit dem sie zur Polizei gehen konnte. So demütigend es auch sein mochte, eine Aufnahme der eigenen Vergewaltigung als Beweis vorzulegen – sie würde tun, was getan werden musste.

Während sie zum Tisch ging, um ihr Weinglas zu holen, kam ihr die Frage in den Sinn, was sein würde, wenn … wenn …

Was, wenn sie sich beim Aufwachen missbraucht und wund fühlte, wenn sie die tückische Wärme seines Spermas spürte, das Band aber doch nichts weiter zeigte als sie selbst, wie sie sich in ekstatischen Zuckungen, in panischem Schrecken oder wie eine Irre in einem Anfall von Wahnsinn allein in ihrem Bett herumwälzte? Als wäre ihr nächtlicher Besucher ein Geist – warum nicht ein Inkubus? –, dessen Bild in keinem Spiegel und auf keinem Videoband zu sehen war?

Blödsinn.

Die Wahrheit lauerte irgendwo da draußen, aber sie hatte nichts Übernatürliches an sich.

Susan setzte das Glas an, um daran zu nippen – leerte es dann aber mit einem kräftigen Zug zur Hälfte.

28. Kapitel

Das Ambiente war wie ein Bild aus *Schöner Wohnen*. Zwei Stehlampen mit fransenbesetztem Seidenschirm. Zwei schwere, einander gegenüberstehende Lehnsessel mit Fußstütze, dazwischen ein niedriger Couchtisch. Bestickte Kissen in den Sesseln. Auf der einen Seite der Wohnzimmerkamin.

Es war Marties Lieblingsplatz im Haus. In den vergangenen drei Jahren hatte sie oft abends mit Dusty hier gesessen und gelesen, jeder in sein eigenes Buch vertieft und doch so innig miteinander verbunden, als würden sie sich bei den Händen halten und tief in die Augen sehen.

Jetzt hatte sie die Beine im Sessel hochgezogen, und wie sie so, ohne Buch und leicht nach links gewandt, relativ bewegungslos und scheinbar entspannt dasaß, hätte man ihre Haltung als ein Zeichen innerer Ruhe deuten können, obwohl sie keineswegs heiter und gelassen, sondern innerlich völlig ausgelaugt war.

Im anderen Sessel saß Dusty und gab sich alle Mühe, wie ein ruhiger, aufmerksamer Zuhörer auszusehen. Er konnte jedoch nicht verhindern, dass er immer wieder nervös auf der Sitzkante hin und her rutschte.

Gelegentlich unterbrochen von verlegenen Pausen, noch häufiger jedoch stumm vor Staunen über die Einzelheiten ihres wahnwitzigen Treibens, legte Martie, ab und an durch Dustys Zwischenfragen sanft zum Weiterreden ermuntert, einen stockenden Bericht über die leidvollen Erlebnisse dieses Tages ab.

Dustys bloßer Anblick wirkte beruhigend auf sie und erfüllte sie mit Zuversicht, aber in manchen Momenten konnte sie ihm nicht in die Augen sehen. Stattdessen starrte sie in den erkalteten Kamin, als züngelten dort hypnotische Flammen an den Keramikscheiten.

Seltsamerweise versetzte sie das verschnörkelte Kaminbesteck nicht in Angst und Schrecken. Eine kleine Schaufel. Eine Zange mit spitz zulaufenden Enden. Ein Schürhaken. Noch vor kurzem hätte allein dessen Anblick schon genügt, ihre Nervenstränge harfengleich in ein Tremolo der Angst zu versetzen.

In ihr flackerten noch die letzten Reste einer ängstlichen Glut, aber im Augenblick fürchtete sie sich mehr vor einer neuerlichen Panikattacke als vor der eigenen Gewaltbereitschaft.

Obwohl sie den Anfall in all seinen schrillen Einzelheiten beschrieb, konnte sie nicht ausdrücken, wie sie sich dabei *gefühlt* hatte. Es fiel ihr sogar schwer, sich das ganze Ausmaß ihres Entsetzens in Erinnerung zu rufen. Vielmehr hatte sie das Gefühl, all das wäre einer anderen Martie Rhodes passiert, einer verwirrten Seele, die sich für kurze Zeit aus dem Schlick ihres Innern erhoben hatte und jetzt wieder darin versunken war.

Ab und zu ließ Dusty vernehmlich das Eis in seinem Whiskyglas klirren, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenn sie dann den Kopf hob, hielt er das Glas hoch wie als Aufforderung an sie, ebenfalls einen Schluck zu nehmen. Sie hatte den Scotch nur widerstrebend angenommen, weil sie Angst hatte, wieder die Kontrolle über sich zu verlieren. Aber mit jedem Zentiliter zeigte sich, dass Johnny Walker Red Label eine heilsame Medizin war.

Valet lag vor ihr auf dem Boden und erhob sich von Zeit zu Zeit, um ihr das Kinn auf die Knie zu legen, ihr den Kopf zum Streicheln unter die Hand zu schieben und mit seinen verträumten Augen teilnahmsvoll zu ihr aufzublicken.

Zweimal gab sie dem Hund einen kleinen Eiswürfel aus ihrem Whiskyglas. Er zerkaute sie mit einem fast komisch anmutenden feierlichen Vergnügen.

Nachdem Martie ihren Bericht beendet hatte, fragte Dusty:

»Und was nun?«

»Dr. Closterman, gleich morgen früh. Ich habe schon auf dem Heimweg von Susan einen Termin mit ihm vereinbart. Das war noch, bevor es richtig schlimm wurde.«

»Ich komme mit.«

»Ich habe einen Rundum-Check vor. Großes Blutbild. Computertomographie, falls es ein Gehirntumor sein sollte.«

»Du hast keinen Tumor«, sagte Dusty im Brustton einer Überzeugung, die sich nur auf seine Hoffnung gründete. »Dir fehlt nichts Ernsthaftes.«

»Aber irgendetwas habe ich.«

»Nein.« Man sah Dusty an, wie sehr ihn die Vorstellung erschreckte, Martie könnte krank, vielleicht sogar unheilbar krank Martie hätte jede einzelne Sorgenfalte in seinem Gesicht küssen mögen, weil sie ihr deutlicher als alle schönen Worte der Welt zeigten, wie sehr er sie liebte.

»Ich würde einen Gehirntumor begrüßen«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Immer noch besser als eine Geisteskrankheit. Einen Tumor kann man sich herausschneiden lassen, und wenn man Glück hat, ist man hinterher wieder wie neu.«

»Das ist es auch nicht«, sagte er, und die Linien gruben sich noch tiefer in sein Gesicht. »Es ist keine Geisteskrankheit.«

»Irgendetwas ist es«, sagte sie mit Nachdruck.

*

Susan saß im Bett und ließ sich die Pizza und den Merlot schmecken. Sie konnte sich nicht erinnern, je so köstlich gespeist zu haben.

Natürlich verfügte sie über genügend Scharfsinn und Selbsterkenntnis, um sich zu sagen, dass die Beschaffenheit ihres bescheidenen Mals wenig bis gar nichts damit zu tun hatte, dass es ihr so außerordentlich gut schmeckte. Peperoniwurst,

Käse und ein knusprig-brauner Teigrand waren nicht annähernd so verlockend wie die Aussicht auf Gerechtigkeit.

Aus dem Bann ihrer unbegreiflichen Passivität und Hilflosigkeit befreit, gierte sie allerdings weniger nach Gerechtigkeit als nach einer satten Portion kalter Rache. Sie war sich durchaus ihrer Fähigkeit bewusst, mit archaischer Freude Vergeltung zu üben. Schließlich waren ihr wie jedem Menschengeschöpf vier Eckzähne und acht Schneidezähne gegeben, um ihre Beute besser in Stücke reißen zu können.

Bei dem Gedanken, wie eifrig sie Eric Martie gegenüber in Schutz genommen hatte, nahm sie einen kräftigen Bissen von der Pizza und zermalmte ihn in wütender Vorfreude.

Allein schon, dass sie sich, vielleicht als Reaktion auf Erics Ehebruch, in die Agoraphobie geflüchtet hatte, war Grund genug, es ihm heimzuzahlen. Sofern er aber tatsächlich der Phantombesucher war, der erbarmungslosen Missbrauch mit ihrem Geist und ihrem Körper trieb, dann standen die Dinge ganz anders, dann war er ein völlig anderer Mensch als jener, in den sie sich einmal verliebt hatte. Dann war er überhaupt kein Mensch mehr, sondern ein Tier, eine erbärmliche Kreatur. Ein Gewürm. Sie würde ihn mit dem Arm des Gesetzes niederschmettern wie ein Holzfäller, der seine Axt gegen eine Klapperschlange schwingt.

Kauend ließ Susan den Blick auf der Suche nach einem geeigneten Versteck für den Camcorder durch ihr Schlafzimmer schweifen.

*

Martie saß am Küchentisch und sah zu, wie Dusty das Chaos beseitigte, das sie angerichtet hatte.

Als er die Mülltonne von der Veranda über die Türschwelle in die Küche zog, klapperte und klimperte es darin wie in der Werkzeugtasche eines Abdeckers.

Martie führte ihr zweites Glas Scotch mit beiden Händen an die Lippen.

Nachdem Dusty die Tür zugezogen hatte, räumte er die Messer, Gabeln und die anderen Küchenutensilien in die Geschirrspülmaschine.

Weder der Anblick der scharfen Klingen und spitzen Zinken noch das Klimpern und die metallischen Kratzgeräusche versetzten Martie in Panik, auch wenn sich ihr die Kehle so eng zusammenschnürte, dass der warme Scotch nur in einem dünnen Rinnsal durch die Speiseröhre rieseln konnte.

Den Chardonnay und den Chablis stellte Dusty in den Kühlschrank zurück. Man konnte die Flaschen immer noch als Keulen benutzen und mühelos einen Schädel damit zertrümmern, aber Martie drängten sich nicht mehr diese zwanghaften Fantasien auf, sie beim Hals packen und damit zuschlagen zu müssen.

Nachdem Dusty die Gegenstände, die nicht gespült werden mussten, in den Schubladen verstaut hatte, schob er diese wieder in die Schränke. Dann sagte er: »Das Gerümpel in der Garage kann bis morgen warten.«

Martie nickte, sagte aber vorsichtshalber nichts, weil hier, am Schauplatz ihrer grotesken Raserei, Bilder des Wahnsinns wie giftige Sporen durch den Raum wehten und sie fast befürchtete, wieder davon angesteckt zu werden, sodass, wenn sie den Mund öffnete, nur der blanke Irrwitz hervorsprudeln würde.

Obwohl sie glaubte, keinen Bissen hinunterzubringen, drängte Dusty sie, wenigstens eine Kleinigkeit zu essen.

Im Kühlschrank stand eine Auflaufpfanne mit den Resten einer Lasagne, die noch für beide reichten. Dusty stellte die Pfanne in die Mikrowelle.

Dann putzte er frische Champignons und schnitt sie in Scheiben.

In seinen Händen sah das Messer ganz harmlos aus.

Während Dusty die Pilze erst mit Zwiebelwürfeln in Butter

dünstete und sie dann zusammen mit einer Packung Zuckererbsen in einen Topf gab, saß Valet mit verträumtem Blick vor der Mikrowelle und sog begierig den Lasagneduft ein.

Bei dem Gedanken daran, wie sie hier noch kurz zuvor gewütet hatte, erschien Martie dieses häusliche Bild wie eine surreale Szene, als würde sie durch eine endlose, brennende Schwefelwüste irren und plötzlich mitten in der Hölle vor einer Tortenbäckerei stehen.

Als Dusty das Abendessen auf den Tisch stellte, schoss Martie plötzlich die Frage durch den Kopf, ob sie die Lasagne nicht möglicherweise im Zustand geistiger Umnachtung vergiftet hatte.

Sie konnte sich nicht daran erinnern, etwas so Hinterhältiges getan zu haben. Aber sie fürchtete immer noch, unter Ausfallerscheinungen zu leiden: Zeitspannen, in denen sie scheinbar bei klarem Bewusstsein war, von denen aber nichts in ihrem Gedächtnis haften blieb.

Weil sie sich sicher war, dass Dusty die Lasagne essen würde, nur um ihr zu beweisen, wie groß sein Vertrauen in sie war, biss sie sich auf die Zunge und sagte nichts. Und um sich nicht der bedrückenden Vorstellung hingeben zu müssen, sie könnte das Abendessen als Einzige von beiden überleben, überwand sie ihre Appetitlosigkeit und aß ihren Teller bis auf einen kleinen Rest leer.

Allerdings lehnte sie die Gabel ab und aß stattdessen mit einem Löffel.

*

In Susan Jaggers Schlafzimmer befand sich in einer der Ecken ein Biedermeier-Blumenständer. Darauf stand eine Bronzeschale mit einem Bonsai-Bäumchen, das zwar hinter den stets geschlossenen Vorhängen kein Tageslicht bekam, aber dennoch prächtig gedieh, da es von einem Pflanzenstrahler ange-

leuchtet wurde.

Die Erde um den Stamm des Bäumchens war von einer üppigen Efeupflanze mit kleinen sternförmigen Blättern bedeckt, deren Zweige über den geschwungenen Rand der Bronzeschale herunterhingen. Susan schätzte den günstigsten Aufnahmewinkel zum Bett ab, dann stellte sie den Camcorder in die Schale und arrangierte die Efeuzweige so darüber, dass er nicht mehr zu sehen war.

Sie schaltete den Pflanzenstrahler aus, ließ aber eine Nachttischlampe brennen. Es durfte hier im Raum nicht völlig dunkel sein, wenn sie irgendetwas Brauchbares auf das Band bannen wollte.

Um die eingeschaltete Lampe plausibel zu machen, würde sie so tun, als wäre sie beim Lesen eingeschlafen. Ein halb geleertes Glas Wein auf dem Nachttisch und ein genau an der richtigen Stelle im Bett drapiertes Buch mochten genügen, um diesen Eindruck zu erwecken.

Sie umkreiste den Blumenständer in einiger Entfernung und betrachtete die Bronzeschale prüfend von allen Seiten. Die Kamera war gut versteckt.

Aus einem ganz bestimmten Winkel leuchtete in der dunklen Linse ein bernsteingelber Widerschein der Lampe wie das Auge eines Tiers auf, als würde eine einäugige Echse zwischen den Efeuzweigen hervorlugen. Der verräterische Lichtpunkt war aber so winzig, dass er einem Besucher, ob Inkubus oder gewöhnlicher Sterblicher, nicht auffallen würde.

Susan ging zum Blumenständer zurück, tastete kurz mit dem Zeigefinger zwischen den Efeuzweigen und drückte auf einen Knopf.

Sie wich zwei Schritte zurück. Verharrte reglos. Hielt mit seitlich geneigtem Kopf den Atem an. Lauschte.

Obwohl die Heizung abgestellt war und das Gebläse nicht rauschte, obwohl kein Windhauch um die Regentraufen strich oder vor den Fenstern säuselte, obwohl im Schlafzimmer eine

Stille herrschte, von der man in diesem Zeitalter allgegenwärtiger Technikgeräusche nur träumen konnte, war nicht das leiseste Summen des Kameramotors zu hören. Das Gerät hielt, was die Broschüre des Herstellers versprach: Der Betrieb war flüsterleise. Das kaum hörbare Schnarren der rotierenden Bandspule wurde vom dichten Blattwerk des Efeus vollends geschluckt.

In dem Bewusstsein, dass es bauliche Umstände gab, unter denen Geräusche übertragen und an völlig unerwarteter Stelle verstärkt wurden, wanderte sie durch den Raum. Fünf Mal blieb sie stehen und lauschte angestrengt, konnte aber nichts Verdächtiges hören.

Zufrieden ging Susan zum Blumenständer zurück, nahm die Videokamera aus ihrem Versteck und prüfte die Aufnahme auf dem integrierten Monitor.

Das Bett war vollständig im Bild. Am äußersten linken Bildrand war noch die Zimmertür zu sehen.

Susan tauchte in der Aufnahme auf und verschwand wieder. Tauchte wieder auf und blieb stehen, um auf das leise Surren des Motors zu lauschen.

Sie war erstaunt, wie jung und attraktiv sie aussah.

In letzter Zeit nahm sie sich nicht mehr so richtig wahr, wenn sie in den Spiegel schaute. Er zeigte ihr nicht das Abbild ihrer äußeren Erscheinung, sondern das ihrer inneren Verfassung: eine Susan Jagger, durch chronische Angstzustände gealtert, die Gesichtszüge in sechzehn Monaten der Isolation erschlafft und verschwommen, grau vor Langeweile und von Sorgen verzehrt.

Die Frau auf dem Monitorbild war schlank und hübsch. Und – wichtiger noch – sie schien ein Ziel vor Augen zu haben. Dies war eine Frau voller Zuversicht – und sie hatte eine Zukunft.

Erfreut spielte Susan die Aufnahme noch einmal ab. Und da war sie wieder, zurückgerufen aus dem Eisenoxidgedächtnis

der Kamera, bewegte sie sich zielstrebig im Raum, verschwand aus dem Bild, tauchte wieder auf, hielt inne, um zu lauschen: eine Frau, die einen Plan verfolgte.

*

Sogar ein Löffel konnte als Waffe dienen, wenn man ihn umdrehte und mit dem Stiel zustach. Auch wenn er nicht so scharf wie ein Messer war, konnte man einem Menschen damit Wunden zufügen, konnte ihn blenden.

Von Zeit zu Zeit wurde Martie von einem so heftigen Beben geschüttelt, dass der Löffel in ihrer Hand vibrierte. Zweimal klapperte er gegen den Teller, als wollte sie eine Tischrede ankündigen.

Am liebsten hätte sie den Löffel weit von sich gelegt und mit den Fingern gegessen. Sie verzichtete aber darauf, aus Angst, Dusty könnte sie dann endgültig für verrückt halten.

Die Unterhaltung bei Tisch hatte einen merkwürdigen Beiklang. Obwohl sie ihm schon im Wohnzimmer alles haarklein erzählt hatte, hörte er nicht auf, Fragen über ihre Panikattacke zu stellen. Es wurde ihr zunehmend unangenehm, darüber zu sprechen.

Zum einen schlug ihr das Thema aufs Gemüt. Die Erinnerung an ihr seltsames Verhalten erfüllte sie mit einem Gefühl der Hilflosigkeit, als wäre sie so machtlos und abhängig wie ein kleines Kind.

Zum anderen hatte sie die irrationale, darum aber nicht weniger hartnäckige Befürchtung, durch das Reden über die Panikattacke die nächste heraufzubeschwören. Sie hatte das Gefühl, über einer Falltür zu sitzen, und irgendwann würde ihr, je länger sie redete, unweigerlich das Schlüsselwort entschlüpfen, das den Mechanismus auslöste und sie in einen bodenlosen Abgrund stürzen.

Sie fragte Dusty, wie sein Tag verlaufen sei, woraufhin er

eine lange Liste von Beschäftigungen aufzählte, denen er gewöhnlich nachging, wenn er wegen der Wetterverhältnisse keine Streicharbeiten erledigen konnte.

Obwohl Dusty sie nie belog, spürte Martie, dass er ihr irgendetwas verschwieg. Allerdings konnte sie sich in ihrer gegenwärtigen Verfassung nicht so recht auf ihre Gefühle verlassen.

Dusty schob den Teller von sich und sagte: »Du weichst ständig meinem Blick aus.«

Das leugnete sie nicht. »Ich will nicht, dass du mich so siehst.«

»Dass ich dich wie sehe?«

»So schwach.«

»Du bist nicht schwach.«

»Die Lasagne hat mehr Mumm als ich.«

»Sie ist zwei Tage alt. Für eine Lasagne … herrje, das wären ungefähr fünfundachtzig Menschenjahre.«

»Ich fühle mich auch wie fünfundachtzig.«

»Also, ich kann bezeugen, dass du wesentlich besser aussiehst als diese alberne Lasagne.«

»He, Mister, Sie verstehen es aber, einer Frau Komplimente zu machen.«

»Weißt du, was man uns Malern und Lackierern nachsagt?«

»Was sagt man euch denn nach?«

»Dass wir unheimlich dick auftragen können.«

Ihre Blicke begegneten sich.

Lächelnd sagte er: »Es wird alles gut, Martie.«

»Nicht, solange deine Witze nicht besser werden.«

»Schwach! Dass ich nicht lache.«

*

Mit einem Rundgang um die Zinnen ihrer Vier-Zimmer-Trutzburg überzeugte sich Susan Jagger noch einmal, dass alle Fenster fest verriegelt waren.

Der einzige Zugang zur Außenwelt war die Küchentür, und die war mit zwei Spezialschlössern und einer Kette gesichert.

Nachdem Susan die Schlösser überprüft hatte, kippte sie einen Küchenstuhl und verkeilte ihn mit Lehne und Hinterbeinen zwischen Türgriff und Fußboden. Selbst wenn es Eric gelungen war, sich irgendwie in den Besitz eines Schlüssels zu bringen, würde der Stuhl verhindern, dass er die Tür öffnen konnte.

Natürlich hatte sie es schon zuvor mit diesem Trick versucht. Es hatte den Eindringling nicht aufgehalten.

Nach den Testaufnahmen mit der Videokamera hatte sie den Akku aus dem Gerät genommen und im Badezimmer wieder ans Ladegerät angeschlossen. Jetzt war er voll aufgeladen.

Sie legte den Akku ein und versteckte die Kamera wieder im Efeu unter dem Bonsai-Bäumchen. Sie würde sie einschalten, bevor sie zu Bett ging, dann blieb ihr – dank der Verlängerungsfunktion – eine Aufnahmezeit von drei Stunden, in denen Eric ihr in die Falle gehen würde.

Sämtliche Uhren zeigten dieselbe Zeit an: 9 Uhr 40. Martie hatte versprochen, vor elf Uhr anzurufen.

Susan war immer noch begierig zu erfahren, wie Martie das Gehörte interpretierte und welchen Rat sie ihr geben konnte, aber sie würde ihr nichts von der Videokamera erzählen. Denn vielleicht wurde ihr Telefon abgehört. Vielleicht hörte Eric mit.

Ach, wie herrlich war es hier auf dem Tanzparkett im schönen Ballsaal der Paranoia, sich im Arm eines finsteren Fremden im Kreis zu drehen, während das Streichorchester ein Klagelied anstimmte und sie mit eisernem Willen all ihren Mut zusammennahm, um dem Tänzer, der sie führte, ins Gesicht zu sehen.

29. Kapitel

Nach zwei Gläsern Scotch, einem Stück Lasagne und den Ereignissen dieses schrecklichen Tages war Martie jetzt halb tot vor Erschöpfung. Sie saß am Tisch und sah mit schweren Lidern zu, wie Dusty die Teller abräumte.

Sie hatte zunächst befürchtet, von Ängsten geschüttelt und von Sorgen um die Zukunft gepeinigt, bis zum Morgen kein Auge zuzukriegen. Aber jetzt musste sie sich mit ihrem ganzen Bewusstsein dagegen aufbäumen, sich einer noch tieferen Besorgnis anheim zu geben: nämlich für die Nacht völlig dichtzumachen.

Lediglich die aufkeimende Angst davor, möglicherweise zu schlafwandeln, hielt sie davon ab, auf der Stelle am Küchentisch einzuschlafen. Sie war nie mondsüchtig gewesen, aber sie hatte schließlich bis zu diesem Tag auch keine Panikattacken erlebt. Inzwischen schien ihr alles möglich zu sein.

Wer konnte schon sagen, ob nicht die »Andere Martie« über ihren Körper befahl, wenn sie schlafwandelte? Dann schlüpfte diese »Andere« vielleicht heimlich aus dem Bett, überließ Dusty seinen Träumen, fand mühelos wie ein Blinder in der Dunkelheit ihren Weg und schlich auf nackten Sohlen die Treppe hinunter, um ein sauberes Messer aus dem Besteckbehälter in der Spülmaschine zu holen.

Dusty nahm sie bei der Hand und führte sie durch das untere Stockwerk. Im Vorbeigehen schaltete er die Lichter aus. Valet, dessen Augen im Zwielicht rot funkelten, folgte ihnen auf weichen Pfoten.

In der Diele blieb Dusty stehen, um Marties Regenmantel, den er aus der Küche mitgebracht hatte, in den Garderobenschrank zu hängen.

Er spürte das Gewicht in der einen Tasche und zog das Taschenbuch heraus. »Liest du immer noch darin?«, fragte er.

»Es ist ein echter Thriller.«

»Aber du schleppst es doch schon seit einer halben Ewigkeit zu Susans Therapiesitzungen mit.«

»So lange nun auch wieder nicht.« Sie gähnte. »Es ist gut geschrieben.«

»Ein echter Thriller – und du schaffst es nicht, ihn in sechs Monaten zu Ende zu lesen?«

»Es sind doch noch keine sechs Monate, oder? Nein. Unmöglich. Die Handlung ist spannend. Die Figuren sind lebendig geschildert. Ich genieße die Lektüre.«

»Was ist denn los mit dir?«, fragte er mit gerunzelter Stirn.

»Alles Mögliche. Aber im Augenblick bin ich vor allem einfach hundemüde.«

Er reichte ihr das Buch mit den Worten: »Tja, solltest du Einschlafschwierigkeiten haben, wirkt eine Seite aus dem Buch hier offenbar sicherer als jedes Barbiturat.«

Schlafen: und dann vielleicht wandeln, zustechen, Feuer legen.

Valet lief vor ihnen die Treppe hinauf.

Während Martie, mit einer Hand auf das Geländer gestützt und Dustys starken Arm um die Taille, die Treppe hinaufstieg, kam ihr der beruhigende Gedanke, dass der Hund sie vielleicht wecken würde, wenn sie schlafwandelte. Der brave Valet würde ihr die nackten Füße lecken, sich ihr auf der Treppe schwanzwedelnd an die Beine drücken und sie zweifellos empört anbellen, wenn sie ein Fleischermesser aus dem Geschirrspüler nahm und es nicht dazu benutzte, ihm einen kleinen Leckerbissen von dem Stück Rinderbraten, das noch im Kühlschrank lag, abzuschneiden.

*

Zum Schlafen zog Susan einen schlichten weißen Baumwollslip – ohne Stickerei und Spitzeneinsatz, ohne jedes schmük-

kende Beiwerk – und ein weißes T-Shirt an.

Vor ein paar Monaten noch hatte sie am liebsten farbige, rüschenbesetzte Wäsche getragen. Es hatte ihr Spaß gemacht, sich sexy zu fühlen. Das war jetzt vorbei.

Die psychologischen Hintergründe ihrer veränderten nächtlichen Kleidungsgewohnheiten waren ihr durchaus bewusst. Im Geist assoziierte sie Sexappeal mit Vergewaltigung. Zarte Spitze und filigrane Stickereien, Applikationen, Fransen- und Tüllbesatz, Biesen, Hohlsäume und anderer Schnickschnack konnte der mitternächtliche Besucher vielleicht als Aufforderung betrachten; vielleicht waren Rüschen ein Signal für ihn, sein schmutziges Geschäft noch weiter zu treiben.

Eine Zeit lang hatte sie in weiten, unkleidsamen Männerpyjamas geschlafen, dann in einem schlabberigen Trainingsanzug. Der Kerl hatte sich durch nichts abschrecken lassen.

Vielmehr hatte er sich jedes Mal, nachdem er sie erst ausgezogen und dann grob missbraucht hatte, die Zeit genommen, sie mit geradezu zynischer Liebe zum Detail wieder anzukleiden. Wenn sie vor dem Schlafengehen die Knöpfe des Pyjamas bis zum Hals geschlossen hatte, knöpfte er ihn ebenfalls ganz zu; wenn sie aber einen Knopf offen gelassen hatte, stand er auch am Morgen offen. Er benutzte exakt die gleiche Schleife wie sie, um die Zugschnur in der Taille zuzubinden.

Nun also schlichte Baumwolle. Ein Zeichen ihrer Unschuld. Eine Weigerung, sich demütigen und besudeln zu lassen, was immer er ihr auch antun mochte.

*

Marties plötzliche Apathie beunruhigte Dusty. Sie hatte behauptet, todmüde zu sein, aber ihrem Verhalten nach zu urteilen, verfiel sie gerade in eine tiefe Depression, nicht in einen Zustand äußerster Erschöpfung.

Ihr Gang war schleppend, aber nicht das kraftlose Schlurfen

eines erschöpften Menschen, sondern das verbissene Vorwärtstrotten einer Person, die eine erdrückende Last mit sich herumschleppt. Und auch ihre Züge waren nicht vor Müdigkeit erschlafft, sondern so angespannt, dass sich ein Netz scharfer Linien um Mund- und Augenwinkel gebildet hatte.

Was die Zahnpflege betraf, kannte Martie normalerweise kein Pardon, aber an diesem Abend hatte sie keine Lust, sich die Zähne zu putzen. Das war in den drei Jahren ihrer Ehe noch nie vorgekommen.

Soweit Dusty sich erinnern konnte, hatte sie es auch noch nie versäumt, sich abends das Gesicht zu waschen, eine Feuchtigkeitscreme aufzutragen und die Haare zu bürsten. Nichts davon an diesem Abend.

Ohne die üblichen abendlichen Rituale und vollständig angezogen legte sie sich aufs Bett.

Als Dusty klar wurde, dass sie ihre Kleider nicht ablegen würde, knotete er ihre Schnürsenkel auf und zog ihr die Schuhe aus. Dann streifte er ihr die Socken und danach die Jeans ab. Sie wehrte sich nicht dagegen, machte aber auch keinerlei Anstalten, ihm zu helfen.

Martie aus der Bluse zu schälen war ein schwieriges Unterfangen, weil sie mit angezogenen Beinen auf der Seite lag und die Arme vor der Brust verschränkt hatte. Also deckte Dusty sie so, wie sie war, bis zum Hals zu, strich ihr die Haare aus dem Gesicht und gab ihr einen Kuss auf die Stirn.

Obwohl ihr die Augen vor Müdigkeit fast zufielen, zeichnete sich darin deutlich etwas ab, was stärker als ihre Erschöpfung war.

»Lass mich nicht allein«, sagte sie mit belegter Stimme.

»Das werde ich nicht.«

»Du darfst mir nicht trauen.«

»Doch, das tue ich.«

»Schlaf nicht ein!«

»Martie …«

»Versprich mir, dass du nicht einschläfst!«

»Also gut.«

»Versprich es!«

»Ich verspreche es.«

»Sonst bringe ich dich vielleicht im Schlaf um«, sagte sie, während ihr die Augen langsam zufielen, deren Farbe sich, kurz bevor sich die Lider endgültig schlossen, von Kornblumenblau über ein bläuliches Violett in ein eigenartiges Krapprot zu verändern schien.

Er blieb vor ihr stehen und beobachtete sie, nicht weil er ihre Warnung ernst nahm und um sein Leben fürchtete, sondern aus Angst um sie.

Halb schon im Schlaf murmelte sie: »Susan.«

»Was ist mit ihr?«

»Ist mir gerade eingefallen. Habe dir das mit Susan gar nicht erzählt. Komische Sache. Sollte sie eigentlich anrufen.«

»Du kannst sie morgen früh anrufen.«

»Eine schöne Freundin bin ich«, sagte sie mit schleppender Stimme.

»Sie wird Verständnis dafür haben. Schlaf jetzt einfach. Ruh dich aus.«

Sekunden später war Martie eingeschlafen. Sie atmete mit leicht geöffneten Lippen durch den Mund. Die Linien der Anspannung um ihre Augenwinkel hatten sich geglättet.

Zwanzig Minuten darauf saß Dusty im Bett, ließ die verworrene Geschichte, die Martie ihm erzählt hatte, im Geist noch einmal rückwärts abspulen und versuchte gerade, die Knoten darin zu entwirren und sich einen Reim darauf zu machen, als auf einmal das Telefon klingelte. Um nicht im Schlaf gestört zu werden, hatten sie im Schlafzimmer das Rufzeichen ausgeschaltet – was er jetzt also hörte, war der Apparat in Marties Arbeitszimmer; nach zwei Klingeltönen schaltete sich der Anrufbeantworter ein.

Er nahm an, dass Susan am Telefon war, obwohl es natürlich

auch Skeet oder einer der Angestellten der New-Life-Klinik sein konnte. Unter normalen Umständen wäre er hinübergegangen und hätte die Bandaufzeichnung abgehört, aber heute hatte er Angst, dass Martie gerade in diesem Moment aufwachen könnte, nur um festzustellen, dass er sein Versprechen, bei ihr zu bleiben, gebrochen hatte. Skeet war in guten Händen, und was immer die »komische Sache« war, die Susan beschäftigte, sie konnte kaum komischer und ganz sicher nicht wichtiger sein als das, was sich heute hier im Haus abgespielt hatte. Auf jeden Fall hatte es Zeit bis morgen früh.

Dusty wandte sich wieder dem zu, was Martie ihm über ihren Tag erzählt hatte. Während er sich die abstrusen Ereignisse in allen bizarren Einzelheiten durch den Kopf gehen ließ, wuchs in ihm seltsamerweise die Überzeugung, dass es irgendeinen Zusammenhang gab zwischen dem, was seine Frau erlebt hatte, und dem, was Skeet passiert war. Die beiden Geschichten wiesen übereinstimmend einige Merkwürdigkeiten auf, obwohl ihm nicht klar war, worin genau die Parallele bestand. Fest stand jedoch, dass dies der eigenartigste Tag seines Lebens gewesen war, und sein Gefühl sagte ihm, dass Skeet und Martie nicht aus purem Zufall zur gleichen Zeit durchgedreht hatten.

Valet hatte sich auf seinem Schlaflager in einer der Zimmerecken zusammengerollt, einem großen Kissen mit einem Lammfell darüber, war aber wach geblieben. Er hatte das Kinn auf eine Pfote gelegt und wandte den Blick nicht von seinem Frauchen ab, das im goldenen Schein der Lampe schlief.

*

Da Martie bei ihr eine Menge gut hatte, weil sie sich normalerweise nie aus der Verantwortung zog und immer für sie da war, nahm Susan es ihr nicht übel, als sie um elf Uhr immer noch nicht angerufen hatte; dennoch war sie ein wenig unruhig.

Sie rief deshalb ihrerseits noch einmal an, erreichte aber nur den Anrufbeantworter und machte sich jetzt erst recht Sorgen.

Natürlich hatte Susans Behauptung, von einem Phantom vergewaltigt worden zu sein, für das eine verschlossene Tür kein Hindernis darstellte, Martie erst einmal aus der Fassung gebracht. Aber Martie pflegte nicht um den heißen Brei herumzureden, und sie war auch nicht sonderlich diplomatisch. Inzwischen musste sie zu einem vernünftigen Schluss gekommen sein – sonst hätte sie angerufen und gesagt, dass sie, um diese haarsträubende Geschichte glauben zu können, überzeugendere Beweise brauchte.

»Ich bin's, Susan«, sprach Susan auf das Band. »Was ist los? Alles in Ordnung bei dir? Glaubst du, dass ich verrückt bin? Wenn ja, macht mir das nichts aus. Ruf mich an!«

Sie wartete noch kurz ab, dann legte sie auf.

Was immer Martie ihr raten würde, konnte im Grunde nicht mehr Erfolg versprechen als ihr eigener Plan mit der Videokamera, also wandte sich Susan wieder ihren Vorbereitungen zu.

Sie stellte ein halb volles Glas Wein auf den Nachttisch, nicht um es zu trinken, sondern als Requisite.

Dann machte sie es sich, einen Berg Kissen im Rücken, mit einem Buch im Bett bequem. Aber sie war zu nervös, um zu lesen.

Eine Weile sah sie sich einen alten Film, *Das unbekannte Gesicht*, im Fernsehen an, konnte sich aber nicht auf die Handlung konzentrieren. Die Wege, die ihre Gedanken gingen, waren düsterer und unheimlicher als alle dunklen Gassen, durch die Bogart und Bacall je geirrt waren.

Im Augenblick hatte Susan das Gefühl, dass ihre sämtlichen Sinne aufs Äußerste geschärft waren, aber sie erinnerte sich auch an Nächte, in denen sie aus quälender Schlaflosigkeit schlagartig in einen unnatürlich tiefen Schlaf gefallen – und von ihrem Peiniger heimgesucht worden war. Sofern sie ohne ihr Wissen unter Drogen gesetzt wurde, konnte sie nicht

voraussehen, wann die Wirkung einsetzte, und sie wollte unter keinen Umständen aufwachen und feststellen, dass sie nicht nur missbraucht worden war, sondern es auch noch versäumt hatte, die Videokamera einzuschalten.

Gegen Mitternacht ging sie zu dem Biedermeier-Blumenständer, tastete im Efeu unter dem Bonsai-Bäumchen nach der Kamera, drückte den Aufnahmeknopf und kehrte ins Bett zurück. Wenn sie um ein Uhr noch wach war, würde sie die Kassette zurückspulen und noch einmal am Bandanfang mit der Aufnahme beginnen, genauso um zwei und um drei Uhr. Falls sie doch irgendwann einschlief, verringerte sich auf diese Weise die Gefahr, dass das Band zu Ende war, bevor der Kerl überhaupt den Raum betrat.

Sie schaltete den Fernseher aus, um das Bild der Beim-Lesen-Eingeschlafenen glaubwürdiger zu machen, aber auch, um etwaige andere Geräusche in der Wohnung besser hören zu können.

Es war im Schlafzimmer noch keine Minute still, und sie war eben im Begriff, das Buch wieder zur Hand zu nehmen, als das Telefon klingelte. In der Annahme, dass es Martie sei, nahm Susan den Hörer ab. »Hallo?«

»Hier spricht Ben Marco.«

Als wäre Ben Marco ein Baumeister, der über Zauberkräfte verfügte und allein kraft seiner Stimme über Stein und Mörtel befehlen konnte, wuchsen um Susans Herz plötzlich Granitmauern, schlossen es ein, drängten seine Kammern zusammen. Und während ihr Herz wie rasend gegen seine Gefängnismauern hämmerte, öffnete sich ihr Geist wie ein Haus, dessen Dach von einem Wirbelsturm davongerissen wurde; ihre Gedanken verflüchtigten sich wie Staub, wie ein hauchzartes Spinnengewebe, und aus der schwarzen Unendlichkeit senkte sich flüsternd ein dunkles Etwas herunter und schlich sich in ihren Kopf, glitt unaufhaltsam, unsichtbar und kalt wie ein Gespenst zuerst durch den Vorhof ihres Bewusstseins und dann weiter

hinunter in immer tiefere Gefilde.

»Ich höre«, sagte Susan zu Ben Marco.

Im selben Augenblick hörte ihr Herz auf zu rasen, und das insektengleiche Kribbeln der Angst in den Adern legte sich.

Und jetzt die Regeln.

»Der Wintersturmwind …«, sagte er.

»Der Sturmwind bist du«, antwortete sie.

»… verbarg sich im Bambushain …«

»Der Hain bin ich.«

»… und dann war es still.«

»In der Stille werde ich erfahren, was getan werden muss«, sagte Susan.

Der Wintersturmwind
verbarg sich im Bambushain
und dann war es still.

Wunderschön.

Kaum war die Litanei der Regeln intoniert, versank Susan in einem Meer der Ruhe: tiefe Stille um sie herum, absolutes Schweigen in ihrem Innern, so vollkommen lautlos wie das unbelebte Nichts in der Sekunde vor der Schöpfung, als Gott noch nicht gesagt hatte: *Es werde Licht.*

Als der Wintersturmwind wieder sprach, schien seine leise, tiefe Stimme nicht aus dem Hörer zu dringen, sondern aus ihrem eigenen Innern. »Sag mir, wo du bist.«

»Im Bett.«

»Ich nehme an, du bist allein. Sag mir, ob ich Recht habe.«

»Du hast Recht.«

»Lass mich ein!«

»Ja.«

»Jetzt sofort.«

Susan legte den Hörer auf, sprang aus dem Bett und eilte durch die dunkle Wohnung.

Trotz ihrer Hast wurde ihr Herzschlag immer langsamer: kräftig, regelmäßig, ruhig.

Die einzige Lichtquelle in der Küche waren die grünlich fahl schimmernden Digitalanzeigen der Uhren an Mikrowelle und Herd. Die tiefdunklen Schatten beeinträchtigten ihre Orientierung nicht. Zu viele lange Monate war diese kleine Wohnung nun schon ihre Welt; sie kannte jeden Winkel so genau, als wäre sie hier blind geboren und aufgewachsen.

Ein Stuhl war unter dem Türknauf verkeilt. Als sie ihn herauszog und zur Seite schob, schürften seine Holzfüße leise quietschend über den gekachelten Fußboden.

Der Haken am Ende der Kette glitt mit einem metallischen Klirren aus dem Schlitz im Messingbeschlag. Als sie losließ, schlugen die Kettenglieder rasselnd gegen den Türrahmen.

Sie entriegelte das erste Sicherheitsschloss. Das zweite.

Sie öffnete die Tür.

Ein Sturmwind war er, und ein winterlicher dazu, wie er dort auf dem Treppenabsatz wartete, ruhig in diesem Moment, aber erfüllt von der Wut eines Orkans, einer Wut, die unaufhörlich in ihm loderte, die er gewöhnlich sorgsam vor der Welt verbarg, die er nur in den intimsten Momenten offenbarte, und als er jetzt über ihre Küchenschwelle trat, packte er sie mit einer Hand am schlanken Hals, drängte sie zurück und stieß die Tür mit dem Fuß hinter sich zu.

30. Kapitel

Die linke und die rechte Arterie, die den Hals und das Gehirn mit Blut versorgen, entspringen aus der Aorta, die ihrerseits von der oberen Wand der linken Herzkammer ausgeht. Unmittelbar aus dem Herzen kommend, ist das Blut, das durch diese beiden Gefäße fließt, sehr sauerstoffreich und wird mit hohem Druck durch die Adern gepumpt.

Die Hand um Susans Kehle geschlossen, die Finger an der linken Halsseite gespreizt, die Daumenkuppe unterhalb des Kieferknochens auf die rechte Arterie gepresst, verharrte Dr. Mark Ahriman etwa eine Minute und erfreute sich an dem kräftigen, gleichmäßigen Pulsschlag. Sie war so herrlich lebendig.

Hätte er sie erwürgen wollen, so hätte er dies tun können, ohne den geringsten Widerstand von ihr befürchten zu müssen. In diesem veränderten Bewusstseinszustand hätte sie ergeben und ohne Protest stillgestanden, während er das Leben aus ihr herauspresste. Sie wäre in die Knie gegangen, sobald ihr die Kräfte schwanden, dann wäre sie, wenn ihre Herzschläge aussetzten, anmutig zu Boden gesunken und hätte ihn mit ihren Blicken um Verzeihung gebeten, dass sie außerstande sei, im Stehen zu sterben, und ihn somit zwang, sich zu ihr auf den Boden zu knien, um sein Werk zu vollenden.

Im Sterben noch würde Susan Jagger bereitwillig jede Haltung einnehmen, die Dr. Ahriman von ihr forderte. Kindliche Bewunderung. Sinnliche Ekstase. Hilflose Wut oder auch sanfte Ergebenheit mit einem Anflug von Staunen in den glasigen Augen – alles, wenn er nur seinen Spaß daran hatte.

Er hatte nicht die Absicht, sie zu töten. Nicht hier, nicht jetzt – wenn auch in absehbarer Zeit.

Sobald der unausweichliche Zeitpunkt gekommen war, würde er Susan allerdings nicht mit eigener Hand das Leben

nehmen, denn er hatte großen Respekt vor der modernen Kriminalistik mit ihren wissenschaftlichen Methoden, die inzwischen für jeden Polizeibeamten Amerikas buchstäblich eine Selbstverständlichkeit waren.

Für die schmutzige Arbeit hatte er seine Handlanger, die den Todesstoß ausführten, sodass auf ihn selbst nie ein Verdacht fiel.

Abgesehen davon bestand für ihn das höchste Glück nicht im Morden und Verstümmeln selbst, sondern in der geschickten Manipulation. Auf den Abzug drücken, mit dem Messer zustoßen, die Würgeschlinge zuziehen – nichts davon konnte ihn so erregen wie der Moment, in dem er einen anderen durch die Kraft seines Willens zwang, diese Gräueltaten stellvertretend für ihn zu verüben.

Macht ist berauschender als Gewalt.

Genauer gesagt, lag sein größter Genuss nicht in dem, was er durch die Ausübung seiner Macht bewirkte, sondern im *Prozess* des Machtausübens selbst. Manipulation. *Kontrolle.* Der Akt der Machtausübung, das Fädenziehen und Zusehen, wie die Menschen nach seiner Pfeife tanzten, war dermaßen befriedigend für Dr. Ahriman, dass in den schönsten Momenten seines Marionettenspiels Wellen des Glücks in ihm aufwallten wie der mächtige Widerhall, der die Türme eines Doms unter den Schlägen seiner massiven Bronzeglocken erbeben lässt.

Er spürte Susans Kehle in seiner Hand, und das erinnerte ihn an einen lange zurückliegenden Zeitpunkt der Euphorie, als ein anderer schlanker, anmutiger Hals von einem Speer durchbohrt worden war, und bei dieser Erinnerung ebbte in den knöchernen Glocken seines Rückgrats ein dröhnendes Geläut auf.

In Scottsdale, Arizona, steht eine palladianische Villa, in der eine gertenschlanke reiche Erbin namens Minette Luckland ihrer Mutter mit einem Hammer den Schädel einschlägt und kurz darauf ihrem Vater eine Kugel in den Rücken jagt, während er sich im Fernsehen die Wiederholung einer Folge von

Seinfeld ansieht und dabei ein Stück Sandkuchen isst. Danach springt sie von der Galerie im ersten Stock, stürzt sechs Meter in die Tiefe und spießt sich mit dem Speer einer Statue von Diana, Göttin des Mondes und der Jagd, auf, die auf einem kannelierten Säulensockel in der Mitte der Eingangsrotunde steht. Im Abschiedsbrief, unverkennbar in Minettes ordentlicher Schrift abgefasst, steht, dass sie seit ihrer Kindheit von beiden Eltern sexuell missbraucht wurde – eine ungeheuerliche Verleumdung, die Dr. Ahriman ihr eingeflüstert hat. Um Dianas Bronzefüße herum: Blutspritzer wie rote Mohnblumenblätter auf weißem Marmor.

Wie Susan jetzt halb nackt in der Küche stand, mit ihren grünen Augen, in denen sich ein schwacher grünlicher Widerschein der Digitaluhr am nahen Herd spiegelte, war sie noch anziehender als die dahingeschiedene Minette. Aber obwohl ihr Gesicht und ihr Körper Gegenstand der Träume hätte sein können, in denen ein Erotomane sich des Nachts in seinem Schweiß wälzte, brachte weniger ihr Aussehen Dr. Ahrimans Blut in Wallungen als das Wissen, dass in ihren biegsamen Gliedern und ihrem geschmeidigen Körper dasselbe tödliche Potenzial wohnte, das er in Scottsdale vor so vielen Jahren entfesselt hatte.

Die rechte Halsschlagader pulsierte unter dem Daumen des Arztes, langsam und träge. Sechsundfünfzig Schläge in der Minute.

Sie hatte keine Angst. Geduldig wartete sie darauf, benutzt zu werden, als wäre sie ein seelenloses Werkzeug – oder, präziser ausgedrückt, ein Spielzeug.

Indem er den Schlüsselnamen *Ben Marco* ausgesprochen und das entscheidende Haiku rezitiert hatte, hatte Ahriman sie in einen veränderten Bewusstseinszustand versetzt. Ein Laie hätte vielleicht von einer *hypnotischen Trance* gesprochen, was bis zu einem gewissen Grad auch zutreffend war. Ein psychologisch geschulter Mensch hätte eine Absenz diagnostiziert, was

der Wahrheit noch näher kam.

Keiner der beiden Begriffe traf den Nagel aber wirklich auf den Kopf.

Nachdem Ahriman das Haiku erst einmal rezitiert hatte, war Susans Ego nachhaltiger und radikaler ausgeschaltet als in einer Hypnose. In diesem eigenartigen Zustand war sie nicht mehr Susan Jagger im Sinne einer vernunftbegabten Person, sondern ein Ding, eine menschliche Maschine, deren Denkapparat eine leere Festplatte war, die darauf wartete, von Ahriman nach dessen Gutdünken programmiert zu werden.

Hätte sie sich im Zustand einer klassischen Absenz befunden, einer schweren Bewusstseinstrübung also, so hätte sie zwar ein paar exzentrische Verhaltensweisen an den Tag gelegt, nicht aber die völlige Passivität, die sie jetzt zeigte.

»Susan«, sagte Dr. Ahriman, »weißt du, wer ich bin?«

»Weiß ich das?«, gab sie mit dünner, unbeteiligter Stimme zurück.

In diesem Zustand war sie nicht imstande, eine offene Frage zu beantworten, sondern wartete, bis er ihr sagte, was er von ihr wollte, was sie tun und wie sie sich dabei fühlen sollte.

»Bin ich dein Psychiater, Susan?«

Im Dunkel des Raums konnte er das Erstaunen in ihren Zügen fast sehen. »Bist du das?«

Bis er sie aus diesem Zustand befreite, würde sie nur auf Befehle reagieren.

»Sag mir deinen Namen«, befahl er.

Diese direkte Anweisung machte es ihr möglich, das Wissen, über das sie verfügte, von sich zu geben. »Susan Jagger.«

»Sag mir, wer ich bin.«

»Dr. Ahriman.«

»Bin ich dein Psychiater?«

»Bist du das?«

»Nenn mir meinen Beruf.«

»Du bist Psychiater.«

Es war kein Leichtes gewesen, diesen Zustand zu erzeugen, der mehr war als eine Trance, aber doch keine richtige Absenz. Es hatte ihm harte Arbeit und große ärztliche Hingabe abverlangt, sie zu diesem willigen Spielzeug umzuformen.

Vor achtzehn Monaten, noch bevor sie zu ihm in psychiatrische Behandlung kam, hatte er ihr bei drei sorgfältig inszenierten Gelegenheiten ohne ihr Wissen ein wirkungsvolles Drogengebräu verabreicht: Rohypnol, Phencyclidin und Valium, plus eine wunderbare zerebrotropische Substanz, die in keiner Arzneimittelliste verzeichnet war. Die Rezeptur stammte von ihm selbst, und er mischte die Zutaten für das Gebräu höchstpersönlich aus den Vorräten seiner heimlichen, illegalen Apotheke, weil die Zusammensetzung genau stimmen musste, wenn es die gewünschte Wirkung haben sollte.

Nicht die Drogen an sich hatten Susan in das gegenwärtige Stadium absoluter Willenlosigkeit versetzt, sondern sie war jedesmal, wenn ihr das Gebräu verabreicht worden war, in einen Zustand verfallen, in dem sie ihre Umgebung nur mit halbem Bewusstsein wahrnahm und vollkommen lenkbar war. In diesem Dämmerzustand hatte Ahriman die Gehirnregionen, die das bewusste Denken steuern, umgehen und ohne Widerstände den Teil ihres Unterbewusstseins ansprechen können, in dem reflexive Konditionierungen stattfinden.

Was er in diesen drei ausgedehnten Sitzungen mit ihr gemacht hatte, wäre in der Sprache der Sensationsreporter und der Verfasser von Spionageromanen wahrscheinlich als Gehirnwäsche bezeichnet worden, aber so neuzeitlich war die Sache nicht. Er hatte das Gebäude ihres Bewusstseins nicht niedergerissen, um es in veränderter Architektur wieder aufzubauen. Ein solches Vorgehen – einstmals sehr beliebt in Ländern wie der Sowjetunion, China und Nordkorea – war viel zu aufwändig und setzte nicht nur voraus, dass man in einer trostlosen Kerkerumgebung ständig Zugang zu dem Opfer hatte, sondern es war auch mit einem wahren Kraftakt an

psychischer Folter verbunden, ganz zu schweigen von dem lästigen Schreien und Flehen des Unglücklichen, das man über sich ergehen lassen musste. Dr. Ahriman hatte zwar einen hohen IQ, aber seine Geduldschwelle war niedrig. Abgesehen davon, waren die Erfolge, die man mit den klassischen Methoden der Gehirnwäsche erzielen konnte, nicht gerade überwältigend, nur selten erreichte man eine totale Kontrolle.

Der Psychiater hatte sich also stattdessen in Susans Unterbewusstsein begeben, in den Keller, wo er eine neue Kammer angelegt hatte – eine geheime Kapelle, wie er es nannte –, deren Existenz ihrem Bewusstsein verborgen blieb. Er hatte sie darauf programmiert, dort einem einzigen Gott zu huldigen, und dieser eine und alleinige Gott war Mark Ahriman höchstpersönlich. Er war ein strenger, archaischer Gott, der bedingungslose Unterwerfung forderte, nicht den leisesten Ungehorsam duldete und Vergehen erbarmungslos bestrafte.

Danach hatte er sie nie wieder unter Drogen gesetzt. Es war nicht mehr nötig. In den drei Sitzungen hatte er die Kontrollmechanismen installiert – den Namen Ben Marco und das Haiku –, die ihr Ego auf der Stelle ausschalteten und sie in dieselben tiefen Gefilde ihrer Psyche eintauchen ließen wie zuvor die Drogen.

In der letzten jener drei Sitzungen hatte er ihr auch die Agoraphobie eingepflanzt. Er fand es eine interessante Krankheit, die ihrem allmählichen Verfall und dem unvermeidlichen Zusammenbruch eine herrlich dramatische Note und eine Menge lustiger Begleiterscheinungen hinzufügen würde. Schließlich ging es um nichts anderes als um seine Unterhaltung.

Die Hand immer noch an Susans Kehle, sagte er jetzt: »Ich glaube, diesmal werde ich nicht ich selbst sein. Irgendetwas Perverses heute. Weißt du, wer ich bin, Susan?«

»Wer bist du?«

»Ich bin dein Vater«, sagte Ahriman.

Sie schwieg.

»Sag mir, wer ich bin«, befahl er.

»Du bist mein Vater.«

»Sag Daddy zu mir«, instruierte er sie.

Ihre Stimme war immer noch teilnahmslos und ohne emotionale Regung, weil er ihr noch nicht eingegeben hatte, welche Gefühle sie angesichts dieses Szenarios haben sollte. »Ja, Daddy.«

Der Puls, den er unter seinem rechten Daumen spürte, beschleunigte sich nicht.

»Sag mir, welche Haarfarbe ich habe, Susan.«

Obwohl es in der Küche so dunkel war, dass sie seine Haarfarbe nicht erkennen konnte, sagte sie: »Blond.«

Ahriman hatte graumeliertes Haar, Susans Vater dagegen war tatsächlich blond.

»Sag mir, welche Farbe meine Augen haben.«

»Grün wie meine.«

Ahrimans Augen waren haselnussbraun.

Ohne die Hand von ihrer Kehle zu nehmen, beugte sich der Arzt zu ihr hinunter und gab ihr einen fast scheuen Kuss.

Ihre Lippen waren halb geöffnet. Sie erwiderte den Kuss nicht; vielmehr verhielt sie sich so teilnahmslos, als wäre sie scheintot oder tief in einem Koma versunken.

Er biss sie spielerisch in die Lippen, dann drang er mit der Zunge in ihren Mund ein und küsste sie so, wie kein Vater seine Tochter je küssen sollte, und obwohl ihre Lippen schlaff blieben und ihr Puls sich nicht beschleunigte, spürte er, wie ihr der Atem in der Kehle stockte.

»Was empfindest du hierbei, Susan?«

»Was soll ich empfinden?«

Während er ihr mit einer Hand über das Haar strich, sagte er: »Tiefe Scham, Demütigung. Entsetzlichen Kummer … und Abwehr dagegen, vom eigenen Vater so benutzt zu werden. Du fühlst dich schmutzig, erniedrigt. Bist aber doch gehorsam,

bereit zu tun, was dir gesagt wird … weil es dich gegen deinen Willen auch erregt. Du spürst ein unnatürliches, gieriges Verlangen, das du gern leugnen würdest, gegen das du dich aber nicht wehren kannst.«

Abermals küsste er sie, und diesmal versuchte sie, den Kuss abzuwehren; doch dann gab sie nach, und ihre Lippen wurden weich, öffneten sich. Sie stemmte die Hände gegen seine Brust, um ihn von sich zu stoßen, aber ihre Gegenwehr war schwach, kindlich.

Der Puls unter seinem Daumen raste wie der eines Hasen, dem die Meute dicht auf den Fersen ist.

»Daddy, nicht.«

Der grünliche Widerschein in Susans Augen hatte sich mit einem wässrigen Glitzern überzogen.

Diese schimmernde Tiefe verströmte einen zarten Wohlgeruch, leicht bitter, salzig, und der vertraute Duft bewirkte, dass in dem Arzt eine wilde Lust aufwallte.

Er ließ die rechte Hand von ihrer Kehle zur Taille hinuntergleiten und presste sie an sich.

»Bitte«, flüsterte sie, und es gelang ihr, in dieses eine Wort Protest und eine wankelmütige Aufforderung zugleich zu legen.

Ahriman atmete tief durch, dann streifte er mit den Lippen ihr Gesicht. Die Verlässlichkeit seines Raubtierinstinkts wurde bestätigt: Ihre Wangen waren feucht und salzig.

»Wunderbar.«

Mit schnellen, flüchtigen Küssen befeuchtete er sich an ihren Tränen die Lippen und kostete dann mit der Zungenspitze den Geschmack, der auf ihnen lag.

Mit beiden Händen hob er sie jetzt an der Taille hoch und trug sie ein Stück weit, bis er sie mit dem Körper an den Kühlschrank presste.

»Bitte«, wiederholte sie, und noch einmal: »Bitte«, das brave Kind, so hin und her gerissen, dass sich die Lust und die Angst

in ihrer Stimme die Waage hielten.

Das Weinen war weder mit hörbaren Schluchzern noch mit Wimmern unterlegt, und der Arzt genoss dieses lautlose Strömen und suchte einen Durst zu löschen, der unstillbar war. Er leckte eine salzige Perle aus ihrem Mundwinkel, leckte noch eine Perle vom Rand ihres bebenden Nasenflügels, und dann sog er die Tropfen, die ihre Wimpern säumten, so gierig und genießerisch in sich ein, als wäre es seine einzige Nahrung für einen ganzen Tag.

Er löste die Hände von ihrer Taille, trat einen Schritt zurück und sagte: »Geh in dein Schlafzimmer, Susan.«

Ein geschmeidiger Schatten, bewegte sie sich fließend wie ein heißer Tränenstrom, klar und bitter.

Voller Bewunderung für ihren anmutigen Gang folgte ihr der Arzt zu ihrem Bett in der Hölle.

31. Kapitel

Valet träumte wahrscheinlich von einer Horde Kaninchen, so heftig zuckte und schnaufte er im Schlaf, während Martie wie eine Totenskulptur auf einem Katafalk völlig reglos auf dem Bett lag.

Angesichts der turbulenten Ereignisse dieses Tages war es erstaunlich, dass sie so fest schlafen konnte. Es erinnerte Dusty an Skeets tiefen Schlaf in der New-Life-Klinik.

Die vierzehn Notizzettel vor sich, die er in Skeets Küche gefunden hatte, saß er barfuß, in Jeans und T-Shirt, im Bett und studierte noch einmal nachdenklich sämtliche neununddreißig Varianten des Namens *Dr. Yen Lo*.

Als er ihn ausgesprochen hatte, hatte dieser Name bei Skeet offensichtlich einen Schock ausgelöst und ihn in einen Dämmerzustand versetzt, in dem er jede Frage mit einer Gegenfrage beantwortet hatte. Während sich seine geöffneten Augen hin und her bewegt hatten wie in einer REM-Schlafphase, hatte er ausschließlich auf Fragen reagiert – wenn auch mit ziemlich kryptischen Äußerungen –, die als Feststellungen oder Befehle formuliert waren. Als Dusty die Geduld verloren und entnervt zu ihm gesagt hatte: *Ach, lass mich in Ruhe und schlaf ein*, war Skeet so plötzlich weggetreten wie ein Narkoleptiker, der sofort reagiert, wenn in seinem Gehirn ein bestimmter elektrochemischer Reiz ausgelöst wird.

Ein Aspekt an Skeets unerklärlichem Verhalten interessierte Dusty im Augenblick ganz besonders: die Tatsache, dass der Junge keinerlei Erinnerung daran hatte, was von dem Augenblick, in dem er den Namen *Dr. Yen Lo* hörte, bis zu seinem Einschlafen auf Dustys arglosen Befehl hin, passiert war. Möglicherweise war eine selektive Amnesie die Ursache. Aber auf Dusty hatte es eher so gewirkt, als hätte Skeet während ihres Gesprächs einen völligen Blackout gehabt.

Auch Martie hatte von dem Gefühl gesprochen, dass bestimmte Zeitabschnitte des Tages in ihrer Erinnerung »fehlten«, obwohl sie nicht sagen konnte, wann genau es zu diesen Lücken gekommen war. Sie war mehrere Male ins Wohnzimmer zurückgekehrt, aus Angst, das Haus könnte in die Luft fliegen, weil sie den Gashahn im Kamin, nicht aber die Zündflamme eingeschaltet zu haben glaubte. Obwohl sich jedesmal herausgestellt hatte, dass der Gashahn geschlossen war, konnte sie sich des unangenehmen Gefühls nicht erwehren, ihre Erinnerung sei von Löchern zerfressen wie ein Wollschal, in dem sich die Motten eingenistet hatten.

Dusty hatte den Blackout seines Bruders aus nächster Nähe miterlebt. Und er spürte, dass Marties Befürchtung, sich an bestimmte Zeitspannen dieses Tages nicht zu erinnern, begründet war.

Vielleicht war das die Verbindung.

Es war ein denkwürdiger Tag. Die beiden Menschen, die Dusty am nächsten standen, hatten zwar unterschiedliche, aber gleichermaßen dramatische abnormale Verhaltensweisen an sich erlebt. Die Wahrscheinlichkeit, dass es innerhalb kurzer Zeit in einer Familie gleich zweimal zu einem dermaßen schweren – wenn auch vorübergehenden – psychischen Zusammenbruch kam, war vermutlich geringer als die Chance, sechs Richtige im Lotto zu haben und außerdem noch den Jackpot zu knacken.

Wahrscheinlich hätte der durchschnittliche Zeitgenosse unseres schönen neuen Jahrtausends alles für einen unangenehmen Zufall gehalten. Allenfalls hätte er darin eines der seltsamen Muster gesehen, die das unermüdlich sich drehende Räderwerk des Universums manchmal als zufälliges Nebenprodukt seiner sinnlosen Plackerei hervorbringt.

Für Dusty jedoch, der hinter allem, von der Farbe der Osterglocken bis zu der überschäumenden Freude, mit der Valet einem Ball nachrannte, einen unergründlichen Plan sah, gab es

keine Zufälle. Der Zusammenhang war faszinierend – wenn auch schwer zu ergründen. Und beängstigend.

Er legte Skeets Zettel auf den Nachttisch und nahm einen Notizblock zur Hand. Auf das oberste Blatt hatte er in Druckbuchstaben die Zeilen des Haiku geschrieben, die sein Bruder als *Regeln* bezeichnet hatte.

Klare Kaskaden
zersprühen in den Wellen
Kiefernnadeln blau.

Die Wellen waren Skeet. Seiner Aussage zufolge waren die Kiefernnadeln Missionen. Die klaren Kaskaden waren Dusty oder Yen Lo, vielleicht aber auch jeder beliebige Mensch, der das Haiku in Skeets Gegenwart rezitierte.

Anfangs hatte Dusty alles, was Skeet gesagt hatte, für sinnloses Kauderwelsch gehalten, aber je länger er darüber nachdachte, umso mehr hatte er das Gefühl, dass ein System und ein Sinn dahinter steckten, die es nun zu enträtseln galt. Aus unerfindlichen Gründen begann er in dem Haiku eine Art Mechanismus zu vermuten, ein einfaches Instrument, dessen Wirkung vielleicht mit der einer Drucksprühpistole für Farben oder einer Nagelpistole vergleichbar war.

Hätte man einem Zimmermann des vorindustriellen Zeitalters eine Nagelpistole in die Hand gedrückt, so hätte dieser möglicherweise geahnt, dass es sich um ein Werkzeug handelte, aber ganz sicher hätte er nicht begriffen, wie und zu welchem Zweck es benutzt wurde – bis er sich rein zufällig einen Nagel durch den Fuß gejagt hätte. Die Vorstellung, Skeet unter Umständen mit dem Haiku ungewollt psychischen Schaden zuzufügen, erschreckte Dusty. Er beschloss, erst einmal dieses Werkzeug gründlich unter die Lupe zu nehmen, bis er dessen Funktionsweise verstand, bevor er eine Entscheidung darüber traf, ob er dessen Wirkung auf Skeet näher erforschen sollte

oder nicht.

Missionen.

Um den Sinn und Zweck des Haiku begreifen zu können, musste er zumindest verstehen, was Skeet mit diesem Wort gemeint hatte.

Dusty war sicher, dass er sich an den genauen Wortlaut des Haiku und an Skeets eigenartige Interpretation desselben erinnerte, weil er mit einem überaus verlässlichen fotografischen und auditiven Gedächtnis gesegnet war, das ihn mit einem annehmbaren Notendurchschnitt durch die höhere Schule und das erste Studienjahr gebracht hatte, bevor ihm die Erkenntnis gedämmert war, dass ein Leben als Maler und Lackierer mehr Erfüllung für ihn versprach als eine akademische Laufbahn.

Missionen.

Dusty suchte nach Assoziationen und Worten mit verwandter Bedeutung. *Auftrag. Aufgabe. Pflicht. Job. Berufung. Beruf. Kirche.*

Nichts von alledem brachte ihn in seinen Überlegungen weiter.

Valet stieß auf seinem Lammfelllager ein leises Winseln aus, als wären den Kaninchen seiner Träume Reißzähne gewachsen und sie hätten die Rolle der Jagdhunde übernommen, von denen er nun seinerseits gehetzt wurde.

Die leisen Wimmertöne des Hundes reichten nicht, um Martie aus ihrem bleiernen Schlaf zu wecken.

Manchmal konnten Valets Albträume jedoch so schlimm werden, dass er mit angstvollem Gebell daraus aufschreckte.

»Ruhig, Junge. Ganz ruhig«, flüsterte Dusty.

Selbst im Traum schien der Retriever die Stimme seines Herrchens zu vernehmen, denn er hörte augenblicklich auf zu winseln.

»Ruhig. Brav, Valet. Braver Junge.«

Der Hund wachte nicht auf, aber sein buschiger Schwanz

fegte ein paarmal auf dem Lammfell hin und her, bevor er ihn wieder einrollte.

Während Martie und der Hund friedlich schliefen, schoss Dusty plötzlich kerzengerade von seinem Kissenberg hoch, aufgerüttelt von einer Erinnerung, die ihn den bloßen Gedanken an Schlaf vergessen ließ. Auch beim Grübeln über das Haiku wäre er sicherlich nicht eingeschlafen, aber jetzt war er so hellwach, dass es ihm vorkam, als hätte er eben noch vor sich hin gedämmert. Alle seine Sinne waren in Alarmbereitschaft, er fühlte sich so kalt, als wäre sein Rückenmark zu Eiswasser geworden.

Ihm war ein bestimmtes Erlebnis in den Sinn gekommen, das er an diesem Tag mit dem Hund gehabt hatte.

Valet steht, geduldig mit seinem zotteligen Schwanz wedelnd, an der Verbindungstür zwischen Küche und Garage, bereit, Dusty auf seinem Ausflug zu Skeets Wohnung zu begleiten, während Dusty in einen Nylonanorak mit Kapuze schlüpft.

Das Telefon klingelt. Jemand, der ihm ein Abonnement für die L. A. Times *aufschwatzen will.*

Nach wenigen Sekunden hängt er den Hörer des Wandtelefons wieder ein, und als er sich umdreht, stellt er fest, dass Valet nicht mehr vor der Garagentür steht, sondern auf der Schwelle liegt, als wären inzwischen mindestens zehn Minuten vergangen, als hätte der Hund längere Zeit gedöst.

»Du hattest eine Powerdosis Hühnchen-Protein, Goldlöckchen. Lass mal ein bisschen Energie sehen!«

Mit einem leidvollen Seufzer steht Valet auf.

Als wäre die Szene, die sich in seinem Kopf abspielte, dreidimensional, konnte Dusty sich darin bewegen und den Retriever ganz genau beobachten. Er sah ihn jetzt sogar deutlicher als in der realen Situation: In der Rückschau erkannte er, dass der Hund ohne Zweifel tatsächlich *geschlafen* hatte.

Trotz seines eidetischen und auditiven Gedächtnisses konnte er sich nicht erinnern, ob es sich bei der Person am Telefon um

einen Mann oder eine Frau gehandelt hatte. Er hatte keinerlei Erinnerung daran, was er selbst oder die andere Person am Telefon gesagt hatte, lediglich das vage Gefühl, dass jemand versucht hatte, ihm ein Zeitschriftenabonnement anzudrehen.

Er hatte diese für ihn untypische Gedächtnislücke zu jenem Zeitpunkt auf den Stress zurückgeführt. Ein Kopfsprung von einem Dach, mit ansehen zu müssen, wie der eigene Bruder einen Nervenzusammenbruch erleidet: Was konnte man anderes erwarten, als dass der Verstand durcheinander geriet?

Wenn das Telefongespräch aber nicht nur ein paar Sekunden, sondern fünf oder gar zehn Minuten gedauert hatte, konnte er unmöglich mit einem Werbevertreter der *Times* geredet haben. Worüber hätten sie sich so lange unterhalten sollen? Schriftarten? Druckkosten? Johannes Gutenberg – cooler Typ, der Knabe! – und die Erfindung des Buchdrucks? Den ungeheuren praktischen Nutzen der *Times* als Apportier-Erziehungshilfe in Valets Kindertagen, ihre bemerkenswerte Saugfähigkeit, ihre dankenswerten Dienste als umweltfreundliches, vollständig biologisch abbaubares Hundekot-Entsorgungsmaterial?

In den Minuten, in denen Valet sich zu einem Nickerchen an der Verbindungstür niedergelegt hatte, musste Dusty entweder mit jemand anders am Telefon gesprochen haben als mit einem Zeitschriftenwerber, oder das Telefonat hatte nur wenige Sekunden gedauert, und er hatte sich in der restlichen Zeit mit etwas anderem beschäftigt.

Aber er konnte sich nicht erinnern, womit.

Eine Erinnerungslücke.

Ausgeschlossen. Ich doch nicht.

Fleißig krabbelnde Ameisen, geschäftige Heerscharen, von dringenden Zielen getrieben, schwärmten an seinen Beinen hoch, die Arme hinunter und über den Rücken, und obwohl er wusste, dass in seinem Bett keine Invasion der Ameisen stattfand, dass es nur die Nervenenden waren, die ihm einen gigantischen Anfall von Gänsehaut anzeigten, wischte er sich hek-

tisch über Arme und Nacken, als gelte es, ein Heer sechsbeiniger Soldaten in die Flucht zu schlagen.

Außerstande, stillzusitzen, glitt er leise aus dem Bett. Er konnte aber auch nicht stillstehen, und so wanderte er im Zimmer auf und ab. Weil hier und da eine Holzdiele unter dem Teppichboden knarrte, er also nicht leise umhergehen konnte, schlüpfte er wieder ins Bett zurück und blieb endlich reglos sitzen. Auf der Haut kribbelten jetzt keine Ameisen mehr. Etwas anderes kroch jedoch heimlich über die Windungen seines Gehirns: ein unbekanntes und unangenehmes Gefühl der Verwundbarkeit, eine Ahnung, so unheimlich wie die Fälle in *Akte X*, dass etwas Unbekanntes, etwas Rätselhaftes und Feindseliges in sein Leben getreten war.

32. Kapitel

Tränenfeuchte, gerötete Wangen, weiße Baumwolle über süßen Rundungen, züchtig geschlossene nackte Knie. Susan saß auf der Bettkante und wartete.

Ihr gegenüber, auf der anderen Seite des Raums, saß Ahriman in einem mit pfirsichfarbener Moiréseide bezogenen Sessel. Er hatte keine Eile.

Schon als kleiner Junge hatte er begriffen, dass kein grundlegender Unterschied zwischen dem billigsten Spielzeug und den kostspieligen Oldtimern seines Vaters bestand. Es machte ebenso viel Spaß, diese Dinge mit Muße zu betrachten – ihre schönen Linien und jedes liebevolle Detail zu bewundern –, wie sie zu benutzen. Ja, um ein Spielzeug wirklich zu besitzen, um sein würdiger Meister zu sein, musste man nicht nur die Faszination seiner Funktion begreifen, sondern auch die Kunst, die sich in seiner Form ausdrückte.

Die Kunst in Susan Jaggers Form hatte zweierlei Aspekte: einen äußeren, der auf der Hand lag, und einen inneren. Ihr Gesicht und ihr Körper waren außergewöhnlich schön. Aber auch in ihrem Geist lag Schönheit – in ihrem Wesen und in ihrem Verstand.

Auch als Spielzeug hatte sie zweierlei Funktionen, und deren erste war sexueller Natur. Heute und noch ein paar Nächte lang würde Ahriman sich ihrer hemmungslos und ausgiebig bedienen.

Ihre zweite Funktion bestand darin, angemessen zu leiden und zu sterben. Als Spielzeug hatte sie ihm schon beträchtliche Freude bereitet mit ihrem ebenso tapferen wie aussichtslosen Kampf gegen die Agoraphobie, ihrer Angst und Verzweiflung, köstlich wie Marzipan. Die mutige Entschlossenheit, mit der sie sich ihren Humor zu bewahren und ihr Leben zurückzugewinnen suchte, war mitleiderregend und darum umso reizvoller. In Kürze würde er ihre Phobie verstärken und sie in eine

solche Verwirrung stürzen, dass sie rasch und unwiderruflich dem Ende entgegenging, und dann würde er die letzte – und höchste – Erregung auskosten, die sie ihm verschaffen konnte.

Jetzt saß sie scheu und mit Tränen in den Augen da, im Widerspruch der Gefühle, die das Bild des bevorstehenden Inzests in ihr auslöste, abgestoßen und doch erfüllt von einer perversen, süßen Lust, genau wie er es ihr eingegeben hatte. Zitternd.

Von Zeit zu Zeit bewegten sich ihre Augen schnell hin und her, das verräterische REM-Signal, welches das tiefste Stadium der Persönlichkeitsunterdrückung anzeigte. Es lenkte den Arzt ab und beeinträchtigte ihre Schönheit.

Da Susan die Rollen bereits kannte, die in dieser Nacht gespielt wurden, da sie wusste, was in diesem erotischen Szenario von ihr erwartet wurde, holte Ahriman sie ein Stück weit zur Oberfläche zurück, wenn auch nicht annähernd bis zur Ebene des vollen Bewusstseins. Gerade so weit, dass die REM-Phasen aufhörten.

»Susan, ich möchte, dass du jetzt die Kapelle verlässt«, sagte er in Anspielung auf den imaginären Raum in der tiefsten Tiefe ihres Unterbewusstseins, in den er sie zum Zweck der Programmierung geführt hatte. »Komm heraus und steig die Treppe herauf, aber nicht zu weit, nur bis zum nächsten Absatz, wo ein bisschen mehr Licht hinkommt. Da, genau da.«

Ihre Augen waren wie klare Seen, auf die graue Wolken ihre trüben Schatten warfen und die, von ein paar schwachen Sonnenstrahlen berührt, plötzlich größere Tiefe gewannen.

»Was du da trägst, wirkt immer noch anziehend auf mich«, sagte er. »Weiße Baumwolle. Die Schlichtheit.« Bei einem seiner zurückliegenden Besuche hatte er sie angewiesen, sich in dieser Art zu kleiden, bis er sich etwas anderes einfallen lassen würde; der Anblick erregte ihn. »Die Unschuld. Reinheit. Wie ein Kind und doch so unglaublich reif.«

Die Rosen auf ihren Wangen erblühten in noch kräftigerem Rot, und sie schlug sittsam die Augen nieder. Tränen der

Scham bebten wie Tautropfen auf den Blütenblättern ihrer Röte.

Wenn sie es wagte, den Blick auf den Arzt zu richten, sah sie ihren Vater. So groß war die Suggestivkraft seiner eindringlichen Worte, wenn er im Heiligtum ihrer inneren Kapelle zu ihr sprach.

Später, wenn sie fertig waren mit Spielen, würde er ihr befehlen, alles zu vergessen, was von dem Moment seines Anrufs bis zu der Sekunde, in dem er die Tür ihrer Wohnung hinter sich schloss, passiert war. Sie würde sich weder an seinen Besuch noch an die Inzestfantasien erinnern.

Er konnte sich jedoch, wenn er Lust hatte, für Susan eine detaillierte Geschichte des sexuellen Missbrauchs durch ihren Vater ausdenken. Es würde viele Stunden dauern, die Fäden dieser schaurigen Erfindung in das Gespinst ihrer realen Erinnerungen einzuweben, aber wenn das erst einmal geschehen war, konnte er ihr befehlen, an den langjährigen Missbrauch zu glauben und das verdrängte Trauma in den Therapiesitzungen mit ihm allmählich »zutage zu fördern«.

Wenn sie dann zur Polizei ging und ihren Vater anzeigte, und man forderte sie auf, sich einem Lügendetektortest zu unterziehen, so würde sie alle Fragen mit unerschütterlicher Überzeugung und dem genau richtigen Maß an innerer Erregung beantworten. Atmung, Blutdruck, Puls und Schweißabsonderung der Haut würden jeden Ermittlungsbeamten, der den Test überwachte, vom Wahrheitsgehalt ihrer Worte überzeugen, weil sie selbst absolut sicher war, dass ihre scheußlichen Anschuldigungen bis ins kleinste Detail den Tatsachen entsprachen.

Ahriman hatte allerdings nicht die Absicht, ein solches Spiel mit ihr zu treiben. Bei zwei anderen Opfern hatte es ihm Spaß gemacht; aber inzwischen hatte er die Lust daran verloren.

»Sieh mich an, Susan!«

Sie hob den Kopf. Als ihre Augen sich trafen, fühlte sich der

Arzt an ein Gedichtfragment von e e cummings erinnert: *In deinen Augen lebt/ein grünes ägyptisches Rauschen.*

»Das nächste Mal«, sagte er, »bringe ich wieder meine Videokamera mit und wir nehmen noch einen Film auf. Erinnerst du dich an den ersten, den ich von dir gemacht habe?«

Susan schüttelte den Kopf.

»Weil ich dir verboten habe, dich daran zu erinnern. Du hast dich derartig erniedrigt, dass die Erinnerung daran vielleicht Selbstmordgedanken bei dir ausgelöst hätte. Für einen Selbstmord ist die Zeit aber noch nicht gekommen.«

Ihr Blick wanderte von ihm weg. Sie sah zu dem Bonsai-Bäumchen in der Schale auf dem Biedermeier-Blumenständer hinüber.

»Wir machen noch eine Kassette als Erinnerung an dich«, sagte er. »Das nächste Mal. Ich habe mir dafür etwas ganz Besonderes ausgedacht. Das nächste Mal wirst du ein sehr schmutziges kleines Mädchen sein, Susie. Dagegen wird das erste Band wie ein Disney-Film wirken.«

Es war nicht gerade klug von ihm, seine grausamsten Marionettenspiele auf Videobändern zu dokumentieren. Zwar bewahrte er dieses Belastungsmaterial – das sich gegenwärtig auf 121 Videokassetten belief – in einer verschlossenen und vor neugierigen Blicken sicher verborgenen Geheimkammer auf, aber wenn die falschen Leute Wind von seiner Existenz bekamen, würden sie sein Haus Diele für Diele und Stein für Stein niederreißen und nicht ruhen, bis sie sein geheimes Archiv gefunden hatten.

Er nahm dieses Risiko aber auf sich, weil er im Grunde seines Herzens ein sentimentaler Mensch war, erfüllt von einer nostalgischen Sehnsucht nach alten Zeiten, alten Freunden, abgelegten Spielsachen.

Das Leben gleicht einer Zugfahrt, und an jedem Bahnhof, den wir passieren, steigen Menschen aus, die uns wichtig sind und die wir nie wieder sehen werden, bis wir am Ende der

Reise in einem Abteil sitzen, dessen Bänke fast völlig verwaist sind. Diese Erkenntnis machte den Arzt nicht weniger traurig als andere Menschen, die einen Hang zur Nachdenklichkeit haben – obwohl sein Kummer zugegebenermaßen anderer Natur war.

»Sieh mich an, Susan!«

Sie sah weiter unverwandt die Topfpflanze auf dem Blumenständer an.

»Sei nicht störrisch. Sieh deinen Vater an, *auf der Stelle!*«

Ihr tränenverschwommener Blick löste sich von dem filigranen Bäumchen, und mit dem Blick sandte sie die flehentliche Bitte aus, ihr wenigstens ein letztes Quäntchen Würde zuzugestehen, eine Bitte, die Dr. Ahriman amüsiert und erfreut zur Kenntnis nahm, gleichwohl aber in den Wind schlug.

Zweifellos würde der sentimentale Arzt, wenn Susan Jagger erst tot war, einen Abend lang liebevoll an sie denken, und dann würde ihn eine wehmütige Sehnsucht überkommen, noch einmal ihre melodische Stimme zu hören, ihr anmutiges Gesicht zu sehen, die schönen Zeiten, die sie miteinander hatten, noch einmal zu durchleben. Das war seine Schwäche.

An jenem Abend würde er sich selbst verwöhnen, indem er Zuflucht bei seinem Videoarchiv suchte. Es würde ihn mit einem warmen Glücksgefühl erfüllen, Susan in Situationen zu sehen, die so schmutzig und abstoßend waren, dass sie sich darin kaum weniger dramatisch veränderte als ein Werwolf bei Vollmond. In diesem Pfuhl der Obszönität würde ihre strahlende Schönheit bis an den Punkt verblassen, an dem der Arzt das archaische Tier deutlich sehen konnte, das in ihr wohnte, die urzeitliche Kreatur, auf dem Bauch kriechend und doch verschlagen, ängstlich und beängstigend zugleich, ein bis in sein Innerstes dunkles Wesen.

Abgesehen davon, würde er diese Filme selbst dann aufbewahren, wenn es ihm nicht solches Vergnügen bereiten würde, sie zu betrachten, weil er nämlich eine unverbesserliche Samm-

lernatur war. Jeder einzelne Raum in seinem großen Haus war ein Museum, gewidmet den Schätzen, die er im Lauf der Jahre so unermüdlich zusammengetragen hatte: Armeen von Spielzeugsoldaten; hübsche handbemalte Spritzguss-Spielzeugautos; mechanische Spardosen mit automatischem Münzeinwurf; Spiele mit Tausenden kleiner Plastikfigürchen, von römischen Gladiatoren bis zu futuristisch anmutenden Astronauten.

»Steh auf, Mädchen!«

Sie erhob sich vom Bett.

»Dreh dich um!«

Langsam drehte sie sich um, ganz langsam, damit er sie begutachten konnte.

»O ja«, sagte er, »für die Nachwelt will ich mehr von dir auf Band. Und das nächste Mal vielleicht ein bisschen Blut, eine harmlose kleine Selbstverstümmelung. Ja, Körperflüssigkeiten könnten überhaupt das Thema sein. Sehr schmutzig, sehr degeneriert. Das dürfte lustig sein. Du bist sicher auch dieser Meinung.«

Wieder wanderte ihr Blick von seinen Augen zu dem Bonsai-Bäumchen, aber es war nicht ein vom Bewusstsein gesteuerter Ungehorsam, denn sie sah ihn sofort wieder an, als er es ihr befahl.

»Sag mir, ob du glaubst, dass es lustig wäre«, sagte er mit Nachdruck.

»Ja, Daddy. Sehr lustig.«

Er befahl ihr, sich auf alle viere niederzulassen, worauf sie sich auf den Boden kniete.

»Komm zu mir gekrochen, Susan!«

Wie eine aufgezogene Spielzeugfigur, als hätte sie eine Münze zwischen den Zähnen und müsste einer vorgeschriebenen Spur zum Einwurfschlitz folgen, kroch sie auf den Sessel zu, naturalistisch aufgemalte Tränen im Gesicht, ein herrliches Exemplar ihrer Art, ein Prunkstück, bei dessen Anblick das Herz jedes Sammlers höher geschlagen hätte.

33. Kapitel

Der »Moment, in dem er den dösenden Hund bemerkte« war wie abgeschnitten von dem ihm vorausgegangenen »Moment, in dem das Küchentelefon klingelte«, und so oft Dusty die Szene auch im Geist abspulte, es gelang ihm nicht, die Enden der beiden zertrennten Fäden seines Tages wieder zu verknoten.

Er ließ das Geschehen eben zum x-ten Mal ablaufen und bemühte sich, die Erinnerungslücke zu schließen, indem er sich ganz auf das schwarze Loch konzentrierte, das zwischen dem Hörerabnehmen und dem Auflegen klaffte, als Martie im Schlaf zu stöhnen begann.

»Ganz ruhig. Es ist alles in Ordnung. Ganz ruhig«, flüsterte er und legte ihr sachte die Hand auf die Schulter, um durch seine sanfte Berührung und die leisen Worte den Albtraum zu vertreiben und sie wieder in einen friedlichen Schlaf zu lullen, wie er es zuvor auch mit Valet getan hatte.

Aber sie war nicht zu beschwichtigen. Ihr Stöhnen ging in Wimmern über, ein Zittern durchlief sie, während sie mit kraftlos zuckenden Füßen die Zudecke abzustreifen versuchte, und dann wurden aus dem Gewimmer gellende Schreie, und als sie, wild um sich schlagend und die Decke von sich schleudernd, senkrecht in die Höhe fuhr, schrie sie nicht mehr vor Angst, sondern sie würgte krampfhaft, als müsste sie sich erbrechen, und wischte sich dabei, wie angeekelt von einer Speise, die man ihr bei einem Traumbankett vorgesetzt hatte, immer wieder mit beiden Händen über den Mund.

Dusty, der fast so abrupt aufgesprungen war wie Martie und jetzt um das Bett herum lief, registrierte aus den Augenwinkeln, dass Valet ebenfalls hellwach war.

Sie fuhr zu ihm herum. *»Bleib weg von mir!«*

In ihrer Stimme schwang eine so heftige Erregung, dass Du-

sty augenblicklich stehen blieb, während der Hund mit gesträubtem Rückenfell zu zittern begann.

Martie hörte auf, sich über den Mund zu wischen, und betrachtete stattdessen ihre Hände, als fürchtete sie, dass Blut daran klebte – das vielleicht nicht ihr eigenes war. »O Gott, o mein Gott.«

Dusty wollte auf sie zugehen, aber sie flehte ihn noch heftiger als zuvor an, keinen Schritt näher zu kommen. »Du darfst mir nicht trauen, bleib weg von mir, glaub ja nicht, du könntest in meine Nähe kommen!«

»Es war nur ein Albtraum.«

»Das hier *ist* der Albtraum.«

»Martie …«

Sie krümmte sich zusammen, und die Erinnerung an ihren Traum löste ein neuerliches krampfhaftes Würgen aus, dann stieß sie in ihrer Qual und ihrem Ekel einen verzweifelten Seufzer aus.

Dusty schlug ihre Warnung in den Wind und trat zu ihr. Als er jedoch die Hand nach ihr ausstreckte, zuckte sie heftig zurück und versuchte ihn von sich zu stoßen. »*Trau* mir nicht! Sei vorsichtig, um Himmels willen!«

Um nicht an ihm vorbeilaufen zu müssen, kroch sie wie ein Affe auf allen vieren über das zerwühlte Bett, sprang auf der anderen Seite heraus und stürzte ins Badezimmer.

Der Hund gab einen kurzen, durchdringenden Klageton von sich, der Dusty durch Mark und Bein ging und ihn mit einer Angst erfüllte, wie er sie noch nie erlebt hatte.

Es erschreckte ihn mehr als beim ersten Mal, sie in diesem Zustand zu sehen. Einmal konnte man einen solchen Anfall als ein sich nicht wiederholendes Vorkommnis abtun. Beim zweiten Mal ergab es ein Muster. Ein Muster deutete in die Zukunft.

Er folgte Martie ins Badezimmer und sah sie dort am Waschbecken stehen. Die Tür des Arzneischränkchens, das sie zuvor

offensichtlich geöffnet hatte, fiel gerade von allein zu.

»Es muss wohl schlimmer gewesen sein als sonst«, sagte er.

»Was?«

»Der Albtraum.«

»Es war nicht derselbe, nicht annähernd so harmlos wie der vom Blättermann«, sagte sie, hatte aber offensichtlich nicht die Absicht, näher auf das Thema einzugehen.

Mit der Daumenkuppe schnippte sie den Deckel von einem Fläschchen starker, aber rezeptfreier Schlaftabletten, die sie eigentlich selten benutzte. Ein Hagelschauer kleiner blauer Kapseln rieselte in ihre geöffnete Linke.

Im ersten Moment glaubte Dusty, sie wolle sich mit einer Überdosis vergiften, was aber lächerlich war, weil selbst der Inhalt einer ganzen Flasche vermutlich nicht gereicht hätte, sie umzubringen – und weil ihr außerdem klar sein musste, dass er ihr die Tabletten aus der Hand geschlagen hätte, bevor sie eine solche Menge schlucken konnte.

Sie ließ jedoch einen Großteil der Kapseln wieder in die Flasche zurückprasseln. Drei behielt sie in der Hand.

»Zwei sind die Höchstdosis«, sagte er.

»Die Höchstdosis ist mir scheißegal. Ich habe vor, mich auszuknocken. Ich muss schlafen, mich ausruhen, aber so einen Traum will ich nicht noch mal erleben, nie wieder.«

Ihr schwarzes Haar war schweißnass und klebte ihr in wirren Strähnen am Kopf wie die Schlangen auf dem Haupt der Gorgonen, die sie im Traum verfolgt haben mochten. Ungeheuer, die sie mit den Pillen zu bezwingen gedachte.

Sie ließ Wasser in ein Trinkglas rauschen, dann spülte sie die drei Kapseln mit einem großen Schluck hinunter.

Dusty, der neben ihr stand, hinderte sie nicht daran. Drei Tabletten waren kein Grund, den Notarzt zu rufen, um ihr den Magen auspumpen zu lassen, und eine leichte Benommenheit am kommenden Morgen hatte vielleicht den Vorteil, dass sie dann auch ein wenig ruhiger sein würde.

Es erschien ihm nicht ratsam, sie darauf hinzuweisen, dass ein tieferer Schlaf sie möglicherweise nicht vor schlechten Träumen schützen würde. Selbst wenn sie in den Drachenarmen schrecklicher Albträume schlief, würde sie morgens ausgeruhter sein, als wenn sie überhaupt keinen Schlaf fand.

Als Martie das Glas absetzte, sah sie ihr Bild im Spiegel. Der Anblick, der sich ihr bot, jagte ihr den Schauer über den Rücken, der sich beim Trinken des eiskalten Wassers nicht hatte einstellen wollen.

Wie ein See das Blau im Winterfrost verliert, hatte Marties Gesicht in der Kälte ihrer Angst alle Farbe verloren. Die Wangen hell und durchsichtig wie Eis. Die Lippen mehr lila als rot, mit trockenen, zinkgrauen Hautfetzen, die sich vom heftigen Reiben mit den Händen gelöst hatten.

»O Gott, sieh dir das an, das bin ich«, sagte sie. »Sieh es dir an!«

Dusty wusste, dass sie weder von ihrem schweißnassen, wirren Haar noch von ihrem totenbleichen Gesicht sprach, sondern von dem verhassten Etwas, das sie in der Tiefe ihrer blauen Augen zu sehen glaubte.

Ein Wasserrest schwappte aus dem Glas, als sie ausholte, aber Dusty hielt ihre Hand fest, bevor sie es gegen den Spiegel schleudern konnte, und entwand es ihrem klammernden Griff. Wasser spritzte auf die Fußbodenkacheln.

In panischer Angst schreckte sie vor seiner Berührung zurück und prallte dabei so heftig gegen die Wand, dass die Tür der Duschkabine im Rahmen klapperte.

»Komm mir nicht zu nah! Um Himmels willen, du hast ja keine Ahnung, wozu ich fähig bin, welche furchtbaren *Dinge* ich tun könnte!«

Halb krank vor Sorge sagte er: »Martie, ich habe keine Angst vor dir.«

»Wie weit ist es vom Kuss zum Biss?«, stieß sie mit einer Stimme hervor, die vor Entsetzen heiser und brüchig war.

»Wie bitte?«

»Kein großer Schritt vom Kuss zum Biss, mit deiner Zunge in meinem Mund.«

»Martie, bitte …«

»Vom Kuss zum Biss. Eine Kleinigkeit, dir die Lippen zu zerfetzen. Woher willst du wissen, dass ich es nicht könnte? Woher willst du wissen, dass ich es nicht tun würde?«

Wenn sie jetzt noch nicht auf dem Höhepunkt einer Panikattacke angelangt war, dann raste sie im Geschwindschritt darauf zu, und Dusty hatte keine Ahnung, wie er sie aufhalten, wie er auch nur ihr Tempo verlangsamen sollte.

»Sieh dir meine Hände an«, forderte sie ihn auf. »Die Fingernägel. Plastiknägel. Warum glaubst du, dass ich dir nicht die Augen damit auskratzen könnte?«

»Martie, das ist nicht …«

»Da ist etwas in mir, das ich zuvor noch nie gesehen habe, etwas, das mich zu Tode erschreckt, und das könnte etwas Entsetzliches tun, glaub mir, es könnte mich dazu bringen, dir die Augen auszukratzen. Du solltest dich zu deinem eigenen Besten anstrengen, es auch zu sehen, und du solltest dich davor fürchten.«

Eine Flutwelle der Gefühle schlug über Dusty zusammen, schreckliches Mitleid und ungestüme Liebe zerrissen ihm in wildem Gegenstrom das Herz.

Er streckte die Arme nach ihr aus, aber sie schlüpfte an ihm vorbei, rannte aus dem Badezimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Nachdem er ihr ins Schlafzimmer gefolgt war, fand er sie vor seinem geöffneten Wandschrank. Auf der Suche nach irgendetwas schob sie seine Hemden so hastig zur Seite, dass die Kleiderbügel auf der Metallstange klapperten.

Der Krawattenhalter. Die meisten Haken daran waren leer. Er besaß nur vier Krawatten.

Sie zerrte einen einfarbigen schwarzen und einen rot-blau

gestreiften Schlips aus dem Schrank und hielt sie Dusty entgegen. »Fessle mich!«

»Was? Nein! Martie, um Himmels willen!«

»Ich meine es ernst.«

»Ich auch. Nein.«

»An den Füßen und an den Händen«, sagte sie unnachgiebig.

»Nein.«

Valet richtete sich auf seinem Lager auf, und seine Brauen zuckten nervös im Takt mit den besorgten Blicken, die zwischen Martie und Dusty hin und her schossen.

»Wenn ich dann in der Nacht völlig durchdrehe«, sagte sie, »wenn ich anfange Amok zu laufen …«

In der Hoffnung, sie mit gutem Beispiel anstecken zu können, bemühte sich Dusty, seiner Stimme einen ruhigen, wenn auch bestimmten Klang zu geben. »Hör bitte auf!«

»… Amok zu laufen, muss ich mich erst von den Fesseln befreien, bevor ich jemandem an die Gurgel gehen kann. Und wenn ich versuche, mich loszubinden, wirst du davon wach werden, sofern du überhaupt eingeschlafen bist.«

»Ich habe keine Angst vor dir.«

Seine gespielte Ruhe verfehlte ihre Wirkung. Ihre Worte sprudelten jetzt in einem fieberhaften Sturzbach hervor. »Na schön, vielleicht hast du keine Angst, auch wenn das ein Fehler ist, du vielleicht nicht, *aber ich*. Ich *habe* Angst vor mir, Dusty, ich habe Angst vor dem, was ich dir oder sonst jemandem antun könnte, wenn ich einen Anfall habe, wenn ich durchdrehe, Angst vor dem, was ich *mir selbst* antun könnte. Ich weiß nicht, was hier passiert, was mit mir los ist. *Der Exorzist* ist nichts dagegen, auch wenn ich nicht in der Luft schwebe und mein Kopf sich nicht wie ein Kreisel dreht. Wenn ich in diesem verrückten Zustand bin und im falschen Moment ein Messer in die Hand kriege oder deine Pistole, tue ich mir damit etwas an, das weiß ich genau, glaub mir. Ich spüre sie hier in mir, diese perverse Lust« – sie schlug sich mit der Faust auf den Bauch –,

»diesen Teufel, dieses Gewürm, das in mir schlängelt und mir von Messern, Pistolen, Hämmern flüstert.«

Dusty schüttelte den Kopf.

Martie setzte sich aufs Bett und begann damit, sich eine der Krawatten um die Fußgelenke zu binden, aber gleich darauf hob sie entmutigt den Kopf. »Verdammt, ich kenne mich mit Knoten nicht so aus wie du. Du musst mir dabei helfen.«

»Normalerweise reicht eine von den Tabletten. Du hast drei genommen. Du brauchst keine Fesseln.«

»Ich verlasse mich nicht nur auf die Wirkung von Pillen, auf keinen Fall. Entweder du hilfst mir, oder ich kotze die Pillen aus, ich stecke mir den Finger in den Hals und kotze sie auf der Stelle wieder aus.«

Mit Argumenten war ihr nicht beizukommen. Sie war jetzt von ihrer Angst so aufgeputscht wie Skeet auf dem Dach der Sorensons von seinem morgendlichen Drogencocktail, und allem Anschein nach keinen Deut vernünftiger als der Junge.

Schweißüberströmt und zitternd saß sie mit ihrem nutzlosen Krawattenhäufchen da und fing an zu weinen. »Bitte, Liebling, bitte. Bitte, hilf mir. Ich muss schlafen, ich bin so müde, ich muss mich ausruhen, sonst gehe ich vor die Hunde. Ich brauche *Frieden*, und den bekomme ich nur, wenn du mir hilfst. Hilf mir, bitte.«

Was der Zorn nicht erreichte, konnten Tränen bei ihm bewirken.

Als er ans Bett trat, ließ sie sich zurücksinken und schlug die Hände vors Gesicht, als würde sie sich der Hilflosigkeit schämen, in welche die Angst sie gestürzt hatte.

Mit bebenden Händen knotete ihr Dusty die Fessel um die Fußgelenke.

»Fester!«, sagte sie hinter der Maske ihrer Hände.

Obwohl er ihr den Gefallen tat, band er die Knoten nicht so fest, wie sie es gern gesehen hätte. Der Gedanke, ihr wehzutun, und sei es ohne Absicht, war ihm unerträglich.

Sie streckte ihm die gefalteten Hände entgegen.

Mit der schwarzen Krawatte band Dusty ihr die Handgelenke so fest zusammen, dass die Fessel bis zum Morgen sicher halten würde, war aber sorgsam darauf bedacht, ihr das Blut nicht abzuschnüren.

Während er mit ihren Fesseln beschäftigt war, lag sie mit geschlossenen Augen und abgewandtem Gesicht da, vielleicht aus Scham über das lähmende Ausmaß ihrer Angst, vielleicht auch aus Verlegenheit über ihre völlig aufgelöste Erscheinung. Vielleicht. Dusty vermutete jedoch, dass sie ihr Gesicht vor allem deshalb vor ihm verbarg, weil sie Tränen mit Schwäche gleichsetzte.

Die Tochter von Strahlebob Woodhouse – dem gefeierten Kriegshelden, der sich auch in den Jahren nach dem Krieg mehr als einmal durch seine Heldentaten hervorgetan hatte – war immer fest entschlossen gewesen, sich durch Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit seines Erbes würdig zu erweisen. Natürlich bot ihr das Leben als junge Ehefrau und Erfinderin von Videospielen in einem friedlichen kalifornischen Küstennest nicht am laufenden Band Gelegenheit, Heldentaten zu begehen. Das war auch gut so und sicher kein Grund, sich nach den Hexenkesseln der Gewalt an den Kriegsschauplätzen in aller Welt zu sehnen oder sich als Prügelkandidat für eine billige Talkshow zu melden. Andererseits bedeutete dieses Leben in Frieden und Überfluss, dass sie das Gedächtnis ihres Vaters nur durch das ganz normale alltägliche Heldentum ehren konnte: indem sie ihre Arbeit gut machte und aufrecht durchs Leben ging, indem sie in guten wie in schlechten Zeiten zu ihrem angetrauten Ehemann hielt, indem sie alles für ihre Freunde tat, indem sie aufrichtiges Mitgefühl für verwundete Seelen wie Skeet empfand und sich dabei genügend Ehrlichkeit, Offenheit und Selbstachtung bewahrte, um nicht selbst so zu werden. Dieses unauffällige Heldentum, das nie durch Preise und Ehrenmärsche gefeiert wird, ist der Treibstoff und das Schmiermittel,

ohne die das Räderwerk der menschlichen Gesellschaft nicht surren würde, und obwohl wir in einer Welt leben, in der es leicht ist, sich zur Maßlosigkeit, Selbstsucht und Überheblichkeit verleiten zu lassen, sind diese kleinen Helden viel zahlreicher, als man vermuten würde. Stand man jedoch wie Martie im Schatten wirklich großer Heldentaten, so fühlte man sich vielleicht unzulänglich, wenn man nichts weiter tat, als ein rechtschaffenes und für andere beispielhaftes Leben zu führen. In einem solchen Licht betrachtet, konnten Tränen, selbst in einem Augenblick der höchsten Not vergossen, leicht wie ein Verrat am Erbe des Vaters wirken.

All das verstand Dusty, aber nichts davon konnte er Martie sagen, nicht in diesem Moment und vielleicht niemals, denn er hätte ihr damit auch gesagt, dass er ihre verwundbarste Stelle kannte und Mitleid mit ihr hatte, und das wiederum hätte sie, weil Mitleid das stets so an sich hat, ein gut Teil ihrer Würde beraubt. Sie wusste, was er wusste, und sie wusste, dass er es wusste; aber es stärkt und vertieft unsere Liebe, wenn wir die Weisheit besitzen, nicht nur das zu sagen, was gesagt werden muss, sondern auch zu erkennen, was keiner Worte bedarf.

Und so verknotete Dusty die schwarze Krawatte in ernstem, feierlichem Schweigen.

Als Martie gefesselt war, drehte sie sich – immer noch bemüht, hinter geschlossenen Augen einen Tränensee zurückzuhalten – auf die Seite, und in diesem Augenblick trottete Valet zum Bett, verrenkte sich den Hals und leckte ihr das Gesicht ab.

Das Schluchzen, das sie bis jetzt mühsam unterdrückt hatte, brach aus ihr heraus, aber es war eigentlich kein richtiges Schluchzen mehr, sondern halbwegs ein Lachen, und im nächsten Moment war es schon mehr Lachen als Weinen. »Mein kleines fellgesichtiges Baby. Du hast wohl gemerkt, dass deine arme Mama einen warmen Kuss bitter nötig hat, was mein Süßer?«

»Vielleicht liegt es ja auch daran, dass dein Atem noch nach meiner wahrhaft köstlichen Lasagne duftet«, sagte Dusty, in der stillen Hoffnung, das willkommene Feuer dieses lichten Moments mit seinem kleinen Scherz noch ein bisschen am Leben zu halten.

»Lasagne oder reine Hundeliebe«, sagte Martie. »Mir ist das gleich. Ich weiß, dass mich mein Kleiner liebt.«

»Genau wie dein Großer«, sagte Dusty.

Endlich wandte sie ihm das Gesicht zu. »Das ist es, was mich heute aufrecht gehalten hat. Ich brauche alles, was ihr geben könnt.«

Er setzte sich zu ihr auf die Bettkante und hielt ihre gefesselten Hände.

Nach einer Weile fielen ihr die vor Müdigkeit und vom Schlafmittel schweren Lider zu.

Dusty warf einen Blick auf die Uhr, die auf dem Nachttisch stand, was ihm sofort die Sache mit der fehlenden Zeitspanne in Erinnerung rief. »Dr. Yen Lo.«

»Wer?«, fragte Martie mit schläfriger Stimme, ohne die Augen zu öffnen.

»Dr. Yen Lo. Hast du schon mal von dem gehört?«

»Nein.«

»Klare Kaskaden.«

»Hä?«

»Zersprühen in den Wellen.«

Martie schlug die Augen auf. Sie sahen verträumt aus und wirkten von den Schatten des Schlafs, die sich allmählich darübersenkten, dunkler als sonst. »Entweder redest du Unsinn, oder das Zeug beginnt zu wirken.«

»Kiefernnadeln blau«, beendete er die Litanei, obwohl er nicht mehr annahm, dass sie eine ähnliche Wirkung auf Martie hatte wie auf Skeet.

»Hübsch«, murmelte sie noch, dann fielen ihr die Augen wieder zu.

Valet war nicht auf sein Lammfelllager zurückgekehrt, sondern hatte sich neben dem Bett auf den blanken Fußboden gelegt. Er schlief nicht. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf, um zu seinem schlafenden Frauchen hochzublicken oder die Schatten in den Winkeln des Zimmers zu erforschen. Dabei spitzte er die Hängeohren so weit es nur ging, als lauschte er auf die leisesten verdächtigen Geräusche. Mit zuckender schwarzer Nase erschnüffelte er die verschiedenen Gerüche, die sich in der Luft vermischten, und stieß dabei ein leises Knurren aus. Der sanftmütige Valet war offensichtlich bemüht, sich in einen Wachhund zu verwandeln, obwohl ihm das Wesen der Gefahr, um derentwillen er hier Wache hielt, ein Rätsel zu sein schien.

Während Dusty die schlafende Martie betrachtete, in deren immer noch aschfahlem Gesicht der Mund sich wie ein violetter Bluterguss unnatürlich dunkel hervorhob, wuchs in ihm plötzlich die Überzeugung, dass nicht etwa eine unheilbare geistige Verwirrung die größte Gefahr war, die seiner Frau drohte, wie er bis zu diesem Moment angenommen hatte. Sein Gefühl sagte ihm vielmehr, dass statt des Wahnsinns der Tod auf sie lauerte und dass sie schon mit einem Bein im Grab stand.

Eine fast hellseherische Ahnung flüsterte ihm ein, dass der Handlanger des Todes bereits hier im Zimmer war. Mit einer Gänsehaut im Nacken erhob er sich langsam von der Bettkante und blickte entsetzt in die Höhe, als erwartete er, dass unter der Decke ein Gespenst schwebte: eine dunkle Erscheinung in schwarzem, fließendem Gewand, eine gesichtslose, verhüllte Gestalt, ein grinsender Totenkopf.

Obwohl dort oben nichts als der glatte Putz zu sehen war, gab Valet wieder ein leises, langgezogenes Knurren von sich. Er hatte sich ebenfalls erhoben und stand jetzt neben dem Bett.

Martie regte sich nicht im Schlaf, aber Dustys Blick wanderte alarmiert von der Decke zum Retriever.

Mit weit geblähten Nasenlöchern sog Valet prüfend die Luft ein, und mit dem tiefen Atemzug sträubten sich die goldenen Nackenhaare des Hundes. Die schwarzen Lippen zurückgezogen, bleckte er drohend seine scharfen Zähne. Der Retriever schien den Geist des Todes, dessen Anwesenheit Dusty nur ahnte, buchstäblich sehen zu können.

Der wachsame Blick des Hundes war auf Dusty selbst gerichtet.

»Valet?«

Trotz Valets dichtem Winterfell konnte Dusty erkennen, dass sich dessen Muskeln in Schultern und Beinen spannten. Valet nahm eine drohende Haltung ein, die Dusty noch nie bei ihm erlebt hatte.

»Was ist los, Freund? Ich bin's doch nur. Niemand sonst.«

Das Knurren wurde leiser. Dann war der Hund still, blieb aber aufs Äußerste gespannt, in Alarmbereitschaft.

Dusty machte einen Schritt auf ihn zu.

Wieder ein Knurren.

»Ich bin's nur«, wiederholte Dusty.

Der Hund schien davon nicht überzeugt zu sein.

34. Kapitel

Als der Arzt endlich mit ihr fertig war, lag Susan Jagger auf dem Rücken und hielt die Schenkel keusch geschlossen, als wären sie nicht eben noch weit gespreizt gewesen, als wollte sie durch ihre Haltung leugnen, was geschehen war. Die Arme hatte sie sittsam über der Brust verschränkt.

Sie weinte jetzt nicht mehr nur stumm vor sich hin. Um sein Vergnügen zu steigern, hatte Ahriman ihr erlaubt, ihrer Qual und ihrer Scham hörbar Ausdruck zu verleihen.

Während er sein Hemd zuknöpfte, lauschte er mit geschlossenen Augen den zerrissenen Vogellauten. Ihr sanftes Schluchzen: einsames Taubengurren im Gebälk, vom Wind verwehte Möwenseufzer.

Anfangs, nachdem er ihr befohlen hatte, hinüber zu ihrem Bett zu gehen, hatte er sie mit Hilfe einer durch Hypnosetechniken bewirkten Rückführung in die Zeit versetzt, als sie zwölf Jahre alt war, unberührt, unschuldig, eine knospende Rose ohne Dornen. Ihre Stimme hatte einen helleren Klang, einen höheren Tonfall angenommen; sie hatte geredet wie ein altkluges Kind. Sogar ihre Stirn hatte sich geglättet, und ihre Lippen waren weicher geworden, als hätte sich das Rad der Zeit tatsächlich zurückgedreht. Das Grün ihrer Augen hatte keine intensivere Tönung angenommen, aber ihr Blick war klarer geworden, als wäre die harte Lebensrealität von sechzehn vergangenen Jahren herausgefiltert worden.

Dann hatte er sie in der Maske ihres Vaters entjungfert. Anfangs war es ihr nur gestattet, schwachen Widerstand zu leisten, dann etwas heftigeren, um ihrer Angst und Verwirrung angesichts ihrer wieder entdeckten Jungfräulichkeit gerecht zu werden. Bald schlich sich in die erbitterte Gegenwehr ein bebendes, süßes Verlangen, das sich auf Ahrimans Anweisung hin rasch zu einer animalisch triebhaften Lust steigerte, bis sie

anfing, sich hin und her zu werfen und ihm schließlich ihr Becken entgegenhob.

Bei dem, was nun folgte, lenkte Ahriman mit seinen leise gemurmelten Anweisungen nach Belieben ihre Gemütsverfassung, und immer, immer schwang in ihren erregenden kindlichen Lustschreien ein Hauch von Angst, Scham und Seelenqual mit. Ihre Tränen waren für ihn ein elementarer Balsam, wirkungsvoller als die erotischen Essenzen, die ihr Körper absonderte, um ihm das Eindringen zu erleichtern. Tränen auch noch in höchster Lust.

Während er sich jetzt fertig ankleidete, betrachtete Ahriman prüfend ihr makelloses Gesicht.

Mondschein auf Wasser, Augen wie Seen im Regen – dunkler Fisch im Sinn.

Nein. Miserabel. Er war nicht fähig, ein Haiku zu komponieren, das ihren starr und ausdruckslos zur Decke gerichteten Blick wiedergegeben hätte. Seine dichterische Begabung reichte nicht annähernd an seine Fähigkeit heran, gute Dichtung zu würdigen.

Der Arzt machte sich keine Illusionen über seine Talente. Obwohl alle verfügbaren Methoden der Intelligenzmessung ihn als wahres Genie auswiesen, war er kein Schöpfer, sondern lediglich ein Spieler. Er hatte das Zeug zum Spieler – auf diesem Gebiet war er höchst kreativ und erfindungsreich –, aber er war kein Künstler.

Gleichermaßen war er von seinem Wesen her kein Wissenschaftler, obwohl er sich seit seiner Kindheit für die Naturwissenschaften interessierte; es fehlte ihm dazu an der nötigen Geduld, auf dem Weg zum Erfolg immer wieder Rückschläge hinzunehmen, und an der Bereitschaft, theoretisches Wissen über sinnliche Erfahrung zu stellen. Das Ansehen, das die meisten Wissenschaftler genossen, war ein Lohn, den Ahriman durchaus erstrebenswert fand, und die überlegene, ruhige Autorität, die vielen von ihnen eigen war – diesen Hoheprie-

stern einer Kultur, deren Gott der Fortschritt und die Veränderung ist –, war ihm sozusagen in die Wiege gelegt. Die graue, freudlose Atmosphäre der Labors reizte ihn jedoch ebenso wenig wie die unendliche Langeweile ernsthafter Forschung.

Im Alter von dreizehn Jahren hatte er – als Wunderkind, das schon das erste Jahr zum College ging – erkannt, dass die Psychologie die ideale berufliche Laufbahn für ihn bereithielt. Wer von sich behauptete, die Geheimnisse des Bewusstseins zu kennen, der wurde mit einem an Ehrfurcht grenzenden Respekt behandelt, ähnlich wie die Priester vergangener Jahrhunderte, in denen der Glaube an eine unsterbliche Seele ebenso weit verbreitet war, wie es heute die Vorstellung von einem unbewussten Es und einem bewussten Ego ist. Wenn ein Psychologe Autorität für sich geltend machte, wurde ihm diese von Nichtfachleuten bereitwillig zugestanden.

Die meisten Menschen betrachteten die Psychologie als eine Wissenschaft. Von manchen wurde sie als *weiche Wissenschaft* bezeichnet, aber diese Einschätzung verlor immer mehr an Bedeutung.

In den exakten Wissenschaften wie der Physik und der Chemie stellte man eine Hypothese auf, wenn man einer Gruppe von Phänomenen auf den Grund gehen wollte. Wenn dann eine große Menge von vielen Wissenschaftlern erbrachter Forschungsergebnisse die Annahmen dieser Hypothese bestätigte, konnte daraus ein allgemeines Gesetz formuliert werden. Und wenn sich diese Gesetze im Laufe der Zeit in Tausenden von Experimenten als allgemein anwendbar erwiesen, wurde vielleicht eine Theorie daraus.

Es gab Psychologen, die sich bemühten, diese Grundsätze der Beweisführung auf ihrem Gebiet zu befolgen. Sie taten Ahriman Leid, denn sie gaben sich bei ihrer Arbeit der Illusion hin, sie verdankten ihre Autorität und ihre Macht der Entdeckung ewiger Wahrheiten, obwohl die Wahrheit doch in Wirklichkeit nur eine lästige Einschränkung der Autorität und der Macht

war.

In Ahrimans Augen war die Psychologie ein lohnendes Betätigungsfeld, weil man nur eine Reihe subjektiver Beobachtungen zu nehmen und den richtigen Betrachtungswinkel zu finden brauchte, dann konnte man das hypothetische und das gesetzmäßige Stadium getrost überspringen und gleich die Entdeckung einer neuen Verhaltenstheorie verkünden.

Wissenschaft war Mühsal und Plackerei. Die Psychologie dagegen war für den jungen Ahriman eindeutig ein *Spiel* – und die Menschen waren sein Spielzeug.

Er gab immer vor, die Entrüstung seiner Kollegen zu teilen, wenn ihr Metier als weiche Wissenschaft verunglimpft wurde, aber wenn er der Psychologie schon einen Aggregatzustand hätte zuordnen müssen, so hätte er sie als *flüssig*, wenn nicht gar gasförmig bezeichnet, und genau das war die Eigenschaft, die er an ihr so schätzte. Die Macht eines Wissenschaftlers, dessen Arbeit auf harten Fakten basierte, stieß durch eben diese Fakten an ihre Grenzen; aber der Psychologie wohnte die Macht des Aberglaubens inne, und dieser konnte das Leben der Menschen nachhaltiger beeinflussen als Elektrizität, Antibiotika und Atombombe zusammen.

Nachdem er als Dreizehnjähriger sein College-Studium aufgenommen hatte, erwarb er seinen Doktortitel der Psychologie bereits an seinem siebzehnten Geburtstag. Da ein Psychiater im Allgemeinen größere Bewunderung und höheres Ansehen genießt als ein Psychologe, und da er wusste, dass ihm die mit jenem Titel verbundene Autorität die Spiele, die ihm vorschwebten, leichter machen würde, fügte er seinem Lebenslauf noch einen medizinischen Abschluss und alle anderen erforderlichen Referenzen hinzu.

Angesichts der Tatsache, dass das Medizinstudium hartes wissenschaftliches Arbeiten erforderte, hatte er ursprünglich befürchtet, dass es ihn langweilen würde, aber es erwies sich im Gegenteil als ausgesprochen kurzweilige Angelegenheit.

Schließlich hatte man es in der medizinischen Ausbildung sehr oft mit Blut, Schleim und anderen Körpersekreten zu tun; es boten sich ihm jede Menge Gelegenheiten, Schmerzen und Leid mit anzusehen, und wo Schmerzen und Leid gediehen, herrschte kein Mangel an Tränen.

Der Anblick von Tränen hatte ihn als kleinen Jungen mit demselben Staunen erfüllt, wie es andere Kinder empfinden, wenn sie einen Regenbogen, einen Sternenhimmel oder ein Glühwürmchen betrachten. Beim Eintritt in die Pubertät hatte er entdeckt, dass der bloße Anblick von Tränen seinen Sexualtrieb stärker entflammte als ein Hardcore-Porno.

Er selbst hatte noch nie geweint.

Jetzt stand der Arzt am Fußende des Bettes und beobachtete aufmerksam Susans tränenfeuchtes Gesicht. Bodenlose Seen, ihre Augen. Ihre Seele drohte darin zu ertrinken. Er würde das Ziel seines Spiels erreicht haben, wenn sie für immer dann versank. Nicht in dieser Nacht jedoch. Aber bald.

»Sag mir, wie alt du bist«, forderte er sie auf.

»Zwölf«, entgegnete sie mit dünner Schulmädchenstimme.

»Du wirst jetzt in der Zeit vorangehen, Susan. Du bist dreizehn … vierzehn … fünfzehn … sechzehn. Sag mir, wie alt du bist.«

»Sechzehn.«

»Du bist jetzt siebzehn … achtzehn …«

Er versetzte sie Schritt für Schritt in die Gegenwart zurück, in die Stunde und Minute, die der Wecker neben dem Bett anzeigte, und dann befahl er ihr, sich anzuziehen.

Slip und T-Shirt, in denen sie sich zu Bett begeben hatte, lagen zerknüllt auf dem Fußboden. Sie hob die Kleidungsstükke mit den langsamen, bedächtigen Bewegungen eines Menschen in Trance auf.

Während Susan auf der Bettkante saß und sich den weißen Baumwollslip über die schlanken Beine streifte, krümmte sie sich plötzlich, wie von einem Schlag in den Solarplexus getrof-

fen, zusammen und stieß die Luft mit einem pfeifenden Geräusch aus. Dann atmete sie schaudernd ein, und gleich darauf spie sie voller Ekel und Entsetzen aus, spie noch einmal aus, als musste sie einen widerwärtigen Geschmack loswerden, bis Speichelfaden wie die Schleimspuren einer Schnecke auf ihren Schenkeln glänzten. Das Spucken ging in krampfhaftes Würgen über, und zwischen diesen jammervollen Lauten presste sie unter größter Mühe immer wieder zwei Worte hervor – *»Warum, Daddy, Daddy, warum?«* –, denn obwohl sie nicht mehr glaubte, zwölf Jahre alt zu sein, blieb ihr die Überzeugung, von ihrem geliebten Vater brutal vergewaltigt worden zu sein.

Für den Arzt war dieser unerwartete Ausbruch ihrer Qual und Scham ein letzter Leckerbissen, ein kleines Minttäfelchen nach dem Abendessen, eine Schokoladentrüffel nach dem Cognac. Er stand vor ihr und sog in vollen Zügen den schwachen, aber doch unverwechselbar salzigen Duft ein, den ihre Tranen verströmten.

Als er ihr väterlich eine Hand auf den Kopf legte, zuckte Susan unter der Berührung zusammen, und statt des gepressten *Warum, Daddy?* kam ihr nur noch ein leises, wortloses Wimmern über die Lippen. Dieses erstickte Klagen erinnerte ihn an das unheimliche Heulen der Kojoten in einer warmen Wüstennacht, die in eine noch fernere Vergangenheit gehörte als Scottsdale, Arizona, und Minette Luckland, die sich auf dem Speer der Diana aufspießte.

Kurz hinter der Lichtergrenze von Santa Fe, New Mexico, liegt eine Pferderanch: ein schönes Backsteinhaus, Stauungen, Reitplätze, eingezäunte, mit saftigen Grasbüscheln gesprenkelte Koppeln, umgeben von einer Prärielandschaft, in der sich die Kaninchen zu Tausenden tummeln und Coyoten nachts in Rudeln jagen. An einem Sommerabend, zwei Jahrzehnte bevor auch nur ein Mensch einen Gedanken an das heraufdämmernde neue Jahrtausend verschwenden wird, nimmt Fiona Pastore, die hübsche Frau des Ranchers, einen Anruf entgegen und

lauscht den drei Zeilen eines Haiku, eines Gedichts von Buson. Sie kennt den Arzt von gesellschaftlichen Anlassen her – aber auch, weil ihr zehnjähriger Sohn Dion wegen seines schweren Stotterns bei ihm in Behandlung ist Dutzende Male hatte Fiona Sex mit dem Arzt, nicht selten von so perversen Praktiken begleitet, dass sie anschließend in Depressionen verfiel, obwohl die Erinnerung an ihre Begegnungen spurlos aus ihrem Gedächtnis gestrichen wurde. Sie ist keine Gefahr für den Arzt, aber sie hat körperlich für ihn ausgedient, und er ist jetzt bereit, in das letzte Stadium ihrer Beziehung einzutreten.

Durch das Haiku aus der Ferne in Gang gesetzt, nimmt Fiona ihre tödlichen Anweisungen widerspruchslos entgegen, begibt sich unverzüglich in das Arbeitszimmer ihres Mannes und schreibt dort einen kurzen, aber ergreifenden Abschiedsbrief, in dem sie ihren ahnungslosen Gatten einer Reihe frei erfundener Scheußlichkeiten bezichtigt. Dies erledigt, schließt sie den Waffenschrank auf, der sich im selben Zimmer befindet, und nimmt einen sechsschüssigen .45er Colt heraus, dem ein Seville-Rahmen zugrunde liegt, keine Kleinigkeit für eine Frau von eins sechzig Größe und fünfzig Kilo Gewicht, aber sie kann damit umgehen. Sie ist eine waschechte Südstaatlerin, dort geboren und groß geworden; in mehr als der Hälfte ihres dreißigjährigen Lebens haben Jagd- und Zielschießen zu ihrem Alltag gehört. Sie lädt die Waffe mit .44er Keith-Patronen, die eine Geschossmasse von 325 Grain aufweisen, und geht zum Schlafzimmer ihres Sohns. Dions Fenster ist geöffnet, damit frische Luft hereinkommt, ein Fliegengitter hält die Wüsteninsekten ab. Als Fiona eine Lampe einschaltet, bietet sich dem Arzt ein Blick wie einem Zuschauer direkt an der Ziellinie des 50-Meter-Laufs. Normalerweise ist es ihm nicht möglich, diese Momente absoluter Kontrolle mit anzusehen, weil er sich nicht der Gefahr der Entdeckung aussetzen will – obwohl er Freunde in den höchsten Etagen hat, die im Zweifelsfall für seine Entlastung sorgen würden. Aber diesmal bietet sich ihm die

einmalige Gelegenheit, das Geschehen aus nächster Nähe zu bezeugen, und er kann der Versuchung nicht widerstehen. Das Gestüt liegt zwar nicht völlig einsam, ist jedoch abgelegen genug. Der Ranchverwalter und seine Frau, beide bei den Pastores angestellt, sind zu ihren Angehörigen in Pecos, Texas, zu Besuch gefahren, wo um diese Zeit das alljährlich stattfindende fröhliche Cantaloupe-Fest gefeiert wird, und die drei Rancharbeiter wohnen nicht auf dem Gelände. Ahriman hat Fiona von unterwegs aus angerufen, als er nur noch eine Viertelmeile vom Haus entfernt war, den Rest der Strecke ist er zu Fuß gegangen und hat Dions Fenster gerade pünktlich erreicht, bevor die Frau das Zimmer betreten und das Licht eingeschaltet hat. Der schlafende Junge wacht nicht auf, was enttäuschend ist für den Arzt, der Fiona am liebsten wie ein Pfarrer im Beichtstuhl durch den Fliegendraht ansprechen und ihr befehlen würde, ihren Sohn zu wecken. Er zögert, und sie tut nicht, was er sich wünscht, sondern erledigt das träumende Kind kurzerhand mit zwei Schüssen. Ihr Mann Bernardo stürzt schreiend vor Entsetzen herein, worauf seine Gattin zwei weitere Schusse abfeuert. Er ist sehnig und sonnengebräunt, einer dieser abgehärteten Western-Typen, die mit ihrer wettergegerbten Haut und ihren hitzegestählten Gliedern aussehen, als könnte ihnen eine Kugel nichts anhaben, aber diese Patronen prallen natürlich nicht von ihm ab, sondern bohren sich mit furchtbarer Wucht in seinen Körper. Er taumelt und stürzt gegen eine hohe Kommode, an der er sich, ein seltsamer Anblick mit seinem schief sitzenden zerschmetterten Unterkiefer, verzweifelt festklammert. Seine lampenrußschwarzen Augen verraten, dass ihn der Schock schwerer getroffen hat als die .44er Kugeln. Seine Augen weiten sich noch mehr, als er den Arzt hinter dem Fliegengitter am Fenster erblickt. Schwärze hinter der Lampenrußschwärze, lichtlose Unendlichkeit in seinen fassungslosen Augen. Ein Zahn oder ein Knochensplitter löst sich aus den Trümmern seines Unterkiefers: Der Mann

sackt in sich zusammen und stürzt, dem weißen Bröckchen folgend, zu Boden.

Ahriman findet das Schauspiel noch amüsanter, als er gehofft hat, und wenn er je an seiner Berufswahl gezweifelt hat, so wird das nach diesem Erlebnis nie wieder vorkommen. Weil manche Gelüste nicht leicht zu befriedigen sind, mochte er den Genuss steigern, sozusagen die Lautstärke aufdrehen, indem er Fiona zumindest ein Stück weit aus ihrem Zustand, der mehr als eine Trance, aber nicht ganz eine Absenz ist, auf eine höhere Ebene des Bewusstseins führt. Im Augenblick ist ihr Ich so vollkommen ausgeschaltet, dass sie sich ihrer Taten nicht bewusst ist und darum auch keine sichtbare Reaktion auf das Gemetzel zeigt. Könnte er die Kontrolle gerade so weit zurücknehmen, dass sie gefühlsmäßig erfasst, was geschehen ist – so würde ihre unendliche Qual einen Tränenstrom hervorbringen, eine Flutwelle, auf der Ahriman sich in nie gesehene Gefilde treiben lassen konnte.

Aber er zögert und das aus gutem Grund. Wenn die Fesseln dieser Frau so weit gelockert werden, dass sie die Ungeheuerlichkeit ihres Verbrechens erkennt, ist ihre Reaktion nicht berechenbar. Sie könnte ihre Fesseln gänzlich und unwiderruflich abstreifen. Er ist zwar davon überzeugt, dass er sie schlimmstenfalls innerhalb einer Minute durch verbale Kommandos wieder unter Kontrolle bringen kann, aber sie würde andererseits nur Sekunden brauchen, um sich dem geöffneten Fenster zuzuwenden und eine Kugel ins Schwarze zu feuern. Jedes Spiel und jeder Sport ist mit Verletzungsgefahren verbunden: ein aufgeschürftes Knie, ein gestauchter Knöchel, eine kleine Prellung, hier und da eine harmlose Fleischwunde, der eine oder andere im Eifer des Gefechts ausgeschlagene Zahn. Aber allein die Möglichkeit, dass er eine Kugel ins Gesicht bekommen könnte, reicht dem Arzt völlig, um allen Spaß an dem ausgelassenen Spiel zu verlieren. Also sagt er nichts, sondern lässt die Frau ihr Moritatenstück im Zustand geistiger

Umnachtung zu Ende führen.

Im Angesicht ihrer ermordeten Familie steckt Fiona Pastore ruhig den Lauf des Colts in den Mund und richtet sich, bedauerlicherweise tränenlos, selbst. Sie fällt fast lautlos, nur ein stählernes Kratzen erzeugt einen kalten Widerhall: Der Revolver in ihrer Hand, deren Zeigefinger sich im Abzug verhakt hat, schlägt gegen die Bettstrebe aus Kiefernholz.

Nun, da das Spielzeug zerbrochen ist und er sich nicht mehr an seinem Mechanismus erfreuen kann, steht der Arzt noch eine Weile am Fenster und betrachtet ein letztes Mal prüfend die kunstvolle Perfektion ihrer Form. Natürlich ist sie, da der Hinterkopf verschwunden ist, kein so erfreulicher Anblick mehr wie zuvor, aber die Austrittswunde befindet sich auf der von ihm abgewandten Seite des Kopfes, und die Knochenstruktur ihres Gesichts ist durch den Schuss erstaunlicherweise nur geringfügig in Mitleidenschaft gezogen.

Das gespenstische Heulen der Kojoten dringt bereits durch die Nacht, seit der Arzt am Haus angelangt ist, aber bislang haben die Tiere ein paar Meilen weiter östlich im Gestrüpp gejagt. An der veränderten Tonhöhe, einem neuen, aufgeregten Beiklang in ihrem Geheul, merkt der Arzt, dass sie nun näherkommen. Wenn sich der Blutgeruch in der Wüstenluft rasch verbreitet, konnten sich die Präriewölfe schon bald unter dem Fenster mit dem Fliegengitter zusammenrotten und mit lautem Gebell ihren Anspruch auf die Toten verkünden.

In der indianischen Überlieferung ist der Kojote die verschlagenste aller Kreaturen, und da Ahriman keinen Lustgewinn darin sieht, sich mit einem Rudel dieser Tiere zu messen, macht er sich schnell, wenn auch nicht im Laufschritt, auf den Rückweg zu seinem Jaguar, den er nördlich des Hauses, eine Viertelmeile weit weg, abgestellt hat.

Das nächtliche Duftbouquet setzt sich zusammen aus dem Silikatgeruch des Sandes, dem schweren Moschusduft der Mesquitesträucher und einem schwachen Eisengeruch, dessen

Quelle er nicht ausmachen kann.

In dem Augenblick, als der Arzt seinen Wagen erreicht, verstummen die Kojoten, offenbar misstrauisch geworden, weil sie eine neue Witterung aufgenommen haben, und die Ursache ihres misstrauischen Schweigens ist zweifellos Ahriman selbst. Ein Geräusch in der plötzlichen Stille veranlasst ihn aufzublikken.

Albinofledermäuse, ein seltener Anblick, gleich einer Kalligrafie am Himmel, darüber der Siegelabdruck des Vollmonds. Hoch aufschwingende weiße Flügel, das leise Surren der Insekten auf der Flucht: Das Töten geschieht lautlos.

Fasziniert beobachtet der Arzt das Schauspiel. Die Welt ist ein einziges großes Spielfeld, Töten ist der Sport, der hier getrieben wird, und es geht einzig und allein darum, im Spiel zu bleiben.

Die hellen Flügel vom Mondlicht gezeichnet, ziehen sich die mutierten Fledermäuse zurück und verschwinden im Dunkel der Nacht, und als Ahriman die Wagentür öffnet, beginnen die Kojoten wieder zu heulen. So nah sind sie ihm jetzt, dass er in ihren Chor einfallen könnte, wenn er seine Stimme erheben wollte.

Während er die Wagentür hinter sich zuzieht und den Motor anlässt, tauchen nacheinander sechs – acht, zehn – Kojoten aus den Büschen am Wegrand auf und rotten sich, während ihre Augen in den Lichtkegeln seiner Scheinwerfer rot aufglühen, vor ihm auf der Schotterstraße zusammen. Lockerer Kies knirscht unter den Reifen, als Ahriman langsam anfährt. Das Rudel teilt sich in zwei Gruppen, die dem Jaguar auf beiden Seiten der schmalen Straße voraus laufen, als wollten sie ihm wie die Vorhut einer Prätorianergarde Geleitschutz geben. Hundert Meter weiter, als er mit dem Wagen in Richtung Westen abbiegt, wo in der Ferne die Häuser der Stadt aufragen, machen die Tiere kehrt und wenden sich nun dem Ranchgebäude zu. Sie sind noch im Spiel, genau wie der Arzt.

Genau wie der Arzt.

Zwar waren die leisen, bebenden Klagelaute, die Susan Jagger in ihrem Kummer und ihrer Scham ausstieß, ein Labsal für ihn, und auch die Erinnerung an die Familie Pastore, die ihre gequälte Stimme in ihm geweckt hatte, wirkte belebend, aber Dr. Ahriman war kein Jüngling mehr wie damals in New Mexico. Wenigstens ein paar Stunden erholsamen Schlafs musste er sich gönnen. Vor ihm lag ein anstrengender Tag, an dem er einen klaren Kopf und seine ganze Kraft brauchen würde, denn von nun an sollten Martine und Dustin Rhodes eine Hauptrolle in seinem komplizierten Spiel übernehmen. Daher befahl er Susan, sich von ihren Gefühlen zu befreien und fertig anzuziehen.

Als sie in Slip und T-Shirt vor ihm saß, sagte er: »Steh auf!«

Sie erhob sich.

»Du bist eine wahre Augenweide, mein Kind. Jammerschade, dass ich meine Videokamera nicht doch heute mitgebracht habe, anstatt bis zum nächsten Mal zu warten. Diese süßen Tränen. *Warum, Daddy? Warum?* Das war besonders herzzerreißend. Ich werde es mein Lebtag nicht vergessen. Du hast mir wieder einmal ein ganz besonderes Erlebnis beschert.«

Ihre Augen schweiften von ihm ab.

Er folgte der Richtung ihres Blicks zu dem Bonsai-Bäumchen, das auf der Blumenständer in seiner Bronzeschale stand.

»Die Gärtnerei«, sagte er in beifälligem Ton, »ist ein heilsamer Zeitvertreib für eine Agoraphobikerin. Zimmerpflanzen können dir helfen, mit der Natur außerhalb deiner vier Wände in Berührung zu bleiben. Aber wenn ich mit dir rede, erwarte ich, dass du mich ansiehst.«

Ihr Blick kehrte zu ihm zurück. Sie weinte jetzt nicht mehr. Die letzten Tränenspuren trockneten auf ihren Wangen.

Irgendetwas irritierte ihn an ihr, etwas Unterschwelliges, Undefinierbares. Der distanzierte Ausdruck in ihren Augen.

Die Art, wie sie die Lippen zusammengepresst hatte, sodass die Mundwinkel tiefe Linien bildeten. Die Spannung, die sich darin ausdrückte, hatte nichts mit ihrer Erniedrigung und Scham zu tun.

»Spinnmilben«, sagte er.

Er glaubte zu sehen, wie ein sorgenvoller Schatten über ihre Augen kroch.

»An Bonsai-Bäumchen sind sie eine Plage, Spinnmilben, meine ich.«

Das Gespinst, das sich über ihre Züge legte, war eindeutig aus Sorge gesponnen, aber sicher nicht aus Sorge um ihre Zimmerpflanzen.

Ahriman, der Probleme witterte, bemühte sich, die postkoitale Trägheit aus seinem Kopf zu vertreiben und sich auf Susan zu konzentrieren. »Worüber machst du dir Sorgen?«

»Worüber mache ich mir Sorgen?«, sagte sie.

Er formulierte die Frage zu einem Befehl um: »Sag mir, worüber du dir Sorgen machst!«

Sie zögerte, und er wiederholte den Befehl, worauf sie sagte: »Das Video.«

35. Kapitel

Valets Nackenfell glättete sich. Er hörte auf zu knurren und wurde wieder zu dem schwanzwedelnden, sanftmütigen Hund, als den man ihn kannte. Nachdem er seine Streicheleinheit eingefordert hatte, trottete er zu seinem Lager zurück, wo er eindöste, als hätte ihn nie etwas aus der Ruhe gebracht.

Auf ihr eigenes Beharren hin an Händen und Füßen gefesselt und nicht minder ruhiggestellt von drei Schlaftabletten, lag Martie beängstigend still und reglos da. Von Zeit zu Zeit beugte sich Dusty besorgt über sie, und legte sich erst wieder zurück, wenn er ihre leisen Atemzüge hörte.

Obwohl er damit gerechnet hatte, die ganze Nacht wach zu liegen, und darum die Nachttischlampe nicht ausgeknipst hatte, schlief er irgendwann ein.

Ein Traum fädelte sich in seinen Schlaf und verwob Schrecken und Absurdität zu einer surrealen Geschichte, die zwar beunruhigend war, aber auch völlig unsinnig.

Er liegt vollständig angekleidet, aber ohne Schuhe, auf der Zudecke seines Betts. Valet ist nicht da. Auf der anderen Seite des Zimmers sitzt Martie in Lotushaltung auf der großen Lammfellunterlage des Hundes, völlig reglos, die Augen geschlossen, die Hände wie in tiefer Meditation im Schoß verschränkt.

Er ist mit Martie allein im Zimmer, spricht aber mit einer anderen Person. Obwohl er spürt, wie er die Lippen bewegt, und den Hall der eigenen Stimme – tief, hohl, belegt – in seinem Schädelgewölbe hört, kann er kein einziges Wort von dem, was er sagt, verstehen. Die Pausen, die er beim Sprechen macht, deuten darauf hin, dass er kein Selbstgespräch führt, sondern sich mit jemandem unterhält, aber er kann keine andere Stimme, kein Murmeln, nicht einmal das leiseste Flüstern hören.

Draußen vor dem Fenster zerschneiden Blitze die Nacht, aber kein Donner grollt gegen die klaffenden Wunden an, und kein Regen rauscht auf das Dach. Nur einmal ist ein Geräusch zu hören, als ein großer Vogel, der so dicht am Fenster vorbeifliegt, dass sein Flügel die Scheibe streift, einen heiseren Schrei ausstößt. Obwohl sich das Tier nur den Bruchteil einer Sekunde in seinem Blickfeld befindet, weiß Dusty aus irgendeinem Grund, dass es ein Reiher ist. Der Schrei, den er von sich gibt, scheint sich im nächtlichen Dunkel im Kreis zu bewegen, wird erst leiser, dann wieder lauter, schwächt sich ab und ist dann wieder ganz nah. Er bemerkt, dass er im linken Arm eine Infusionsnadel stecken hat. Ein Schlauch führt in Schlangenlinien von der Nadel zu einem durchsichtigen Plastikbeutel, der prall gefüllt ist mit einer Traubenzuckerlösung und an einer zum provisorischen Infusionsgestell umfunktionierten Halogenstehlampe hängt. Wieder zuckt ein Blitz auf, und in seinem flimmernden Schein fliegt der riesige Reiher am Fenster vorbei. Sein Schrei folgt dem Blitz in die Dunkelheit. Dustys rechter Ärmel ist höher aufgerollt als der linke, weil sein Blutdruck gemessen wird, die Manschette des Blutdruckmessers ist locker um seinen Oberarm geschlossen. Ein schwarzer Gummischlauch verbindet die Manschette mit dem Aufpumpball, der wie schwerelos in der Luft schwebt. Seltsamerweise wird der Ball, wie von einer unsichtbaren Hand geführt, rhythmisch zusammengedrückt und dehnt sich wieder aus, während sich die Manschette um den Oberarm immer fester zusammenzieht. Wenn sich eine dritte Person im Raum befindet, muss dieser namenlose Besucher die Kunst des Unsichtbarmachens beherrschen.

Ein neuerlicher Blitz flammt auf, aber diesmal nicht in der Dunkelheit vor dem Fenster, er nimmt vielmehr seinen Anfang und sein Ende im Zimmer selbst. Vielbeinig, behende, von Lichtgeschwindigkeit auf katzengleiche Schnelligkeit verlangsamt, fährt er so, wie er sonst aus einer Wolke schießt, zi-

schend aus der Zimmerdecke, springt auf einen Aluminiumbilderrahmen über, von dort auf das Fernsehgerät und schließlich auf die zweckentfremdete Lampe, wo er seine grellen Zähne knirschend und funkensprühend in das Messing schlägt.

Im unmittelbaren Gefolge des zuckenden Blitzes rauscht der große Reiher heran, der durch das geschlossene Fenster oder die massive Steinmauer in das Schlafzimmer gekommen sein muss. Er öffnet den schwertgleichen Schnabel zu einem schrillen Schrei. Er ist riesig, vom Kopf bis zu den Schwanzfedern misst er sicherlich einen Meter. Mit seinen stechenden Pterodactylusaugen wirkt er wie eine prähistorische Erscheinung. Flügelschatten huschen über die Wände, flitternde, fiedrige Formen im flackernden Lichtschein.

Seinem Schatten voraus schießt der Vogel pfeilschnell auf Dusty zu, und dieser weiß genau, dass er auf seiner Brust landen und ihm die Augen aushacken wird. Seine Arme fühlen sich an, als wären sie am Bett festgeschnallt, obwohl der rechte doch nur durch die Druckmanschette in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt ist und der linke durch nichts anderes niedergehalten wird als durch die Schiene, die verhindern soll, dass er den Arm beugt, solange die Nadel in der Vene steckt. Aber er liegt bewegungsunfähig und hilflos da, während sich der Vogel kreischend auf ihn stürzt.

Der Blitz springt vom Fernseher auf die Stehlampe über, worauf der durchsichtige Plastikbeutel mit der Traubenzuckerlösung wie der Glühstrumpf in einer Gaslaterne zu leuchten beginnt, und ein heißer Schauer messingfarbener Funken – die eigentlich das Bett in Brand setzen müssten, was sie aber nicht tun – regnet auf Dusty herunter. Der Schatten des herabstürzenden Reihers zerbirst in Tausende von Splittern, und als die Myriaden heller und dunkler Pünktchen flimmernd durcheinander schwärmen, schließt Dusty angstvoll und verwirrt die Augen.

Etwas – vielleicht der unsichtbare Besucher – sagt ihm, dass

er sich nicht zu fürchten braucht, aber sobald er die Augen wieder aufschlägt, bietet sich ihm ein grässlicher Anblick. Der Vogel ist so klein zusammengepresst, gestampft-gewrungen-gequetscht, dass er jetzt in den prallen Infusionsbeutel passt. Selbst in dieser komprimierten Form ist der Reiher noch erkennbar – wenn er auch aussieht wie von einem unausgegorenen Möchtegern-Picasso mit einem Hang zum Makabren gemalt. Damit nicht genug, ist er immer noch lebendig und krächzt, wobei seine schrillen Schreie allerdings von den durchsichtigen Wänden seines Plastikkerkers gedämpft werden. Er versucht sich im Innern des Beutels zu winden, will sich mit seinem scharfen Schnabel und seinen Krallen befreien, schafft es aber nicht und verdreht eines seiner schwarzen Augen, um mit dämonischem Blick auf Dusty herabzustarren.

Der hat das Gefühl, auch gefangen zu sein, wie er da hilflos unter dem baumelnden Vogel liegt: kraftlos wie ein Gekreuzigter, dieser mit der finsteren Kraft eines zum Hohn für einen satanischen Christbaum entworfenen Schmucks. Dann zerfällt der Reiher zu einer blutig-braunen, dickflüssigen Masse, und die klare Lösung im Infusionsschlauch beginnt sich zu trüben, während die stoffliche Substanz des Vogels aus dem Beutel sickert und sich weiter, immer weiter nach unten bewegt. Dusty sieht, wie der widerliche Schleim den Infusionsschlauch Zentimeter für Zentimeter verunreinigt, und er will schreien, bringt aber keinen Ton heraus. Wie gelähmt, mit gierigen Atemzügen, die aber so lautlos sind, als würde er in einem Vakuum um Luft ringen, versucht er, die rechte Hand zu heben und den Infusionsschlauch herauszuziehen, will sich vom Bett rollen, was ihm aber nicht gelingt, verdreht die Augen, um den letzten Zentimeter des Schlauchs sehen zu können, in den das Gift jetzt einsickert, bevor es die Nadel erreicht.

Der Vogel taucht mit einem schrillen Schrei in sein Blut ein und eine entsetzliche Hitze schießt ihm in den Körper, als würde ein Blitz durch seine Adern fahren. Er spürt, wie der

Vogel durch die Vene zur Körpermitte hin strömt, durch den Bizeps und in den Torso, und Bruchteile von Sekunden später erhebt sich ein unerträgliches Flattern in seinem Herzen, ein aufgeregtes Zupfen-Picken-Plustern, als würde darin ein Nest gebaut.

Martie, immer noch im Lotussitz auf Valets Lammfelllager, schlägt die Augen auf. Sie sind nicht blau wie sonst, sondern so schwarz wie ihr Haar. Keine Spur von Weiß: ein samtiges, feuchtes, konvexes Schwarz füllt beide Augenhöhlen aus. Vogelaugen sind normalerweise rund, und diese sind mandelförmig wie Menschenaugen, aber es sind die Augen des Reihers.

»Willkommen«, sagt sie.

Dusty war mit einem Schlag so hellwach, dass er in dem Moment, als er die Augen öffnete, nicht erschrocken aufschrie oder sich erst aufsetzen musste, um sich zu orientieren. Er lag ganz still auf dem Rücken und starrte zur Decke.

Die Nachttischlampe brannte immer noch. Die Stehlampe war an ihrem Platz neben dem Lesesessel; niemand hatte sie als Infusionsgestell zweckentfremdet.

Sein Herz flatterte nicht. Es klopfte. Soweit er es beurteilen konnte, war es immer noch sein persönlicher Hort, in dem sich nichts eingenistet hatte als seine ureigenen Hoffnungen, Ängste und Vorurteile.

Valet schnaubte leise.

Martie erfreute sich an Dustys Seite des gesunden Schlafs einer Frau, die keine Sorgen quälen – ein Zustand, der in ihrem Fall allerdings auch einer Dreifachdosis schlaffördernder Antihistaminika zu verdanken war.

Dusty umkreiste in Gedanken seinen Traum, solange er ihm noch frisch im Gedächtnis war, und betrachtete ihn aus verschiedenen Blickwinkeln. Er versuchte, das zu beherzigen, was er vor langer Zeit von der Bleistiftzeichnung eines Waldes gelernt hatte, der sich in eine gotische Metropolis verwandelte,

wenn man ihn frei von jeder Erwartung ansah.

Normalerweise hatte er nicht die Angewohnheit, seine Träume zu deuten.

Glaubte man allerdings Freuds Theorien, so konnte man einen wahren Festschmaus für einen Psychoanalytiker zutage fördern, wenn man im Trüben seines Unterbewusstseins fischte. Auch Dr. Derek Lampton, Dustys Stiefvater und der letzte von Claudettes vier Ehemännern, hatte seine Angelschnur in diese Gewässer gehängt und mit schöner Regelmäßigkeit fragwürdige, glitschige Hypothesen an Land gezogen, mit denen er seine ahnungslosen Patienten fütterte, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass sie vielleicht giftig sein konnten.

Freud und Lampton, die Echse, waren ein Grund mehr für Dusty, Träumen keine Bedeutung beizumessen. Aber jetzt spürte er, obwohl es ihm zutiefst gegen den Strich ging, dass in diesem Traum vielleicht ein Körnchen Wahrheit steckte. Der Versuch, in diesem Haufen Mist den Splitter einer reinen Tatsache zu finden, würde allerdings einer Herkulesaufgabe gleichkommen.

Wenn jedoch sein eidetisches und auditives Gedächtnis Träume ebenso detailliert und zuverlässig speicherte wie reale Erlebnisse, konnte er zumindest sicher sein, dass er beim gründlichen Wühlen im Unrat dieses Albtraums früher oder später auf das glänzende Stückchen Wahrheit stoßen würde, das seiner Entdeckung harren mochte wie ein Silberlöffel aus dem Familienerbe, der versehentlich mit den Küchenabfällen in der Mülltonne gelandet ist.

36. Kapitel

»Das Video«, wiederholte Susan auf Ahrimans Frage, während ihr Blick wieder zu dem Bonsai-Bäumchen wanderte.

Der Arzt lächelte verwundert. »In Anbetracht der Dinge, die du getan hast, bist du wirklich ein sehr anständiges Mädchen geblieben. Beruhige dich, meine Liebe, ich habe erst einen Film von dir gemacht – ein ganz erstaunlicher Neunzigminüter allerdings, das muss ich zugeben –, dem nur noch einer folgen wird, wenn wir uns das nächste Mal sehen. Niemand außer mir bekommt meine kleinen Amateurfilme zu Gesicht. CNN und NBC werden sie nicht ausstrahlen, darauf kannst du dich verlassen. Obwohl sie damit ungeahnte Einschaltquoten erzielen könnten, meinst du nicht auch?«

Susan starrte zwar immer noch das Bonsai-Bäumchen an, aber jetzt war dem Arzt klar, warum sie den Blick von ihm abwenden konnte, obwohl er ihr befohlen hatte, ihm in die Augen zu sehen. Die Scham gab ihr die enorme Kraft, die sie für diesen kleinen Akt des Aufbegehrens brauchte. Wir alle tun manchmal Dinge, deren wir uns schämen, und wir kommen – mehr oder weniger mühelos – mit uns selbst ins Reine, indem wir jedes Sandkorn in unserem Gewissen in einer Perle aus Schuldgefühlen einschließen. Im Gegensatz zur Scham können Schuldgefühle beinahe so beruhigend sein wie Tugendhaftigkeit, weil sie bewirken, dass wir die scharfen Kanten des Fremdkörpers, den sie umschließen, nicht mehr spüren, und die Schuld selbst ins Zentrum unseres Interesses rücken. Susan hätte aus den Momenten der Scham, in die Ahriman sie gestürzt hatte, eine ganze Kette auffädeln können; weil sie sich aber der Existenz des Videobandes bewusst war, gelang es ihr nicht, ihre kleinen Perlen der Schuld zu bilden und das Schamgefühl darin einzuhüllen.

Der Arzt befahl ihr, ihm in die Augen zu sehen, worauf sie

ihm nach kurzem Zögern den Blick wieder zuwandte.

Nun forderte er sie auf, die Stufen ihres Bewusstseins noch einmal hinunterzusteigen bis in die innere Kapelle, aus der sie zur Belebung des Spiels zuvor mit seiner Erlaubnis ein kleines Stück aufgetaucht war.

Als sie den Grund dieser Festung erreicht hatte, zuckten ihre Augen einen Moment lang hin und her. Ihr bewusstes Ich war herausgesiebt und beiseite gestellt wie die festen Bestandteile, die ein Koch aus der Suppe schöpft, um eine Bouillon daraus zu machen, und ihr Geist war nun wie eine klare Flüssigkeit, die darauf wartete, von Ahriman nach dessen eigenem Rezept gewürzt zu werden.

»Du wirst vergessen, dass dein Vater heute Nacht hier war«, sagte er. »Dass du sein Gesicht gesehen hast, wo du meins hättest sehen müssen, dass du seine Stimme gehört hast, wo du meine hättest hören müssen, diese Erinnerungen sind jetzt Staub, ja, weniger als Staub, in alle Winde verweht. Ich bin nicht dein Vater, sondern dein Arzt. Sag mir, wer ich bin, Susan!«

Ihr leises Flüstern klang so dumpf, als würde es aus einer tiefen Gruft nach oben dringen. »Dr. Ahriman.«

»Wie immer wirst du keinerlei abrufbare Erinnerung daran haben, was sich zwischen uns abgespielt hat, absolut keine dir zugängliche Erinnerung daran, dass ich heute Nacht hier war.«

Bei allem Bemühen konnte er nicht verhindern, dass irgendwo, vielleicht in unbekannten Gefilden *jenseits* des Unterbewussten, Erinnerungen hängen blieben. Andernfalls hätte sie keine Scham empfinden können, weil die Demütigungen, die ihr in dieser und in anderen Nächten zugefügt worden waren, völlig aus ihrem Gedächtnis gelöscht worden wären. Ihre nachklingenden Schamgefühle bewiesen in den Augen des Arztes die Existenz eines Unter-Unterbewusstseins – einer Ebene, die noch unterhalb des unbewussten Es lag –, in dem das Erlebte eine unauslöschliche Spur hinterließ. Dieser tiefste

Winkel des Gedächtnisses war nach Ahrimans Überzeugung praktisch unzugänglich und damit keine Gefahr für ihn; es reichte, wenn er alle Erinnerungen aus dem Bewusstsein und dem Unterbewusstsein löschte.

Es mochte Menschen geben, die in diesem Unter-Unterbewusstsein den Sitz der Seele vermuteten. Der Arzt gehörte nicht zu ihnen.

»Wenn du dennoch Grund zu der Annahme hast, dass du sexuell missbraucht worden bist, wegen eines wunden Gefühls oder irgendwelcher anderer Anzeichen, so wirst du keinen anderen in Verdacht haben als deinen treulosen Ehemann Eric. Sag mir jetzt, ob du das, was ich gerade gesagt habe, voll und ganz verstehst oder nicht.«

»Ich verstehe es.« Ein REM-Anfall begleitete ihre Antwort, als würden die verbotenen Erinnerungen durch die Augäpfel aus ihr herausgeschüttelt.

»Aber es ist dir strengstens verboten, Eric etwas von deinem Verdacht mitzuteilen.«

»Strengstens verboten. Ich verstehe.«

»Gut.«

Ahriman gähnte. So viel Spaß ihm das Spielen auch machte, wurde seine Freude daran doch immer durch die Tatsache getrübt, dass er hinterher die Spielsachen wegräumen und das Zimmer wieder in Ordnung bringen musste. Auch wenn ihm bewusst war, dass Ordnung und Sauberkeit sein mussten, empfand er als Erwachsener das Aufräumen immer noch genauso als Zeitverschwendung wie als kleiner Junge.

»Bring mich bitte in die Küche«, forderte er Susan auf, wobei er zwischen den Worten immer wieder gähnte.

Anmutig und würdevoll, ungeachtet der groben Behandlung, die sie hatte über sich ergehen lassen müssen, bewegte sich Susan mit der fließenden Geschmeidigkeit eines hellen Koi-Fischs in einem mitternächtlichen Gartenteich.

In der Küche sagte Ahriman, der so durstig war, wie man es

nach einem langen, komplizierten Spiel nur sein konnte: »Sag mir, was für ein Bier du im Haus hast.«

»Tsingtao.«

»Mach mir eine Flasche davon auf.«

Sie holte ein Bier aus dem Kühlschrank, suchte im Dunkeln in der Schublade nach einem Öffner und schnippte dann den Kronkorken von der Flasche.

Der Arzt achtete sorgfältig darauf, in der Wohnung möglichst keine Flächen zu berühren, auf denen er Fingerabdrücke hinterlassen konnte.

Er hatte sich noch nicht entschieden, ob Susan von eigener Hand sterben sollte, wenn er keine Verwendung mehr für sie hatte. Falls er zu dem Schluss kam, dass ein Selbstmord unterhaltsam genug war, würde ihr langer, aussichtsloser Kampf gegen die Agoraphobie ein überzeugendes Motiv liefern, und ein von ihr persönlich geschriebener Abschiedsbrief würde dafür sorgen, dass der Fall ohne weitere polizeiliche Untersuchung zu den Akten gelegt wurde. Aber viel wahrscheinlicher war es, dass sie eine Rolle in dem noch spannenderen Spiel mit Martie und Dusty übernehmen würde, das seinen Höhepunkt in einem Massaker in Malibu finden sollte.

Weitere Varianten sahen vor, dass sie von ihrem Mann oder sogar von ihrer besten Freundin ermordet wurde. Wenn Eric sie umbrachte, würde zwangsläufig die Mordkommission Ermittlungen aufnehmen – selbst wenn er die Polizei vom Tatort aus anrief, ein Geständnis ablegte, sich das Hirn wegblies, tot neben der Leiche seiner Frau umfiel und alle kriminalistischen Beweisstücke darauf hindeuteten, dass der Tragödie ein erbitterter Ehestreit vorausgegangen war. Dann würden die Leute von der Spurensicherung mit ihren unmöglichen Frisuren und ihren Plastikbeuteln anrücken und mit Pulvern, Jod, Silbernitrat- und Ninhydrinlösungen, Cyanacrylatdämpfen oder gar mit in Methanol gelöstem Rhodamin 6G und einem Argon-Ionen-Laser nach Fingerabdrücken suchen. Hatte Ahriman auch nur

einen einzigen Fingerabdruck an einer Stelle hinterlassen, an der es diesen peniblen Langweilern einfiel zu suchen, würde dies sein Leben verändern, und zwar nicht zum Guten.

Seine Freunde, die an den richtigen Stellen saßen, würden vielleicht dafür sorgen, dass man ihm nicht ohne weiteres den Prozess machen konnte. Beweisstücke würden verschwinden oder manipuliert werden. Kriminalbeamte und Ermittler der Staatsanwaltschaft würden schlampige Arbeit leisten, und denjenigen Quertreibern, die darauf bestanden, eine seriöse Untersuchung zu führen, würde das Leben schwer oder gar zur Hölle gemacht werden durch Probleme und tragische Zwischenfälle, die scheinbar in keinerlei Zusammenhang mit Dr. Ahriman standen.

Allerdings konnten ihn seine Freunde nicht davor bewahren, unter Verdacht zu geraten, und sie konnten ihn auch nicht vor den Gerüchten schützen, die eine lüsterne Sensationspresse über ihn verbreiten würde. Er würde zu fragwürdigem Ruhm gelangen. Und das kam absolut nicht in Frage. Eine solche Art von Ruhm war nicht mit seinem Stil vereinbar.

Als Susan ihm die Flasche Tsingtao reichte, bedankte er sich, und sie sagte: »Bitte sehr.«

Der Arzt war der Meinung, dass man niemals, unter keinen Umständen, seine guten Manieren vergessen durfte. Das Spiel um Sitte und Anstand ist die größte aller Herausforderungen, ein herrlich kompliziertes Gesellschaftsturnier, in dem es darum geht, gut abzuschneiden, damit man die Konzession erwirbt, seinen heimlichen Vergnügungen nachzugehen; nur wer die Regeln dieses Spiels – Benimm und Etikette – beherrscht, kann es zur Meisterschaft bringen.

Höflich begleitete Susan ihn zur Tür, wo er innehielt, um ihr seine letzten Instruktionen für die Nacht zu geben. »Bestätige bitte, dass du mir zuhörst, Susan.«

»Ich höre dir zu.«

»Sei ganz ruhig.«

»Ich bin ruhig.«

»Sei gehorsam.«

»Ja.«

»Der Wintersturmwind …«

»Der Sturmwind bist du«, antwortete sie.

»… verbarg sich im Bambushain …«

»Der Hain bin ich.«

»… und dann war es still.«

»In der Stille werde ich erfahren, was getan werden muss«, sagte Susan.

»Wenn ich weg bin, wirst du die Küchentür schließen, die Sicherheitsschlösser verriegeln und den Stuhl genauso unter die Klinke klemmen, wie er vorher war. Du wirst wieder zu Bett gehen, dich hinlegen, die Lichter ausmachen und die Augen schließen. Dann wirst du in Gedanken die Kapelle verlassen, in der du dich jetzt befindest. Wenn du die Tür der Kapelle hinter dir zumachst, wirst du dich nicht mehr erinnern können, was zwischen dem Zeitpunkt, als du meine Stimme am Telefon gehört hast, und dem Aufwachen in deinem Bett passiert ist – jedes Geräusch, jedes Bild, jede Sekunde, jede Kleinigkeit wird unwiderruflich aus deiner Erinnerung gelöscht sein. Du wirst dann die Stufen hinaufsteigen und bis zehn zählen, und wenn du bei zehn angekommen bist, wirst du dein Bewusstsein vollständig wiedererlangt haben. Wenn du die Augen öffnest, wirst du glauben, dass du aus einem erholsamen Schlaf erwacht bist. Ich möchte, dass du mir bestätigst, ob du alles verstehst, was ich dir gesagt habe.«

»Ich verstehe es.«

»Gute Nacht, Susan.«

»Gute Nacht«, sagte sie, während sie ihm die Tür aufhielt.

Er trat auf den Treppenabsatz hinaus und flüsterte: »Vielen Dank.«

»Bitte sehr.«

Leise schloss sie die Tür.

Wie eine feindliche Armada, ausgesandt, um denen, die friedlich in ihrem behaglichen Heim schliefen, alle weltlichen Erinnerungen zu stehlen, näherten sich vom Meer her Galeonen dichter Nebelschwaden, die zuerst die Farben, dann die Tiefe, die Konturen und Formen verschluckten.

Man hörte, wie auf der anderen Seite der Tür die Sicherheitskette in den Schlitz der Metallplatte geschoben wurde.

Die erste Verriegelung schnappte ins Schloss, kurz darauf die zweite.

Mit einem zufriedenen Lächeln und einem Nicken nahm der Arzt einen Schluck Bier aus der Flasche und wartete, den Blick versonnen auf die Treppe gerichtet. Tautropfen schimmern, kalt auf grauen Steinstufen: Tränen, tote Haut.

Die Ahornholzlehne stieß mit einem kratzenden Geräusch gegen die Tür, als Susan den Stuhl wieder unter der Klinke verkeilte.

Jetzt würde sie auf nackten Sohlen ins Bett zurücktapsen.

Beschwingt wie ein Jüngling und ohne das Geländer zu berühren, eilte Dr. Ahriman die Treppe hinunter und stellte im Laufen den Mantelkragen auf.

Das Backsteinpflaster in dem kleinen Vorgarten glänzte dunkel und feucht wie Blut. Soweit er es im Nebel erkennen konnte, war auf der Strandpromenade weit und breit kein Mensch zu sehen.

Das Tor in dem weiß gestrichenen Lattenzaun quietschte. Der Nebel, der in dichten Schwaden über dem Boden hing, dämpfte das Geräusch; es war so leise, dass nicht einmal eine auf Mäuse lauernde Katze die Ohren gespitzt hätte.

Der Arzt verließ das Haus mit abgewandtem Gesicht, genauso wie er gekommen war.

Bei seiner Ankunft hatte kein Licht im Haus gebrannt. Auch jetzt war alles dunkel. Das Rentnerehepaar, das die beiden unteren Stockwerke bewohnte, lag bestimmt behaglich träumend im warmen Bett und merkte ebenso wenig wie die

schlafenden Papageien in ihren abgedeckten Käfigen.

Dennoch ließ Ahriman alle erdenkliche Vorsicht walten. Er war der Herr der Erinnerungen, aber seine Fähigkeit, das menschliche Bewusstsein zu trüben, erstreckte sich nicht auf alle und jeden.

Das Rauschen der Wellen, die träge ans Ufer rollten, war vom Nebel so gedämpft, dass es eher zu spüren als zu hören war, ein Vibrieren in der frostigen Nachtluft.

Die Palmen ließen ihre Wedel hängen. Von den Spitzen der gefiederten Blätter tropfte Kondenswasser wie durchsichtiges Gift von Schlangenzungen herab.

Er blieb stehen, und während er zu den nebelverhangenen Baumkronen aufblickte, beschlich ihn plötzlich ein unbehagliches Gefühl, dessen Ursache er nicht ergründen konnte. Verwundert nahm er gleich darauf noch einen Schluck Bier, dann setzte er seinen Weg über die Promenade fort.

Er hatte seinen Mercedes zwei Straßen weiter geparkt. Auf dem Weg dorthin begegnete ihm keine Menschenseele.

Von einem großen Lorbeer-Ficus tropfte es mit blechernem Scheppern und Klopfen auf das Dach der schwarzen Limousine herunter, als spielte jemand eine arhythmische Weise auf einem misstönenden Xylophon.

Als Ahriman im Wagen saß, zögerte er einen Moment, bevor er den Motor anließ. Das unmelodische Klimpern, das die Wassertropfen auf dem Blech verursachten, brachte ihn der Quelle des rätselhaften Unbehagens, das er immer noch spürte, näher. Er trank den letzten Schluck aus der Flasche und blickte nachdenklich zu dem mächtigen Blätterdach des Lorbeer-Ficus auf, als läge im verschlungenen Muster seiner Äste und Zweige die Erleuchtung.

Aber die Erleuchtung blieb aus, und so ließ er den Motor an und fuhr über den Balboa Boulevard in westlicher Richtung auf die Landverbindung der Halbinsel zu.

Um drei Uhr nachts war die Straße kaum befahren. Auf den

ersten zwei Meilen kamen ihm nur drei Fahrzeuge entgegen, deren Lichter im Nebel von einem diesigen Hof umgeben waren. Das eine war ein Polizeiauto, das anscheinend ohne besondere Eile auf der Halbinsel unterwegs war.

Auf der Verbindungsbrücke zum Pacific Coast Highway, beim Blick über den westlichsten Arm des großen Hafens zu seiner Rechten, wo Jachten an den Anlegestegen wie Geisterschiffe aus dem Nebel auftauchten, auf der Küstenstraße in Richtung Süden, die ganze Fahrt über bis nach Corona del Mar, grübelte er über die Ursache seines Unbehagens nach, bis er an einer roten Ampel anhalten musste und sein Blick auf einen majestätischen Pfefferbaum mit filigranem Blattwerk fiel, der aus einer üppigen Flut roter Bougainvilleen aufragte. Der Anblick erinnerte ihn an ein Bonsai-Bäumchen, um dessen Fuß sich dichtes Efeu rankte.

Das Bonsai-Bäumchen. Der Efeu.

Die Ampel wurde grün.

So grün wie Susans starr auf das Bäumchen geheftete Augen.

Die Gedanken des Arztes überschlugen sich, aber er nahm den Fuß nicht vom Bremspedal.

Erst als die Ampel wieder auf Gelb umsprang, fuhr er über die verlassene Kreuzung. Vor der nächsten Häuserzeile hielt er am Straßenrand, ließ aber den Motor laufen.

Er kannte sich aus mit dem Wesen der Erinnerung, und auf dieses Wissen griff er nun zurück, um sich die Ereignisse in Susan Jaggers Schlafzimmer in allen Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen.

37. Kapitel

Neun.

Als sie im dunklen Zimmer erwachte, glaubte Susan Jagger zu hören, wie jemand diese Zahl aussprach. Zu ihrer eigenen Überraschung sagte sie laut: »Zehn.«

Angespannt lauschte sie auf eine Bewegung, unsicher, ob sie selbst beide Zahlen ausgesprochen oder mit der Zehn nur auf die erste geantwortet hatte.

Eine Minute verrann, dann noch eine, in der nur ihre leisen Atemzüge zu hören waren, und dann, als sie die Luft anhielt, Totenstille im Raum. Sie war allein.

Die digitalen Leuchtziffern des Weckers zeigten an, dass es kurz nach drei war. Offensichtlich hatte sie mehr als zwei Stunden geschlafen.

Schließlich setzte sie sich im Bett auf und knipste die Nachttischlampe an.

Das halb volle Weinglas. Das aufgeschlagene Buch zwischen den zerwühlten Laken. Die heruntergelassenen Jalousien vor den Fenstern, die Möbel – alles, wie es sein sollte. Das Bonsai-Bäumchen.

Sie hob die Hände und roch daran. Sie roch auch am rechten Unterarm, dann am linken.

Sein Geruch. Unverkennbar. Schweiß, vermischt mit einem Hauch seiner bevorzugten Seife. Vielleicht benutzte er zusätzlich auch eine parfümierte Handlotion.

Wenn ihre Erinnerung sie nicht trog, war das nicht der Geruch, den sie von Eric kannte. Aber nach wie vor war sie davon überzeugt, dass er und kein anderer ihr nur allzu realer Inkubus war.

Auch ohne diesen verräterischen Geruch hätte sie gewusst, dass er ihr im Schlaf einen Besuch abgestattet hatte. Ein wundes Gefühl hier, eine leichte Schwellung dort. Das kaum

merkliche Ammoniakaroma seines Spermas.

Als sie die Decke zurückschlug und aus dem Bett stieg, konnte sie immer noch spüren, wie sein zähflüssiger Saft aus ihr herausrann. Sie schauderte.

An der Biedermeiersäule schob sie die Efeuranken am Fuß des Bonsai auseinander, hinter denen die Videokamera versteckt war. Die Kassette musste fast voll sein, aber die Kamera lief noch.

Susan schaltete sie ab und nahm sie aus der Blumenschale.

Nicht einmal ihre Neugier und ihr Wunsch nach Vergeltung konnten verhindern, dass sie von einem plötzlichen Ekel geschüttelt wurde. Sie legte die Kamera auf den Nachttisch und stürzte ins Badezimmer.

Oft schlug sich, wenn sie beim Aufwachen feststellte, dass sie missbraucht worden war, ihr Ekel in Übelkeit nieder, und sie erbrach sich, als könnte sie, indem sie ihren Magen gründlich leerte, die Uhr auf einen Zeitpunkt zurückdrehen, der vor dem Abendessen und damit auch Stunden vor der Vergewaltigung lag. Diesmal hatte sich die Übelkeit allerdings schon wieder gelegt, bis sie im Badezimmer ankam.

Sie sehnte sich nach einer ausgiebigen Dusche mit dampfend heißem Wasser, mit viel Shampoo, schäumender Seife und einem Luffaschwamm, mit dem sie sich von Kopf bis Fuß abrubbeln konnte. Am liebsten hätte sie sofort geduscht und sich das Videoband erst danach angesehen, denn sie fühlte sich so schmutzig wie noch nie zuvor; sie hatte das unerträgliche Gefühl, vor Dreck zu starren, über und über mit einer unsichtbaren, ekelerregenden Schmutzschicht besudelt zu sein, in der es von Heerscharen winziger Parasiten wimmelte.

Aber zuerst das Videoband! Die Wahrheit. Dann die Säuberung.

Sie konnte sich zwar überwinden, das mit dem Duschen aufzuschieben, aber ihr Ekel zwang sie immerhin, sich nackt auszuziehen und ihre Scham zu waschen. Danach wusch sie

sich gründlich Gesicht und Hände und spülte den Mund mit einem Mundwasser mit Pfefferminzgeschmack aus.

Das T-Shirt stopfte sie in den Wäschekorb. Den Slip mit den widerwärtigen Spermaspuren legte sie auf den geschlossenen Deckel des Wäschekorbs, weil sie nicht vorhatte, ihn zu waschen.

Wenn sie den Eindringling auf Videofilm gebannt hatte, genügten ihr die Beweise, um Anzeige wegen Vergewaltigung zu erstatten. Dennoch war es sicherlich klug, eine Spermaprobe für den genetischen Fingerabdruck aufzuheben.

Anhand ihrer Verfassung und ihres Verhaltens, die in der Videoaufnahme dokumentiert waren, würden die Beamten zweifellos feststellen, dass sie unter Drogen gesetzt worden war – keine willige Gespielin, sondern ein wehrloses Opfer. Sollte sie die Polizei rufen, wollte sie die Leute dennoch bitten, ihr zusätzlich eine Blutprobe abzunehmen, solange die Droge noch in ihrem Körper nachweisbar war.

Sobald sie sicher war, dass die Kamera funktioniert hatte, dass die Aufnahmen zufrieden stellend waren und ihr einen unwiderlegbaren Beweis gegen Eric lieferten, würde sie wahrscheinlich versucht sein, zuerst ihn anzurufen, bevor sie die Polizei alarmierte. Nicht, um ihm Vorwürfe zu machen. Vielmehr, um ihn nach dem Warum zu fragen. Warum diese Brutalität? Warum die Heimlichtuerei? Was konnte ihn dazu bewegen, ihr Leben und ihre Gesundheit mit irgendeinem teuflischen Drogengebräu zu gefährden? Warum dieser Hass?

Doch einen solchen Anruf würde es nicht geben, denn es konnte gefährlich sein, ihn zu warnen. Es war verboten.

Verboten. Was für ein seltsamer Gedanke.

Ihr fiel plötzlich ein, dass sie auch im Gespräch mit Martie dieses Wort benutzt hatte. Vielleicht war es das richtige Wort, weil das, was Eric ihr angetan hatte, schlimmer war als ein Missbrauch, schlimmer als ein Verstoß gegen geltende Gesetze, fast ein Sakrileg. Ein Ehegelübde ist heilig oder sollte es

zumindest sein, und in diesem Licht betrachtet, konnte man seine Tat durchaus als gotteslästerlich, als etwas Verbotenes bezeichnen.

Im Schlafzimmer zog sie sich ein sauberes T-Shirt und einen frischen Slip an. Die Vorstellung, nackt zu sein, während sie sich die abscheulichen Videoaufnahmen ansah, war ihr unerträglich.

Sie setzte sich auf die Bettkante und nahm die Kamera vom Nachttisch. Dann spulte sie die Kassette zum Anfang zurück.

Der Camcorder verfügte über einen 3-Zoll-Farbmonitor. Sie sah sich selbst, wie sie zum Bett zurückkehrte, nachdem sie den Aufnahmeknopf gedrückt hatte, was gegen Mitternacht geschehen war.

Das Licht der Nachttischlampe reichte zwar für die Videoaufnahme aus, war aber beileibe nicht ideal. Die Bildqualität auf dem kleinen Monitor war also nicht besonders gut.

Sie nahm die Kassette aus der Kamera, schob sie in das Videogerät und schaltete den Fernseher ein. Die Fernbedienung in beiden Händen, setzte sie sich ans Fußende ihres Betts und wartete ängstlich gespannt, was nun kommen würde.

Sie sah noch einmal, wie sie um Mitternacht, nachdem sie also das Band in der Videokamera zurückgespult hatte, zum Bett ging und sich hineinsetzte und dann den Fernseher ausschaltete.

Einen Moment lang sitzt sie im Bett und lauscht angestrengt in die Stille der Wohnung. Dann, als sie eben im Begriff ist, das Buch wieder zur Hand zu nehmen, klingelt das Telefon.

Susan runzelte die Stirn. Sie konnte sich nicht an einen Anrufer erinnern.

Sie nimmt den Hörer ab. »Hallo?«

Das Gerät hatte natürlich nur ihre Worte aufgezeichnet, und auch die waren aufgrund der Entfernung zur Kamera undeutlich, aber was sie verstand, ergab für sie noch weniger Sinn, als sie erwartet hatte.

Hastig legt sie den Hörer auf, springt aus dem Bett und verlässt den Raum.

In dem Augenblick, in dem sie das Gespräch entgegengenommen hatte, war in ihrer Miene und in ihrer Körpersprache eine Veränderung vor sich gegangen, die sie zwar wahrnahm, aber nicht ohne weiteres benennen konnte. So unmerklich diese Veränderung auch sein mochte, hatte sie doch das Gefühl, eine Fremde zu sehen, die da im Bild aus dem Zimmer ging.

Sie wartete eine halbe Minute, dann betätigte sie den Schnellvorlauf, bis wieder Bewegung ins Bild kam.

Schattenhafte Gestalten im Flur hinter der offen stehenden Schlafzimmertür. Dann sie selbst, wie sie den Raum wieder betritt. Hinter ihr löst sich ein Mann aus dem Dunkel des Korridors und tritt über die Schwelle. Dr. Ahriman.

Susan stockte vor Schreck der Atem. Völlig erstarrt und kälter als Stein saß sie da, plötzlich taub geworden für die Tonwiedergabe des Bandes, taub auch für den eigenen Herzschlag. Sie sah aus wie eine Marmorstatue, die als Blickfang für eine Buchsbaumhecke in einem schön angelegten Garten gedacht, aber hier völlig fehl am Platz war.

Die Schreckensstarre löste sich nach einer Weile in ungläubiges Staunen auf, und sie sog hörbar den Atem ein. Sie drückte den Pausenknopf auf der Fernbedienung.

Auf dem Standbild saß sie ungefähr so wie jetzt auf der Bettkante. Vor ihr stand Ahriman.

Sie drückte auf Rücklauf und ließ sich selbst und den Arzt rückwärts aus dem Zimmer gehen. Dann drückte sie auf Wiedergabe und sah zu, wie die Schatten im Flur wieder menschliche Gestalt annahmen, halb überzeugt, dass es diesmal Eric sein würde, der ihr über die Schwelle folgte. Denn Dr. Ahriman – seine Anwesenheit in diesem Raum war völlig unmöglich. Er war ein moralischer Mensch. Von aller Welt bewundert. Ein großartiger Arzt. Einfühlsam. Engagiert. Schlichtweg unmöglich: hier, in dieser Situation. Sie hätte nicht fassungslo-

ser sein können, wenn sie den eigenen Vater auf dem Band gesehen hätte, und es hätte sie weniger schockiert, wäre das, was ihr über die Schwelle folgte, ein dämonischer Inkubus mit Hörnern auf der Stirn und gelb funkelnden Katzenaugen gewesen. Doch hier kam, selbstbewusst und ohne Hörner, Ahriman und machte jeden Zweifel zunichte.

Attraktiv wie immer, gutaussehend wie ein Schauspieler, bot sein Gesicht die Spielfläche für einen Ausdruck, den Susan noch nie darin gesehen hatte. Nicht, wie man hätte erwarten können, animalische Lust, obwohl auch diese darin mitschwang. Keine Maske des Wahnsinns, obwohl seine fein gemeißelten Züge ein winziges bisschen verzerrt wirkten, als würden sie unter einem im Entstehen begriffenen inneren Druck kaum merklich aus den Fugen geraten. Während sie sein Gesicht aufmerksam musterte, erkannte sie mit einem Mal, was sich dann ausdrückte: Selbstgefälligkeit.

Nicht die strenge, verkniffene, schmaläugige Selbstgefälligkeit eines Moralapostels oder eines lustfeindlichen Saubermanns, der sich an seiner Askese berauschte und allen, die tranken, rauchten und gern üppig speisten, seine Verachtung entgegenschleuderte. Hier blickte ihr vielmehr die zynische Überheblichkeit eines Jugendlichen entgegen. Kaum hatte er den Fuß ins Schlafzimmer gesetzt, nahm Ahriman die lässige Haltung, den schlaksigen Gang und die anmaßende Miene eines Schuljungen an, für den alle Erwachsenen Idioten sind – und den funkelnden, heiß begierigen Blick, der die Not des pubertierenden Jungen verrät.

Der Verbrecher und der Psychiater, dessen Praxis sie zweimal wöchentlich aufsuchte, waren ein und dieselbe Person. Sie unterschieden sich lediglich in ihrem Auftreten. Und doch war dieser Unterschied so erschreckend, dass ihr Herz wie rasend zu hämmern begann.

Ihr ungläubiges Staunen wich einem so überwältigenden Gefühl der Wut und Enttäuschung über den Verrat, dass sie in

einer Stimme, die nicht mehr ihr zu gehören schien, eine Flut unzusammenhängender Obszönitäten ausstieß wie ein Mensch, der unter dem Tourette-Syndrom leidet.

Der Arzt geht zum Sessel, wo er aus dem Bild verschwindet.

Er befiehlt ihr, auf allen vieren gekrochen zu kommen, was sie auch folgsam tut.

Sich diese Dokumentation ihrer eigenen Erniedrigung ansehen zu müssen ging fast über Susans Kräfte, aber sie drückte nicht auf Stopp, weil der Anblick ihre Wut noch stärker entfachte, und genau das brauchte sie in diesem Moment. Nachdem sie sich sechzehn Monate lang hilflos und schwach gefühlt hatte, gab ihr die Wut jetzt Kraft und Energie.

Sie spulte den Film bis zu der Stelle weiter, an der sie zusammen mit Ahriman wieder ins Bild kam. Sie waren jetzt beide nackt.

Mit steinerner Miene sah sie sich, zwischendurch immer wieder den Vorlauf betätigend, eine Reihe abscheulicher Szenen an, gelegentlich unterbrochen von ganz gewöhnlichem Sex, der im Vergleich dazu so unschuldig wirkte wie der ungeschickte Kuss eines jugendlichen Liebespaares.

Wie er es schaffte, sie so willenlos zu machen und derartig schockierende Erlebnisse aus ihrem Gedächtnis zu löschen – das war ein ebenso unergründliches Rätsel für sie wie die Frage nach der Entstehung des Alls und dem Sinn des Lebens. Sie hatte plötzlich das Gefühl, dass alles um sie herum unwirklich war, dass die Welt nicht das war, was sie zu sein schien, sondern vielmehr eine monumentale Bühnenkulisse, vor der die Menschen als Schauspieler agierten.

Der Schund, den sie jetzt auf dem Bildschirm sah, war jedoch real, so real wie die Flecken in der Unterhose, die sie auf dem Deckel des Wäschekorbs liegen gelassen hatte.

Ohne das Band anzuhalten, kehrte sie dem Fernseher den Rücken und ging zum Telefon. Sie wählte die ersten zwei Ziffern der Notrufnummer – nicht aber die letzte.

Wenn sie die Polizei rief, musste sie den Beamten auch die Tür öffnen und sie in die Wohnung lassen. Vielleicht verlangten sie sogar von ihr, sie zum Revier zu begleiten, um ihre Aussage dort zu Protokoll zu geben, oder sie brachten sie in ein Krankenhaus, wo man sie auf Spuren der Vergewaltigung hin untersuchen würde, um diese in einem späteren Verfahren als Indizienbeweis heranziehen zu können.

Fraglos würde sie tun, was notwendig war, würde alles tun, was man von ihr verlangte, so oft man es auch forderte. Sie würde alles tun, was sie tun musste, um diesen perversen Hurensohn Ahriman so lange wie nur irgend möglich hinter Gitter zu bringen.

Die Vorstellung, mit fremden Menschen mitgehen zu müssen, war momentan jedoch so entsetzlich, dass sie nicht einmal daran denken mochte, auch wenn diese Fremden Polizisten waren. Sie brauchte eine Freundin an ihrer Seite, eine Person, der sie ihr Leben anvertraut hätte, denn wenn sie in die Welt hinausging, kam das für sie dem Tod so nah wie nur das Sterben selbst.

Als sie Marties Nummer wählte, schaltete sich deren Anrufbeantworter ein. Sie wusste zwar, dass das Telefon im Schlafzimmer der Rhodes' nachts auf stumm geschaltet wurde, aber es war immerhin denkbar, dass einer der beiden vom Klingeln in der Diele aufwachte und in Marties Arbeitszimmer hinüberging, um zu sehen, wer die Stirn hatte, zu dieser unchristlichen Stunde anzurufen.

Nach dem Signalton sagte Susan: »Martie, ich bin's. Bist du da?« Sie wartete einen Moment. »Hör zu, wenn du da bist, geh um Gottes willen ran!« Nichts. »Es ist nicht Eric, Martie. Es ist Ahriman! Es ist *Ahriman*. Ich hab das Schwein auf Video. Dieser *Schweinehund* – nach dem tollen Geschäft, das er mit seinem Haus gemacht hat. Martie, bitte, bitte, ruf mich an! Ich brauche dich!«

Als sie auflegte, spürte sie eine neuerliche Welle der Übelkeit

in sich aufsteigen.

Auf der Bettkante sitzend, biss Susan die Zähne zusammen, legte eine kühlende Hand in den Nacken und die andere auf den Magen. Der Anfall von Übelkeit ging vorüber.

Sie warf einen Blick auf den Fernseher – und wandte abrupt den Kopf ab.

Dann starrte sie unverwandt das Telefon an, als könnte sie es kraft ihres Willens zwingen zu klingeln. »Martie, bitte! Ruf mich an! Bitte, beeil dich!«

Das halb volle Glas Wein stand seit Stunden unberührt auf dem Nachttisch. Jetzt leerte sie es mit einem Zug.

Gleich darauf öffnete sie die oberste Schublade des Tischchens und nahm die Pistole heraus, die sie dort zu ihrem Schutz aufbewahrte.

Soweit ihr bekannt war, stattete Ahriman ihr in einer Nacht niemals zwei Besuche ab. Soweit ihr bekannt war.

Plötzlich wurde ihr bewusst, wie absurd dieser eine Satz war, den sie Martie auf den Anrufbeantworter gesprochen hatte: Dieser Schweinehund – *nach dem tollen Geschäft, das er mit seinem Haus gemacht hat*. Vor achtzehn Monaten hatte sie Ahriman sein gegenwärtiges Domizil vermittelt, zwei Monate bevor sich die ersten Angstattacken bei ihr bemerkbar gemacht hatten. Sie war die Maklerin des Verkäufers gewesen, und Ahriman war bei einer Hausbesichtigung aufgetaucht und hatte sie gebeten, auch seine Interessen als Käufer zu vertreten. Es war ihr verdammt gut gelungen, beiden Parteien gerecht zu werden, aber es war sicherlich reichlich verwegen, von einem Kunden, der ein völlig wahnsinnig gewordener, psychopathischer Vergewaltiger war, eine freundlichere Behandlung zu erwarten, nur weil sie sich ihm gegenüber als Immobilienmaklerin mit Moral präsentiert hatte.

Sie musste lachen, verschluckte sich, wollte Zuflucht im Wein suchen, stellte fest, dass er alle war, schob das Glas beiseite und hielt sich stattdessen an die Pistole. »Martie, ruf

an! Bitte, ruf an!«

Das Telefon klingelte.

Sie legte die Pistole weg und griff hastig nach dem Hörer.

»Ja«, sagte sie.

Bevor sie weitersprechen konnte, sagte eine Männerstimme: »Ben Marco.«

»Ich höre.«

38. Kapitel

Nachdem Dusty den Traum aus dem Gedächtnis rekonstruiert hatte, wanderte er darin herum wie in einem Museum und betrachtete eingehend, eines nach dem anderen, die schauerlichen Bilder. Reiher am Fenster, Reiher im Zimmer. Lautlose Blitzschläge in einem Sturm ohne Donner und Regen. Messingbaum mit Traubenzuckerfrucht. Martie in tiefer Meditation.

Je länger er über den Albtraum nachdachte, umso stärker wuchs in ihm die Überzeugung, dass sich irgendwo tief in ihm eine monströse Wahrheit verbarg wie ein Skorpion, der in einem Satz ineinander passender Schachteln in der letzten und kleinsten lauert. Der spezielle Satz, um den es hier ging, bestand allerdings aus sehr vielen Schachteln, von denen sich etliche nur schwer öffnen ließen und die irgendwo immer noch den giftigen Stachel der Wahrheit enthielten.

Schließlich stand er frustriert auf und ging ins Badezimmer. Martie schlief so tief und war so sicher mit Dustys Krawatten an Händen und Füßen gefesselt, dass sie aller Wahrscheinlichkeit nach weder aufwachen noch seine Abwesenheit ausnutzen würde, um im Haus herumzuwandern.

Wenige Minuten später ging Dusty, während er am Waschbecken stand und sich die Hände wusch, urplötzlich ein Licht auf. Die Erleuchtung betraf nicht die Bedeutung des Traums, sondern eine Frage, mit der er sich beschäftigt hatte, bevor Martie aufgewacht war und ihn gebeten hatte, sie zu fesseln.

Missionen.

Skeets Haiku.

Klare Kaskaden. Zersprühen in den Wellen. Kiefernnadeln blau.

Skeets Aussage zufolge waren die Kiefernnadeln Missionen.

Um dem Ganzen einen Sinn abzugewinnen, hatte Dusty im

Geist eine Liste von Worten mit ähnlicher Bedeutung aufgestellt, aber keiner der Begriffe, auf die er gestoßen war, hatte ihm auf die Sprünge geholfen. *Auftrag. Aufgabe. Pflicht. Job. Berufung. Beruf. Kirche.*

Während er jetzt die Hände unter den Wasserhahn hielt und die Seife mit heißem Wasser abspülte, fielen ihm eine Reihe weiterer Begriffe ein. *Erledigung. Botendienst. Arbeit. Anweisungen.*

So, wie Dusty am Waschbecken stand und über das Wort *Anweisungen* nachdachte, sah er fast aus wie Skeet, als dieser in seinem Badezimmer im New Life die Hände unter kochend heißes Wasser gehalten hatte, ohne es zu merken.

Plötzlich kam es ihm vor, als wären die feinen Härchen in seinem Nacken so starr wie eine straff gespannte Klaviersaite, und wie ein lautloses Glissando spielte ein eisiger Kälteschauer über die Tastatur seines Rückgrats.

In Skeets Gegenwart ausgesprochen, hatte der Name *Dr. Yen Lo* jenem eine seltsam förmliche Antwort entlockt. »Ich höre.« Danach hatte er jede Frage mit einer Gegenfrage beantwortet.

Skeet, weißt du, wo du bist?
Wo bin ich?
Du weißt es also nicht?
Weiß ich es?
Kannst du dich nicht umsehen?
Kann ich mich umsehen?
Ist das hier ein Klamauk à la Abbott und Costello?
Ist es das?

Skeet hatte auf jede Frage seinerseits eine Frage gestellt, als wollte er Dusty auffordern, ihm zu sagen, was er denken oder tun solle; auf Feststellungen hatte er dagegen wie auf einen Befehl reagiert, und tatsächlich als Befehle formulierte Sätze hatte er aufgenommen, als hätte Gott selbst sie ausgesprochen. Als Dusty gereizt zu ihm gesagt hatte: *Ach, lass mich in Ruhe und schlaf ein*, war sein Bruder augenblicklich in tiefen Schlaf

gefallen.

Skeet hatte die Zeilen des Haiku als »Regeln« bezeichnet, und Dusty hatte in dem Gedicht später, ohne recht zu wissen, was er damit meinte, eine Art Mechanismus vermutet, ein einfaches Instrument mit großer Wirkungskraft, vergleichbar mit einer Nagelpistole.

Während er sich jetzt die möglichen Bedeutungen des Worts *Anweisung* durch den Kopf gehen ließ, kam ihm der Gedanke, dass mit dem Haiku vielleicht weniger ein Mechanismus oder ein Instrument zu assoziieren war als vielmehr ein Computerprogramm, eine Software, die den Empfänger der Anweisung in die Lage versetzte, diese aufzunehmen, zu begreifen und auszuführen.

Und was zum Teufel war die logische Schlussfolgerung aus der Haiku-ist-gleich-Software-Hypothese? Dass Skeet … programmiert war?

Nachdem Dusty den Wasserhahn zugedreht hatte, glaubte er aus der Ferne das leise Klingeln des Telefons zu hören.

Wie ein Chirurg, der gerade vom Desinfektionsbecken kommt, trat er mit tropfnassen erhobenen Händen ins Schlafzimmer und lauschte angestrengt. Im Haus war alles still.

Sofern tatsächlich jemand angerufen hatte, musste eigentlich der Anrufbeantworter in Marties Arbeitszimmer nach dem zweiten Klingelton angesprungen sein.

Aber vermutlich hatte er sich das Klingeln nur eingebildet. Kein Mensch rief zu dieser Stunde an. Dennoch nahm er sich vor nachzusehen, bevor er sich wieder hinlegte.

Zuerst ging er ins Badezimmer zurück, um sich die Hände abzutrocknen, und während er das tat, drehte und wendete er im Geist das Wort *programmiert* und betrachtete es nachdenklich von allen Seiten.

Als Dusty in den Spiegel blickte, sah er darin nicht sein eigenes Bild, sondern eine Wiederholung der skurrilen Szene in Skeets Zimmer im New Life.

Dann drehte er in seiner Erinnerung die Zeit zurück zum Morgen davor, zum Dach der Sorensons.

Skeet hatte behauptet, das Jenseits gesehen zu haben. Ein Todesengel habe ihm gezeigt, wie es dort sein würde, und dem Jungen habe das, was er sah, gefallen. Dann habe ihm der Engel die Anweisung gegeben zu springen. Genau das war Skeets Wort gewesen: *Anweisung*.

Wieder das eiskalte Glissando, das Dusty über den Rücken lief. Wieder hatte sich eine Schachtel geöffnet, und wieder lag dann eine weitere Schachtel. Jede Schachtel kleiner als die vorherige. Vielleicht waren nicht mehr viele Schachteln übrig. Fast glaubte er das Zischen des Skorpions zu hören: das Geräusch der hässlichen Wahrheit, deren Stachel herausschnellen würde, sobald der letzte Deckel geöffnet würde.

39. Kapitel

Das leise Rauschen der Brandung und dichter Nebel decken verschwörerisch seine Rückkehr.

Tau auf grauem Stein. Schnecke auf nasser Stufe. Achtlos zertreten.

Auf der Treppe flüsterte der Arzt leise in sein Mobiltelefon: »Der Wintersturmwind …«

»Der Sturmwind bist du«, antwortete Susan Jagger.

»… verbarg sich im Bambushain …«

»Der Hain bin ich.«

»… und dann war es still.«

»In der Stille werde ich erfahren, was getan werden muss.«

Auf dem Treppenabsatz vor der Eingangstür angekommen, sagte er: »Lass mich ein!«

»Ja.«

»Jetzt sofort«, sagte er, dann schaltete er das Telefon aus und steckte es in die Tasche.

Er warf einen besorgten Blick auf die menschenleere Uferpromenade.

Mit einem scharrenden, kratzenden Geräusch wurde der Stuhl, der unter dem Knauf der Küchentür eingeklemmt war, zurückgezogen. Das erste Sicherheitsschloss. Das zweite. Ein metallisches Klirren, als die Sicherheitskette zurückgeschoben wurde.

Susan empfing ihn unterwürfig wie eine Geisha, wortlos, aber mit einer artigen Verneigung, und Ahriman trat ein. Er wartete, bis sie die Tür wieder geschlossen und eines der Sicherheitsschlösser verriegelt hatte, dann befahl er ihr, ins Schlafzimmer vorauszugehen.

Auf dem Weg dorthin, durch die Küche, das Esszimmer, das Wohnzimmer und den kurzen Flur, redete er auf sie ein. »Ich glaube, du warst ein unartiges Mädchen, Susan. Ich weiß nicht,

warum du mich hintergangen hast, wie du überhaupt auf eine solche Idee kommen konntest, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass du genau das getan hast.«

Bei seinem ersten Besuch in dieser Nacht hatte sie jedesmal, wenn sie den Blick von ihm abgewandt hatte, zu dem Bonsai hingesehen. Und jedesmal hatte Ahriman unmittelbar zuvor die Videoaufnahmen erwähnt, die er schon von ihr gemacht hatte oder bei seinem nächsten Besuch von ihr zu machen gedachte. Als ihm ihre Anspannung und Besorgnis aufgefallen war, hatte er sie aufgefordert, ihm den Grund ihrer Nervosität zu nennen, und als sie darauf einfach nur »Das Video« sagte, hatte er den nahe liegenden Schluss daraus gezogen. Nahe liegend und vermutlich falsch. Er hatte, fast zu spät, Verdacht geschöpft, weil sie immer nur zu dem Bonsai geschaut hatte: nicht auf den Fußboden, wie man es von einem schamgepeinigten Menschen hätte erwarten können, und auch nicht zum Bett, dem Schauplatz ihrer Erniedrigung, sondern immer nur zu der Pflanze.

Während er ihr jetzt ins Schlafzimmer folgte, sagte er: »Ich möchte sehen, was sich in der Pflanzenschale unter dem Efeu befindet.«

Pflichtschuldig begleitete sie ihn zu der Biedermeiersäule. Wie angewurzelt blieb er stehen, weil er plötzlich registriert hatte, was da über den Bildschirm lief.

»Der Teufel soll mich holen«, sagte er.

Mit ziemlicher Sicherheit hätte ihn der Teufel tatsächlich geholt, wäre ihm nicht in letzter Sekunde die Ursache seines Verdachts aufgegangen. Andernfalls wäre er schließlich nach Hause gefahren und hätte sich nichts ahnend ins Bett gelegt, ohne noch einmal hierher zurückzukehren.

»Komm her zu mir«, sagte er.

Als Susan zu ihm trat, ballte der Arzt die Hände. Am liebsten hätte er ihr die Fäuste mit aller Kraft in das hübsche Gesicht geschlagen.

Mädchen. Eines wie das andere.

Schon als Junge hatte er Mädchen als zu nichts nütze empfunden, hatte nichts mit ihnen zu tun haben wollen. Ihm wurde schlecht, wenn er an ihre hinterhältige, intrigante Art dachte. Das einzig Gute an ihnen war, dass er sie ohne viel Mühe zum Weinen bringen konnte – all diese herrlichen, salzigen Tränen –, aber dann rannten sie immer zu ihrer Mami oder ihrem Papi und verpetzten ihn. Er verstand es, sich gegen ihre hysterischen Anschuldigungen zu verteidigen; die meisten Erwachsenen fanden ihn wohlerzogen und somit überzeugend in dem, was er ihnen erzählte. Aber ihm war auch sehr bald klar geworden, dass er lernen musste, sich bedeckt zu halten und sich nicht von seiner Gier nach Tränen beherrschen zu lassen, wie so mancher in der Hollywood-Clique, mit der sein Vater beruflich zu tun hatte, von deren Vorliebe für Kokain.

Schließlich hatte er, ein Spielball seiner Hormone, herausgefunden, dass ihm die Mädchen noch mehr zu bieten hatten als ihre Tränen. Außerdem hatte er entdeckt, wie leicht es für einen hübschen Kerl wie ihn war, sie so zu manipulieren, dass sie ihm völlig verfallen waren, indem er sie nämlich voller Berechnung einem Wechselbad der Gefühle zwischen romantischer Liebe und Verrat aussetzte, womit er ihnen wesentlich mehr Tränen entlocken konnte, als es ihm in früheren Zeiten mit allem Kneifen, Boxen, An-den-Haaren-Ziehen und In-Schlammpfützen-Schubsen gelungen war.

Nach Jahrzehnten des emotionalen Sadismus waren sie jedoch keinen Deut reizvoller für ihn als in den längst vergangenen Kindergartentagen, als er ihnen heimlich Raupen in die Bluse gesteckt hatte. Nach wie vor fand er Frauen eher nervtötend als anziehend, und er verspürte immer eine leise Übelkeit, nachdem er sich mit ihnen eingelassen hatte. Die Tatsache allerdings, dass sie ihn in gewisser Weise auch faszinierten, steigerte seine Abneigung eher noch. Um die Sache noch schlimmer zu machen, gaben sie sich nicht mit bloßem Sex zufrieden; sie wollten, dass man der Vater ihrer Kinder wurde.

Ihm lief es bei dem Gedanken an eine mögliche Vaterschaft immer kalt den Rücken hinunter. Bei einer Gelegenheit wäre er um ein Haar in diese Falle geraten, aber das Schicksal hatte es gut mit ihm gemeint, und er war noch einmal davongekommen. Man konnte Kindern nicht über den Weg trauen. Sie schlichen sich einem ins Herz, und wenn man es dann am wenigsten erwartete, töteten sie einen und stahlen einem alle Besitztümer. Der Arzt kannte sich aus mit dieser Art von Verrat. Und wenn man eine Tochter hatte, verschworen sich Mutter und Kind unweigerlich auf Schritt und Tritt gegen einen. In den Augen des Arztes gehörten die Männer dieser Welt zu einem anderen – und minderwertigeren – Menschenschlag als er selbst, Frauen dagegen waren eine völlig andere Spezies, nicht einfach nur ein anderer Menschenschlag; Frauen waren fremde, absolut unbegreifliche Wesen.

Als Susan vor ihm stand, hob er eine Faust.

Sie schien keine Angst zu haben. Ihr Ich war so gründlich unterdrückt, dass sie keine Gefühlsregung zeigen konnte, solange er es ihr nicht befahl.

»Ich könnte dir das Gesicht grün und blau schlagen.«

Ihm war bewusst, dass seine Stimme einen kindischen, wehleidigen Tonfall hatte, aber es störte ihn nicht. Er verfügte über genügend Selbsterkenntnis, um zu wissen, dass er während seiner Machtspiele regredierte, dass er auf eine frühere, kindlichere Stufe seiner Entwicklung zurückfiel. Diese Regression empfand er keineswegs als peinlich oder beängstigend; sie war vielmehr unumgänglich, wenn er den Moment des Erlebens voll ausschöpfen wollte. Die Erfahrungen des Lebens hatten die Empfindungsfähigkeit des Erwachsenen abgestumpft; aber als Kind besaß er noch die köstliche Fähigkeit des naiven Staunens, konnte über seinen Einfallsreichtum beim Ersinnen aller möglichen Varianten des Machtmissbrauchs noch in Verzückung geraten.

»Ich könnte dir so in die Fratze hauen, dass du für immer

entstellt bist.«

Susan, tief in seinem Bann, blieb völlig ruhig. Der REM-Anfall, der für ein paar Sekunden von ihr Besitz ergriff, stand in keinem Zusammenhang mit seiner Drohung.

Jetzt galt es, äußerste Vorsicht und Zurückhaltung walten zu lassen. Schlug er sie, würde er damit ein Risiko eingehen. Ihr Tod würde, wenn er richtig inszeniert war, keine Mordermittlungen nach sich ziehen. Wenn sie aber Spuren äußerer Gewalteinwirkung aufwies, war Selbstmord nicht mehr besonders glaubwürdig.

»Ich kann dich nicht mehr leiden, Susie. Ich kann dich überhaupt nicht mehr leiden.«

Sie schwieg, weil er ihr nicht befohlen hatte, zu antworten.

»Ich gehe davon aus, dass du noch nicht die Polizei gerufen hast. Sag mir, ob das richtig ist.«

»Es ist richtig.«

»Hast du mit irgendjemandem über das Videoband, das im Fernseher läuft, gesprochen?«

»Habe ich das?«

Der Arzt rief sich mahnend in Erinnerung, dass ihre Reaktion kein Zeichen der Aufsässigkeit war, sondern dass sie programmiert war, auf diese Weise auf Fragen zu reagieren, wenn sie sich im Zentrum ihrer inneren Kapelle befand. Er ließ die Faust sinken und öffnete sie langsam. »Antworte mit ja oder nein, ob du mit irgendjemandem über das Videoband, das im Fernseher läuft, gesprochen hast.«

»Nein.«

Erleichtert führte er sie am Arm zum Bett. »Setz dich hin, Mädchen!«

Sie setzte sich mit krampfhaft geschlossenen Knien und im Schoß gefalteten Händen auf die Bettkante.

Der Arzt unterzog sie einem minutenlangen Verhör, wobei er seine Fragen in die Form von Feststellungen und Befehlen kleidete, bis er begriff, warum sie sich die Falle mit der Video-

kamera ausgedacht hatte. Sie wollte Beweise gegen Eric in der Hand haben, nicht gegen ihren Psychiater.

Obwohl die Erinnerung an das Erlebte nach jeder derartigen Begegnung aus Susans Gedächtnis gestrichen wurde, musste sie beim Erwachen unweigerlich etwas davon ahnen, dass sie sexuell missbraucht worden war, und wenn er sich nicht die Mühe machen wollte, jeden Tropfen, den er ausgeschwitzt und in höchster Lust abgesondert hatte, zu entfernen, musste sie ebenso unweigerlich Spuren entdecken, die ihren Verdacht bestätigten. Ahriman verzichtete bewusst auf solche postkoitalen Säuberungsaktionen, weil diese sein Vergnügen geschmälert und die angenehme Illusion zerstört hätten, dass seine Macht und sein Einfluss grenzenlos waren. Wo blieb der Reiz einer Tortenschlacht oder eines blutigen Mordes, wenn man hinterher die Wände reinigen und die Fußböden scheuern musste?

Er war schließlich ein Abenteurer, kein Putzmann.

Ihm standen viele Möglichkeiten zur Verfügung, Susans Verdacht aus der Welt zu schaffen oder in die falsche Richtung zu lenken. Am einfachsten wäre es gewesen, ihr zu sagen, sie solle beim Aufwachen die Zeichen des Missbrauchs nicht beachten und selbst die offensichtlichsten Spuren des Geschlechtsverkehrs schlichtweg übersehen.

Wenn ihm nach einem kleinen Scherz zumute gewesen wäre, hätte er ihr auch die Überzeugung einpflanzen können, eine glutäugige Ausgeburt der Hölle habe sie heimgesucht, um mit ihr den Antichrist zu zeugen. Durch solche Erinnerungen an einen teuflischen nächtlichen Liebhaber mit harter, lederner Haut, Schwefelatem und einer gespaltenen schwarzen Zunge hätte er ihr buchstäblich die Hölle auf Erden bereiten können.

Dass Ahriman diese Klaviatur beherrschte, hatte er bei anderen Patientinnen bewiesen; er hatte auf der Harfe des Aberglaubens geklimpert und das Leben dieser Frauen zerstört, indem er ihnen eine unüberwindliche Demonophobie, eine

panische Angst vor Dämonen und Teufeln, eingepflanzt hatte. Es war für ihn ein höchst unterhaltsamer Spaß, der aber zeitlich begrenzt war. Diese Art von Phobie hatte ein hohes zerstörerisches Potenzial und konnte schneller als alle anderen Arten zum psychischen Zusammenbruch und zum endgültigen Wahnsinn führen. Aus diesem Grund war sie für Ahriman auf Dauer eigentlich auch nicht wirklich befriedigend, denn er fand die Tränen der geistig Umnachteten, die sich ihrer Qualen nicht mehr bewusst waren, nicht annähernd so belebend wie die der weniger Verrückten, die sich die Hoffnung auf Gesundung noch bewahrt hatten.

Aus der Fülle der Möglichkeiten schöpfend, hatte sich der Arzt entschlossen, Susans Verdacht auf ihren treulosen Ehemann zu lenken. Dieses Spiel, mit dem er sich derzeit vergnügte und für das er sich ein besonders blutiges und kompliziertes Szenario ausgedacht hatte, sollte in einem Rausch der Gewalt enden, der im ganzen Land für Schlagzeilen sorgen würde. Mit den Einzelheiten dieses Schlussakts, in dem Eric entweder als einer der Haupttäter oder als Opfer hervortreten würde, war Ahriman in Gedanken ständig beschäftigt.

Indem er Susans Verdacht auf Eric lenkte und ihr dann verbot, ihn zur Rede zu stellen, hatte er ihr eine straff angezogene Feder innerer Spannung einverleibt. Diese Feder zog sich von Woche zu Woche enger zusammen, bis Susan kaum noch imstande sein würde, die explosive emotionale Kraft, die in ihr steckte, zurückzuhalten. In dem verzweifelten Wunsch, sich dieser Spannung zu entledigen, hatte Susan also Beweise für die Schuld ihres Ehemanns gesucht, die so eindeutig und überzeugend waren, dass sie vor der Polizei Bestand hatten, um auf diese Weise die verbotene Konfrontation mit Eric umgehen zu können.

Normalerweise wäre es gar nicht erst so weit gekommen, weil der Arzt niemals so lange mit einem Menschen spielte, wie er es mittlerweile mit Susan tat. Es war jetzt immerhin

eineinhalb Jahre her, dass er sie mithilfe von Drogen programmiert hatte, und bereits seit sechzehn Monaten war sie seine Patientin. Sonst wurde ihm das Spiel spätestens nach einem halben Jahr langweilig, manchmal auch schon nach zwei, drei Monaten. Dann heilte er die betreffende Patientin entweder von der Phobie oder der Wahnvorstellung, die er ihr überhaupt erst eingeimpft hatte, und mehrte so seinen Ruhm als herausragender Therapeut – oder er inszenierte einen Tod, der spektakulär genug war, einen gewieften Spieler seines Kalibers zu befriedigen. Von Susans außergewöhnlicher Schönheit geblendet, hatte er sich bei ihr offenbar zu lange mit seinem Spiel aufgehalten. Die Spannung in ihrem Innern war zu groß geworden, was sie zu diesem verzweifelten Befreiungsschlag getrieben hatte.

Mädchen. Irgendwann, früher oder später, machten sie einem immer Ärger.

Ahriman erhob sich von der Bettkante und forderte Susan auf, ebenfalls aufzustehen, was sie auch gehorsam tat.

»Du hast mir das Spiel gründlich verdorben«, sagte er mit einer Stimme, die deutlich zeigte, dass er die Geduld mit ihr verlor. »Jetzt muss ich mir ein vollständig neues Ende ausdenken.«

Er konnte ihr befehlen, ihm zu erzählen, wann ihr der Einfall mit der Videokamera gekommen war, und dann sämtliche damit zusammenhängenden Erinnerungen von diesem Moment an bis zur gegenwärtigen Sekunde auslöschen; in diesem Fall würde sie sich allerdings möglicherweise über rätselhafte Erinnerungslücken wundern. Es war nicht sonderlich schwer für ihn, eine bestimmte Zeitspanne aus dem Gedächtnis eines Menschen zu tilgen und die Lücke mit falschen Erinnerungen zu füllen, die, selbst wenn sie mit grobem Strich und ohne aufwändige Feinheiten gezeichnet waren, doch überzeugend wirkten. Wesentlich schwieriger war es schon, einen einzelnen Erzählfaden aus dem gesamten Gewebe der Erinnerungen

herauszutrennen – etwa so, als wollte man die feine Fettmaserung aus einem zart durchwachsenen Filetstück herauslösen, ohne die Struktur des Fleischs zu verletzen. Er konnte die Sache wieder ins Lot bringen, indem er jede Erinnerung daran, dass er ihr Peiniger war, aus Susans Gedächtnis löschte, aber dazu fehlte ihm sowohl die Zeit als auch die Kraft und die Geduld.

»Susan, sag mir, wo es hier in der Nähe einen Stift und Schreibpapier gibt.«

»Im Nachttisch.«

»Hol bitte beides.«

Sie ging um das Bett herum, und als er ihr folgte, sah er die Pistole auf dem Nachttisch liegen.

Die Waffe schien sie nicht im Geringsten zu interessieren. Sie zog die Schublade des Tischchens auf und nahm einen Kugelschreiber und einen Notizblock heraus. Auf jedem Blatt des Blocks waren am oberen Rand ein Porträtfoto von ihr sowie das Logo und die Telefonnummern der Maklerfirma aufgedruckt, für die sie gearbeitet hatte, bis die Agoraphobie ihrer Karriere ein Ende gesetzt hatte.

»Leg bitte die Pistole weg«, forderte er sie auf, ohne den mindesten Anflug von Angst, dass sie die Waffe gegen ihn richten könnte.

Sie legte die Pistole in die Nachttischschublade zurück und schob diese wieder zu. Dann drehte sie sich zu Ahriman um und streckte ihm Stift und Block mit fragendem Blick entgegen.

»Folg mir und bring Stift und Block mit«, sagte er.

Der Arzt ging ihr voraus ins Esszimmer. Dort befahl er ihr, den Kronleuchter einzuschalten und sich an den Tisch zu setzen.

40. Kapitel

Während Dusty in den Badezimmerspiegel blickte und zum wiederholten Mal im Geist sein Gespräch mit Skeet auf dem Dach der Sorensons abspulte, um möglicherweise weitere Hinweise darin zu entdecken, die seiner unglaublichen Programmierungshypothese Glaubwürdigkeit verliehen, wurde ihm klar, dass er in dieser Nacht keinen Schlaf mehr finden würde. Fragen summten in seinem Kopf wie ein Schwarm Moskitos, deren Stiche dem Schlaf abträglicher waren als eine Kanne Kaffee, der so schwarz war, dass darin der Löffel stehen blieb.

Wer sollte Skeet programmiert haben? Wann? Wie? Wo? Zu welchem Zweck? Und warum ausgerechnet Skeet: Schlappschwanz nach eigenem Bekunden, Junkie und ewiger Loser, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte?

Das Ganze roch, ja stank geradezu nach Paranoia. Diese idiotische Annahme ergab vielleicht einen Sinn in der parapsychologischen Radiowelt, in der Fig Newton lebte, wenn er Häuser anstrich – oder eigentlich fast immer, wenn er nicht gerade schlief –, in diesem unwirklichen, aber von vielen geliebten Amerika, in dem böswillige Außerirdische Nachkommen mit dauernswerten Menschenfrauen zeugten, in der Wesen aus einer anderen Dimension sowohl für die globale Erwärmung als auch für die unverschämt hohen Kreditkartengebühren verantwortlich waren, in der der Präsident der Vereinigten Staaten heimlich durch einen androiden Doppelgänger ersetzt worden war, ein Produkt aus der Kellerwerkstatt von Bill Gates, in der Elvis gesund und munter in einer komplexen Raumstation lebte, erbaut und betrieben von Walt Disney, dessen Gehirn einem Gastkörper eingepflanzt worden war, den wir unter dem Namen Will Smith als Rapper und Filmstar kennen. Aber *hier*, in der wirklichen Welt, in der Elvis mause-

tot war, in der auch Disney nicht mehr unter den Lebenden weilte und in der die alternde *Star-Trek*-Besetzung nach reichlichem Viagra-Genuss dem Bild von sexbesessenen Außerirdischen noch am nächsten kam, war die Vorstellung eines programmierten Skeet vollkommen abwegig.

Dusty hätte seine schwachsinnige Theorie mit einem Lachen abgetan … wäre da nicht die Tatsache gewesen, dass Skeet, als er vom Dach der Sorensons zu springen drohte, von einer *Anweisung* gesprochen hatte, dass er im New Life in diese unheimliche Trance gefallen war, dass sie alle – Skeet, Martie und er selbst – in Bezug auf diesen Tag merkwürdige Gedächtnislücken hatten, dass ihr Leben urplötzlich und gleichzeitig auf unheimliche Weise mit der absurden Dramatik einer *Akte-X*-Doppelfolge aus den Fugen geraten war. Wäre ein Lachen ein Dollar, ein Kichern ein Fünfer und ein Lächeln ein Penny, so wäre Dusty in diesem Augenblick völlig pleite gewesen.

Are you lonesome tonight, Elvis, da oben in deiner Umlaufbahn?

Überzeugt, dass ihn die Schlaflosigkeit bis zum Morgen begleiten würde, beschloss Dusty, sich zu rasieren und zu duschen, solange Martie unter der Wirkung der Tabletten noch tief und fest schlief. Wenn sie aufwachte und von einem neuerlichen Anfall dieser absurden Angst vor sich selbst heimgesucht wurde, würde sie ihn wahrscheinlich bitten, sie nicht aus den Augen zu lassen, weil sie fürchtete, sie könnte sich irgendwie aus ihren Fesseln winden und in mörderischer Absicht an ihn heranschleichen.

Kurze Zeit später schaltete Dusty, jetzt mit glatten Wangen, den elektrischen Rasierapparat aus – und vernahm im selben Moment aus dem Schlafzimmer ein unterdrücktes Stöhnen.

Er eilte zum Bett und sah, wie Martie, die offensichtlich wieder einen Albtraum hatte, im Schlaf vor sich hin wimmerte. Sie versuchte, ihre Fesseln zu sprengen, und murmelte unablässig: »Nein, nein, nein, nein.«

Aus seinen Hundeträumen aufgeschreckt, die zweifellos von Tennisbällen und gut gefüllten Futternäpfen handelten, hob Valet den Kopf und riss das Maul zu einem herzhaften, zähnestarrenden Gähnen auf, das einem Krokodil alle Ehre gemacht hätte. Er knurrte jedoch nicht.

Martie warf den Kopf auf dem Kissen hin und her und verzog dabei leise stöhnend das Gesicht wie ein Malariakranker, der im Reich seiner Fieberträume umherirrt.

Dusty trocknete ihr die schweißnasse Stirn mit Papiertüchern, strich ihr die Haare aus der Stirn und hielt ihre in schickem Design gefesselten Hände, bis sie sich beruhigt hatte.

Welcher Albtraum hielt sie gefangen? Derselbe, der sie seit einem halben Jahr immer wieder verfolgte, in dem ihr diese hünenhafte Gestalt aus totem Laub erschien? Oder das Gespenstertheater, aus dem sie vorhin keuchend und würgend, sich angeekelt mit beiden Händen über den Mund wischend, aufgefahren war?

Als Martie wieder ruhig und fest schlief, überlegte Dusty, ob es möglich war, dass sich hinter ihrem wiederkehrenden Traum vom Blättermann eine tiefere Bedeutung verbarg, genau wie hinter seiner eigenen Traumbegegnung mit dem vom Blitz gejagten Reiher.

Sie hatte ihm den Albtraum vor Monaten beschrieben, als sie ihn das zweite oder dritte Mal durchlitten hatte. Jetzt holte er den Traum aus dem Gewölbe seiner Erinnerung hervor und betrachtete ihn eingehend, während er an ihrer Seite Wache hielt.

Obwohl die beiden Träume auf den ersten Blick völlig verschieden zu sein schienen, kamen bei näherer Betrachtung beunruhigende Übereinstimmungen zutage.

Während er die beiden Albträume miteinander verglich und über deren Berührungspunkte nachgrübelte, wurde ihm die Sache keineswegs klarer, sondern eher immer rätselhafter.

Er fragte sich, ob Skeet wohl in letzter Zeit geträumt hatte.

Von seinem Lammfellkissen ließ Valet ein kräftiges Schnauben hören, einen dieser gewaltigen, aber willkürlich herbeigeführten Quasi-Nieser, mit denen er sonst immer seine Nase frei machte, wenn er sich beim Morgenspaziergang anschickte, eine Kaninchenfährte aufzuspüren. Hier im Haus, wo es keine Kaninchen gab, klang es wie ein kritischer Kommentar zu der neu entdeckten Leidenschaft seines Herrchens für die Traumdeutung.

»Irgendetwas muss da dran sein«, murmelte Dusty.

Valet schnaubte noch einmal vernehmlich.

41. Kapitel

Ahriman dachte sich, während er ruhelos im Zimmer auf und ab wanderte, einen herzergreifenden Abschiedsbrief aus, den Susan in ihrer schwungvollen Handschrift niederschrieb. Er wusste genau, was in dem Brief zu stehen hatte und was nicht, damit auch der skeptischste Kriminalbeamte von seiner Echtheit überzeugt war.

Eine Schriftanalyse würde zwar ohnehin jeden Zweifel ausräumen, aber der Arzt nahm die Dinge, die er tat, äußerst genau.

Unter den gegebenen Umständen war es nicht leicht, die richtigen Formulierungen zu finden. Er hatte von dem Tsingtao einen säuerlichen Nachgeschmack im Mund. Hundemüde, mit brennenden, geröteten Augen und etwas benommen vom Schlafmangel, feilte er im Geist sorgsam an jedem Satz, bevor er ihn diktierte.

Auch Susans Gegenwart lenkte ihn ab. Vielleicht, weil er sie nie wieder besitzen würde, schien sie ihm mit einem Mal schöner als je zuvor in den langen Monaten ihrer Beziehung.

Fließendes Goldhaar. Grüne Feuerwerksaugen. Das Spielzeug kaputt.

Nein. Das war ein miserables Haiku. Peinlich. Es bestand aus siebzehn Silben im idealen Fünf-sieben-fünf-Rhythmus, das war aber auch alles.

Er brachte vielleicht hie und da einmal einen leidlich gelungenen Vers über eine achtlos zertretene Schnecke auf nasser Stufe und ähnliches Zeug zustande, aber wenn es darum ging, Worte zu finden, die das Äußere, die Stimmung, das Wesen einer Frau, irgendeiner Frau, ausdrückten, kam nur hilfloses Gestammel heraus.

Ein Fünkchen Wahrheit enthielt sein jämmerliches Haiku allerdings: Sie, dieses einst so herrliche Spielzeug, war tatsäch-

lich kaputt. Obwohl äußerlich unversehrt und wunderschön, war sie zerbrochen, und er konnte sie nicht einfach mit Kleber reparieren wie einen Plastik-He-Man aus dem Figurenset der Masters of the Universe.

Mädchen. Wenn man sich auf sie verlässt, wird man immer enttäuscht.

Mit einer seltsamen Mischung aus sehnsüchtigem Verlangen und finsterem Überdruss diktierte er den Abschiedsbrief zu Ende und beugte sich dann über Susan, um zu sehen, wie sie ihren Namen darunter setzte.

Die Hände so zart. Stift mit elegantem Schwung. Abschied tränenlos.

Wieder Mist.

Der Arzt ließ den Block vorerst auf dem Tisch liegen und ging mit Susan in die Küche. Auf seinen Befehl hin holte sie einen Ersatzschlüssel aus der Schublade des Einbausekretärs, an dem sie ihre Einkaufslisten zu schreiben und Menüpläne zusammenzustellen pflegte. Er besaß zwar bereits einen Schlüssel zu ihrer Wohnung, hatte ihn aber nicht mitgebracht. Er steckte den neuen Schlüssel in die Tasche und kehrte ins Schlafzimmer zurück.

Das Videoband lief immer noch. Er forderte sie auf, das Gerät mit der Fernbedienung auszuschalten, dann ließ er sie die Kassette herausnehmen und auf den Nachttisch neben das leere Weinglas legen.

»Sag mir, wo du die Videokamera normalerweise aufbewahrst.«

Ihre Augen zuckten hin und her. Dann wurde ihr Blick wieder ruhig. »In einer Schachtel auf der oberen Ablage dieses Wandschranks«, sagte Susan und zeigte in die entsprechende Richtung.

»Pack sie bitte ein und räum sie weg!«

Um seinem Wunsch nachzukommen, musste sie die zweistufige Klappleiter aus der Küche holen.

Als Nächstes befahl er ihr, mit einem Handtuch aus dem Badezimmer die Nachttischchen, das Kopfteil des Betts und alle anderen Flächen, die er bei seinen Besuchen in ihrem Schlafzimmer berührt haben konnte, abzuwischen. Er überwachte sie bei dieser Arbeit, um sicher zu gehen, dass sie ihre Sache gründlich machte.

Da er es im Allgemeinen vermied, irgendetwas in der Wohnung anzufassen, machte sich Ahriman wenig Sorgen, dass man seine Fingerabdrücke außerhalb der beiden Räume, die ihr ureigenes Privatheiligtum ausmachten, finden würde. Nachdem Susan ihre Arbeit im Schlafzimmer beendet hatte, sah Ahriman ihr etwa zehn Minuten lang von der Tür aus zu, wie sie im Badezimmer Kacheln, Glas, Messing und Porzellan abwischte.

Als sie auch damit fertig war, faltete sie das Handtuch zweimal der Länge nach akkurat zusammen und hängte es Kante an Kante mit einem zweiten Handtuch, das in exakt der gleichen Weise gefaltet und aufgehängt war, auf eine Stange aus gebürstetem Messing. Der Arzt hielt viel auf Ordnung.

Sein Blick fiel auf den Slip, der zusammengefaltet auf dem Deckel des Wäschekorbs lag, und er wollte sie eben auffordern, ihn zur übrigen Schmutzwäsche in den Korb zu stopfen, als ihn eine innere Stimme dazu veranlasste, sie zu fragen, was es zu bedeuten hatte, dass er dort lag. Als er erfuhr, dass sie ihn zur Seite gelegt hatte, um der Polizei eine Probe für eine Genanalyse liefern zu können, war er wie vom Blitz getroffen.

Mädchen. Hinterhältig. Gerissen. Wie oft hatte ihn, als er noch ein Kind war, ein Mädchen so lange mit ihrem Spott gereizt, bis er es eine Haustreppe hinuntergestoßen oder in einen dornigen Rosenstrauch geschubst hatte, und natürlich hatte das bewusste Mädchen dann nichts Eiligeres zu tun, als zum nächstbesten Erwachsenen zu rennen und mit Unschuldsmiene zu behaupten, er habe es ohne jeden Grund und aus purer Gemeinheit angegriffen. Und nun, Jahrzehnte später, hier und jetzt, wieder ein gemeiner Verrat.

Er hätte ihr befehlen können, den Slip im Becken auszuwaschen, kam aber zu dem Schluss, dass es klüger war, das Wäschestück gar nicht in der Wohnung zurückzulassen, sondern mitzunehmen, wenn er ging.

Der Arzt war kein Experte, wenn es um den neuesten Stand der kriminaltechnischen Untersuchungsmethoden in Mordfällen ging, aber er war einigermaßen sicher, dass sich Fingerabdrücke auf der menschlichen Haut höchstens ein paar Stunden hielten. Man konnte sie mit Laserstrahlen oder anderen raffinierten Hilfsmitteln sichtbar machen, aber es gab, wie er wusste, auch einfachere Methoden, um das zu bewerkstelligen. Wenn man eine thermografisch beschichtete Karte oder einen unbelichteten Polaroidfilm fest auf die Haut drückte, wurde der belastende Fingerabdruck darauf übertragen; bestäubte man dann die Karte oder den Film mit schwarzem Pulver, so erschien der Fingerabdruck zunächst spiegelverkehrt, weshalb man ihn noch abfotografieren musste, damit man ein korrektes Bild des Abdrucks bekam. Notfalls tat es auch ein mit einem Pinsel direkt auf die Haut aufgetragenes magnetisches Pulver oder, sofern eine Dampfpistole und Silberfolie greifbar waren, eine Jod-Silber-Imprägnation.

Er ging davon aus, dass man Susans Leiche frühestens nach fünf, sechs Stunden finden würde, vielleicht sogar noch wesentlich später. Die bis dahin eingetretenen ersten Verwesungserscheinungen würden sämtliche Fingerabdrücke auf ihrer Haut zerstört haben.

Allerdings hatte er praktisch jeden Zentimeter ihres Körper mit seinen Händen berührt – und zwar ausgiebig und nicht nur einmal. Um aus Spielen dieser Art als Sieger hervorzugehen, musste man mit Elan und Begeisterung ans Werk gehen, aber man musste auch die Regeln genau kennen und ein guter Stratege sein.

Er wies Susan an, ein heißes Bad zu nehmen. Dann dirigierte er sie Schritt für Schritt durch die Minuten, die ihr noch vom

Leben blieben.

Während das Wasser in die Wanne lief, holte sie einen Patentrasierer aus einer der Waschtischschubladen. Bislang hatte sie ihn dazu benutzt, sich die Beine zu rasieren, aber nun würde er einem schwerwiegenderen Zweck dienen.

Sie schraubte den Rasierer auf, nahm die einschneidige Klinge heraus und legte sie auf den Badewannenrand.

Dann zog sie sich nackt aus. Beim Anblick ihres Körpers, der keineswegs zerbrochen aussah, wünschte sich Ahriman halbwegs, er könnte sein Spielzeug noch länger behalten. Susan stand, auf weitere Anweisungen wartend, vor der Badewanne und sah zu, wie das Wasser aus dem Hahn sprudelte.

Ahriman betrachtete ihr Bild im Spiegel, und ihre Ruhe und Gelassenheit erfüllten ihn mit Stolz. Ihr Verstand sagte ihr, dass sie bald tot sein würde; weil er aber so großartige Arbeit geleistet hatte, fehlte es ihr in diesem Zustand der vollständigen Ich-Entfremdung an der Fähigkeit, eine spontane und angemessene gefühlsmäßige Reaktion auf dieses Wissen zu zeigen.

Dass irgendwann immer unweigerlich der Zeitpunkt kam, an dem er sich von einem Besitzstück trennen und es den Weg allen Fleischs gehen lassen musste, erfüllte den Arzt mit Bedauern.

Am liebsten hätte er jedes einzelne von ihnen in unversehrtem Zustand konserviert und sie in eigens für sie vorbehaltenen Zimmern seines Hauses ausgestellt wie die Matchbox-Autos, die Reklamespardosen aus Spritzguss, die Figurensets und andere heiß geliebte Dinge, denen er in seinem Zuhause bestimmte Räume widmete. Welch eine köstliche Vorstellung, nach Belieben zwischen diesen Frauen und Männern herumspazieren zu können, die ihm im Laufe der Jahre willige Handlanger und Gefährten zugleich gewesen waren. Mit seinem Gravierset könnte er in liebevoller Handarbeit kleine Messingtafeln herstellen, die Aufschluss über ihren Namen, ihre Lebensdaten und den Zeitpunkt des Erwerbs gaben – wie

er es auch mit den anderen Objekten seiner Sammlung machte. Natürlich besaß er mit seinen Videobändern kostbare Erinnerungen, aber sie lieferten eben nur zweidimensionale bewegte Bilder und hatten nicht die befriedigende Tiefe und greifbare Gegenständlichkeit eines tatsächlich konservierten Spielzeugs.

Das Problem war die Verwesung. Der Arzt war Perfektionist, und als solchem war es ihm unmöglich, einer Sammlung ein Objekt hinzuzufügen, das nicht in absolut perfektem Zustand war. Alles andere, selbst wenn man es als ausgezeichnet oder doch sehr gut hätte bezeichnen können, war nichts für ihn. Und da keine der bekannten Techniken der Konservierung, vom Mumifizieren bis zu den modernsten Einbalsamierungsmethoden, Ergebnisse brachte, die seine hohen Ansprüche erfüllten, musste er sich zwangsläufig weiterhin mit seinen Videobändern begnügen, wenn ihn nostalgische oder sentimentale Gefühle überkamen.

Jetzt schickte er Susan mit dem Auftrag ins Esszimmer, den Block zu holen, auf den sie ihren Abschiedsbrief geschrieben hatte. Sie kehrte damit zurück und legte ihn neben das Waschbecken, auf die soeben frisch gesäuberte gekachelte Ablage des Waschtischs, wo man ihn sofort finden würde, wenn man den Leichnam entdeckte.

Die Badewanne war voll. Sie drehte beide Hähne ab.

Dann streute sie parfümiertes Badesalz ins Wasser.

Der Arzt war überrascht, weil er ihr nicht ausdrücklich befohlen hatte, einen Badezusatz zu benutzen. Offensichtlich tat sie dies immer, wenn sie ein Bad nahm, weshalb sich die Gewohnheit zu einem Automatismus verselbstständigt hatte, der keines bewussten Denkens mehr bedurfte. Interessant.

Die Dampfspiralen, die sich von der Wasseroberfläche hochrankten, verbreiteten jetzt den feinen Duft von Rosenblüten.

Auf dem geschlossenen Deckel der Toilette sitzend und sorgsam darauf bedacht, nichts mit den Händen zu berühren, forderte Ahriman Susan auf, in die Badewanne zu steigen und

sich besonders gründlich zu waschen. Die Gefahr, dass ein Laser, eine thermografisch beschichte Karte, magnetisches Pulver oder eine Dampfpistole belastende Fingerabdrücke zutage fördern konnte, war gebannt. Dafür sorgte das Bad, das bestimmt auch die letzten Spuren seines Spermas aus ihrem Körper spülen würde.

Zweifellos gab es in der Wohnung Haare von ihm und Gewebefasern von seiner Kleidung, die im kriminaltechnischen Labor untersucht werden konnten. Aber ohne brauchbare Fingerabdrücke und andere Hinweise, die ihn auf die Liste der Verdächtigen setzten, würde es keine Möglichkeit geben, diese winzigen Beweisstücke mit ihm in Verbindung zu bringen.

Abgesehen davon war es – angesichts der Mühe, die er sich damit gemacht hatte, der Polizei ein überzeugendes Selbstmordszenario und ein einleuchtendes Motiv zu präsentieren – wenig wahrscheinlich, dass man die Sache überhaupt als Mord untersuchen würde.

Er hätte Susan gern noch eine Weile beim Baden zugesehen, weil sie einen höchst erfreulichen Anblick bot; aber er war müde und sehnte sich nach Schlaf. Abgesehen davon, wollte er das Haus unbedingt noch bei Dunkelheit verlassen, zu einer Stunde also, zu der die Gefahr gering war, von späteren Belastungszeugen gesehen zu werden.

»Susan, nimm bitte die Rasierklinge.«

Es gelang ihr erst nach einigen Mühen, die Stahlklinge, die am nassen Badewannenrand klebte, mit Daumen und Zeigefinger davon zu lösen.

Der Arzt hätte ein spektakuläreres Schauspiel der Vernichtung vorgezogen. Eine vergiftete Tasse Tee, eine simple Schlinge – oder, wie in diesem Fall, das Aufschlitzen der Pulsadern hatte für ihn keinen besonderen Reiz. Wirkliche Befriedigung brachten Gewehre, großkalibrige Handfeuerwaffen, Äxte, Kettensägen oder Sprengkörper.

Ihre Pistole hatte es ihm schon angetan. Aber ein Schuss

hätte die Rentner in den unteren Etagen des Hauses geweckt, selbst wenn sie, wie üblich, in seligem Martinirausch zu Bett gegangen waren.

Etwas frustriert zwar, aber fest entschlossen, seiner Vorliebe fürs Theatralische nicht nachzugeben, erklärte er Susan detailliert, wie sie die Klinge zu halten habe, wo sie den Schnitt am linken Handgelenk ansetzen und wie viel Druck sie beim Schneiden ausüben sollte. Vor dem tödlichen Schnitt ritzte sie die Haut zunächst einmal, dann noch ein weiteres Mal halbherzig ein, um auf diese Weise Spuren anfänglichen Zögerns zu hinterlassen, die sich den Gerichtsmedizinern bei dieser Art des Selbstmords in mehr als der Hälfte aller Fälle präsentierten. Beim dritten Schnitt drückte sie sich die Klinge mit ausdrucksloser Miene, nichts als die reine, grüne Schönheit in den Augen, tief ins Fleisch.

Weil beim Aufschlitzen der Pulsader unvermeidlich auch Sehnen durchtrennt wurden, konnte sie die Klinge mit der linken Hand nicht mehr so sicher führen wie mit der rechten. Die Wunde am rechten Handgelenk war weniger tief und blutete weniger stark als der Schnitt am linken Arm; aber auch das würde sich mit den Erwartungen der Kriminalisten decken.

Die Klinge fiel ihr aus der Hand. Sie ließ die Arme ins Wasser sinken.

»Vielen Dank«, sagte er.

»Bitte sehr.«

Der Arzt wartete gemeinsam mit ihr auf das Ende. Er hätte gehen können, im Vertrauen darauf, dass sie in diesem Zustand absoluten Gehorsams selbst ohne seine Aufsicht apathisch in der Wanne sitzen bleiben würde, bis sie tot war. Aber das Schicksal hatte ihm in diesem Spiel schon ein paar unerwartete Bälle zugeworfen, und so war er lieber auf der Hut, falls es noch eine Überraschung für ihn in der Hinterhand hielt.

Vom Wasser stieg nicht mehr so viel Dampf auf, und der Rosenduft, den er verbreitete, war jetzt mit anderen Aromen

vermischt.

In seiner Liebe zur Dramatik erwog Ahriman, Susan aus ihrer inneren Kapelle ein paar Stufen weit ins Bewusstsein zu holen, so weit, dass sie ihre verzweifelte Lage besser würdigen konnte. Obwohl er sie auch auf solch einer höheren Stufe des Bewusstseins unter Kontrolle haben würde, bestand jedoch eine geringe, aber durchaus realistische Möglichkeit, dass sie unwillkürlich einen Schrei der Angst oder Verzweiflung von sich geben würde, was wiederum die Rentner und ihre Papageien aus dem Schlaf aufschrecken könnte.

Er wartete.

Das Wasser in der Wanne verdunkelte sich, während es abkühlte, obwohl das Blut, das Susan verströmte, die Farbe von lodernden Flammen hatte.

Sie war ruhig und stumm, innerlich so passiv wie die Wanne, in der sie saß, und umso verblüffter war der Arzt, als er bemerkte, dass ihr eine einzelne Träne über die Wange lief.

Er beugte sich ungläubig vor, überzeugt, dass es sich um einen Tropfen Wasser oder Schweiß handeln musste.

Als der Tropfen am Kinn angelangt war, quoll ein zweiter – noch größerer, überwältigenderer – Tropfen aus ihrem Auge, und diesmal konnte es keinen Zweifel daran geben, dass es der echte, unverfälschte Stoff war.

Hier wurde ihm mehr Unterhaltung geboten, als er erwartet hatte. Fasziniert beobachtete er, wie die Träne über die feine Wölbung ihres Wangenknochens, in das Wangengrübchen, zum Winkel ihres sinnlichen Mundes und zum Rand des Kinns lief, wo sie, als sie anlangte, zwar kleiner geworden war, aber doch noch groß genug, um wie ein diamantener Kettenanhänger bebend hängen zu bleiben.

Dieser zweiten Träne folgte keine dritte. Die trockenen Lippen des Todes hatten alle Flüssigkeit aus ihren Augen geküsst.

Als Susans Miene schlaff wurde und ihr Mund sich wie in ungläubigem Staunen öffnete, zitterte die zweite – und letzte –

Träne an ihrem zarten Kinn und fiel dann mit einem kaum wahrnehmbaren *Pling* ins Wasser, als hätte jemand in einem weit, weit entfernten Raum die höchste Oktave auf einer Klaviertastatur angeschlagen.

Grün verblasst zu Grau. Rosenhaut borgt die Farbe … der Rasierklinge.

Dieses Haiku gefiel ihm ziemlich gut.

Ahriman nahm den besudelten Slip vom Deckel des Wäschekorbs und verließ, natürlich ohne das Licht auszumachen, das Bad. Im Schlafzimmer nahm er die Videokassette an sich.

Für einen Moment blieb er im Wohnzimmer stehen und sog genießerisch das Zitrusaroma ein, das die Duftmischung in den Tongefäßen verströmte. Er hatte Susan immer fragen wollen, wo sie diese spezielle Mischung herhatte, weil er sie sich auch für sein Heim kaufen wollte. Zu spät.

An der Küchentür drehte er, Daumen und Zeigefinger umsichtig mit Kleenex umwickelt, den Knopf des einen Schlosses, das Susan nach seiner Ankunft verriegelt hatte. Nachdem er leise die Tür hinter sich zugezogen hatte, verriegelte er beide Sicherheitsschlösser mit dem Ersatzschlüssel aus dem Sekretär.

In Sachen Sicherheitskette konnte er nichts unternehmen. Aber das war eine Kleinigkeit, über die sich die Kriminalisten nicht allzu viele Gedanken machen würden.

Draußen erwarteten ihn Dunkelheit und Nebel, seine heimlichen Verbündeten. Die Brandung war jetzt lauter als zuvor, sodass selbst das leise Geräusch, das er mit den Sohlen auf dem Gummibelag der Treppenstufen machte, darin unterging.

Auch diesmal begegnete er auf dem Weg zu seinem Mercedes keinem Menschen, und auf der Heimfahrt, die angenehm ruhig verlief, stellte er fest, dass die Straßen kaum befahrener waren als eine Dreiviertelstunde zuvor.

Sein Haus stand, von einem etwa achttausend Quadratmeter großen Grundstück umgeben, mitten in einer bewachten Wohnsiedlung auf einer Anhöhe: ein flacher, futuristisch

anmutender Bau aus kunstvoll arrangierten quadratischen und rechteckigen Würfeln, die Mauern zum Teil aus glattem, in situ gegossenem Beton, zum Teil mit einer schwarzen Granitfassade verkleidet, mit freischwebenden Terrassen, weit auskragenden Dachflächen, Bronzetüren und geschosshohen Fenstern, die so groß waren, dass sich die Vögel nicht nur vereinzelt, sondern gleich in Scharen die Köpfe daran blutig schlugen.

Das Haus hatte ursprünglich ein Jungunternehmer für sich bauen lassen, der es durch den Börsengang seiner Internet-Direktverkaufsfirma zu unermesslichem Reichtum gebracht hatte. Bis es fertig gestellt war, hatte er jedoch seine Liebe zum Baustil der Südweststaaten entdeckt, um dann ein Architektenbüro zu beauftragen, ihm irgendwo in Arizona einen Viertausend-Quadratmeter-Klotz aus Lehmziegelimitat im Pueblo-Stil hinzustellen. Das erste Anwesen hatte er zum Verkauf angeboten, ohne es je bewohnt zu haben.

Der Arzt parkte den Mercedes in der Tiefgarage, in der Platz für achtzehn Wagen war, und fuhr mit dem Aufzug ins Erdgeschoss.

Die großzügig geschnittenen Zimmer und Flure waren mit schwarzen Granitfußböden ausgelegt. Den herrlichen Perserteppichen – in schimmernden Tauben-, Pfirsich-, Jade- und Rubintönen – sah man an, dass sie sehr alt und sehr kostbar waren; sie schienen über dem schwarzen Granit zu schweben wie fliegende Teppiche, das Schwarz unter ihnen nicht Stein, sondern der tiefe Abgrund der Nacht.

In den Fluren und Haupträumen flammten bei seinem Eintreten die Lichter auf wie eine Bühnenbeleuchtung, ausgelöst durch Bewegungssensoren, deren Elektronik von Atomuhren gesteuert wurde. In den kleineren Zimmern reagierten die Lichter auf Stimmsignale.

Der junge Internet-Milliardär hatte die gesamte Haustechnik bis ins letzte Detail computerisieren lassen. Wahrscheinlich hatte er, als er *2001: Odyssee im Weltraum* gesehen hatte, Hal

für den wahren Helden des Films gehalten.

Von seinem mit filigran geschnitztem Holzpaneel verkleideten Arbeitszimmer aus rief Ahriman in seiner Praxis an und hinterließ der Sekretärin eine Nachricht auf Band, mit der er sie bat, seine Vormittagstermine auf die nächste Woche zu verlegen. Nachmittags sei er dagegen in der Praxis.

Für den Mittwochnachmittag standen bislang aber keine Therapiesitzungen in seinem Terminkalender. Er hatte ihn für Dustin und Martine Rhodes freigehalten, die ihn am Morgen verzweifelt anrufen und um Hilfe bitten würden.

Vor achtzehn Monaten war Ahriman auf den Gedanken gekommen, Martie zur wichtigsten Schachfigur in einer fantastischen Partie zu machen, die komplizierter sein würde als alle, die er bis dato gespielt hatte. Vor acht Monaten hatte er ihr sein teuflisches Drogengebräu im Kaffee serviert, garniert mit einem Schokoladenbiscotto, wie es sich gehörte, und sie bei drei aufeinander folgenden Gelegenheiten während Susans Therapiesitzung ebenso programmiert, wie er es mit Susan schon lange zuvor gemacht hatte.

Seither wartete Martie auf ihren Einsatz, ohne zu ahnen, dass sie Ahrimans Sammlung einverleibt worden war.

Am gestrigen Dienstagvormittag, vor nunmehr achtzehn Stunden, als Martie mit Susan in seine Praxis gekommen war, hatte er sie endlich ins Spiel gebracht, indem er sie in ihre innere Kapelle geführt und ihr dort die Überzeugung eingepflanzt hatte, dass sie sich selbst nicht trauen durfte, dass sie eine tödliche Gefahr für sich und andere war, ein Ungeheuer, das fähig war, unaussprechliche Schreckenstaten zu verüben.

Sie musste einen interessanten Tag erlebt haben, nachdem er sie in Gang gebracht und zusammen mit Susan Jagger aus seiner Praxis entlassen hatte. Er war gespannt darauf, die bizarren Einzelheiten zu erfahren.

In sexueller Hinsicht hatte er Martie bis jetzt nicht angetastet. Sie war zwar nicht so schön wie Susan, aber doch recht attrak-

tiv, und er freute sich schon darauf herauszufinden, wie hemmungslos obszön sie werden konnte, wenn sie sich Mühe gab. Noch war ihr Leidensdruck nicht so stark, dass sie ihn erotisch besonders gereizt hätte.

Aber bald.

Gegenwärtig befand er sich in einer gefährlichen Stimmung – und er wusste es. Die Regression, die er durchlief, während er in ein Spiel vertieft war, kehrte sich nicht augenblicklich um, wenn das Spiel beendet war. Wie ein Taucher, der in wohl berechneten Etappen aus der Tiefe aufstieg, um die Druckfallkrankheit zu vermeiden, kehrte Ahriman in Dekompressionsstufen zu seinem erwachsenen Ich zurück. Im Augenblick war er weder ganz Mann noch ganz Kind, sondern befand sich vielmehr im Zustand einer emotionalen Metamorphose.

An der Eckbar seines Arbeitszimmers goss er eine Flasche Cola – die klassische Rezeptur – in ein Tom-Collins-Glas aus geschliffenem Bleikristall, fügte einen großzügigen Klacks Kirschsirup und Eis hinzu und rührte das Gemisch mit einem langstieligen Silberlöffel um. Er nippte daran und lächelte. Eindeutig besser als Tsingtao.

Erschöpft, aber dennoch ruhelos streifte er eine Weile durchs Haus, nachdem er den Haustechnik-Computer so programmiert hatte, dass er ihn weder mit flammenden Lichtern noch mit sanft illuminierten Szenenbildern behelligte. Er wollte es in den Räumen mit Ausblick dunkel haben, und in den Bereichen, von denen aus man den Blick auf das nächtliche Panorama des Orange County nicht genießen konnte, sollte nur eine einzige, auf einen ganz schwachen Schein heruntergedimmte Lampe brennen.

In der weiten Ebene unterhalb der Anhöhe funkelten Millionen von Lichtern, obwohl zu dieser nächtlichen Stunde die meisten Bewohner der Gegend wohl noch in tiefem Schlaf lagen. Durch die Panoramafenster fiel gerade so viel Hintergrundlicht, dass sich der Arzt mit katzenhafter Sicherheit

durchs Haus bewegen und den goldenen Schein genießen konnte.

Als er so, umspielt von diesem goldenen Schein, im Dunkeln vor der riesigen gläsernen Fläche stand und auf das urbane Lichtermeer hinunterblickte, das ihm wie die größte Spiellandschaft der Welt zu Füßen lag, wusste er, wie Gott im Angesicht der Schöpfung zumute gewesen wäre, wenn es einen Gott gegeben hätte. Der Arzt war ein Spieler, keine gläubige Seele.

Hin und wieder an seiner Cherry-Cola nippend, streifte er von einem Raum zum anderen, durch Korridore und über Galerien. Das riesige Haus war in mehr als einer Hinsicht ein Irrgarten. Zu guter Letzt kehrte er wieder ins Wohnzimmer zurück.

Hier hatte er vor über achtzehn Monaten Susan in seinen Besitz gebracht. An dem Tag, als alle Verkaufsformalitäten erledigt waren, hatte er sich hier mit ihr verabredet, um die Schlüssel und die umfangreiche Bedienungsanleitung für die Computersysteme in Empfang zu nehmen. Er hatte sie mit einer eisgekühlten Flasche Dom Perignon und zwei Champagnerkelchen überrascht. Vom Tag ihrer ersten Begegnung an hatte der Arzt alles vermieden, was den leisesten Verdacht hätte aufkommen lassen können, er sei an etwas anderem interessiert als an ihren fachkundigen Diensten als Immobilienmaklerin; selbst mit dem Champagner in der Hand hatte er ein solches erotisches Desinteresse an den Tag gelegt, dass sie nicht das Gefühl haben konnte, er wolle ihr, einer verheirateten Frau, den Hof machen. Vielmehr hatte er von dem Augenblick an, als er sie kennen gelernt und beschlossen hatte, sie in seinen Besitz zu bringen, wohl dosierte Hinweise wie Brosamen für eine Taube verstreut, um in ihr die Annahme zu nähren, er sei schwul. Weil er so glücklich über sein fantastisches neues Haus war und weil die üppige Maklercourtage, die sie kassiert hatte, sie auch nicht gerade traurig stimmte, fand sie offensichtlich nichts Schlimmes dabei, mit einem Glas

Champagner auf den erfolgreichen Geschäftsabschluss anzustoßen – wobei ihres natürlich präpariert war.

Jetzt, unter dem Eindruck ihres Todes, wurde Ahriman von widerstreitenden Gefühlen gequält. Ihr Verlust schmerzte ihn dermaßen, dass er fast in einen Zustand nostalgischer Schwärmerei geriet, aber gleichzeitig fühlte er sich auch von ihr betrogen und hintergangen. Bei all dem Spaß, den sie miteinander gehabt hatten, hätte sie ihn doch mit allen Mitteln zu vernichten gesucht, wenn sie die Gelegenheit dazu gehabt hätte.

Schließlich überwand er seine innere Zerrissenheit, indem er sich klar machte, dass sie eben nur ein Mädchen wie alle anderen war und dass sie die Zeit und die Aufmerksamkeit, die er ihr so reichlich geschenkt hatte, überhaupt nicht wert war. Wenn er ihr jetzt lange nachtrauerte, käme das dem Eingeständnis gleich, dass sie mehr Macht über ihn gehabt hatte als je ein Mensch zuvor.

Er war der Sammler, sie war nur das Objekt. Die Spielzeuge gehörten ihm, nicht umgekehrt.

»Ich bin froh, dass du tot bist«, sagte er laut in das Dunkel des Wohnzimmers hinein. »Ich bin froh, dass du tot bist, du blöde Gans. Hoffentlich hat dir die Rasierklinge wehgetan!«

Nachdem er seine Wut mit Worten herausgelassen hatte, fühlte er sich schon viel besser. Wirklich, tausendmal besser.

Cedric und Nella Hawthorne, das Haushälterehepaar, wohnten zwar im Haus, aber Ahriman machte sich deswegen keine Sorgen. Sie lagen zweifellos schlafend in ihrem Bett in der kleinen Dreizimmerwohnung im Dienstbotentrakt. Abgesehen davon, brauchte er, gleichgültig was sie sahen und hörten, nicht zu befürchten, dass sie sich an irgendetwas erinnern würden, was ihn in Gefahr bringen konnte.

»Hoffentlich hat es wehgetan«, sagte er noch einmal.

Er fuhr mit dem Aufzug in den ersten Stock und trat in den Flur, der zu seiner luxuriösen Schlafzimmersuite führte. Dort

putzte er sich die Zähne, reinigte sie gründlich mit Zahnseide und zog dann einen schwarzseidenen Pyjama an.

Nella hatte das Bett für ihn aufgeschlagen. Weiße Pratesi-Wäsche mit schwarzer Einfassung. Ein Berg flauschiger Kissen.

Wie immer stand auf seinem Nachttisch eine Lalique-Schale mit Schokoriegeln, je zwei von seinen sechs Lieblingssorten. Jetzt bedauerte er, dass er sich die Zähne bereits geputzt hatte.

Bevor er sich schlafen legte, wandte er sich noch dem Crestron-Sensorbildschirm neben dem Bett zu. Mit diesem Touch-Screen-Bildschirm konnte er das gesamte Computersystem des Hauses steuern. Er konnte damit die Lichter im Haus an- und ausmachen, Klimaanlage und Heizung in den einzelnen Räumen regulieren, Alarmanlage und Überwachungskameras aktivieren, Schwimmbad- und Saunaheizung einschalten und viele andere Dinge mehr.

Nachdem er sein persönliches Passwort eingegeben hatte, wählte er das Fenster, auf dem die Standorte der sechs im Haus verteilten Wandsafes aufgelistet waren. Mit den Fingerspitzen berührte er das Feld *Schlafzimmersuite*, worauf die Safeliste verschwand und stattdessen ein Tastenfeld auf dem Bildschirm erschien.

Nachdem er eine siebenstellige Nummer getippt hatte, glitt, durch einen pneumatischen Mechanismus bewegt, eine Granitscheibe in der Kaminverkleidung zur Seite und gab den Blick auf einen kleinen, in die Mauer eingelassenen Stahlsafe frei. Ahriman gab die Zahlenkombination auf dem Tastenfeld ein, und auf der anderen Seite des Raums schnappte das Schloss mit einem hörbaren Klick auf.

Er ging zum Kamin, öffnete die quadratische Tür von vierzig Zentimetern Seitenlänge und nahm den Gegenstand, der sich in der ausgepolsterten Innenkammer des Safes befand, heraus. Es war ein Ein-Liter-Weckglas.

Nachdem er es auf dem Schreibtisch aus gebürstetem Stahl

und gemasertem Hartholz abgestellt hatte, setzte er sich und betrachtete aufmerksam den Inhalt des Glases.

Nach ein paar Minuten konnte er den Verlockungen der Süßigkeitenschale nicht länger widerstehen. Er sondierte wählerisch das Angebot und entschied sich schließlich für einen Riegel Hershey's mit Mandeln.

Er würde sich die Zähne nicht noch einmal putzen. Mit dem Nachgeschmack von Schokolade im Mund einzuschlafen war ein verbotenes Vergnügen. Manchmal war er eben ein unartiger Junge.

Wieder auf seinen Platz am Schreibtisch zurückgekehrt, knabberte er genießerisch langsam an dem Schokoriegel und betrachtete dabei nachdenklich den Glasbehälter. Obwohl er sich mit seinem kleinen Snack viel Zeit ließ, hatte er, auch als er die letzten Schokoladenkrümel vertilgt hatte, aus den Augen seines Vaters kein Fünkchen Erkenntnis gewonnen.

Haselnussbraun waren sie, wiewohl die Iris mit einem milchigen Schleier überzogen war. Das Weiß war nicht mehr weiß, vielmehr von einem grünlich marmorierten Blassgelb. Sie schwammen in Formaldehyd, und durch die Rundung des luftdicht verschlossenen Glases schienen sie bald mit einem wehmütigen Ausdruck, bald von unerträglichem Leid erfüllt herauszublicken.

Ahriman hatte diese Augen zeit seines Lebens studiert, sowohl damals, als sie noch im Schädel seines Vaters eingebettet lagen, als auch später, nachdem sie herausgetrennt worden waren. Sie bargen Geheimnisse, die er unbedingt ergründen wollte, aber wie immer verrieten sie so gut wie nichts.

42. Kapitel

Vermutlich war es der Nachwirkung der drei Schlaftabletten zu verdanken, dass Martie sich auch dann nicht in eine Panik hineinsteigerte, als sie, von ihren Designerfesseln befreit, wieder auf den Füßen war.

Ihre Hände zitterten jedoch ohne Unterbrechung, und sie wurde jedes Mal starr vor Schreck, wenn Dusty in ihre Nähe kam. Sie war immer noch davon überzeugt, dass sie imstande war, ihm aus heiterem Himmel die Augen auszukratzen, die Nase abzubeißen und die Lippen zu zerfetzen, um sich ein höchst ungewöhnliches Frühstück zu genehmigen.

Aus einer Entfernung, die ihr gerade noch annähernd sicher erschien, sah Dusty ihr zu, wie sie sich auszog, um zu duschen, und er fand das noch schlaftrunkene, laszive Gesicht, das sie dabei machte, sehr anziehend. »Sehr erotisch, wirklich heiß! Mit dem Blick könntest du einen Mann dazu bringen, barfuß über ein mit Nägeln gespicktes Fußballfeld zu rennen.«

»Ich fühle mich alles andere als erotisch«, sagte sie mit rauchiger Stimme. Dabei zog sie ohne jede Berechnung, aber mit umso beeindruckenderer Wirkung einen Schmollmund. »Ich fühle mich wie Vogelscheiße.«

»Komisch.«

»Ich finde mich kein bisschen komisch«, sagte sie, während sie ihre Unterwäsche abstreifte.

»Ich habe nicht dich, sondern deine Wortwahl gemeint«, sagte er. »Warum ausgerechnet *Vogel*scheiße?«

Sie gähnte. »Habe ich das gesagt?«

»Ja.«

»Keine Ahnung. Vielleicht, weil ich das Gefühl habe, aus großer Höhe einen Haufen Mist hinter mir zu verbreiten.«

Beim Duschen wollte Martie nicht allein sein.

Dusty wartete an der Badzimmertür, bis sie die Bademattе

auf den Boden gelegt, die Tür der Duschkabine geöffnet und die richtige Wassertemperatur eingestellt hatte. Nachdem sie in die Duschkabine gestiegen war, kam er näher und setzte sich auf den geschlossenen Klosettdeckel.

Während sie sich einzuseifen begann, sagte Dusty: »Wir sind jetzt seit drei Jahren verheiratet, aber ich komme mir vor wie in einer Peepshow.«

Den Gegenständen, mit denen sie hantierte – ein Stück Seife, eine Plastikflasche mit Shampoo und eine Tube Cremespülung – fehlte so offensichtlich jedes mörderische Potenzial, dass sie ihr Duschbad unbehelligt von Angst und Schrecken beenden konnte.

Nachdem er den Föhn aus einer der Waschtischschubladen geholt und den Stecker in die Dose gesteckt hatte, zog sich Dusty wieder zur Tür zurück.

Martie sträubte sich dagegen, den Föhn zu benutzen. »Ich werde es nur mit dem Handtuch abrubbeln und an der Luft trocknen lassen.«

»Dann kräuselt sich dein Haar wieder und du meckerst den ganzen Tag herum, weil du dich hässlich findest.«

»Ich meckere nicht.«

»Na gut, und du jammerst natürlich auch nicht.«

»Sehr richtig, das tue ich nicht.«

»Aber ein bisschen beschweren tust du dich doch schon, oder?«, sagte er.

»Einverstanden. Das gebe ich zu.«

»Du beschwerst dich also den ganzen Tag. Warum willst du den Föhn nicht benutzen? Er ist völlig ungefährlich.«

»Keine Ahnung. Er sieht aus wie eine Pistole.«

»Es ist aber keine Pistole.«

»Ich habe nicht behauptet, dass meine Ängste *rational* sind.«

»Ich verspreche dir, dass ich es nicht stillschweigend über mich ergehen lasse, wenn du das Ding auf Stufe drei stellst und versuchst, mich damit zu Tode zu föhnen.«

»Mistkerl.«

»Das war dir schon bekannt, als du mich geheiratet hast.«

»Es tut mir Leid.«

»Was?«

»Dass ich Mistkerl zu dir gesagt habe.«

Er zuckte die Achseln. »Du kannst zu mir sagen, was du willst, solange du mich am Leben lässt.«

Eine Gasflamme wäre neben dem zornlodernden Blau ihrer Augen verblasst. »Das finde ich nicht witzig.«

»Ich weigere mich einfach, Angst vor dir zu haben.«

»Das solltest du aber«, sagte sie fast anklagend.

»Abgelehnt.«

»Du dummer, sturer … Mann.«

»Mann. Ha! Der Gipfel der Beleidigung. Pass auf, wenn du so etwas noch ein einziges Mal zu mir sagst … Also, es könnte das Ende unserer Beziehung sein.«

Martie warf ihm einen bösen Blick zu, bevor sie widerwillig die Hand nach dem Föhn ausstreckte. Gleich darauf zog sie die Hand ruckartig wieder zurück. Sie versuchte es noch einmal, schreckte wieder unwillkürlich zurück und begann, weniger vor Wut als aus Hilflosigkeit und stummer Verzweiflung, zu zittern.

Sie sah aus, als würde sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. Dusty musste daran denken, wie sich ihm am gestrigen Abend beim Anblick ihrer Tränen der Magen zusammengezogen hatte.

»Lass mich mal«, sagte er und trat zu ihr.

Sie wich vor ihm zurück. »Bleib weg.«

Er nahm ein Handtuch vom Halter und hielt es ihr hin. »Stimmst du mir wenigstens zu, dass dieses Handtuch nicht gerade die ideale Waffe für eine mordgierige Wahnsinnige wäre?«

Ihr Blick wanderte so misstrauisch über das Handtuch, als müsste sie abschätzen, ob von diesem harmlosen Objekt nicht

doch eine tödliche Gefahr ausging.

»Nimm es mit beiden Händen«, sagte er. »Zieh es straff auseinander, halt es fest und konzentrier dich dabei auf deine Hände. Solange deine Hände beschäftigt sind, wirst du mir schon nichts tun.«

Mit skeptischem Blick nahm sie das Handtuch.

»Nein, wirklich«, sagte er. »Was könntest du damit schon anstellen, außer es mir auf den Hintern zu klatschen?«

»Was eine durchaus verlockende Vorstellung ist.«

»Ja, aber es besteht eine reelle Chance, dass ich es überleben würde.« Als er sah, dass sie immer noch zögerte, fügte er hinzu: »Außerdem habe ich den Föhn. Wenn du eine falsche Bewegung machst, riskierst du eine dicke Lippe, die du nicht so leicht vergessen wirst.«

»Ich komme mir vor wie eine Zicke.«

»Das bist du keineswegs.«

Valet stand an der Tür und schnaubte vernehmlich.

»Siehst du, zwei zu eins gegen die Zickentheorie«, sagte Dusty.

»Bringen wir es hinter uns«, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen.

»Dreh dich zum Waschbecken, und kehr mir den Rücken zu, wenn du glaubst, dass das sicherer für mich ist.«

Sie drehte sich zum Waschbecken um, schloss aber die Augen, um nicht in den Spiegel sehen zu müssen.

Obwohl es im Badezimmer nicht kalt war, hatte Martie Gänsehaut auf dem Rücken.

Dusty nahm eine Bürste und brachte damit ihr wunderbar dichtes, schwarzes Haar im warmen Luftstrom des Föhns in Form, so wie er es bei ihr oft beobachtet hatte.

Seit er Martie kannte, hatte es Dusty gefallen, ihr bei der Körperpflege zuzusehen. Ob sie ihr Haar schamponierte, sich die Nägel lackierte, Make-up auflegte oder sich mit Sonnenschutzmittel eincremte, immer war sie mit einer selbstverges-

senen, fast träumerischen Gründlichkeit bei der Sache, die ihn an die genießerische Eleganz einer Katze beim Putzen erinnerte. Eine Löwin, die sich bar jedweder Eitelkeit ihrer Schönheit bewusst war.

Bisher hatte er in Martie immer eine starke Frau gesehen, die sich durch nichts unterkriegen ließ, und er hatte sich nie Sorgen darum gemacht, was aus ihr werden würde, wenn das Schicksal es so wollte, dass er einmal von einem hohen Dach stürzte und ein jähes Ende fand. Jetzt machte er sich Sorgen – und diese Sorgen erschienen ihm wie eine Beleidigung, weil er das Gefühl hatte, sie zu bemitleiden, was er eigentlich keineswegs tat. Sie war immer noch zu sehr *Martie*, und die Martie, wie er sie kannte, hatte nichts Mitleiderregendes an sich. Andererseits wirkte sie nun erschreckend verletzlich, ihr Hals so zart, ihre Schultern so schmal, die Wirbel in der Furche ihres Rückgrats so zerbrechlich, dass er um diese geliebte Frau eine Angst empfand, deren Ausmaß sie nicht einmal ahnen durfte.

Wie hatte der große Philosoph Skeet doch einmal gesagt: *Die Liebe ist eine Last, die ich nicht tragen möchte.*

*

In der Küche geschah etwas Seltsames. Eigentlich war alles seltsam, was in der Küche geschah, aber am seltsamsten war das, was als Letztes geschah, bevor sie aus dem Haus gingen.

Es begann damit, dass Martie stocksteif auf einem der Küchenstühle hockte und die Hände so weit unter die Oberschenkel geschoben hatte, dass sie regelrecht darauf *saß*, als befürchtete sie, sie könnte sonst irgendeinen Gegenstand in ihrer Reichweite nehmen und gegen Dusty erheben.

Weil ihr für Laboruntersuchungen Blut abgenommen werden sollte, musste sie bis zu ihrem Besuch beim Arzt am späteren Vormittag nüchtern bleiben.

Es machte sie nervös, untätig in der Küche herumsitzen zu

müssen, während Valet sein Trockenfutter herunterschlang und Dusty ein Glas Milch trank und dazu einen Doughnut aß. Neid auf die beiden, weil sie sich hemmungslos ihrem Essvergnügen hingeben durften, war jedoch nicht der Grund ihrer Nervosität. »Ich weiß, dass es hier in den Schubladen scharfe Messer gibt«, sagte sie mit hörbarer Angst in der Stimme.

»Ich weiß, wo es noch ganz andere scharfe Sachen gibt«, sagte Dusty und zwinkerte ihr dabei anzüglich zu.

»Verdammt, kannst du das Ganze nicht endlich einmal ernst nehmen?«

»Wenn ich das tue, können wir beide auch gleich den Strick nehmen.«

Obwohl sie die Stirn in noch tiefere Falten zog, wusste er, dass sie ihm insgeheim Recht gab.

»So wie du da rumstehst, Vollmilch trinkst und Doughnuts mit Zuckerguss und Puddingfüllung in dich reinstopfst, sieht es aus, als wärst du bereits auf dem besten Wege zum Harakiri.«

Er trank die restliche Milch aus und sagte: »Ich glaube, am *normalsten* – und wahrscheinlich am längsten – lebt man, wenn man sich alles anhört, was die Gesundheitsprediger verkünden, um dann genau das Gegenteil zu tun.«

»Und wenn sie nun morgen verkünden, dass es am gesündesten ist, massenweise Cheeseburger und Pommes zu essen?«

»Dann halte ich mich an Tofu und Alfalfasprossen.«

Als er ihr den Rücken zukehrte, um sein Glas zu spülen, rief sie in scharfem Ton: »He!«, worauf er sich beim Abtrocknen des Glases demonstrativ zu ihr umdrehte, damit sie sich nicht etwa von hinten anschleichen und ihn mit einer Dose Bohneneintopf erschlagen konnte.

Der übliche Morgenspaziergang mit Valet musste an diesem Tag ausfallen. Martie weigerte sich, allein im Haus zu bleiben. Und wenn sie zusammen gingen, hätte sie vermutlich ständig Angst, es könnte ihr einfallen, Dusty vor einen Lastwagen zu stoßen und Valet in die Häckselmaschine irgendeines Gärtners

zu stopfen.

»Die Situation hat durchaus auch komische Seiten«, sagte Dusty.

»Sie ist alles andere als komisch«, widersprach sie grimmig.

»Wahrscheinlich stimmt beides.«

Er ließ den Hund zur Hintertür hinaus, damit dieser den Vormittag im Garten verbringen konnte. Draußen war es kühl, aber nicht richtig kalt. Der Wetterbericht hatte nichts von Regen verlauten lassen. Nachdem Dusty einen gefüllten Wassernapf auf die Veranda gestellt hatte, sagte er zu Valet: »Mach dein Geschäft, wo immer es dir gefällt, ich sammle es später auf, aber bilde dir bloß nicht ein, dass das zur Regel wird.«

Dann machte er die Tür zu, schloss sie ab und blickte zum Telefon, und genau in diesem Augenblick ereignete sich die seltsame Sache. Dusty und Martie begannen zu reden, beide zugleich und durcheinander.

»Martie, ich will nicht, dass du mich falsch verstehst …«

»Ich habe größtes Vertrauen zu Dr. Closterman …«

»… aber ich finde, wir sollten daran denken …«

»… aber mit den Testergebnissen kann es Tage dauern …«

»… eine zweite Meinung einzuholen …«

»… und so sehr mir der Gedanke auch widerstrebt …«

»… nicht bei einem anderen Allgemeinmediziner …«

»… halte ich es für besser, einen …«

»… sondern bei einem Therapeuten …«

»… Psychiater zu konsultieren …«

»… der sich mit Angststörungen auskennt …«

»… der mit solchen Dingen Erfahrung hat …«

»… jemand wie …«

»… ich könnte mir vorstellen …«

»… Dr. Ahriman.«

»… Dr. Ahriman.«

Sie sprachen den Namen wie aus einem Mund aus – und starrten sich in dem darauf folgenden Schweigen entgeistert an.

Schließlich sagte Martie: »Ich glaube, wir sind schon zu lange verheiratet.«

»Warte noch eine Weile, dann fangen wir wahrscheinlich an, uns ähnlich zu sehen.«

»Ich bin nicht verrückt, Dusty.«

»Das weiß ich doch.«

»Aber ruf ihn trotzdem an.«

Er ging zum Telefon und ließ sich von der Auskunft die Nummer von Ahrimans Praxis geben. Auf dem Anrufbeantworter dort hinterließ er eine Nachricht mit seiner Handynummer und der Bitte um einen Termin.

43. Kapitel

Das Schlafzimmer in Skeets Wohnung war so asketisch möbliert und kahl wie eine Mönchszelle.

Martie stand mit verschränkten Armen und fest unter die Oberarme geklemmten Händen in der Zimmerecke, in die sie sich zurückgezogen hatte, um ihren Aktionsradius für den Fall, dass plötzliche Mordgelüste über sie kamen, so gering wie möglich zu halten. »Warum hast du mir gestern Abend nichts davon erzählt? Der arme Skeet ist wieder in der Entzugsklinik, und das erfahre ich erst jetzt?«

»Du hattest genügend andere Sachen im Kopf«, sagte Dusty, während er die ordentlich zusammengelegte Wäsche in der Schublade einer Kommode durchsuchte, die von so strenger Einfachheit war, als stammte sie aus der Werkstatt eines Ordens, in dem man selbst die überaus schlichten Shaker-Möbel als lästerlich verspielt empfand.

»Was suchst du … seine geheimen Dopevorräte?«

»Nein. Wenn er überhaupt noch Stoff hat, würde ich Stunden brauchen, um den zu finden. Ich suche nach … also, ich weiß eigentlich nicht, wonach ich suche.«

»Wir müssen in vierzig Minuten in Clostermans Praxis sein.«

»Da haben wir noch jede Menge Zeit«, sagte Dusty und verlagerte seine Suche auf die nächsthöhere Schublade.

»Ist er stoned zur Arbeit gekommen?«

»Allerdings. Er hat sich vom Dach der Sorensons gestürzt.«

»Oh Gott! Ist er schwer verletzt?«

»Kein bisschen.«

»*Kein* bisschen?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Dusty, während er die oberste Schublade der Kommode aufzog. Er hatte nicht die Absicht, ihr – solange sie sich in ihrem gegenwärtigen Zustand befand – zu erzählen, dass er zusammen mit Skeet vom Dach

gestürzt war.

»Was verheimlichst du mir?«, fragte sie.

»Ich *verheimliche* dir nichts.«

»Was *enthältst* du mir *vor*?«

»Martie, lass uns jetzt keine Wortspiele machen, ja?«

»In Momenten wie diesen merkt man deutlich, dass du der Sohn von Trevor Penn Rhodes bist.«

Indem er die letzte Schublade zumachte, sagte er: »Das war unter der Gürtellinie. Ich *enthalte* dir auch nichts *vor*.«

»Wovor willst du mich schützen?«

»Wonach ich vermutlich suche«, sagte er, ohne auf ihre Frage einzugehen, »ist irgendein Hinweis auf eine Sekte, mit der Skeet sich eingelassen haben könnte.«

Da er im Nachttisch und unter dem Bett bereits nachgesehen hatte, ging Dusty nun in das angrenzende Badezimmer, das klein, sauber und ganz in Weiß gehalten war. Er öffnete das Arzneischränkchen und überprüfte rasch dessen Inhalt.

»Du kannst jetzt nicht kontrollieren, was ich hier drüben mache«, klang Marties Stimme halb ängstlich, halb vorwurfsvoll aus dem Schlafzimmer herüber.

»Ein Axt suchen?«

»Mistkerl!«

»Die Geschichte hatten wir heute schon einmal.«

»Ja, aber es ist eine lange Geschichte.«

Als er aus dem Bad zurückkam, zitterte sie am ganzen Leib und war so bleich wie ein Grottenolm – wenn auch eindeutig hübscher. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Was meinst du mit … Sekte?«

Als er auf sie zukam, zuckte sie zurück, aber er achtete nicht weiter darauf, sondern zog sie aus ihrem Winkel und führte sie ins Wohnzimmer. »Skeet sagt, er ist vom Dach gesprungen, weil es ihm ein Todesengel befohlen hat.«

»Das kommt nur von den Drogen.«

»Mag sein. Aber du kennst doch die Methoden dieser Sekten

… die Gehirnwäsche und all das.«

»Wovon redest du?«

»Von Gehirnwäsche.«

Auch im Wohnzimmer drückte sie sich in den hintersten Winkel und vergrub die Hände in den Achselhöhlen. »Gehirnwäsche?«

»Wer will fleißige Trottel sehn, der muss in das Großhirn gehn.«

Im Wohnzimmer gab es nur ein Sofa, einen Sessel, einen Couchtisch, ein Beistelltischchen am Sofaende, zwei Lampen und ein Bücherregal mit Büchern und Zeitschriften. Mit schief gelegtem Kopf überflog Dusty die Titel der Bücher.

»Was verheimlichst du mir?«, fragte Martie, die sich nicht aus ihrer Ecke gerührt hatte.

»Fängst du schon wieder damit an?«

»Himmelherrgott, nur weil er etwas von einem Todesengel faselt, würdest du doch nicht glauben, dass er sich auf eine Sekte eingelassen hat … dass er einer Gehirnwäsche unterzogen worden ist.«

»Es hat da einen Zwischenfall in der Klinik gegeben.«

»Im New Life?«

»Ja.«

»Was für einen Zwischenfall?«

Bei den Büchern im Regal handelte es sich ausnahmslos um Fantasyromane. Geschichten von Drachen, Zauberern, Hexenmeistern und furchtlosen Helden aus längst vergangenen oder nie da gewesenen Zeiten. Wie schon so manches Mal wunderte sich Dusty über die Lesegewohnheiten seines Bruders; man hätte meinen sollen, dass Skeet, der schließlich selbst weitgehend in einer Fantasiewelt lebte, diese Art von Unterhaltung nicht nötig hatte.

»Was für einen Zwischenfall?«, fragte Martie noch einmal.

»Er ist in Trance gefallen.«

»Wie meinst du das, in Trance gefallen?«

»Na ja, wie in diesen Zaubervorstellungen, wo einer aus dem Publikum vom Hypnotiseur in Trance versetzt wird, um dann wie ein Huhn zu gackern.«

»Skeet hat wie ein Huhn gegackert?«

»Nein, die Sache war etwas komplizierter.«

Je länger Dusty die Bücher betrachtete, desto trauriger machten ihn die Titel. Ihm kam plötzlich der Gedanke, dass sein Bruder Zuflucht in diesen Scheinwelten suchte, weil es in ihnen gerechter, besser und geordneter zuging als in den Fantasien, in denen er selbst lebte. In diesen Geschichten konnten Wunder geschehen, waren alle Freunde tapfer und treu, konnte man gut und böse genau unterscheiden, siegte am Ende immer der Gute … und niemand wurde drogensüchtig und richtete sich selbst zugrunde.

»Gequakt wie eine Ente, gekollert wie ein Truthahn?«, fragte Martie aus ihrem Zufluchtswinkel.

»Was?«

»Inwiefern war es komplizierter – was hat Skeet in der Klinik getan?«

Nachdem er flüchtig einen Zeitschriftenstapel durchgesehen und keine einzige Publikation gefunden hatte, die von einem anrüchigeren Verein als der Mediengruppe Time-Warner stammte, sagte Dusty: »Das erzähle ich dir später. Im Augenblick haben wir dafür keine Zeit.«

»Du kannst einen wirklich zur Verzweiflung bringen.«

»Das ist ein angeborenes Talent«, sagte er, dann kehrte er den Büchern und Zeitschriften den Rücken, um sich kurz in der kleinen Küche umzusehen.

»Lass mich nicht hier allein«, sagte sie flehentlich.

»Komm doch mit!«

»Auf gar keinen Fall«, sagte sie, und es war ihr geradezu anzusehen, wie ihr Messer, Fleischgabeln und Kartoffelstampfer im Kopf herumspukten. »Auf gar keinen Fall. Das ist eine Küche.«

»Ich werde dich nicht bitten, etwas zu kochen.«

Die Wohnung hatte den für Kalifornien typischen offenen Grundriss, also einen miteinander verbundenen Koch-, Ess- und Wohnbereich, sodass Martie aus der Entfernung zusehen konnte, wie Dusty Schubladen herauszog und Schranktüren öffnete.

Eine halbe Minute lang sagte sie nichts. Als sie dann wieder sprach, zitterte ihre Stimme. »Dusty, es wird wieder schlimmer mit mir.«

»Für mich, Süße, wird es immer besser und besser mit dir.«

»Ich meine es ernst. Glaub mir! Ich stehe auf der Kippe, und vor mir geht es steil bergab.«

Dusty konnte auch zwischen den Töpfen und Pfannen kein verdächtiges Sektenmaterial entdecken. Keine geheimen Dechiffrierscheiben. Keine Pamphlete, die den Weltuntergang verkündeten. Keine Traktate, die erklärten, woran man den Antichrist erkannte, wenn man ihm im Einkaufszentrum über den Weg lief.

»Was machst du da drüben?«, fragte Martie.

»Mir ein Messer ins Herz bohren, um dir die Arbeit zu sparen.«

»Du Mistkerl!«

»Wie gewesen, wie gehabt.« Mit diesen Worten kehrte er zu Martie ins Wohnzimmer zurück.

»Du bist kalt und herzlos«, sagte sie.

Ihr blasses Gesicht war finster vor Zorn.

»Eiskalt«, sagte er.

»Allerdings. Das meine ich ernst.«

»Arktisch.«

»Du machst mich richtig wütend.«

»Du machst mich richtig glücklich«, entgegnete er.

Ihre finstere Miene wich einem verblüfften Ausdruck schlagartiger Erkenntnis. Sie sah ihn mit großen Augen an und sagte: »Du bist meine Martie.«

»Das klingt für mich nicht wie eine Beleidigung.«

»Und ich bin deine Susan.«

»Oh, das ist schlecht. Da können wir sämtliche Handtücher mit unseren Monogrammen wegwerfen.«

»Seit einem Jahr gehe ich genauso mit ihr um wie du jetzt mit mir. Ich habe ständig versucht, sie mit ironischen Bemerkungen aufrecht zu erhalten, sie mit Sarkasmus aus ihrem Selbstmitleid zu reißen und sie bei Laune zu halten.«

»Du bist ein echtes Ekel, was?«

Martie lachte. Ein dünner Ton, den nur ein hauchfeines Tremolo vom Schluchzen trennte, ähnlich den Momenten auf der Opernbühne, wenn der trillernde Sopran der tragischen Heldin plötzlich in einen bebenden Kontraalt der Verzweiflung umschlägt. »Ich bin ein Ekel und eine sarkastische Klugscheißerin, weil ich sie so liebe.«

Lächelnd streckte Dusty die Hand nach ihr aus. »Wir müssen gehen.«

Sie machte einen Schritt aus ihrer Ecke heraus, dann hielt sie, unfähig weiterzugehen, inne. »Dusty, ich will nicht Susan sein.«

»Ich weiß.«

»Ich will nicht … so tief fallen.«

»Das wirst du nicht«, sagte er.

»Ich habe Angst.«

Im Gegensatz zu ihrer sonstigen Vorliebe für leuchtende Farben hatte Martie sich heute der dunklen Seite ihres Kleiderschranks zugewandt. Schwarze Stiefeletten, schwarze Jeans, schwarzer Pullover und schwarze Lederjacke. Sie sah aus, als käme sie von der Beerdigungsfeier einer Motorradgang. In dieser strengen Aufmachung hätte sie eigentlich so unerschütterlich, hart und eindrucksvoll wirken müssen wie die Nacht selbst. Stattdessen sah sie so hinfällig aus wie ein Schatten, der unter einer erbarmungslosen Sonne schrumpft und verblasst.

»Ich habe Angst«, sagte sie noch einmal.

Dusty erkannte, dass jetzt nicht der richtige Moment für muntere Scherze war, und so sagte er wahrheitsgemäß: »Ja. Ich auch.«

Die Angst vor dem mörderischen Potenzial überwindend, das sie in sich selbst zu spüren glaubte, nahm Martie seine Hand. Ihre Finger waren eiskalt, aber dass sie nicht vor der Berührung zurückscheute, war immerhin ein Fortschritt.

»Ich muss Susan unbedingt anrufen«, sagte sie. »Sie hat gestern Abend auf meinen Anruf gewartet.«

»Wir rufen sie vom Wagen aus an.«

Auf dem Weg durch den Hausflur, die Treppe hinunter, durch die kleine Eingangshalle, in der Skeet auf seinem Briefkasten CAULFIELD durchgestrichen und handschriftlich den Namen FARNER daruntergesetzt hatte, spürte Dusty, wie Marties Hand allmählich wärmer wurde, und er wagte zu hoffen, dass er ihr tatsächlich würde helfen können.

Ein Gärtner, der zu dieser frühen Stunde schon seiner Arbeit nachging, stopfte Zweige, die beim Heckenschneiden heruntergefallen waren, in einen Jutesack. Es war ein hübscher junger Latino mit Augen, die so dunkel waren wie Sojasoße. Er nickte ihnen lächelnd zu.

Auf dem Rasen, nicht weit von der Stelle, wo er gerade beschäftigt war, lagen eine kleine Gartenschere und eine große, mit zwei Händen zu bedienende Heckenschere.

Beim Anblick dieser Geräte stieß Martie einen erstickten Schrei aus. Sie riss sich von Dusty los und rannte – nicht etwa auf die potenziellen Mordwaffen zu, sondern von ihnen weg zu dem roten Saturn, der am Straßenrand geparkt war.

»Disputa?«, fragte der Gärtner mitfühlend, als könnte er selbst ein trauriges Lied von seinen Erfahrungen mit streitsüchtigen Frauen singen.

»Infinidad«, antwortete Dusty, schon im Davoneilen, und erst, als er das Auto erreicht hatte, wurde ihm bewusst, dass er statt *enfermedad*, was so viel wie »Krankheit« hieß, unwillkür-

lich »Unendlichkeit« gesagt hatte.

Der Gärtner sah ihm nach, runzelte dabei aber nicht etwa verwundert die Stirn, sondern nickte feierlich, als hätte Dusty mit diesem irrtümlich ausgesprochenen Wort eine tief schürfende Wahrheit von sich gegeben.

So kann der Ruf der Weisheit auf Fundamenten gründen, die dünner sind als der Boden, auf dem wir unsere Luftschlösser bauen.

Als Dusty sich hinter das Steuer schob, saß Martie, so weit zusammengekrümmt, wie es das Armaturenbrett erlaubte, zitternd und vor sich hin stöhnend auf dem Beifahrersitz. Sie hatte die Hände krampfhaft zusammengepresst, als müsste sie sie festhalten, weil es in ihnen juckte vor Verlangen, Unheil anzurichten.

In dem Moment, als er die Fahrertür zuzog, sagte sie: »Ist im Handschuhfach irgendein scharfer Gegenstand?«

»Weiß ich nicht.«

»Ist es abgeschlossen?«

»Weiß ich nicht.«

»Schließ es ab, um Himmels willen!«

Er verschloss das Handschuhfach und ließ dann den Motor an.

»Beeil dich«, bat sie inständig.

»In Ordnung.«

»Aber fahr nicht zu schnell.«

»Ist gut.«

»Aber *beeil* dich!«

»Was denn nun?«, fragte er, während er langsam anfuhr.

»Wenn du zu schnell fährst, könnte ich versuchen, dir ins Steuer zu greifen, und wir könnten von der Straße abkommen, uns überschlagen oder frontal mit einem Laster zusammenstoßen.«

»Das würdest du bestimmt nicht tun.«

»Ich könnte es tun«, sagte sie beharrlich. »Ich werde es tun.

Du ahnst ja nicht, was in meinem Kopf vorgeht, welche Bilder ich im Kopf habe.«

Die Wirkung der drei Schlaftabletten ließ jetzt von Sekunde zu Sekunde nach, während sich bei Dusty ein beständig stärker werdendes Sodbrennen von dem gezuckerten, puddinggefüllten Doughnut bemerkbar machte.

»O Gott«, stöhnte sie. »Lieber Gott, bitte, bitte, lass mich diese Bilder nicht sehen, zwing mich nicht, sie zu sehen!«

Zusammengesunken in ihrem furchtbaren Elend, sichtbar von Übelkeit geschüttelt angesichts der blutrünstigen Bilder, die ihr ohne ihr Zutun durch den Kopf schossen, fing Martie an zu keuchen und gleich darauf so heftig zu würgen, dass ihr sicher das Frühstück hochgekommen wäre, hätte sie an diesem Morgen überhaupt eines zu sich genommen.

Auf den Straßen herrschte einigermaßen dichter morgendlicher Verkehr. Dusty wechselte immer wieder die Spur und zwängte sich mit manchmal riskanten Manövern in die Lücken, ohne den bösen Blicken und dem gelegentlichen empörten Hupen der anderen Fahrer Beachtung zu schenken. Martie befand sich auf einer emotionalen Schlittenfahrt und wurde in rasendem Tempo durch den Eiskanal katapultiert, an dessen Ende eine Panikattacke auf sie wartete. Wenn sie auf die Mauer prallte und einen ebenso schrecklichen Zusammenbruch wie am Vorabend erlitt, wollte Dusty möglichst nah bei Dr. Clostermans Praxis sein.

Obwohl sich ihr Innerstes nach außen zu kehren schien, verschaffte ihr dies keine Erleichterung, nicht nur, weil ihr Magen leer war, sondern auch, weil das, was ihre Übelkeit verursachte, die unverdaulichen Bilder waren, die sich in ihrer Fantasie überschlugen, Bilder, die sie nicht ausspeien konnte. Vielleicht sammelte sich in ihrem Mund der Speichel, wie es bei Brechreiz üblich ist, denn sie spuckte immer wieder auf den Wagenboden aus.

Zwischen den Brechanfällen schnappte sie wie eine Ertrin-

kende nach Luft, so tief, dass ihre Kehle nur von der Kraft des Atemholens ganz ausgetrocknet und wund sein musste. Dabei durchlief sie ein so heftiges Zittern, dass Dusty aus Solidarität ein Kälteschauer über den Rücken kroch, obwohl er sich nicht genau vorstellen konnte, welche grässlichen Fantasien sie quälten.

Das Gaspedal immer weiter durchtretend, wechselte er noch aggressiver und halsbrecherischer zwischen den Spuren hin und her, begleitet jetzt von einem wütenden Hupkonzert und dem regelmäßigen Quietschen der Reifen ausgebremster Fahrzeuge. Fast hoffte er, ein Streifenwagen würde ihn zum Anhalten zwingen. Angesichts der Verfassung, in der sich Martie befand, würde mit Sicherheit jeder Verkehrspolizist auf eine Anzeige verzichten und sie stattdessen mit Blaulicht und Sirenengeheul durch den Verkehr eskortieren.

Einer Verfassung, die sich zusehends *verschlimmerte*. Das krampfhafte Würgen war für den Augenblick vorbei, aber sie begann, sich stöhnend auf dem Sitz vor und zurück zu wiegen und mit der Stirn gegen das gepolsterte Armaturenbrett zu schlagen, zuerst leicht, langsam und vorsichtig, als wollte sie sich von den Schreckgespenstern ablenken, die ihren Kopf bevölkerten, dann immer fester, schneller und immer schneller, nicht mehr stöhnend, sondern mit kehligen Schreien wie ein Kraftsportler beim Boxtraining mit einem Sandsack, schneller, härter: *»Ah, ah, ah, ah, aaahhh.«*

Dusty redete auf sie ein, beschwor sie, sich zu beruhigen, nicht klein beizugeben, daran zu denken, dass er bei ihr war, dass er ihr vertraute und dass alles gut werden würde. Er wusste nicht, ob sie ihn überhaupt hörte. Seine Worte hatten keinerlei sichtbare Wirkung auf sie.

Am liebsten hätte er sie durch Streicheln beruhigt, aber er fürchtete, dass jede Berührung während eines solchen Anfalls nicht den gewünschten, sondern eher den gegenteiligen Effekt haben würde. Wenn sie seine Hand auf ihrer Schulter spürte,

würde dies ihre Panik und ihren Ekel vielleicht auf den Gipfel treiben.

Dr. Clostermans Praxis befand sich in einem Ärztehochhaus, das an einen Klinikkomplex grenzte. Beide Gebäude ragten weithin sichtbar aus dem nächsten Häuserblock in den Himmel.

Obwohl das Armaturenbrett gepolstert war, würde sie sich unweigerlich wehtun, wenn sie nicht endlich aufhörte, mit dem Kopf dagegenzuschlagen, aber daran schien sie gar nicht zu denken. Sie stieß keine Schmerzensschreie aus, sondern grunzte und fluchte nur bei jedem Aufprall, haderte mit sich selbst – »Hör auf, hör auf, hör auf« – und wirkte dabei wie eine Besessene. Genauer gesagt, wirkte sie nicht nur wie eine Besessene, sondern gleichzeitig auch wie eine Exorzistin, die ihre eigenen Dämonen austreibt.

Der Parkplatz, der zu dem Ärztehaus gehörte, war von hohen Mandarinenhutbäumen überschattet, die in geraden Reihen die Wege säumten. Dusty fand in der Nähe des Gebäudeeingangs eine Parklücke unter einem Dach dichter Zweige.

Auch nachdem er den Wagen längst in die Parklücke gelenkt und die Handbremse angezogen hatte, wurde Dusty das Gefühl nicht los, immer noch zu fahren. In der morgendlichen Brise war die Windschutzscheibe mit flimmernden Laubschatten überzogen, durch die sich gleißende Sonnenstrahlen bohrten. Das Licht glitt nach beiden Seiten über die gebogene Glasfläche hinweg wie Blattfetzen, die vom Sog des Fahrtwindes mitgerissen wurden.

Als Dusty den Motor abstellte, hörte Martie auf, mit dem Kopf gegen das Armaturenbrett zu hämmern. Ihre Hände, die bis zu diesem Augenblick zwischen ihren fest zusammengepressten Schenkeln gefangen waren, flogen in die Höhe, und sie drückte beide Fäuste an die Schläfen, als wollte sie die Schmerzwellen einer Migräne zurückhalten, drückte so fest, dass sich die Haut über den Knöcheln spannte, bis sie so glatt

und weiß wie der Knochen darunter war.

Sie stöhnte und fluchte nicht mehr und haderte auch nicht mehr mit sich selbst. Sie krümmte sich, schlimmer noch als zuvor, wieder zusammen und fing an zu schreien. Schrille Schreie, unterbrochen von gurgelndem Ringen nach Luft, als wäre sie ein Schwimmer, der unterzugehen drohte. In ihren Schreien lag blanke Angst. Aber auch Wut, Ekel und Entsetzen. Es waren Schreie, in denen Abscheu schwang wie bei einem Schwimmer, wenn er spürt, wie ihn unter Wasser etwas Unsichtbares, Kaltes und Glitschiges, etwas Grauenvolles streift.

»Martie, was ist los? Sprich mit mir! Martie, lass mich dir helfen!«

Vielleicht hörte sie ihn nicht wegen der Schreie, weil ihr Herz so laut hämmerte und weil ihr das Blut in den Ohren rauschte, vielleicht reagierte sie aber auch deshalb nicht, weil er ihr ohnehin nicht helfen konnte. Sie kämpfte gegen einen mächtigen Sog der Gefühle an, der sie in tiefe Gewässer und zu einem Abgrund hin trieb, in dem sie möglicherweise der endgültige Wahnsinn umfangen würde.

Gegen seine bessere Einsicht streckte Dusty die Hand nach ihr aus, und sie reagierte genau so, wie er befürchtet hatte, zuckte vor ihm zurück, schlug seine Hand von ihrer Schulter und verkroch sich im äußersten Winkel des Beifahrersitzes in ihrer Angst, sie könnte ihm vielleicht die Augen auskratzen oder ihm noch Schlimmeres antun.

Eine junge Frau, die gerade mit zwei Kleinkindern an ihnen vorbeikam, hörte Marties Schreie, kam näher, blickte stirnrunzelnd ins Wageninnere und fixierte Dusty mit so finsterer Miene, als sähe sie in ihm die Verkörperung sämtlicher Hekkenschützen, Kindermörder, Serienkiller, Bombenwerfer und Leichenschänder, die je den Weg in die Medien gefunden hatten. Sie nahm ihre Kinder fester bei der Hand und zog sie mit beschleunigtem Schritt zum Klinikgebäude, wo sie vermut-

lich umgehend einen Wachposten alarmieren würde.

Der Anfall ging plötzlicher vorüber, als er begonnen hatte, nicht allmählich und schrittweise, sondern fast mit einem Schlag. Ein letzter Schrei, der im engen Innenraum des Fahrzeugs von Scheibe zu Scheibe dröhnte, ging unvermittelt in zerrissenes Schluchzen über, bis gleich darauf nur noch in Abständen ausgestoßene schwere Atemzüge zu hören waren und dazwischen ein herzerweichendes Klagen wie von einem verwundeten Tier, ein Klagen, dünn wie ein Seidenfaden, das an- und abschwellend die Fetzen dieser Atemzüge miteinander verband.

Auch wenn Dusty nicht einmal einen flüchtigen Blick auf den Gruselfilm erhascht hatte, dessen Bilder sich stotternd im Kino ihrer Fantasie abgespult hatten, fühlte er sich nur von den Strapazen, ihre Qual mit ansehen zu müssen, völlig ausgelaugt. Sein Mund fühlte sich trocken an. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Einen Moment lang betrachtete er seine zitternden Hände, dann wischte er sich die feuchten Handflächen an den Jeans ab.

Die Wagenschlüssel baumelten noch am Zündschloss. Er zog den Zündschlüssel heraus und schloss die Faust um den Bund, damit die Schlüssel nicht klirrten, dann stopfte er ihn in die Tasche, damit Marties Blick nicht darauf fallen konnte, wenn sie den jetzt noch gesenkten Kopf hob.

Er tat dies nicht, weil er Angst hatte, sie könnte ihm die Schlüssel entreißen, um ihm in einem Anfall von Raserei die Augen auszustechen, wie es ihr dem eigenen Bekunden zufolge eine ihrer Wahnfantasien vorgegaukelt hatte. Auch nach dieser neuerlichen Panikattacke hatte er nicht mehr Angst vor ihr als zuvor.

Was er jedoch fürchtete, war die Möglichkeit, dass in den Nachwehen ihres Anfalls der bloße Anblick der Schlüssel reichte, sie auf der steilen Treppe der Panik wieder ganz nach unten zu stoßen.

Ohne einen anderen Laut als die schweren Atemzüge von sich zu geben, richtete Martie sich etwas auf und ließ sogar die Hände von den Schläfen sinken.

»Ich halte das nicht mehr viel länger aus«, flüsterte sie.

»Es ist vorbei.«

»Ich fürchte, da irrst du dich.«

»Für den Augenblick wenigstens.«

Im sonnengesprenkelten Schatten des Laubdachs schien Marties Gesicht golden und schwarz zu flimmern, als wäre es ein unwirkliches Traumbild, in dem das goldene Flimmern immer weniger und das Schwarz immer mehr wurde, bis sich die Konturen des Gesichts ganz auflösten und es, noch ein letztes Mal aufglühend, erlosch wie die letzten Funken eines Feuerwerks am unendlichen Nachthimmel.

Obwohl er die Möglichkeit, sie zu verlieren, mit dem Verstand weit von sich wies, wusste er mit dem Herzen, dass sie ihm zu entgleiten drohte, weil sie gefangen war von einer Macht, die er nicht begreifen konnte und gegen die er wehrlos dastand.

Aber nein. Dr. Ahriman konnte ihr helfen. Konnte, würde, musste ihr helfen.

Vielleicht gelang es Dr. Closterman ja mit CT, EEG, PET und wie die Kürzel und Akronyme der Hightech-Medizin alle hießen, ihre Krankheit zu diagnostizieren, das Problem einzukreisen, um schließlich die richtige Therapie zu finden.

Wenn Closterman es allerdings nicht schaffte, dann ganz gewiss Ahriman.

Aus einem Dickicht windbewegter Laubschatten blickten ihm, tiefblau wie zwei Edelsteine im Gesicht einer steinernen Dschungelgöttin, Marties Augen entgegen. In ihrem Blick lag keinerlei Selbsttäuschung. Kein naiver Glaube daran, dass alles sich zum Guten wenden würde in dieser besten aller möglichen Welten. Nur das nackte Eingeständnis ihrer Not.

Irgendwie schaffte sie es, die Angst vor der eigenen Gewalt-

bereitschaft zu überwinden, und sie hielt ihm ihre Linke hin.

Dankbar nahm er sie und hielt sie fest.

»Armer Dusty«, sagte sie. »Einen Junkie als Bruder und eine Verrückte zur Frau.«

»Du bist nicht verrückt.«

»Ich gebe mir alle Mühe.«

»Was immer dir passiert«, sagte er, »passiert nicht nur dir allein, sondern uns beiden. In dieser Sache stecken wir gemeinsam.«

»Ich weiß.«

»Zwei Musketiere.«

»Butch Cassidy und Sundance Kid.«

»Micky und Minnie.«

Er lächelte nicht. Sie ebenso wenig. Aber mit der gewohnten inneren Stärke sagte sie: »Na dann wollen wir mal sehen, ob sie Doc Closterman an der Uni etwas Vernünftiges beigebracht haben.«

44. Kapitel

Messen der Temperatur, des Blutdrucks und der Pulsfrequenz, ein behutsamer Blick durch das Ophthalmoskop erst ins linke, dann ins rechte Auge, Begutachtung der inneren Gehörgänge mit dem Auriskop, feierliches Abhören erst der Brust, dann des Rückens mit dem Stethoskop – *tief Luft holen und anhalten, ausatmen, tief Luft holen und anhalten* –, Abtasten der Bauchdecke, eine kurze Untersuchung der palpatorischen Reflexe, ein sanfter Schlag mit dem Hämmerchen gegen eine reizende Kniescheibe zur Überprüfung des Patellarsehnenreflexes: All diese Routineuntersuchungen brachten Dr. Closterman zu dem Schluss, dass Martie eine ausgesprochen gesunde junge Frau war, unter physiologischen Gesichtspunkten sogar noch jünger, als es ihre achtundzwanzig Lebensjahre erwarten ließen.

Dusty, der auf einem Besucherstuhl in der Ecke des Untersuchungszimmers saß, sagte: »Sie scheint von Woche zu Woche jünger zu werden.«

An Martie gewandt, fragte Closterman: »Teilt er immer so großzügig Komplimente aus?«

»Ich kann sie säckeweise einsammeln.« Mit einem Lächeln in Dustys Richtung fügte sie hinzu: »Und es gefällt mir sehr gut.«

Closterman war Ende vierzig, sah aber im Gegensatz zu Martie nicht nur wegen seiner vor der Zeit weiß gewordenen Haare älter aus, sondern war es – nach dem Maßstab seiner Testergebnisse beurteilt – sicherlich auch. Doppelkinn und Hängebacken, eine stolz zur Schau getragene Knopfnase, Augenwinkel, die vom allzu langen Aufenthalt in Meerluft, Wind und Sonne ständig gerötet waren, und eine Sonnenbräune, angesichts deren sich jeder Dermatologe den Mund fusselig geredet hätte – all das wies ihn als einen begeisterten Gourmet, Hochseefischer, Windsurfer und vermutlich auch Bierliebhaber aus.

Von seiner ausladenden Stirn bis zu seiner noch ausladenderen Wampe war er der lebende Beweis dafür, welche Folgen es zeitigte, wenn man die vernünftigen Ratschläge, die er seinen Patienten, ohne rot zu werden, erteilte, in den Wind schlug.

Der Doc – wie er in Surferkreisen genannt wurde – hatte einen messerscharfen Verstand, ging mit seinen Patienten um wie ein guter Märchenonkel und war von einem Berufsethos erfüllt, mit dem er Hippokrates beschämt hätte, aber der Grund, warum Dusty ihn allen anderen in Frage kommenden Internisten vorzog, waren weniger diese vorzüglichen Eigenschaften als Clostermans menschliche, wenn auch aus medizinischer Sicht vielleicht unvernünftige Nachsichtigkeit. Er gehörte zur seltenen Spezies der Fachleute, die in der Lage waren, ohne Arroganz, völlig undogmatisch und mit unvoreingenommenem Blick an ein Problem heranzugehen, anstatt es durch die Linse vorgefasster Meinungen zu betrachten, von der sich andere selbst ernannte Experten so gern blenden ließen. Im Wissen um die eigenen Schwächen und Grenzen war er ein bescheidener Mensch geblieben.

»Kerngesund«, verkündete Closterman, während er die Untersuchungsergebnisse in Marties Patientenkarte eintrug. »Prächtige Konstitution. Genau wie Ihr Vater.«

Nur in einem Papierkittel und mit roten, heruntergerollten Kniestrümpfen auf der Kante des Untersuchungstischs sitzend, machte Martie tatsächlich einen so gesunden Eindruck wie die fanatischen Aerobiclehrer in einer dieser Fitnesssendungen im Fernsehen, deren Moderatoren offensichtlich der Meinung waren, der Tod sei eher eine persönliche Entscheidung als eine unausweichliche Tatsache.

Dusty nahm dennoch Veränderungen an Martie wahr, die Closterman bei allem Einfühlungsvermögen für seine Patienten nicht sehen konnte. Den düsteren Schatten in ihren Augen, der ihren sonst so strahlenden Blick trübte. Den scharfen Zug um ihren Mund und die Art, wie sie deprimiert die Schultern

hängen ließ.

Obwohl Closterman bereit war, Martie zur weiter reichenden Diagnose in das benachbarte Krankenhaus zu überweisen, war ihm deutlich anzusehen, dass er darin eher einen übergründlichen jährlichen Gesundheits-Check sah als einen Schritt, der getan werden musste, um die Ursachen einer lebensbedrohlichen Erkrankung aufzuspüren. Der Doc hatte sich einen stark gestrafften Bericht ihres sonderbaren Verhaltens während der vergangenen vierundzwanzig Stunden angehört, und obwohl sie nicht auf die Einzelheiten ihrer blutrünstigen Fantasien eingegangen war, hatte sie immerhin so viel erzählt, dass Dusty wünschte, er hätte den fetttriefenden Doughnut nicht gegessen. Dennoch erging sich Closterman, nachdem er seine Eintragungen in Marties Patientenkarte beendet hatte, in einer Aufzählung der vielen möglichen Stressauslöser, der psychischen und physischen Krankheitssymptome, die mit Stress oft einhergingen, und der Techniken, mit denen man diesem am besten entgegenwirken konnte – als läge die Ursache ihres Problems in Überarbeitung, einem Mangel an Freizeit, einer Tendenz, es mit jeder Kleinigkeit ganz genau zu nehmen, und einer klumpigen Matratze.

Martie fiel Closterman mit der Bitte ins Wort, den Reflexhammer wegzulegen.

Verstört, weil er den Faden seines Vortrags verloren hatte, der so angenehm dahingeplätschert war, fragte er: »Weglegen?«

»Er macht mich nervös. Ich muss dauernd hinsehen. Ich habe das Gefühl, ich könnte etwas Schreckliches damit tun.«

Das Instrument aus glänzendem Edelstahl war so klein wie ein Spielzeughämmerchen und machte ganz und gar nicht den Eindruck, als würde es als Waffe taugen.

»Wenn ich ihn mir schnappe und Ihnen ins Gesicht schleudere«, sagte Martie, wobei ihre Worte umso bedrohlicher wirkten, als ihre Stimme dabei ruhig und vernünftig klang, »sind

Sie vielleicht einen Augenblick lang benommen oder sogar bewusstlos, und diesen Augenblick könnte ich nutzen, um einen gefährlicheren Gegenstand zu holen. Den Kuli zum Beispiel. Würden Sie den Kugelschreiber bitte auch weglegen?«

Dusty rutschte nervös auf der Stuhlkante herum.

Jetzt geht es schon wieder los.

Dr. Closterman betrachtete den Kugelschreiber, der auf der zugeklappten Patientenkarte lag. »Es ist nur ein einfacher Kuli.«

»Ich sage Ihnen, was ich damit tun könnte, Doktor. Eine kleine Kostprobe der Dinge, die mir durch den Kopf gehen, und ich weiß weder, woher es kommt, dieses widerwärtige Zeug, noch wie ich mich dagegen wehren soll.« Der blaue Papierkittel knisterte geheimnisvoll wie eine ausgetrocknete Schmetterlingspuppe, aus der sich ein tödliches Etwas ans Tageslicht kämpfen wollte. Ihre Stimme war immer noch ruhig, aber es hatte sich eine gewisse Schärfe in ihren Ton geschlichen. »Mir ist es egal, ob es ein Montblanc oder ein Bic ist, denn es ist auch ein Stilett, ein Spieß, und ich könnte ihn mir von Ihrem Schreibtisch schnappen und über Sie herfallen, bevor Sie wissen, wie Ihnen geschieht. Ich könnte Ihnen den Stift ins Auge rammen und tief in den Schädel bohren, ihn umdrehen, umdrehen, Ihr Hirn regelrecht aufzwirbeln, und Sie würden entweder auf der Stelle tot umfallen oder den Rest Ihres Lebens mit den intellektuellen Fähigkeiten einer verfluchten Kartoffel dahinvegetieren.« Sie zitterte. Ihre Zähne klapperten. Und sie hatte beide Hände wie zuvor im Wagen an die Schläfen gepresst, als wollte sie die grässlichen Bilder zurückdrängen, die im Nachtschattengarten ihrer Fantasie blühten. »Und ob Sie nun tot oder lebendig am Boden liegen, es gibt nach dem Kuli immer noch jede Menge Dinge, die ich mit Ihnen tun könnte. Sie haben Spritzen hier, Nadeln … und auf dem Tisch dort das Glas mit den Zungenspateln. Wenn

man das Glas zerbricht, sind die Scherben wie Messer. Ich könnte Ihnen das Gesicht zerfetzen … oder Scheiben davon abschneiden und sie mit Injektionsnadeln an die Wand heften, eine Collage aus Ihrem Gesicht machen. Das könnte ich. Ich … ich sehe es just in diesem Augenblick vor mir.« Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Trotz seiner Körperfülle gelenkig wie ein Baletttänzer, war Closterman schon bei dem Wort Kartoffel in die Höhe gefahren. Jetzt kam auch Dusty auf die Füße.

»Als Erstes«, sagte der verdatterte Arzt, »stelle ich Ihnen ein Valiumrezept aus. Wie viele Anfälle dieser Art, sagten Sie, hatte sie?«

»Ein paar«, antwortete Dusty. »Ich weiß es nicht genau – der gerade eben war aber nicht so schlimm wie die anderen.«

Clostermans Gesicht war wie geschaffen fürs Lächeln; die sorgenvoll gerunzelte Stirn, die er jetzt zur Schau trug, vermittelte deshalb nicht den beabsichtigten Ernst, weil sie sich gegen die Wirkung seiner runden Knopfnase, seiner rosigen Wangen und seiner fröhlich blitzenden Augen nicht durchsetzen konnte. »Nicht so schlimm? Die anderen waren noch schlimmer? Dann würde ich davon abraten, die nächsten Tests ohne Valium durchzuführen. Es gibt bestimmte Untersuchungen, wie beispielsweise die Kernspintomografie, die eine ziemliche psychische Belastung für manche Patienten darstellen.«

»Ich bin schon psychisch belastet, wenn ich dort ankomme«, sagte Martie.

»Wir stellen Sie ein bisschen ruhig, dann ist es nicht so eine Tortur für Sie.« Closterman ging zur Tür. Als er den Knauf schon in der Hand hatte, zögerte er kurz und drehte sich noch einmal zu Dusty um. »Kommen Sie hier klar?«

Dusty nickte. »Sie fürchtet sich nur davor, dass sie all diese Dinge tun könnte … aber sie wäre dazu in keiner Weise imstande. Nicht sie, nicht Martie.«

»Und ob ich dazu imstande wäre«, sagte Martie hinter ihren

vorgehaltenen Händen.

Nachdem sich die Tür hinter Closterman geschlossen hatte, entfernte Dusty den Reflexhammer und den Kugelschreiber aus Marties Reichweite. »Fühlst du dich jetzt besser?«

Sie hatte zwischen den Fingern hindurch seinen Akt der Umsicht und Rücksichtnahme beobachtet. »Es ist alles so beschämend.«

»Darf ich dir die Hand halten?«

Ein kurzes Zögern. Dann: »Na gut.«

Nachdem Closterman in Marties Stammapotheke, die sich im gleichen Gebäude befand, angerufen und die Valiumbestellung durchgegeben hatte, kehrte er mit zwei Musterpackungen zurück, die je eine einzelne Dosierung enthielten. Er riss eine der Packungen auf und reichte Martie die Tablette zusammen mit einem Pappbecher Wasser.

»Martie«, sagte Closterman, »ich bin ehrlich davon überzeugt, dass die Untersuchungen das Vorhandensein einer intrakraniellen Wucherung – ob neoplastisch, zystisch, entzündlich oder gummatös – ausschließen werden. Es ist oft so – wenn wir einmal über längere Zeit hinweg unter ungewohnten Kopfschmerzen leiden, denken wir sofort, zumindest insgeheim, dass es ein Tumor sein könnte. Aber ein Gehirntumor kommt nicht so häufig vor.«

»Was ich habe, sind keine Kopfschmerzen«, rief sie ihm in Erinnerung.

»Genau. Aber Kopfschmerzen wären nur ein erstes Symptom für einen Gehirntumor. Neben einer Netzhautveränderung, die man als Papillenödem bezeichnet. Auch ein solches konnte ich bei der Augenuntersuchung nicht feststellen. Sie haben von Übelkeit und Brechreiz gesprochen. Wäre der Brechreiz ohne Übelkeit aufgetreten, hätten wir ein klassisches Symptom. Nach allem, was Sie mir erzählen, haben Sie eigentlich keine richtigen Halluzinationen …«

»So ist es.«

»Nur diese grotesken Bilder, diese absurden Fantasievorstellungen, von denen Sie aber nicht glauben, dass es Dinge sind, die wirklich passieren. Was ich bei Ihnen sehe, sind massive Angstzustände. Letztlich, obwohl wir zuerst noch etliche physiologische Ursachen ausschließen müssen … Also, ich glaube, ich werde nicht umhinkommen, Ihnen zu einer Psychotherapie zu raten.«

»Wir kennen bereits einen Therapeuten«, sagte Martie.

»Ach ja? Wie heißt er?«

»Er soll einer der besten sein«, sagte Dusty. »Vielleicht haben Sie schon einmal von ihm gehört. Er ist Psychiater. Dr. Mark Ahriman.«

Roy Clostermans rundes Gesicht, das nicht imstande war, ein missbilligendes Stirnrunzeln hervorzubringen, nahm schlagartig einen unergründlichen Ausdruck an, der dem ratlosen Betrachter etwa so viel verriet wie eine Hieroglyphentafel von einem anderen Stern. »Genau, Ahriman, er genießt einen ausgezeichneten Ruf. Wie seine Bücher natürlich auch. Woher haben Sie die Empfehlung? Ich kann mir denken, dass seine Praxis sehr überlaufen ist.«

»Eine Freundin von mir ist bei ihm in Behandlung«, sagte Martie.

»Darf ich fragen, weswegen?«

»Agoraphobie.«

»Eine schlimme Krankheit.«

»Sie hat ihr ganzes Leben verändert.«

»Und wie geht es ihr jetzt?«

»Dr. Ahriman meint, dass sie kurz vor dem entscheidenden Durchbruch steht.«

»Gut zu hören«, sagte Closterman.

In der sonnengegerbten Haut um seine Augenwinkel herum bildete sich ein Fächer feiner Linien, und die Mundwinkel gingen auf beiden Seiten absolut symmetrisch in die Höhe. Es war allerdings nicht das breite, gewinnende Lächeln, das man

sonst an ihm kannte. Genau genommen, war es eigentlich überhaupt kein Lächeln, sondern nur eine andere Spielart seiner unergründlichen Miene; es erinnerte an das Lächeln einer Buddha-Statue, das bei aller Güte eher geheimnisvoll als fröhlich wirkte.

Ohne die Miene zu verändern, sagte er: »Sollten Sie feststellen, dass Dr. Ahriman keine neuen Patienten mehr annimmt, kenne ich da eine wunderbare Therapeutin, eine sehr einfühlsame und kluge Frau, die ganz sicher einen Termin mit Ihnen ausmachen könnte.« Er nahm Marties Patientenkarte und den Stift, mit dem sie ihm, wie sie behauptete, das Auge hätte ausstechen können. »Aber bevor weiter die Rede von Therapien ist, lassen wir jetzt erst einmal diese Tests machen. Sie werden in der Klinik nebenan erwartet, und man hat mir versprochen, Sie in sämtlichen Abteilungen quasi als Notfall außer der Reihe einzuschieben. Sie brauchen also keinen Termin. Bis Freitag liegen mir die Ergebnisse vor, dann können wir über das weitere Vorgehen entscheiden. Bis Sie angezogen und ins Nachbargebäude gegangen sind, sollte die Wirkung des Valiums eingesetzt haben. Für den Fall, dass Sie noch eine Tablette brauchen, bevor Sie in Ihre Apotheke kommen, gebe ich Ihnen das zweite Muster hier mit. Noch irgendwelche Fragen?«

Was hat er gegen Dr. Ahriman?, ging es Dusty durch den Kopf.

Er stellte die Frage nicht laut. Angesichts seines Misstrauens gegen Akademiker und Koryphäen – zwei Titel, mit denen Ahriman sich zweifellos schmücken konnte – und angesichts seiner Hochachtung für Dr. Closterman, konnte sich Dusty diese Zurückhaltung selbst nicht erklären. Dennoch blieb die Frage zwischen Zunge und Gaumen wie festgeklebt.

Wenige Minuten später, während er mit Martie den quadratischen Platz zwischen dem Ärztehochhaus und dem Klinikgebäude überquerte, wurde ihm bewusst, dass seine Hemmung,

die Frage zu stellen, so merkwürdig sie – auch sein mochte, nicht annähernd so unverständlich war wie sein Versäumnis, Dr. Closterman davon in Kenntnis zu setzen, dass er bereits wegen eines Termins in Ahrimans Praxis angerufen hatte und nur noch auf dessen Rückruf wartete.

Ein schrilles Krächzen lenkte seinen Blick nach oben. Der azurblaue Himmel hatte sich mit dünnen grauen Wolkenstreifen überzogen, die wie schmutzige Wäschefetzen aussahen, und drei fette Rabenkrähen kreisten mit gelegentlichen Schlenkern in der Luft, als wollten sie Fäden aus diesem sich zersetzenden, modrigen Dunstgewebe picken, um Nester auf einem Friedhof zu bauen.

Aus einerseits begreiflichen, andererseits unerfindlichen Gründen musste Dusty an Poe denken, an den unheilverkündenden Raben, der über dem Türgesims hockte. Und obwohl Martie ihm in ihrem Valiumnebel bereitwillig ihre Hand überlassen hatte, musste er auch an Lenore denken, des Dichters verlorene Geliebte, und er fragte sich, ob das Krächzen der Krähen, in die Sprache des Raben übersetzt, »nimmermehr« heißen mochte.

*

Während Martie im Labor der hämatologischen Abteilung saß und zusah, wie sich ein Glasröhrchen nach dem anderen mit ihrem Blut füllte, unterhielt sie sich mit Kenny Phan, einem jungen medizinisch-technischen Assistenten vietnamesischer Herkunft, der mit der Nadel ihre Vene auf Anhieb und ohne das leiseste Piken getroffen hatte.

»Ich bin bei weitem nicht so unangenehm wie ein Vampir«, sagte Kenny mit einem ansteckenden Lächeln, »und habe gewöhnlich einen frischeren Atem.«

Wäre ihm selbst Blut abgenommen worden, so hätte Dusty interessiert zugesehen, den Anblick von Marties Blut dagegen

konnte er nur schwer ertragen.

Da sie sein Unbehagen spürte, bat sie ihn, die Gelegenheit zu nutzen, um Susan Jagger über sein Handy anzurufen.

Er wählte Susans Nummer und ließ es zwölf Mal klingeln. Dann drückte er auf die *Aus*-Taste und fragte Martie nach der Nummer.

»Du kennst doch die Nummer.«

»Vielleicht habe ich sie falsch eingegeben.«

Er wählte noch einmal, sagte die einzelnen Ziffern dabei laut vor sich hin, und als er die letzte gedrückt hatte, sagte Martie: »Stimmt, das ist sie.«

Diesmal wartete er sechzehn Klingeltöne ab, bevor er das Handy ausschaltete. »Sie ist nicht zu Hause.«

»Aber sie muss da sein. Sie geht doch nie aus dem Haus … außer mit mir zusammen.«

»Vielleicht steht sie unter der Dusche.«

»Kein Anrufbeantworter?«

»Nein. Ich versuche es später noch einmal.«

Von der Valiumtablette umnebelt, setzte Martie eine nachdenkliche, vielleicht sogar besorgte Miene auf, aber sie wirkte dabei nicht ängstlich.

Während Kenny Phan ein mit Blut gefülltes Röhrchen beiseite legte und nach dem letzten griff, das noch leer war, sagte er: »Noch eins für meine private Sammlung.«

Martie lachte, und diesmal schwang nicht der leiseste düstere Unterton in ihrem Lachen mit.

Den Umständen zum Trotz hatte Dusty plötzlich das Gefühl, als könnte die Normalität schneller wieder in ihrer beider Leben einkehren, als er es in den finsteren Momenten der vergangenen vierzehn Stunden für möglich gehalten hätte.

In dem Augenblick, als Kenny Phan ein Kinderpflaster mit rotem Dinomotiv auf die Einstichstelle klebte, klingelte Dustys Handy. Es war Jennifer, Dr. Ahrimans Sprechstundenhilfe, die anrief, um ihnen zu sagen, der Psychiater könne seine Nach-

mittagstermine so arrangieren, dass er Martie um ein Uhr dreißig empfangen könne.

»Da haben wir ja Glück gehabt«, sagte Martie mit sichtbarer Erleichterung, als Dusty ihr die Neuigkeit weitergab.

»Allerdings.«

Auch Dusty war erleichtert – was eigentlich seltsam war angesichts der Tatsache, dass die Aussicht auf eine rasche und vollständige Genesung viel geringer war, wenn die Ursache von Marties Symptomen keine physische Erkrankung, sondern ein psychische Störung war. Er war Dr. Mark Ahriman noch nie im Leben begegnet, und doch hatte der Anruf seiner Sprechstundenhilfe ein warmes und tröstliches Gefühl der Sicherheit in ihm entflammt – was ebenfalls eine merkwürdige und verblüffende Reaktion war.

Ahriman würde wissen, was zu tun war, falls dem Problem mit den Mitteln der Medizin nicht beizukommen war. Er würde in der Lage sein, die Ursache von Marties Ängsten aufzuspüren.

Dustys Misstrauen gegen Koryphäen jedweder Provenienz war nahezu krankhaft, und er wäre der Letzte gewesen, der das geleugnet hätte. Wie er nur auf die Idee kommen konnte, dass ausgerechnet Dr. Ahriman mit all seinen akademischen Titeln, seinen Bestsellern und seiner ungeheuren Reputation sozusagen über die magischen Kräfte verfügte, alle Probleme zu lösen, war ihm selbst schleierhaft.

Offensichtlich hob er sich doch nicht so sehr aus der Masse der gutgläubigen Trottel ab, wie er immer geglaubt hatte. Jetzt, wo das, was ihm am meisten am Herzen lag – Martie und sein Leben mit ihr –, auf dem Spiel stand und er mit seinem Wissen und seinem gesunden Menschenverstand nichts gegen das Problem ausrichten konnte, wandte er sich also in seiner abgrundtiefen Sorge auf einmal nicht nur mit einem pragmatischen Maß an Hoffnung an die Fachleute, sondern mit einer inneren Einstellung, die der eines Gottesgläubigen erschrek-

kend nah kam.

Also schön, in Ordnung. Na und? Wenn ihm das seine alte, selbstbewusste und durch nichts zu erschütternde Martie wieder zurückbrächte, würde er vor jedem jederzeit und überall im Staub kriechen.

Immer noch ganz in Schwarz, aber mit einem knallroten Dino auf dem Arm verließ Martie Hand in Hand mit Dusty das Labor der hämatologischen Abteilung. Als Nächstes stand die Kernspintomographie auf dem Programm.

In den Fluren roch es nach Bohnerwachs, Desinfektionsmittel und, als kaum merkliche Beimischung, nach Krankheit.

Eine Krankenschwester und ein Pfleger kamen ihnen mit einer fahrbaren Trage entgegen, auf der eine junge Frau lag, die nicht älter als Martie war. Sie hing an einem Tropf. Das Gesicht war mit Kompressen verbunden, die von frischem Blut ganz fleckig waren. Ein Auge war zu sehen: offen, graugrün, glasig vom Schock.

Dusty wandte, in dem Gefühl, dass er die Privatsphäre dieser Fremden verletzt hatte, den Blick ab und hielt Marties Hand noch fester. Er war plötzlich von der abergläubischen Gewissheit besessen, dass sich im starren, glasigen Blick der verletzten Frau das Pech schon zum Sprung geduckt hatte, um schnell wie der Blitz von ihr zu ihm überzuwechseln.

Augenwinkel gefältelt, Mundwinkel hochgezogen, tauchte wie eine Clownsmaske Clostermans unergründlich lächelndes Gesicht vor seinem inneren Auge auf.

45. Kapitel

Erfrischt und voll gespannter Vorfreude auf den vor ihm liegenden Tag, erwachte Ahriman aus traumlosem Schlaf.

Im professionell ausgestatteten Fitnessraum, der zu seiner Schlafzimmersuite gehörte, brachte er zwei komplette Durchläufe an den Kraftmaschinen hinter sich und strampelte danach noch eine halbe Stunde auf dem Standfahrrad.

Das war das übliche Trainingsprogramm, das er dreimal pro Woche absolvierte, obwohl er es eigentlich nicht nötig hatte, denn er war noch genauso fit wie zwanzig Jahre zuvor, mit einer Achtzig-Zentimeter-Taille und einer körperlichen Ausstrahlung, die Frauen unwiderstehlich fanden. Er schrieb das seinen Erbanlagen zu und der vernünftigen Angewohnheit, Stress abzubauen, sobald er sich bei ihm bemerkbar machte.

Vor dem Duschen rief er über die Haussprechanlage in der Küche an und bat Nella Hawthorne, ihm das Frühstück zu bereiten. Zwanzig Minuten später kehrte er in einem rotseidenen Morgenmantel, mit feuchtem Haar und umweht vom zarten Duft einer würzig riechenden Hautlotion, in sein Schlafzimmer zurück und holte das Frühstück aus dem elektrischen Speisenaufzug.

Auf dem schweren alten Silbertablett prangten neben einer Karaffe mit frisch gepresstem Orangensaft, die in einem eisgefüllten Kübel kühl gehalten wurde, zwei Schokoladencroissants, eine Schale Erdbeeren, dazu brauner Zucker und Schlagsahne auf kleinen Extratellern, ein Orangen-Mandel-Muffin mit einer Portion geschlagener Butter, ein Stück Kokosnuss-Rührkuchen mit Zitronenmarmelade und eine großzügige Portion gerösteter, mit Zucker und Zimt bestreuter Pecannüsse zum Naschen zwischendurch.

Mit seinen achtundvierzig Jahren konnte sich der Arzt eines Stoffwechsels erfreuen, der einem hyperaktiven Zehnjährigen

Ehre gemacht hätte.

Er nahm das Frühstück an demselben Schreibtisch ein, an dem er wenige Stunden zuvor die in Formaldehyd schwimmenden Augen seines Vaters studiert hatte.

Der Glasbehälter stand immer noch da. Er hatte ihn nicht in den Safe zurück gestellt, bevor er zu Bett gegangen war.

Manchmal schaltete er morgens den Fernseher ein und sah sich während des Frühstücks die Nachrichten an; aber welchen Sender er auch einstellen mochte, keiner der Moderatoren oder Moderatorinnen hatte auch nur annähernd so faszinierende Augen wie Josh Ahriman, selig seit nunmehr zwanzig Jahren.

Die Erdbeeren waren unvergleichlich reif und aromatisch. Die Croissants waren göttlich.

Die Augen seines Vaters ruhten schmachtend auf seinem Schlemmerfrühstück.

Ahriman hatte als hochbegabter junger Mensch seine Ausbildung abgeschlossen und eine eigene psychiatrische Praxis aufgemacht, bevor er die dreißig erreicht hatte, aber leider flog ihm, obwohl er durch seinen Vater über die besten Verbindungen in Hollywood verfügte, die betuchte Klientel nicht so ohne weiteres zu wie der Lehrstoff. Obwohl die Großen der Filmszene sich gern ihrer lockeren Einstellung brüsteten, hegten viele von ihnen Vorurteile gegen junge Therapeuten und dachten gar nicht daran, sich bei einem Mittzwanziger auf die Couch zu legen. Fairerweise musste man sagen, dass der Arzt damals – wie auch jetzt noch – wesentlich jünger aussah als er war. Zu dem Zeitpunkt, als er sein Schild vor die Tür hängte, hätte man ihn für achtzehn halten können. Dennoch hatte es Ahriman in dieser Szene, in der man das Herz noch stolzer vor sich her trug als selbst das edelste Designerlabel, als frustrierend empfunden, sich als Opfer einer solchen Scheinheiligkeit zu sehen.

Sein Vater hatte ihn weiterhin großzügig unterstützt, aber dem Arzt ging es zunehmend gegen den Strich, sich von

seinem alten Herrn aushalten lassen zu müssen. Gerade angesichts der akademischen Ehren, zu denen er es gebracht hatte, war es ihm nachgerade peinlich, mit achtundzwanzig noch von seinem Vater abhängig zu sein. Abgesehen davon reichten die Zuwendungen, die Josh Ahriman ihm gewährte, bei aller Freigebigkeit nicht aus, um den von ihm gewünschten Lebensstil oder die Forschungsprojekte, die er gern verfolgt hätte, zu finanzieren.

Einziges Kind und Alleinerbe, vergiftete er seinen Vater mit einer kräftigen Dosis Thiobarbital in Verbindung mit Paraldehyd, injiziert in zwei köstliche Marzipan-Petit-Fours mit Schokoladenguss, für die der alte Herr stets eine Schwäche hatte. Bevor er Feuer im Haus legte, damit der verstümmelte Leichnam darin verbrannte, nahm er eine Teilsektion des väterlichen Gesichts vor, um der Quelle seiner Tränen auf den Grund zu gehen.

Josh Ahriman war ein außergewöhnlich erfolgreicher Drehbuchautor, Regisseur und Produzent gewesen – wahrhaftig eine dreifache Bedrohung –, dessen Themenspektrum von der schlichten Liebesgeschichte bis zum patriotischen Heldenepos um den tapferen Kämpfer fürs Vaterland gereicht hatte. So unterschiedlich seine Filme auch waren, hatten sie doch eines gemein: Die Zuschauer in den Kinos der Welt lösten sich in Tränen auf, wenn sie sie sahen. Manche Kritiker – obwohl bei weitem nicht alle – taten sie als sentimentalen Kitsch ab, aber das zahlende Publikum strömte in Scharen ins Kino, und Vater Ahriman hatte zwei Oscars entgegengenommen – einen für die beste Regie, einen für das beste Drehbuch –, bevor er mit einundfünfzig vorzeitig den Löffel abgab.

Seine Filme waren Kassenschlager, weil die Gefühle, die er darin zeigte, echt waren. Natürlich besaß er die Härte und Skrupellosigkeit, die notwendig waren, wenn man in Hollywood zu den ganz Großen gehören wollte, aber er hatte auch eine empfindsame Seele und ein so weiches Herz, dass er

seinerzeit unangefochtener Meister im Tränenvergießen war. Er weinte bei Beerdigungen sogar dann, wenn der Dahingeschiedene ein Mensch war, dessen Tod er sich oft und sehnlich herbeigewünscht hatte. Er weinte hemmungslos bei Hochzeiten, Jubiläumsfeiern und Scheidungsverhandlungen, bei Bar-Mizwas und Geburtstagen, bei politischen Kundgebungen und Hahnenkämpfen, zu Thanksgiving, Weihnachten und Silvester, am Unabhängigkeitstag und am Tag der Arbeit – und am herzzerreißendsten und bitterlichsten schluchzte er am Todestag seiner Mutter, sofern er ihn nicht vergaß.

Er war ein Mann, der alles über Tränen wusste. Wie man sie einem gütigen Mütterlein entlockte und wie einem raubeinigen Proleten. Wie man schöne Frauen damit um den Finger wickelte. Wie man sie nutzte, um Kummer, Schmerzen, Enttäuschungen und Stress wegzuspülen. Selbst Momente der Freude verschönte und veredelte er noch mit der Würze seiner Tränen.

Dank seiner umfassenden medizinischen Ausbildung wusste, der Arzt genau, wie der menschliche Körper Tränen produzierte, speicherte und ausschied. Dennoch hoffte er, noch etwas lernen zu können, wenn er den Tränenapparat seines Vaters sezierte.

Diese Hoffnung sollte allerdings enttäuscht werden. Nachdem er die väterlichen Lider säuberlich abgetrennt und vorsichtig die Augen entfernt hatte, entdeckte er die Tränendrüsen genau dort, wo er sie erwartet hatte: in der Augenhöhle, seitlich oberhalb des Augapfels. Ihre Form und Größe waren normal. Auch die großen und kleinen Tränenkanäle an beiden Augen waren ohne auffälligen Befund. Jeder Tränensack – eingebettet in einer Knochenrinne unter dem Lidknorpel und daher nur mit Schwierigkeiten sauber herauszulösen – hatte einen Durchmesser von dreizehn Millimetern, was bei einem Erwachsenen ganz dem Durchschnitt entsprach.

Da der Tränenapparat winzig war und aus sehr weichem Gewebe bestand, nahm er bei der behelfsmäßigen Autopsie

Schaden und taugte danach nicht mehr zur Aufbewahrung. Nun hatte der Arzt nur noch die Augäpfel, und trotz aller gewissenhaften Bemühungen hinsichtlich einer gründlichen Konservierung – Fixiermittel, luftdichte Aufbewahrung und regelmäßige Wartung inbegriffen – konnte er nicht verhindern, dass sich ihr Zustand allmählich verschlechterte.

Kurz nach dem Tod seines Vaters war Ahriman mit den Augen nach Santa Fe, New Mexico, umgesiedelt, weil er hoffte, sich auf diese Weise einen eigenen Namen machen zu können, anders als in Los Angeles, wo er immer im Schatten des berühmten Regisseurs stehen würde. Dort, in der hoch gelegenen Prärielandschaft, hatte er seine ersten beruflichen Erfolge erzielt, aber auch seine ausdauernde Leidenschaft für Machtspiele aller Art entdeckt.

Die Augen hatten ihn von Santa Fe nach Scottsdale, Arizona, und nun auch nach Newport Beach stets begleitet. Hier, nur eine gute Stunde von den alten Jagdgründen seines Vaters entfernt, war er, begünstigt durch den Zahn der Zeit und durch die eigenen beachtlichen Leistungen, endgültig aus dem Schatten des Patriarchen getreten, und das war für ihn ein Gefühl, als hätte er endlich den heimatlichen Hafen erreicht.

Ahriman stieß mit dem Knie gegen den Tisch, worauf sich die Augen langsam in ihrem Formaldehydbad drehten und der Bahn der letzten gerösteten Pecannuss auf dem Weg zu seinem Mund zu folgen schienen.

Er ließ das schmutzige Geschirr auf dem Tablett stehen, brachte aber das Glasgefäß in den Safe zurück.

Dann zog er sich ein maßgeschneidertes weißes Hemd mit breitem Kragen und umgeschlagenen Manschetten und einen modisch geschnittenen Zweireiher von Vestimenta aus blauem Tuch an und vervollständigte das Bild mit einer gemusterten Krawatte und einem einfarbigen, aber dazu passenden Einstecktuch. Vom feinen Gespür seines Vaters für historische Filmstoffe hatte er gelernt, welch große Rolle ein gutes Kostüm

spielt.

Der Vormittag war fast verstrichen. Er wollte mindestens zwei Stunden vor Dustin und Martie Rhodes in der Praxis sein, um im Geist noch einmal alle bisherigen Schachzüge durchzugehen und zu überlegen, wie es auf der nächsten Spielebene weitergehen sollte.

Im Aufzug, als er schon auf dem Weg zur Garage war, kam ihm flüchtig Susan Jagger in den Sinn, aber sie gehörte der Vergangenheit an. Das Gesicht, das er sich jetzt am leichtesten in Erinnerung rufen konnte, war das von Martie Rhodes.

Er würde es nie schaffen, ganze Menschenmassen zu Tränen zu rühren, wie es seinem Vater unzählige Male gelungen war. Aber man konnte auch Spaß daran haben, ein Einpersonenpublikum zum Weinen zu bringen. Auch dazu brauchte man Klugheit, Geschick und Können. Und eine Vision. Die eine Form der Unterhaltung war nicht weniger legitim als die andere.

Als sich die Aufzugtüren öffneten, fragte sich der Arzt gerade, ob Marties Tränendrüsen und -säcke ein größeres Volumen hatten als die seines Vaters.

46. Kapitel

Gescannt, geröntgt, skopiert, grafiert und zur Ader gelassen, musste Martie jetzt nur noch in einen kleinen Plastikbecher pinkeln, dann waren alle Tests gemacht und alle Proben gesammelt, und sie konnte das Krankenhaus verlassen. Wegen des Valiums war sie so ruhig, dass sie es wagen konnte, allein, ohne die für sie beide beschämende Begleitung von Dusty, zur Toilette zu gehen, obwohl er sich erboten hatte, ihr »Urinproben-Wächter« zu sein.

Sie war aber auch jetzt noch nicht sie selbst. Das Beruhigungsmittel hatte ihre irrationalen Ängste beileibe nicht ausgelöscht, sondern lediglich deren Flammen erstickt; die heiße Glut schwelte gefährlich weiter in den dunkleren Winkeln ihres Bewusstsein, jederzeit bereit, wieder zu einem alles verzehrenden Feuer aufzulodern.

Beim Händewaschen riskierte sie einen Blick in den Spiegel.

Welch ein Fehler. Aus der Tiefe ihrer Augen funkelte ihr die »Andere Martie« entgegen, gebändigt zwar, aber voller Wut über die chemischen Fesseln, in denen sie lag.

Während sie die Seife abspülte, hielt sie den Blick wieder gesenkt.

Als sie sich mit Dusty auf den Weg zum Ausgang machte, war die Glut ihrer Angst bereits wieder entfacht.

Seit sie die erste Valiumtablette genommen hatte, waren erst drei Stunden vergangen, nicht gerade ein idealer Zeitabstand, um schon die nächste Dosis zu nehmen. Dennoch riss Dusty die zweite Probepackung auf und gab ihr die Tablette, die sie mit Wasser aus einer Trinkfontäne, die in der Eingangshalle stand, hinunterspülte.

Der quadratische Platz vor dem Gebäude war mittlerweile belebter als bei ihrer Ankunft. Eine leise Stimme in ihrem Innern, so leise wie ein in düsterer Seance beschworener Geist,

flüsterte ihr unaufhörlich zu, wie verwundbar so mancher dieser Menschen um sie herum doch war. Der Mann mit dem Gipsbein dort, der auf Krücken ging, zum Beispiel, war leicht zu Fall zu bringen und hilflos, wenn er erst einmal am Boden lag, wehrlos gegen eine Stiefelspitze an der Kehle. Und jetzt fuhr eine Frau lächelnd in einem batteriegetriebenen Rollstuhl vorbei, den linken Arm schlaff und verkümmert im Schoß, die Rechte an der Steuerkonsole ihres Gefährts, das wehrloseste Opfer, das man sich nur denken konnte.

Martie konzentrierte sich auf den Boden vor sich und versuchte, die vorübergehenden Menschen aus ihrer Wahrnehmung zu tilgen, in der Hoffnung, auf diese Weise auch die verhasste innere Stimme zum Schweigen zu bringen, die ihr solche Angst machte. Sie vertraute darauf, dass sie mit Hilfe des Valiums und ihres Ehemanns ohne Zwischenfall zum Auto gelangen würde, und klammerte sich fest an Dustys Arm.

Bevor sie noch ihren Parkplatz erreicht hatten, frischte die Januarbrise auf und brachte einen Strom kalter Luft au nordwestlicher Richtung mit sich. Die großen Mandarinenhutbäume tuschelten verschwörerisch miteinander. Die huschenden, flimmernden Reflexe, die Sonnenlicht und Schatten auf den Windschutzscheiben der aneinander gereihten Fahrzeuge erzeugten, waren wie Alarmsignale in einer verschlüsselten Sprache, die sie nicht entziffern konnte.

Ihnen blieb vor ihrem Termin bei Dr. Ahriman noch genügend Zeit, etwas zu Mittag zu essen. Obwohl die Wirkung der zweiten Valiumtablette bald einsetzen musste, war sich Martie nicht sicher, ob sie eine Dreiviertelstunde in einem – wenn auch noch so gemütlichen – Restaurant sitzen konnte, ohne eine Szene zu machen. Daher hielt Dusty nach einem Schnellimbiss mit Drive-by-Schalter Ausschau.

Er war kaum mehr als eine Meile gefahren, als Martie ihn bat, vor einer parkähnlichen Anlage mit einem ausgedehnten dreigeschossigen Wohnkomplex anzuhalten. Die Gebäude

waren hinter einer Rasenfläche zurückgesetzt, die so grün und gepflegt aussah wie ein Golfplatz und von eleganten Pfefferbäumen, filigranen Teebäumen und hie und da einem hohen, in früher Blüte stehenden Jakarandabaum überschattet war. Die ganze Anlage machte einen sauberen, sicheren und soliden Eindruck.

»Nach dem Feuer musste hier fast die Hälfte des Komplexes wieder aufgebaut werden«, sagte Martie. »Sechzig Wohnungen waren damals niedergebrannt.«

»Wie lange ist das jetzt her?«

»Fünfzehn Jahre. Man hat auch die anderen Dächer erneuert, die durch den Brand nicht zerstört worden sind, weil sich die Flammen nur wegen den alten Zedernholzschindeln der Häuser so schnell verbreiten konnten.«

»Sieht eigentlich nicht wie ein Ort aus, auf dem ein Fluch lastet, was meinst du?«

»Wie man's nimmt. Neun Menschen sind bei dem Brand ums Leben gekommen, darunter drei Kleinkinder. Komisch … wie hübsch und friedlich es aussieht, als wäre die Katastrophe nur ein böser Traum gewesen.«

»Ohne deinen Vater wäre alles noch viel schlimmer ausgegangen.«

Dusty kannte die Geschichte zwar in- und auswendig, aber Martie hatte offensichtlich das Bedürfnis, über das Feuer zu sprechen. Ihr war von ihrem Vater nichts als die Erinnerung geblieben, und indem sie darüber sprach, hielt sie diese Erinnerung in sich wach. »Beim Eintreffen der Feuerwehr herrschte schon das reinste Flammeninferno. Keine Chance, es schnell unter Kontrolle zu kriegen. Strahlebob ist vier Mal gegangen, vier Mal mitten rein in den Höllenschlund aus Rauch und Hitze, und jedes Mal hat er es geschafft. Er hat jedes Mal schrecklicher ausgesehen, aber immer ist er mit Leuten rausgekommen, die nicht überlebt hätten, wenn er sie nicht rausgetragen oder -geführt hätte. Eine ganze fünfköpfige Familie, die

völlig orientierungslos war, blind vom Rauch, vom Feuer eingeschlossen, aber er hat es geschafft, er hat alle fünf in Sicherheit gebracht. Es hat außer ihm noch andere Helden gegeben, jeder einzelne in all den vielen Mannschaften, die man zum Brandort gerufen hatte, aber keiner hat so verbissen gekämpft wie er, er hat den Rauch geschluckt, als wär's ein Leckerbissen, es war fast, als würde er sich in der Hitze so wohl wie in einer Sauna fühlen, wieder und immer wieder hat er sich da reingestürzt – aber so war er schon immer. Schon immer. Sechzehn Menschen hat er das Leben gerettet, bevor er zusammengebrochen ist und sie ihn mit dem Rettungswagen von hier weggebracht haben.«

In jener Nacht, als sie mit ihrer Mutter ins Krankenhaus gerast war, um an Strahlebobs Krankenlager zu eilen, hatte Martie geglaubt, vor Angst sterben zu müssen. Sein Gesicht war gerötet und mit Brandblasen überzogen. Und schwarz verschmiert: Der Ruß war durch die Gewalt einer Explosion so tief in die Poren gedrungen, dass er sich nicht einfach abwaschen ließ. Die Augen blutunterlaufen, eines fast völlig zugeschwollen. Brauen und Haare zum größten Teil weggesengt, im Nacken eine üble Verbrennung zweiten Grades. Die linke Hand und der linke Unterarm, durch herumfliegende Glassplitter zerschnitten, waren genäht und bandagiert worden. Und seine Stimme klang so beängstigend – so kratzig, rau und schwach wie noch nie zuvor. Pfeifend stieß er die Worte hervor und mit ihnen den säuerlichen Geruch von Rauch, mit dem sein Atem noch vermischt war, Rauchgestank, der unmittelbar aus seiner Lunge kam. Erst am Morgen hatte sich Martie, gerade einmal dreizehn, noch ungeheuer erwachsen gefühlt und sich ungeduldig gefragt, wann auch der Rest der Welt endlich begreifen würde, dass sie kein Kind mehr war. Aber dort im Krankenhaus, am Bett von Strahlebob, den es so schlimm erwischt hatte, kam sie sich plötzlich wieder so klein und hilflos vor wie eine Vierjährige.

»Er hat mit seiner unverletzten Rechten meine Hand genommen, und er war so schwach, dass er sie kaum halten konnte. Und dann sagt er mit dieser schrecklichen Stimme, dieser rauchkrächzenden Stimme zu mir: ›He, Miss M.‹, und ich sage auch: ›He.‹ Er hat versucht zu lächeln, hatte aber solche Schmerzen dabei, dass es ein ganz schiefes Lächeln wurde, das mich alles andere als aufgemuntert hat. Er sagt: ›Ich möchte, dass du mir etwas versprichst‹, und ich nicke nur, weil, lieber Gott, ich würde ihm versprechen, mir den Arm für ihn abhakken zu lassen, das muss ihm doch klar gewesen sein. Unter ständigem Keuchen und Husten sagt er dann: ›Wenn du morgen zur Schule gehst, dann prahl ja nicht damit herum, dein Daddy hätte dies und das getan. Die anderen werden dich ausfragen, und sie werden bestimmt das nachplappern, was in den Nachrichten über mich gesagt wird, aber das soll kein Grund für dich sein, damit anzugeben. Hörst du! Sag ihnen, ich liege hier … löffle Eis, tyrannisiere die Krankenschwestern, amüsiere mich prächtig und sacke so viel Krankentagegeld ein, wie es geht, bevor sie merken, dass ich nur ein geschickter Simulant bin.‹«

Diesen Teil der Geschichte kannte Dusty noch nicht. »Warum wollte er, dass du ihm so etwas versprichst?«

»Das habe ich ihn auch gefragt. Er hat gesagt, die anderen Kinder in der Schule hätten auch Väter und alle würden sie ihre Väter für Helden halten oder wollten es zumindest unbedingt. Und wenn man Strahlebob glauben konnte, *waren* sie alle Helden oder wären es gewesen, wenn sich ihnen eine Gelegenheit dazu geboten hätte. Aber sie waren Buchhalter und Handelsvertreter, Automechaniker und Computerfachleute und hatten einfach nicht das Glück, wie er einen Beruf zu haben, in dem man immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort für Heldentaten war. Er hat gesagt: ›Wenn auch nur ein Kind nach Hause geht und enttäuscht ist von seinem Vater, dann hast du etwas Unehrenhaftes getan, Miss M. Und ich weiß, dass du so etwas

nie tun würdest. Du doch nicht. Du bist ein Schatz, Miss M., ein richtiger Goldschatz.‹«

»Ein toller Vater«, sagte Dusty und wiegte bewundernd den Kopf.

»Er war etwas ganz Besonderes.«

»Das war er.«

Die Auszeichnung, die ihm die Branddirektion für seinen mutigen Einsatz verlieh, den er in jener Nacht gezeigt hatte, war nicht die erste und sollte auch nicht die letzte bleiben. Bevor der Krebs ihm das antat, was die Flammen nicht geschafft hatten, brachte er es zum höchstdekorierten Feuerwehrmann in der ganzen Geschichte des Landes.

Er bestand darauf, dass die Verleihung im kleinen Rahmen ohne Pomp und Presseerklärung vonstatten ging. In seinen Augen hatte er nur das getan, wofür er bezahlt wurde. Abgesehen davon, waren seine Verletzungen und die Gefahr, in die er sich begeben hatte, sicher nichts gegen das gewesen, was er im Krieg durchgemacht hatte.

»Ich weiß nicht, was er in Vietnam erlebt hat«, sagte Martie. »Er hat nie darüber gesprochen. Mit elf habe ich auf dem Dachboden die Schachtel mit seiner Ordenssammlung entdeckt. Er hat mir erzählt, er hätte sie bekommen, weil in der Schreibstube des Kommandanten seiner Einheit keiner so schnell tippen konnte wie er, und als ich ihm das nicht abgenommen habe, meinte er, sie hätten in Vietnam immer Backwettbewerbe veranstaltet, und sein Streuselkuchen sei einfach unübertroffen. Aber selbst mit elf war mir klar, dass sie einem für Streuselkuchen keine Verdienstorden in Bronze verleihen. Ich weiß nicht, ob er zu dem Zeitpunkt, als er nach Vietnam geschickt wurde, schon derselbe großartige Mensch war, aber aus irgendeinem Grund glaube ich, dass ihn das Leid, das er dort gesehen hat, so bescheiden, so gütig und großzügig gemacht hat … dass er deshalb das Leben und die Menschen so sehr geliebt hat.«

Die hängenden Zweige der Pfefferbäume und die zarten Blätter der Teebäume wiegten sich im Wind. Die Blüten der Jakarandabäume schimmerten purpurrot vor dem sich grau färbenden Himmel.

»Er fehlt mir so sehr«, sagte sie.

»Ich weiß.«

»Und wovor ich am meisten Angst habe … wegen dieser merkwürdigen Dinge, die mit mir passieren …«

»Du wirst damit fertig, Martie.«

»Nein, ich meine, ich habe Angst, dass ich deswegen … etwas tun könnte, was seinem Andenken Schande macht.«

»Ausgeschlossen.«

»Wie willst du das wissen«, fragte sie mit einem Schaudern.

»Nun, ich weiß es einfach. Es ist ausgeschlossen. Du bist nun mal niemand anders als die Tochter deines Vaters.«

Martie war so überrascht, dass sie lächelte, auch wenn sie nur den Hauch eines Lächelns zustande brachte. Dusty verschwamm vor ihren Augen, und obwohl sie die zitternden Lippen fest zusammenpresste, sammelte sich in ihren Mundwinkeln ein salziger Geschmack.

*

Sie nahmen ihr Mittagessen im Wagen ein, den sie auf dem Parkplatz hinter einem Drive-in-Restaurant abgestellt hatten.

»Kein Tischtuch, keine Kerzen, keine Vase mit Blumen«, sagte Dusty, der sich ein Fischsandwich und Pommes frites schmecken ließ, »aber ich muss zugeben, dass wir eine herrliche Aussicht auf die Mülltonnen genießen.«

Obwohl sie am Morgen ohne Frühstück aus dem Haus gegangen war, hatte Martie nur einen kleinen Vanilleshake bestellt, an dem sie jetzt vorsichtig nippte. Sie hatte kein Interesse daran, mit vollgestopftem Magen einen ähnlichen Horrorfilm zu erleben wie die Flut abscheulicher Bilder, die ihr

auf der Fahrt von Skeets Wohnung zu Dr. Clostermans Praxis durch den Kopf geschossen waren.

Sie versuchte, Susan über das Handy zu erreichen, und wartete zwanzig Klingeltöne ab, bevor sie auf die *Aus*-Taste drückte.

»Da stimmt etwas nicht«, sagte sie.

»Überstürz es nicht mit deinen Schlussfolgerungen.«

»Von Überstürzen kann gar keine Rede sein – ich komme mir eher wie im Tran vor«, sagte Martie, womit sie, angesichts der doppelten Valiumdosis, vermutlich nicht ganz Unrecht hatte. Und wirklich, ihre Sorge war, wenn auch eindeutig nicht wegzuleugnen, irgendwie verschwommen und nebulös.

»Wenn wir sie nach unserem Besuch bei Dr. Ahriman immer noch nicht erreichen, machen wir einen Abstecher zu ihr und sehen nach, was los ist«, versprach Dusty.

Im Chaos ihrer für sie selbst unbegreiflichen Gefühlsanwandlungen hatte Martie keine Gelegenheit gefunden, Dusty von Susans unglaublichem Verdacht zu erzählen, davon, dass sie glaubte, regelmäßig von einem nächtlichen Eindringling heimgesucht zu werden, der kam und ging, wie es ihm gefiel, und Dinge mit ihr machte, an die sie sich am Morgen nicht mehr erinnern konnte.

Auch jetzt schien ihr nicht der richtige Moment dafür zu sein. Eben erst hatte sie halbwegs ihr inneres Gleichgewicht wieder gefunden; wenn sie jetzt über ihre emotionsgeladene Unterhaltung mit Susan sprach, würde sie das alles vielleicht wieder aus dem Lot bringen. Außerdem blieb ihr, da sie in wenigen Minuten bei Dr. Ahriman sein musste, keine Zeit, Dusty in der angemessenen Ausführlichkeit von dem Gespräch zu berichten. Also später.

»Irgendwas stimmt da nicht«, sagte sie noch einmal, ließ es dann aber dabei bewenden.

*

Seltsam, so ohne Susan in diesem geschmackvoll eingerichteten, in Schwarz und Honiggelb gehaltenen Wartezimmer zu sein.

In dem Augenblick, als Martie über die Schwelle trat und den Fuß auf die schwarzen Granitfliesen setzte, fühlte sie, wie ein beträchtlicher Teil der Last, die sie niederdrückte, von ihr abfiel. Was für eine wunderbare Leichtigkeit des Körpers und des Geistes! Welch willkommener Hoffnungsfunke in ihrem Herzen.

Auch das erschien ihr seltsam und ganz anders als die Wirkung des Valiums. Das Beruhigungsmittel dämpfte ihre Angst, unterdrückte sie, aber sie konnte noch spüren, wie sie sich unter der Oberfläche der chemischen Betäubung wand. Die Wirkung dieses Raums jedoch war so, dass sie fühlen konnte, wie die Angst von ihr aufstieg und sich entfernte, wie sie nicht einfach nur unterdrückt wurde, sondern sich geradezu in Luft auflöste.

Genauso war Susan im vergangenen Jahr zweimal wöchentlich aufgelebt, sobald sie diese Räume betreten hatte. Die schwere Hand der Agoraphobie hatte den Druck in keinem Raum außerhalb ihrer eigenen Wohnung gelockert, aber hier, jenseits dieser Schwelle, hatte Susan unweigerlich Erleichterung gefunden.

Wenige Sekunden, nachdem Jennifer den Kopf gehoben und ihnen beim Eintreten aus dem Korridor entgegengesehen hatte, ging die Tür zu Dr. Ahrimans Sprechzimmer auf, und der Arzt kam ins Wartezimmer, um sie zu begrüßen.

Er war groß und gut aussehend. Seine Pose, seine Haltung, sein untadeliges Äußeres, alles an ihm erinnerte Martie an die Grandseigneurs in den Filmen vergangener Tage: an William Powell, an Cary Grant.

Martie hatte keine Ahnung, wie es der Arzt anstellte, eine derart angenehme Aura der Ruhe und Kompetenz zu verbreiten, aber sie machte auch gar nicht erst den Versuch, dem

Phänomen auf den Grund zu gehen, denn sein bloßer Anblick hatte, mehr noch als die Atmosphäre des Wartezimmers, eine wunderbar wohltuende Wirkung auf sie, und so akzeptierte sie einfach die Welle der Hoffnung, von der sie wie in einem Sog erfasst wurde.

47. Kapitel

Diese dunkle Färbung, die das Meer mitten am helllichten Tag annahm, wirkte so unheilvoll, als würden sich finstere Urkräfte aus unergründlichen Tiefseegräben erheben und sich in alle Himmelsrichtungen bis an die Ufer ausdehnen.

Der Himmel hatte sich vollständig hinter der grauen Wolkendecke versteckt, an der er schon seit dem frühen Morgen strickte, und ließ jetzt keinen winzigen Fleck Blau mehr sehen, der sich im Wasser hätte spiegeln und ihm Farbe geben können, keinen Sonnenstrahl, der auf den Wellenzähnen geblitzt hätte. Aber das erklärte für Dusty noch keineswegs, warum der bleigraue, mit einem Netz schwarzer Adern überzogene Pazifik so viel dunkler war, als er es zu dieser Tageszeit hätte sein dürfen.

Aus der Höhe des vierzehnten Stockwerks betrachtet, wirkte auch die Küstenlinie bedrohlich – die im Schatten liegenden Strände, die Buckellandschaft im Süden und die dicht besiedelte Ebene im Westen und Norden. Das Grün der Natur sah aus, als wäre es dünn auf schimmelgraue Grundierung gemalt, alles von Menschenhand Geschaffene wie Schutt, der darauf wartete, von einem gewaltigen Erdbeben oder einer atomaren Katastrophe verschlungen zu werden.

Als Dusty den Blick von dem Panoramafenster, das die gesamte Breite des Raums einnahm, abwandte, fiel das merkwürdige Unbehagen so plötzlich und vollständig von ihm ab, als wäre es durch einen Knopfdruck abgeschaltet worden. Das Sprechzimmer übte eine beruhigende Wirkung aus mit seinen mahagonigetäfelten Wänden, den auf Bücherborden ordentlich aufgereihten Werken der Fachliteratur, der Sammlung von Diplomen und sonstiger Prüfungsurkunden von den angesehensten Universitäten des Landes, dem warmen bunten Schein von drei nachgemachten Tiffany-Lampen – oder war es echtes

Tiffany? – und der geschmackvollen Einrichtung. Schon die Erleichterung, die er empfunden hatte, als er mit Martie in Ahrimans Wartezimmer ankam, hatte ihn überrascht; hier nun ging die Erleichterung in eine Stimmung über, die man fast als heitere Ruhe bezeichnen konnte.

Sein Sessel stand an dem Panoramafenster, etwas abseits von Martie und Dr. Ahriman, die sich an einem niedrigen Tisch gegenübersaßen. So ruhig und beherrscht, wie er Martie nicht mehr erlebt hatte, nachdem er ihr am Vorabend in der Garage begegnet war, sprach sie über ihre Panikattacken. Der Psychiater hörte ihr aufmerksam zu, mit einem Ausdruck ehrlicher Anteilnahme, den Dusty sehr angenehm fand.

Dusty war davon sogar so angenehm berührt, dass er unwillkürlich vor sich hin lächelte.

Hier war man gut aufgehoben. Dr. Ahriman war ein hervorragender Psychiater. Jetzt, da Dr. Ahriman sich um Martie kümmerte, würde alles wieder gut werden. Dr. Ahriman war sehr um das Wohl seiner Patienten besorgt. Dr. Ahriman würde das Problem aus der Welt schaffen.

Dusty wandte sich wieder dem Fenster zu und sah auf das Meer hinaus, das ihm wie ein gewaltiger Sumpf vorkam, als wäre das Wasser ein solcher Morast aus Algen und Schlamm, dass sich an seiner Oberfläche nur flache, ölige Wellen bilden konnten. In dem eigenartigen Licht, das derzeit herrschte, wirkten die Schaumkronen auch nicht weiß, sondern fleckig grau und chromgelb.

An Wintertagen sah das Meer, wenn der Himmel bewölkt war, nicht selten so aus, aber noch nie hatte er den Anblick als dermaßen bedrohlich empfunden. Bis jetzt hatte er an einem solchen Schauspiel der Natur eher die besondere, herbe Schönheit wahrgenommen.

Eine innere Stimme der Vernunft sagte ihm, dass er Gefühle in dieses Bild projizierte, die damit rein gar nichts zu tun hatten, deren Auslöser an ganz anderer Stelle zu suchen war.

Das Meer war wie immer nichts weiter als ein Meer, und die wahre Ursache seines Unbehagens lag anderswo.

Der Gedanke war verblüffend, denn *innerhalb* dieses Raums gab es nichts, was sein Gefühl gerechtfertigt hätte. Hier war man gut aufgehoben. Dr. Ahriman war ein hervorragender Psychiater. Jetzt, da Dr. Ahriman sich um Martie kümmerte, würde alles wieder gut werden. Dr. Ahriman war sehr um das Wohl …

»Wir müssen uns noch länger unterhalten«, sagte Dr. Ahriman, »noch weitere Erkenntnisse gewinnen, bevor ich eine abschließende Diagnose äußern kann. Aber ich wage zu behaupten, dass ich Ihr Problem bereits jetzt beim Namen nennen kann, Mrs. Rhodes.«

Gespannt beugte sich Martie ein Stück vor, und Dusty sah, dass sie die vorläufige Diagnose des Psychiaters mit einem leisen Lächeln, ohne jeden Anflug von Beklommenheit erwartete.

»Es ist eine interessante und sehr seltene Krankheit«, fuhr Dr. Ahriman fort. »Autophobie, Angst vor der eigenen Person. Mir ist in meiner Praxis noch nie ein Fall begegnet, aber ich bin mit der diesbezüglichen Fachliteratur vertraut. Die Störung äußert sich in ungewöhnlichen Symptomen – wie Sie ja bedauerlicherweise am eigenen Leib erfahren haben.«

»Autophobie«, sagte Martie erstaunt, und ihre Stimme klang dabei eher fasziniert als erschrocken, wie es der Situation angemessener gewesen wäre, gleichsam als hätte der Arzt sie allein durch die Benennung des Problems schon geheilt.

Vielleicht lag es ja am Valium.

Noch während sich Dusty über Marties Reaktion wunderte, wurde ihm bewusst, dass er ebenfalls nickend vor sich hin lächelte.

Dr. Ahriman würde das Problem aus der Welt schaffen.

»Statistisch gesehen«, sagte Ahriman, »ist es ausgesprochen ungewöhnlich, dass Sie *und* Ihre beste Freundin zur gleichen

Zeit eine derart schwere Angststörung entwickeln. Phobien von einem solchen Ausmaß, wie Sie und Susan Sie derzeit erleben, sind selten, daher vermute ich einen Zusammenhang.«

»Einen Zusammenhang? Inwiefern, Dr. Ahriman?«, fragte Dusty, wobei es die leise innere Stimme der Vernunft nicht lassen konnte, ihn darauf hinzuweisen, dass sein Tonfall an einen Zwölfjährigen erinnerte, der in einer dieser pädagogischen Sendungen, mit denen man Kindern die Naturwissenschaften schmackhaft machen will, einem Erwachsenen eine Frage stellt.

Ahriman legte die Fingerspitzen ans Kinn, setzte eine nachdenkliche Miene auf und sagte: »Mrs. Rhodes, Sie begleiten Susan jetzt seit einem Jahr hierher …«

»Seit Eric sich von ihr getrennt hat.«

»Genau. Und Sie sind Susans Verbindung zur Außenwelt, Sie kaufen für sie ein, erledigen alle möglichen Dinge für sie. Sie haben sich stetig wachsende Sorgen um sie gemacht, weil Sie den Eindruck hatten, dass sie kaum Fortschritte macht. Und schließlich waren Sie so weit, sich selbst die Schuld dafür zu geben, dass ihre Freundin nicht schneller auf die Therapie reagiert.«

»Wirklich?«, sagte Martie überrascht. »Ich gebe mir die Schuld?«

»Soweit ich Sie inzwischen kenne, scheint es Ihrem Wesen zu entsprechen, dass Sie sich für andere Menschen überaus stark verantwortlich fühlen. Vielleicht haben Sie sogar ein übersteigertes Verantwortungsgefühl.«

»Strahlebobs Erbe«, warf Dusty ein.

»Er meint meinen Vater«, sagte Martie zu Ahriman. »Robert Woodhouse.«

»Aha. Also, meiner Meinung nach ist Folgendes passiert: Sie hatten das Gefühl, Susan irgendwie im Stich gelassen zu haben, und auf diesem Nährboden sind dann Schuldgefühle in Ihnen gewuchert. Die Autophobie ist eine Folge dieser Schuld-

gefühle. Wenn Sie Ihre Freundin im Stich lassen konnten, die Sie so gern haben, so fingen Sie an sich einzureden, dann sind Sie offensichtlich nicht der gute Mensch, für den Sie sich immer gehalten haben, vielleicht sind Sie sogar ein schlechter Mensch, garantiert aber eine schlechte Freundin, das in jedem Fall, und darum kann man Ihnen nicht über den Weg trauen.«

Die Erklärung schien Dusty zu simpel, um wahr zu sein … aber irgendwie klang sie einleuchtend.

Marties Blick, den sie ihm in diesem Moment zuwarf, sagte ihm, dass sie dasselbe dachte.

Konnte eine derart absonderliche, vielschichtige Störung über Nacht einen Menschen befallen, dessen psychische Konstitution zuvor so unerschütterlich gewesen war wie ein Fels in der Brandung?

»Gestern erst«, sagte Ahriman zu Martie, »als Sie mit Susan hier waren, haben Sie mich beiseite genommen und mir geschildert, welche Sorgen Sie sich um sie machen.«

»Das stimmt.«

»Und erinnern Sie sich, was Sie noch zu mir gesagt haben?« Als Martie nicht gleich antwortete, fuhr Ahriman fort: »Sie haben gesagt, dass Sie das Gefühl haben, sie im Stich gelassen zu haben.«

»Aber ich habe nicht gemeint …«

»Sie haben es im Tonfall der Überzeugung gesagt. Regelrecht gequält. Sie hätten sie im Stich gelassen.«

Martie überlegte kurz, dann sagte sie: »Ja, ich glaube, Sie haben Recht.«

Mit einem Lächeln hob Ahriman das Kinn von den Fingerspitzen und kehrte die Handflächen nach oben, als wollte er sagen: *Na, sehen Sie.* »Wenn sich in unseren nächsten Sitzungen abzeichnet, dass ich mit meiner Diagnose richtig liege, können wir zuversichtlich sein.«

»Ein bisschen Zuversicht könnte ich wahrlich gebrauchen«, sagte Martie, obwohl sie seit ihrer Ankunft in der Praxis des

Therapeuten zu keinem Zeitpunkt einen verunsicherten Eindruck gemacht hatte.

»Den Auslöser der Phobie zu finden, die verborgene Ursache, ist oft der schwierigste Schritt in der Therapie. Sofern Ihre Schuldgefühle wegen Susan der Grund Ihrer Autophobie sind, haben wir uns ein Jahr Arbeit erspart. In diesem Fall handelt es sich bei Ihnen nämlich nicht um eine echte Angststörung, sondern um … nun ja, nennen wir es eine Solidaritätsphobie.«

»So, wie manche Männer aus Solidarität Bauchkrämpfe kriegen und sich morgens übergeben müssen, wenn ihre Frau schwanger ist?«, sagte Martie.

»Genau«, bestätigte Ahriman. »Aber eine Solidaritätsphobie ist unendlich viel leichter zu heilen als eine tiefer verwurzelte Störung wie die von Susan. Ich kann fast mit Sicherheit sagen, dass Sie nicht lange zu mir kommen müssen, bis ich mit Ihnen fertig bin.«

»Wie lange etwa?«

»Einen Monat. Vielleicht aber auch drei. Sie müssen verstehen, dass man das nicht so genau sagen kann. Es hängt so vieles von … Ihnen und mir ab.«

Erleichtert ließ Dusty sich im Sessel zurücksinken. Ein Monat, selbst drei Monate – das war nicht allzu lange. Zumal dann, wenn sich ihr Zustand in dieser Zeit ständig besserte. Das war auszuhalten.

Dr. Ahriman war ein hervorragender Psychiater. Dr. Ahriman würde das Problem aus der Welt schaffen.

»Ich bin zu allem bereit«, verkündete Martie frohgemut. »Heute Vormittag war ich bereits bei unserem Internisten …«

»Und? Was ist seine Meinung?«, fragte Ahriman.

»Er meint, wir sollten alles Notwendige tun, um einen Gehirntumor oder Ähnliches auszuschließen, aber auch seiner Ansicht nach scheint es eher ein Fall für die Psychotherapie als für die Medizin zu sein.«

»Klingt, als wäre er ein guter und gewissenhafter Arzt.«

»Ich habe ein paar Untersuchungen im Krankenhaus machen lassen, alles, wozu er mir geraten hat. Aber jetzt … na ja, so genau kann man das natürlich nicht sagen, aber ich glaube, dass ich bei Ihnen richtig aufgehoben bin.«

»Dann wollen wir uns mal frisch ans Werk machen«, sagte Ahriman mit einer fast kindlichen Begeisterung, die Dusty irgendwie ermutigend fand, weil sich darin in seinen Augen die Hingabe des Psychiaters für dessen Arbeit und das Vertrauen in das eigene Können ausdrückte.

Dr. Ahriman würde das Problem aus der Welt schaffen.

»Mr. Rhodes«, sagte Ahriman zu Dusty, »die konventionelle Therapie ist ein Prozess, in dem der Patient natürlich auf Vertraulichkeit angewiesen ist, wenn er – oder sie, wie in unserem Fall – Fortschritte erzielen soll. Ich muss Sie also bitten, sich bis zum Ende unserer Sitzung in das Wartezimmer am Ausgang zu begeben.«

Dusty warf Martie einen fragenden Blick zu.

Sie nickte mit einem Lächeln.

Hier konnte ihr nichts passieren. Sie war hier gut aufgehoben.

»Selbstverständlich, klar.« Dusty erhob sich.

Martie reichte ihm ihre Lederjacke, die er zu seiner eigenen Jacke über den Arm legte.

»Hier entlang, wenn ich bitten darf, Mr. Rhodes«, sagte Dr. Ahriman und ging zu der Tür, die zum zweiten Wartezimmer führte.

Schuppige Wolken, schlierig, trüb und grau wie fauliger Fisch, hingen schwer am Himmel, als hätte der aufgewühlte Pazifik seinen stinkenden Auswurf dorthin gespuckt. Die dunklen Adern im Wasser waren jetzt angeschwollen und auch zahlreicher geworden als zuvor, und weite Flächen des Meers waren von einem bedrohlichen Schwarz. Zumindest empfand Dusty es so.

Die kurz aufwallende Nervosität legte sich augenblicklich

wieder, als er dem Fenster den Rücken kehrte und Dr. Ahriman zur Tür folgte.

Die Tür zwischen dem Sprechzimmer und dem Wartezimmer war überraschend dick. Sie schloss so dicht wie der Deckel auf einem vakuumverschlossenen Konservenglas und öffnete sich wie dieser mit einem »Plopp« und einem leisen Fauchen.

Dusty nahm an, dass eine derart massive Tür notwendig war, um die Patienten des Therapeuten vor heimlichen Lauschern zu schützen. Er zweifelte nicht daran, dass der Kern zwischen den zwei Türblättern aus mehreren Schichten eines schalldämmenden Materials bestand.

Die bernsteinfarbenen Wände, der schwarze Granitfußboden und die Möblierung waren identisch mit der Ausstattung des größeren Wartezimmers, das für die eintreffenden Patienten bestimmt war.

»Soll ich Jennifer bitten, Ihnen Kaffee, Cola oder Eiswasser zu bringen?«, fragte Ahriman.

»Nein, danke. Ich brauche nichts«, sagte Dusty.

»Das«, sagte Ahriman, indem er auf die fächerförmig ausgebreiteten Zeitschriften auf dem Tisch deutete, »sind aktuelle Ausgaben.« Er lächelte. »Zur Abwechslung mal eine Arztpraxis, die sich nicht als Friedhof für die Medienerzeugnisse vergangener Jahrzehnte versteht.«

»Sehr aufmerksam.«

Ahriman legte Dusty beruhigend die Hand auf die Schulter. »Sie wird wieder ganz gesund werden, Mr. Rhodes.«

»Sie ist eine Kämpfernatur.«

»Haben Sie Vertrauen.«

»Das habe ich.«

Der Psychiater kehrte zu seiner Patientin zurück.

Hinter ihm fiel die Tür mit einem dumpfen, aber schweren Schlag ins Schloss und verriegelte sich automatisch. Sie hatte auf der Außenseite keine Klinke. Man konnte die Tür nur vom Sprechzimmer aus öffnen.

48. Kapitel

Schwarz von Kopf bis Fuß. Augen blau wie Tiffany. Ihr Licht wie Lampen.

Zufrieden feilte Ahriman dieses Haiku im Geist, während er zu Martie Rhodes zurückkehrte und ihr gegenüber in seinem Sessel Platz nahm.

Wortlos betrachtete er ihr Gesicht, Zug für Zug, dann als Ganzes, und ließ sich viel Zeit dabei. Er war neugierig, ob sein langes Schweigen sie nervös machen würde.

Sie wartete ohne erkennbares Zeichen von Unruhe oder Unbehagen, weil sie offensichtlich darauf vertraute, dass der Arzt mit seiner stummen Begutachtung einen diagnostischen Zweck verfolgte, den er ihr zu gegebenem Zeitpunkt erklären würde.

Dr. Ahriman hatte Martie und Dustin Rhodes, ähnlich wie bei Susan Jagger, bereits zu einem früheren Zeitpunkt suggeriert, dass sie sich in seiner Praxis völlig sicher und geborgen fühlten und dass sein bloßer Anblick eine beruhigende Wirkung auf sie hatte.

Fünf Sätze hatte er wie kleine Gebete in ihrem Unterbewusstsein eingebettet, die sie, jeden für sich oder zusammen als ein langes, besänftigendes Mantra, heranziehen konnten, wenn sie in seiner Gegenwart von Zweifeln oder Unruhe überfallen wurden. *Hier ist man gut aufgehoben. Dr. Ahriman ist ein hervorragender Psychiater. Jetzt, da Dr. Ahriman sich um mich* – oder in Dustins Fall: *um Martie – kümmert, wird alles wieder gut werden. Dr. Ahriman ist sehr um das Wohl seiner Patienten besorgt. Dr. Ahriman wird das Problem aus der Welt schaffen.* Selbst wenn sie beide bei vollem Bewusstsein waren, würden diese meditativen Sätze sie ohne ihr Wissen in der Überzeugung bestärken, dass Dr. Mark Ahriman ihre einzige Hoffnung war.

Es hatte ihn in höchstem Maße belustigt zu sehen, wie die

beiden vertrauensselig lächelnd genickt hatten, obwohl sie sich eigentlich hätten wundern müssen, dass ihre Angst so plötzlich von ihnen abgefallen war. Und war es nicht zum Brüllen komisch, dass dieser Mann ihm seine Frau überaus dankbar anvertraute, obwohl er doch nichts anderes im Sinn hatte, als sie zu demütigen, zu erniedrigen, in den Schmutz zu treten und am Ende zu vernichten?

Nach der unvorhergesehenen Halbzeitpause, die durch Susans Selbstmord eingetreten war, ging das Spiel nun weiter.

»Martie?«, sagte er.

»Ja, bitte?«

»Raymond Shaw.«

Ihre Haltung änderte sich schlagartig. Steif und kerzengerade richtete sie sich in ihrem Sessel auf. Das leise Lächeln, das ihr so gut stand, erstarrte und verschwand dann aus ihren Zügen. »Ich höre«, sagte sie.

Nachdem er sie durch die Nennung des Namens aktiviert hatte, lud er nun das ausgeklügelte Programm, das in ihrem persönlichen Haiku so perfekt verschlüsselt war. »Vom Westen wehen …«

»Du bist der Westen und der Westwind«, sagte sie gehorsam.

»… die Blätter durch die Lüfte …«

»Die Blätter sind deine Befehle.«

»… im Osten strandend.«

»Ich bin der Osten«, sagte Martie. Nun würden sich alle Befehle, die ihr der Arzt gab, wie Herbstlaub in ihrem Unterbewusstsein anhäufen und in dessen warmen Tiefen zu einem reichen Nährboden heranreifen.

*

Als Dusty die schwarze Lederjacke von Martie an den Garderobenhaken hängte, fühlte er in der rechten Tasche das Buch. Es war der Roman, den sie, zwar nicht von Anfang an, aber seit

mindestens vier, fünf Monaten immer mitnahm, wenn sie Susan hierher begleitete.

Das Taschenbuch sah noch so neu aus, als wäre es gerade erst in der Buchhandlung angeliefert und in ein Regal geräumt worden, obwohl Martie doch behauptet hatte, es sei eine spannende Lektüre. Der Rücken war glatt, ohne den kleinsten Knick. Als er die Seiten über den Daumen streichen ließ, stellte er fest, dass sie vollkommen glatt und jungfräulich waren, als wären sie direkt aus der Buchbinderei gekommen und noch nie aufgeschlagen worden.

Ihm fielen die nichts sagenden Formulierungen ein, mit denen sich Martie über den Roman geäußert hatte: wie eine Schülerin, die sich durch eine Buchbesprechung mogelt, ohne das Buch, über das sie referieren soll, auch nur ein einziges Mal aufgeschlagen zu haben. Er war plötzlich davon überzeugt, dass Martie kein einziges Wort der Geschichte gelesen hatte, obwohl ihm völlig rätselhaft war, warum sie ihn in einer so belanglosen Sache belogen haben sollte.

Im Grunde fiel es ihm schwer, sich vorzustellen, dass Martie ihn überhaupt je anlügen konnte, gleichgültig ob in belanglosen oder wichtigen Dingen. Ihre außergewöhnliche Liebe zur Wahrheit war einer der Prüfsteine, an denen sie sich selbst ständig bewies, dass sie eines Vaters wie Strahlebob Woodhouse würdig war.

Nachdem er auch seine Jacke aufgehängt hatte, warf er, ohne das Buch aus der Hand zu legen, einen Blick auf die Zeitschriften, die auf dem Tisch lagen. Sie gehörten alle zum gleichen Schlag: Entweder ergingen sie sich in hemmungsloser, katzbuckelnder Bewunderung für die Reichen und Schönen dieser Welt, oder sie nahmen jedes Wort und jeden Schritt derselben mit kritischem Blick und scharfer Zunge auseinander, was letztlich ja auf dasselbe Ergebnis hinauslief wie die katzbukkelnde Bewunderung.

Ohne die Zeitschriften weiter zu beachten, setzte er sich mit

dem Buch in einen der Sessel.

Den Titel hatte er irgendwo schon einmal gehört. Der Roman war bei seinem Erscheinen ein Bestseller gewesen, und er hatte auch als Vorlage für einen weit beachteten Film gedient. Dusty hatte weder das Buch gelesen noch den Film gesehen.

Botschafter der Angst von Richard Condon.

Dem Impressum konnte man entnehmen, dass die Erstausgabe bereits 1959 erschienen war. Vor einer Ewigkeit. In einem anderen Jahrtausend.

Aber immer noch im Handel. Ein gutes Zeichen.

Erstes Kapitel. Obwohl es ein Thriller war, begann die Geschichte nicht in einer düsteren Sturmnacht, sondern bei strahlendem Sonnenschein, und zwar in San Francisco. Dusty fing an zu lesen.

*

Ahriman forderte Martie auf, sich auf die Couch zu setzen, wo Platz für sie beide war. Folgsam erhob sie sich aus dem Sessel.

Ganz in Schwarz gehüllt. Unfarbe für ein Spielzeug – das noch intakt ist.

Auch dieses Haiku schlug eine Saite in ihm an, und er ließ es mit zunehmender Befriedigung ein paarmal vor seinem geistigen Auge passieren. Es war nicht so gut wie die Tiffany-Verse, aber doch wesentlich besser als seine misslungenen Versuche, Susan Jagger in einem Gedicht zu würdigen.

Dicht neben Martie sitzend, wenn auch nicht Schenkel an Schenkel mit ihr, sagte Ahriman: »Gemeinsam treten wir heute in eine neue Phase ein.«

In der feierlichen Stille ihrer inneren Kapelle, in der die Opferkerzen einzig für den Gott Ahriman brannten, lauschte Martie seinen Worten mit der stummen Ergebenheit und dem leuchtenden, verklärten Blick einer Johanna von Orleans beim Klang der Stimme, die ihre Sendung verkündet.

»Vom heutigen Tag an wirst du feststellen, dass Zerstörung und Selbstzerstörung eine immer größere Faszination auf dich ausüben. Erschreckend, das wohl. Aber selbst der Schrecken hat seinen süßen Reiz für dich. Sag mir bitte, ob du schon einmal Achterbahn gefahren bist, eine von den Bahnen, in denen man sich bei hohem Tempo überschlägt.«

»Ja.«

»Sag mir bitte, was du in dieser Achterbahn gefühlt hast.«

»Angst.«

»Aber du hast noch etwas anderes gefühlt.«

»Aufregung. Freude.«

»Siehst du. Angst und Freude gehören für uns zusammen. Wir sind eine völlig verkorkste Spezies, Martie. Angst macht uns Spaß, die eigene ebenso wie die der anderen. Es ist besser für uns, wenn wir dazu stehen, dass wir verkorkst sind, und uns nicht verzweifelt bemühen, besser zu sein, als es unserem Wesen entspricht. Du verstehst, was ich sage.«

Ihre Augen bewegten sich blitzschnell hin und her. REM. »Ja«, sagte sie.

»Gleichgültig, wie uns unser Schöpfer haben wollte, wir sind so geworden, wie wir *sind*. Mitgefühl, Liebe, Demut, Rechtschaffenheit, Integrität, Wahrhaftigkeit – sie sind wie die Glasscheiben, gegen die ein Vogel unbelehrbar immer wieder fliegt. Wir stoßen uns blutig am Glas der Liebe, am Glas der Wahrheit, weil wir uns törichterweise verzweifelt abmühen, an Ziele zu gelangen, die wir nie erreichen können, uns abmühen, etwas zu sein, was in unserem Wesen nicht angelegt ist.«

»Ja.«

»Die Macht und ihre wichtigsten Begleiter – Tod und Sex. Das ist es, was uns antreibt. Macht über andere ist der Gipfel der Erregung für uns. Wir heben die Politiker auf einen Sockel, weil sie so viel Macht haben, wir beten die Stars dieser Welt an, weil sie über eine Macht verfügen, die uns verwehrt ist. Die Starken unter uns greifen nach der Macht, und den Schwachen

bleibt die Befriedigung, sich der Macht der Starken opfern zu dürfen. Macht. Die Macht zu töten, zu verstümmeln, anderen Schmerzen zuzufügen und ihnen zu sagen, was sie zu tun, zu denken, zu glauben und was sie nicht zu glauben haben. Die Macht, andere in Angst und Schrecken zu versetzen. Die Kraft der Zerstörung ist unsere Gabe, unser Schicksal. Und ich werde dich darauf vorbereiten, in der Zerstörung zu schwelgen, Martie, und dich am Ende selbst zu vernichten – du wirst beides erleben, die Faszination des Zerstörens und die des Zerstörtwerdens.«

Blaue Bewegung. Blaue Ruhe.

Ihre Hände im Schoß, die Handflächen nach oben gekehrt, als müssten sie etwas empfangen. Der Mund wie zum Trinken geöffnet. Der Kopf leicht zur Seite geneigt in der Haltung einer aufmerksamen Schülerin.

Ahriman streckte die Hand aus und strich ihr über die Wange. »Küss meine Hand, Martie!«

Sie drückte die Lippen auf seine Finger.

Der Psychiater ließ die Hand sinken und sagte: »Ich werde dir noch mehr Fotos zeigen, Martie. Bilder, die wir zusammen betrachten werden. Sie gleichen denen, die wir uns gestern angesehen haben, als du mit Susan hier warst. Wie diese sind auch die neuen Bilder abstoßend, widerwärtig, grauenhaft. Dennoch wirst du sie dir ruhig anschauen und dabei auf jedes kleine Detail achten. Du wirst diese Bilder in deinem Gedächtnis speichern und dann scheinbar vergessen – aber jedesmal, wenn sich deine innere Unruhe zu einer Panikattacke steigert, werden sie dir wieder in den Sinn kommen. Und du wirst sie nicht sehen wie Fotos in einem Buch, ordentlich eingerahmt und mit einem Begleittext darunter, sondern sie werden deinen Kopf ganz ausfüllen und dir lebendiger und realer erscheinen als die Wirklichkeit selbst. Sag mir bitte, ob du mich verstehst oder nicht, Martie.«

»Ich verstehe.«

»Ich bin stolz auf dich.«

»Vielen Dank.«

Augen, die suchen. Sein Wissen gibt Einsicht. Lehrer und Schülerin.

Im Prinzip in Ordnung, aber dennoch falsch. Er ist nicht in erster Linie ihr Lehrer, und sie ist in keinem vernünftigen Sinn des Wortes seine Schülerin. Der Spieler und sein Spielzeug. Der Meister und sein Besitz.

»Martie, wenn diese Bilder während einer Panikattacke wieder auftauchen, werden sie dich abstoßen, du wirst dich vor ihnen ekeln, und sie werden dich zur Verzweiflung bringen … aber sie werden auch einen eigenartigen Reiz auf dich ausüben. Du wirst sie widerwärtig finden, aber gleichzeitig auch faszinierend. Obwohl du aus Mitleid mit den abgebildeten Opfern weinen könntest, wirst du tief in einem Winkel deines Bewusstseins die Mörder bewundern, die sie abgeschlachtet haben. Ein Teil von dir wird sie um ihre Macht beneiden, und dieser mordgierige Teil deiner selbst wird dich nicht mehr loslassen. Du wirst diese gewalttätige andere Martie fürchten … und dich gleichzeitig danach sehnen, dass sie die Führung übernimmt. Du wirst in diesen Bildern *Wünsche* sehen, einen wahren Blutrausch, dem du dich ergeben würdest, wenn du dich dieser anderen Martie ganz überlassen könntest, diesem kalten, barbarischen Ich, das im Grunde deine wahre Natur ist. Diese andere Martie ist dein *wahres* Ich. Der liebenswürdige Mensch, der du zu sein scheinst … diese Frau ist nichts als ein Trugbild, ein Schatten, den du im Licht der zivilisierten Gesellschaft wirfst, damit man dich für eine der Schwachen hält und nicht vor dir erschrickt. Im Laufe unserer nächsten Sitzungen werde ich dir zeigen, wie du die Identität annehmen kannst, die dir in Wahrheit bestimmt ist, wie du dein Schatten-Ich abschüttelst und wahrhaft *lebendig* wirst, wie du das, was in dir steckt, auch nutzt, um die Macht und die Herrlichkeit zu erlangen, die dir vom Schicksal bestimmt sind.«

Ahriman hatte zwei große, reich illustrierte Lehrbücher zur Couch mitgebracht. Die teuren Bände waren an vielen Universitäten Pflichtlektüre für das Studium der Kriminalistik. Es gab kaum einen Polizisten oder Gerichtsmediziner im Land, der sie nicht gekannt hätte, aber die meisten Normalbürger wussten nichts von ihrer Existenz.

Das eine war das absolute Standardwerk der Gerichtspathologie, also der Wissenschaft, mit deren Hilfe man Verletzungen, Wunden und krankhafte Veränderungen des menschlichen Körpers erkennen und interpretieren konnte. Die Gerichtspathologie war für Dr. Ahriman als Mediziner deshalb von Interesse, weil er entschlossen war, an den organischen Trümmerruinen, die bei seinen Spielen zurückblieben, keine Spuren zu hinterlassen, die dazu führen konnten, dass er von seinem Herrensitz in eine Zelle übersiedeln musste, gleichgültig, ob mit gepolsterten Wänden oder nicht.

GEHEN SIE IN DAS GEFÄNGNIS, GEHEN SIE DIREKT DORTHIN war eine Karte; die er nicht zu ziehen gedachte. Schließlich gab es in seinem Spiel, anders als beim Monopoly, keine SIE-KOMMEN-AUS-DEM-GEFÄNGNIS-FREI-Karte.

Beim zweiten Werk handelte es sich um eine Gesamtdarstellung der kriminalistischen Methoden, Vorgehensweisen und technischen Verfahren, die in Mordfällen bei der polizeilichen Ermittlungsarbeit angewendet wurden. Der Arzt hatte es unter dem Gesichtspunkt erworben, dass ein Spieler es nur dann zur Meisterschaft bringen konnte, wenn er die Strategien seines Gegners kannte und somit durchschaute.

Beide Bücher waren Galerien, in denen die düsteren Kunstwerke des Todes ausgestellt wurden. Das Lehrbuch der Gerichtspathologie enthielt markerschütternde Bilder des Grauens in allen seinen Erscheinungsformen. Das kriminalistische Werk hingegen zeigte eine größere Zahl von Aufnahmen, die von Mordopfern direkt am Tatort gemacht worden waren, weshalb sie einen Reiz ausstrahlten, der den Fotos aus den Leichen-

schauhäusern manchmal fehlte, so wie auch ein Schlachthaus optisch interessanter ist als die Ladentheke eines Metzgers. Guggenheim-Museen der Gräuel, Louvres der Gewalt, Ausstellungen des menschlichen Elends und der Grausamkeit, verständlich und leichter zugänglich gemacht durch Quellenverzeichnisse und erklärende Texte zu den Exponaten.

Unterwürfig, mit leicht geöffnetem Mund und großen Augen, saß sie da. Ein leeres Gefäß, das darauf wartete, gefüllt zu werden.

»Du bist sehr hübsch«, sagte Ahriman zu ihr. »Ich muss gestehen, Martie, dass ich, von Susans Schein geblendet, deine Schönheit bislang zu wenig gewürdigt habe. Das ist jetzt anders.«

Wenn die Würze des Leidens hinzukam, würde ihr dies eine unvergleichlich erotische Anziehung verleihen.

Nun war es Zeit für das kriminalistische Lehrbuch. Er schlug eine Seite auf, die mit einem rosafarbenen Merkzettel markiert war.

Ahriman breitete das Buch vor Martie aus und lenkte ihren Blick auf das Foto eines Toten, der auf dem Rücken ausgestreckt auf einem Dielenboden lag. Die nackte Leiche war mit sechsunddreißig Stichen grauenvoll zugerichtet. Der Arzt sorgte dafür, dass Martie ihr Augenmerk besonders darauf richtete, welch überaus fantasievolle Verwendung der Mörder für die Genitalien des Opfers gefunden hatte.

»Und hier, der Schienennagel in der Stirn«, sagte Ahriman. »Stahl, fünfundzwanzig Zentimeter lang, mit einem Kopf von drei Zentimetern Durchmesser, aber man sieht nicht viel von dem Nagel, weil er durch den Schädel in den Eichenfußboden gehämmert wurde. Zweifellos eine Anspielung auf die Kreuzigung – die festgenagelten Hände und die Dornenkrone in einem einzigen starken Bild vereint. Präg es dir ein, Martie. Jedes herrliche Detail.«

Sie betrachtete die Fotografie konzentriert, wie er es ihr be-

fohlen hatte, und ließ den Blick von Wunde zu Wunde wandern.

»Das Mordopfer war ein Priester«, ließ sie der Arzt wissen. »Wahrscheinlich fand der Mörder den Eichenfußboden unpassend, aber bis jetzt ist noch kein Fabrikant für Bauzubehör auf die Idee gekommen, Nut- und Federholz aus Blutweide auf den Markt zu bringen.«

Blaue Bewegung. Blaue Ruhe. Ein vereinzeltes Zwinkern. Das Bild war jetzt eingegeben und gespeichert.

Ahriman blätterte zur nächsten Seite weiter.

*

Dusty hatte damit gerechnet, dass es ihm in seiner Sorge um Martie nicht gelingen würde, sich auf den Roman zu konzentrieren. Aber die Ruhe, die sich beim Eintreten in Dr. Ahrimans Praxis in ihm ausgebreitet hatte, hielt an, und die Geschichte zog ihn wider Erwarten schnell in ihren Bann.

Die Handlung war spannend, die Figuren waren lebendig geschildert, genau, wie es Martie in diesem eigenartig hölzernen Tonfall, wie auswendig gelernt, beschrieben hatte. Dass sie es trotz dieser offensichtlichen Qualitäten des Buchs nicht geschafft hatte, es in den langen Wartezeiten während Susans Therapiesitzungen zu Ende zu lesen oder auch nur einen Einstieg in die Geschichte zu finden, erschien ihm immer unerklärlicher.

Am Anfang eines Absatzes im zweiten Kapitel sprang Dusty der Name *Dr. Yen Lo* ins Auge.

Vor Schreck zuckte er so heftig zusammen, dass ihm das Buch beinahe in hohem Bogen aus der Hand geflogen wäre. Er konnte es gerade noch festhalten, hatte aber die Seite verblättert.

Überzeugt, dass ihm seine Augen einen Streich gespielt hatten, suchte er die entsprechende Stelle. Wahrscheinlich hatte

eine Silbenkombination, die der des asiatischen Namens ähnelte, die Assoziation in seinem Kopf ausgelöst, sodass er sich verlesen hatte.

Dusty blätterte zum zweiten Kapitel, fand die Seite und den Absatz, und da stand, eindeutig schwarz auf weiß, der Name, genau so, wie Skeet ihn in dutzendfacher Wiederholung auf die Notizzettel geschrieben hatte: *Dr. Yen Lo*. Die Schrift verwakkelte vor Dustys Augen, so stark zitterten ihm jetzt die Hände.

Beim Klang des Namens war sein Bruder augenblicklich in diesen seltsam geistesabwesenden, hypnoseartigen Zustand verfallen, und Dusty jagte er in diesem Moment eine solche Gänsehaut über den Rücken, dass sich sein Nacken anfühlen musste wie grober Cordstoff. Selbst die unglaublich beruhigende Wartezimmeratmosphäre konnte die Eiseskälte nicht vertreiben, die ihm das Mark zu einer Temperatur gefrieren ließ, wie sie im Innern eines Gefrierschranks herrschte.

Einen Finger als Lesezeichen zwischen die Seiten geklemmt, schritt er im Wartezimmer auf und ab und versuchte, seine Nervosität so weit in den Griff zu bekommen, dass er das Buch ruhig genug halten konnte, um weiterzulesen.

Wieso hatte ein bloßer Name, noch dazu der Name einer fiktiven Romanfigur, eine so unbegreifliche, zwanghafte Wirkung auf Skeet?

Wenn man sich die Fantasyromane vor Augen hielt, die er normalerweise zu verschlingen pflegte und unter denen sich die Bücherborde in seiner Wohnung bogen, musste man annehmen, dass er diesen Thriller nicht einmal gelesen hatte. Es kamen kein einziger Drache, keine Fee und auch kein Zauberer darin vor.

Nachdem Dusty etliche Runden im Zimmer gedreht hatte und langsam zu begreifen begann, wie sich ein Panther im Zoo fühlen musste, kehrte er zu seinem Sessel zurück. Ihm war dabei immer noch so zumute, als hätte sich alles Rückenmark wie erkaltetes Quecksilber am unteren Ende seiner Wirbelsäule

gesammelt.

Er nahm die Lektüre wieder auf. *Dr. Yen Lo* …

49. Kapitel

Schlampige Arbeit, diese Enthauptung, offensichtlich mit dem falschen Werkzeug durchgeführt.

»Besonders interessant sind hier die Augen des Opfers, Martie. Wie groß sie wirken! Die oberen Lider sind durch den Schock derart stark nach oben gezogen, dass es aussieht, als wären sie abgeschnitten. Ein solches Staunen in diesen Augen, ein so unirdischer Ausdruck, als wäre ihm in der Sekunde seines Todes ein Blick auf das gestattet worden, was ihn im Jenseits erwartete.«

Sie betrachtete die unglückseligen Augen. Blinzelte. Blinzelte.

Ahriman schlug die nächste markierte Seite auf und sagte: »Dieses Bild ist von besonderer Bedeutung, Martie. Sieh es dir gut an.«

Sie beugte sich tiefer über das Buch.

»Du und Dusty, ihr werdet eines Tages eine Frau auf ähnliche Weise verstümmeln, und ihr werdet die einzelnen Körperteile zu einem ebenso raffinierten Tableau anordnen. Hier ist das Opfer ein Mädchen, erst vierzehn Jahre alt. Ihr beide werdet es mit einer etwas älteren Person zu tun haben.«

Der Arzt war von der Fotografie so überaus fasziniert, dass er die ersten beiden Tränen erst sah, als sie ihren Weg über Marties Wangen schon fast zur Gänze zurückgelegt hatten. Als er den Kopf hob und dann das Perlenpaar entdeckte, war er darüber ziemlich überrascht.

»Martie, du müsstest dich eigentlich am Grunde deines Bewusstseins befinden, tief unten in der Kapelle. Sag mir, ob das der Ort ist, an dem du dich befindest.«

»Ja. Hier. Die Kapelle.«

In diesem Zustand, in dem ihr Ich so vollständig unterdrückt war, hätte sie eigentlich weder auf das, was sie sah, noch auf

das, was ihr angetan wurde, eine Gefühlsregung zeigen dürfen. Damit sie zu einer so pikanten Reaktion überhaupt fähig war, hätte er sie, wie zuletzt bei Susan, aus dem Innern der Kapelle sozusagen ein paar Stufen nach oben, auf eine andere Ebene des Bewusstseins holen müssen.

»Sag mir, was los ist, Martie.«

Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch. »Dieser Schmerz.«

»Du hast Schmerzen?«

»Sie.«

»Sag mir, wer.«

Die Augen mit schimmernden Tränen gefüllt, deutete sie auf die grotesk arrangierte Mädchenleiche im Bild.

Überrascht sagte Ahriman: »Das ist nur eine Fotografie.«

»Von einem wirklichen Menschen«, murmelte sie.

»Sie ist schon lange tot.«

»Sie hat einmal gelebt.«

Marties Tränendrüsen waren offensichtlich von ausgezeichneter Qualität. Ihre Tränensäcke entleerten sich in Tränenseen, die gleich darauf den Überflutungspegel erreichten, um dann mit den nächsten zwei Tropfen etwas von dem Elend aus ihren Augen zu schwemmen.

Der Anblick erinnerte Ahriman an die Träne, die Susan in der letzten Minute ihres Lebens herausgepresst hatte. Das Sterben war natürlich eine Ausnahmesituation, selbst wenn es ruhig, im Zustand vollkommener Selbstentfremdung vor sich ging. Martie war nicht im Begriff zu sterben. Und dennoch diese Tränen.

»Du kanntest das Mädchen doch nicht«, hakte der Arzt nach.

Ein kaum vernehmbares Flüstern. »Nein.«

»Vielleicht hat sie es verdient.«

»Nein.«

»Sie könnte eine jugendliche Prostituierte gewesen sein.«

Leise, tonlos: »Spielt keine Rolle.«

»Vielleicht war sie selbst eine Mörderin.«

»Sie ist ich.«

»Was soll das heißen?«, fragte er.

»Was soll das heißen?«, echote sie.

»Du hast gesagt, sie sei du. Erklär mir das.«

»Das kann man nicht erklären.«

»Dann ist es ohne Bedeutung.«

»Man kann es nur wissen.«

»Man kann es nur wissen«, wiederholte er gereizt.

»Ja.«

»Soll das ein Rätsel sein, ein Zen-Koan vielleicht oder so etwas?«

»Soll es das?«

»Frauen«, stieß er ungeduldig hervor.

Martie schwieg.

Der Arzt klappte das Buch zu, betrachtete einen Moment lang ihr Gesicht im Profil und sagte dann: »Sieh mich an!«

Sie wandte ihm den Blick zu.

»Halt still«, sagte er. »Ich möchte davon kosten.«

Mit diesen Worten drückte er die Lippen erst auf das eine, dann auf das andere überfließende Auge. Dann noch ein kleines Spiel mit der Zunge.

»Salzig«, sagte er, »aber da ist noch etwas anderes. Etwas ganz Zartes, ein faszinierender Beigeschmack.«

Er musste noch einmal daran nippen. Eine REM-Phase bewirkte, dass ihr Augapfel auf für ihn erotische Weise unter seiner Zungenspitze vibrierte.

Ahriman rückte wieder ein Stück von ihr ab und sagte: »Herb, aber nicht bitter.«

Gesicht feuchtschimmernd. Im Auge das Leid der Welt. Und doch strahlend schön.

Drei viel versprechende Zeilen, die es wert sein mochten, dass er sie zu Papier brachte. Der Arzt speicherte das Haiku im Geist, um es später noch auszufeilen.

Als hätte die Hitze seiner Lippen ihre Tränendrüsen ausgetrocknet, waren Marties Tränen wieder versiegt.

»Ich werde mehr Spaß mit dir haben, als ich dachte«, sagte Ahriman. »Es wird einige Raffinesse erfordern, aber die Mühe wird sich bestimmt lohnen. Wie bei jedem guten Spielzeug ist deine Form – dein Geist und dein Herz – in ihrer künstlerischen Vollendung mindestens ebenso faszinierend wie deine Funktion. Nun möchte ich, dass du völlig ruhig, distanziert, aufmerksam und gehorsam bist.«

»Ich verstehe.«

Er schlug das Buch wieder auf.

Unter der geduldigen Anleitung des Arztes studierte sie, tränenlos diesmal, das Tatortfoto des verstümmelten Mädchens, dessen Gliedmaßen der Mörder auf fantasievolle Weise neu arrangiert hatte. Ahriman befahl ihr, sich vorzustellen, wie es wäre, wenn sie selbst eine solche Gräueltat begehen würde, sich an der abscheulichen, blutigen Wirklichkeit dessen, was sie hier auf diesem Hochglanzfoto sah, zu weiden. Um sicherzugehen, dass Martie bei dieser Übung mit allen ihren fünf Sinnen bei der Sache war, versorgte er sie, gestützt auf sein medizinisches Wissen, seine persönliche Erfahrung und seine gut ausgebildete Fantasie, mit vielerlei Einzelheiten über Farbe, stoffliche Konsistenz und Gerüche.

Dann weiter zu den nächsten Seiten. Zu anderen Bildern. Frische Leichen, aber auch menschliche Körper in den verschiedensten Stadien der Verwesung.

Blinzeln.

Blinzeln.

Schließlich stellte er die beiden schweren Bände ins Bücherregal zurück.

Weil es ihm beträchtliche Befriedigung bereitet hatte, ihr Gefallen am Tod zu vermitteln, hatte er sich eine Viertelstunde über die vorgesehene Zeit mit Martie beschäftigt. Manchmal dachte der Arzt, dass er auch ein ausgezeichneter Lehrer

geworden wäre, mit Tweedanzug, Hosenträgern, Fliege und allem Drum und Dran; dass ihm die Arbeit mit Kindern Spaß gemacht hätte, stand fraglos fest.

Er befahl Martie, sich auf den Rücken zu legen und die Augen zu schließen. »Ich hole Dusty jetzt herein, aber du wirst kein Wort von dem hören, was ich mit ihm berede. Du wirst die Augen erst wieder öffnen, wenn ich es dir sage. Du wirst dich jetzt an einen lautlosen, lichtlosen Ort begeben, in einen tiefen Schlaf, aus dem du im Innern deiner Kapelle wieder erwachst, wenn ich dich auf die Augen küsse und *Prinzessin* zu dir sage.«

Nach etwa einer Minute nahm der Arzt Marties linke Hand und maß den Puls. Langsam, träge, regelmäßig. Zweiundfünfzig Schläge in der Minute.

Und nun zu Mr. Rhodes, Malermeister, Studienabbrecher, Westentaschenintellektueller, ahnungsloses Werkzeug der Vergeltung, dessen zweifelhafter Ruf sich bald von Ozean zu schimmerndem Ozean ausbreiten würde.

*

In dem Roman ging es hauptsächlich um Gehirnwäsche, was Dusty ein paar Seiten, nachdem er auf Dr. Yen Lo gestoßen war, klar wurde.

Er fand die Entdeckung fast ebenso alarmierend wie die Tatsache, dass ihm der Name von Skeets Notizzetteln in diesem Buch wiederbegegnet war. Diesmal blieb er an seinem Platz sitzen, und das Buch zitterte auch nicht in seinen Händen; er murmelte lediglich leise vor sich hin: »Hurensohn.«

In der Wohnung des Jungen hatte Dusty sich vergebens bemüht, einen Hinweis auf irgendeinen Sektenzusammenhang zu finden. Keine Traktate und Pamphlete, keine religiösen Gewänder und Kultgegenstände. Keine Spur von einem Huhn, das ängstlich gackernd darauf wartete, auf dem Opferaltar ge-

schlachtet zu werden. Und nun, in einem Moment, in dem Dusty nicht einmal an Skeets Probleme *gedacht* hatte, sprang ihm dieser geheimnisvolle chinesische Arzt aus Condons Roman entgegen und offenbarte sich als Fachmann in der Kunst und Wissenschaft der *Gehirnwäsche*.

Dusty glaubte nicht an Zufälle. Das Leben war ein Gewebe, in dem man ein Muster erkennen konnte, sofern man danach suchte. Dieses Buch war nicht zufällig dasjenige, das Martie seit Monaten mit sich herumtrug. Es war ihnen in die Hände gespielt worden, weil es einen Schlüssel zur Wahrheit dieser wahnwitzigen Situation enthielt. Er hätte sein linkes Ei dafür gegeben – oder vielleicht doch lieber alles Geld, das sie auf dem Konto hatten –, um zu erfahren, wer dafür gesorgt hatte, dass der *Botschafter der Angst* just in dem Moment auftauchte, in dem er gebraucht wurde. Obwohl Dusty daran glaubte, dass der Kosmos nach einem klugen Plan entworfen war, hielt er es doch für wahrscheinlicher, dass Gottes Wunder sich in den konventionelleren Phänomenen eines Flammenbuschs oder einer Himmelserscheinung äußerten anstatt auf den Seiten eines Taschenbuchthrillers. Da es also weder Gott noch ein Zufall zu sein schien, konnte es sich nur um einen Menschen aus Fleisch und Blut handeln.

Wie ein Stimmenimitator hörte Dusty sich selbst laut vor sich hin reden. Die Erkenntnis, dass er zu wenig wusste, um sich die eigenen Fragen zu beantworten, brachte ihn zum Schweigen.

In Condons Roman, der während des Koreakriegs und in der Zeit danach spielte, hatte Dr. Yen Lo amerikanische Soldaten einer Gehirnwäsche unterzogen und aus einem von ihnen, ohne dass der Betroffene wusste, was mit ihm geschehen war, eine Mordmaschine gemacht. Als gefeierter Kriegsheld in die Heimat zurückgekehrt, sollte dieser Soldat ein normales Leben führen – bis er durch ein schlichtes Patiencespiel aktiviert und zum ferngesteuerten Mörder wurde.

Aber der Koreakrieg war 1953 beendet worden, und der Ro-

man war 1959, lange vor Dustys Geburt, erschienen. Weder der junge Soldat noch Dr. Yen Lo war eine reale Person. Es gab keinen ersichtlichen Grund für eine Verbindung zwischen diesem Roman und Dusty, Martie und Skeet mit seinen Haiku-Regeln.

Er musste weiterlesen, um zu sehen, ob ihn das Buch einer Erkenntnis näher brachte.

Nachdem er ein paar Seiten überflogen hatte, hörte Dusty, wie auf der anderen Seite der Tür der Hebelgriff knirschend betätigt wurde und der Riegel aufschnappte, und unwillkürlich hatte er das Gefühl, dass er sich nicht bei seiner Lektüre ertappen lassen durfte. Eine unerklärliche Nervosität hatte Besitz von ihm ergriffen, und als die Tür mit dem Plopp und dem leisen Stöhnen einer sich öffnenden Vakuumversiegelung aufging, ließ er das Buch so erschrocken fallen, als hätte man ihn mit einem üblen Porno in der Hand oder, noch schlimmer, mit einem der zahlreichen pompösen Werke seines Vaters oder seiner Stiefväter erwischt.

Das Buch rutschte über den kleinen Beistelltisch neben dem Sessel, kippte über den Rand und fiel genau in dem Moment mit einem klatschenden Geräusch zu Boden, als die schwere Tür aufging und Dr. Ahriman im Rahmen erschien. Noch bevor es den Boden erreicht hatte, sprang Dusty mit glühenden Wangen auf und übertönte mit einem gekünstelten Husten das Geräusch des fallenden Buches.

Um Fassung bemüht, hörte er sich selbst stammeln: »Doktor, ist Martie … War es … Wird sie …«

»Viola Narvilly«, sagte der Arzt.

»Ich höre.«

50. Kapitel

Nachdem Dr. Ahriman Dusty mit dessen persönlichem Haiku aktiviert hatte, führte er ihn ins Sprechzimmer und dirigierte ihn in den Sessel, in dem zuvor Martie gesessen hatte. Dusty würdigte Martie, die schlafend auf der Couch lag, keines Blickes.

Eine Minute lang saß Dr. Ahriman Dusty schweigend gegenüber und musterte sein Studienobjekt aufmerksam. Der Mann wirkte geistesabwesend, reagierte aber augenblicklich auf seine Stimme. Seine unbeteiligte Miene war nicht befremdlicher als der Gesichtsausdruck, den man bei Autofahrern beobachten konnte, die im Berufsverkehr in einem schier endlosen Stau standen.

Dustin Rhodes war eine Neuerwerbung in Ahrimans Sammlung. Es war noch keine zwei Monate her, dass ihn der Arzt unter seine Kontrolle gebracht hatte.

Es war Martie persönlich gewesen, die unter Ahrimans Anleitung ihrem Ehemann bei drei aufeinander folgenden Gelegenheiten die peinlich genau bemessene Mischung chemischer Substanzen verabreicht hatte, die notwendig waren, um ihn in den Dämmerschlaf zu versetzen, in dem er am effektivsten zu programmieren war: Rohypnol, Phencyclidin, Valium und ein Stoff, der – wenn auch nur ein paar Eingeweihten – als Santa Fe Nr. 46 bekannt war. Da für Dusty ein Essen ohne Nachtisch nicht denkbar war, hatte er die erste Dosis in einer Portion Erdnussbutter-Pie bekommen; die zweite war ihm am übernächsten Abend, ohne geschmacklich abzufärben, in einem mit gerösteten Kokosflocken garnierten Flan serviert worden; die dritte, wiederum drei Tage später verabreicht, war so perfekt in einem Eisbecher mit Karamelsoße, Maraschinokirschen, Mandeln und gehackten Datteln getarnt, dass selbst ein Spürhund sie nicht hätte aufstöbern können.

Der Mann war ein Genießer. Zumindest was seine kulinarischen Gewohnheiten betraf, erkannte der Arzt in ihm gewissermaßen einen Seelenverwandten.

Das Programmieren selbst hatte im Schlafzimmer der Rhodes' stattgefunden: Dusty auf dem Bett, Martie im Lotossitz auf der großen Lammfellunterlage in der Zimmerecke, eine Stehlampe als behelfsmäßiges Infusionsgestell. Es hatte hervorragend geklappt.

Der Hund hätte zum Problem werden können, aber er war so sanftmütig und gehorsam, dass er nicht mehr als ein drohendes Knurren zustande gebracht hatte. Sie hatten ihn mit einem Wassernapf, einer Quietschente und einem Kauknochen in Marties Arbeitszimmer eingesperrt.

Nachdem sich bei Dusty eine kurze REM-Phase wieder gelegt hatte, sagte Dr. Ahriman zu ihm: »Es wird nicht lange dauern, aber meine heutigen Anweisungen sind sehr wichtig.«

»Ja, Sir.«

»Martie wird am Freitag wieder zu einer Sitzung hierher kommen, das ist übermorgen, und du musst deinen Zeitplan unbedingt so einrichten, dass du sie begleiten kannst. Sag mir, ob das klar ist.«

»Ja. Klar.«

»Gut. Du hast mich gestern mit deinem heldenhaften Einsatz bei den Sorensons ziemlich überrascht. Das war nicht nach meinem Plan. Wenn du in Zukunft bei einem Selbstmordversuch deines Bruders Skeet anwesend bist, wirst du dich nicht einmischen. Du kannst ihm ein paar gute Worte mit auf den Weg geben, aber du wirst nichts tun außer reden, und am Ende wirst du es zulassen, dass Skeet sich umbringt. Sag mir, ob du das verstanden hast.«

»Ich habe verstanden.«

»Wenn er sich umbringt, wirst du am Boden zerstört sein. Und wütend. Furchtbar wütend. Du wirst deinen Gefühlen freien Lauf lassen. Und du wirst wissen, gegen wen du deine

Wut zu richten hast, denn der Name wird im Abschiedsbrief auftauchen. Auf dieses Thema gehen wir am Freitag noch näher ein.«

»Ja, Sir.«

Stets zu einem kleinen Scherz aufgelegt, auch dann, wenn er sehr beschäftigt war, sagte er mit einem Seitenblick auf Martie: »Deine Frau ist knackig, findest du nicht?«

»Finde ich das?«

»Ob du der Meinung bist oder nicht, ich finde jedenfalls, dass sie ein knackiges Weib ist.«

Die Grundfarbe von Dustys Augen war Grau; was sie aber einmalig machte, waren die blauen Einsprengsel darin. Als Kind hatte Ahriman Murmeln gesammelt. Er hatte sie säckeweise besessen, die hübschen kleinen Glaskugeln, und es waren drei darunter gewesen, die zwar nicht ganz so strahlend, aber doch ähnlich gewesen waren wie Dustys Augen. Martie fand die Augen ihres Mannes besonders anziehend, und genau aus diesem Grund hatte es ihm auch so viel Spaß gemacht, sie so zu programmieren, dass ihre Autophobie in dem Moment erstmals richtig zum Ausbruch kam, in dem sie plötzlich die Vision hatte, einen Schlüssel in eines dieser geliebten Augen zu bohren.

»Keine einsilbigen Antworten mehr zu diesem Thema«, sagte Ahriman. »Wir wollen in aller Ausführlichkeit über den knakkigen Körper deiner Frau reden.«

Dustys Blick war nicht auf den Arzt, sondern auf einen Punkt in der Luft gerichtet, der irgendwo zwischen ihnen lag, als er mit gänzlich ausdrucksloser Automatenstimme sagte: »Mit knackig ist vermutlich *saftig* gemeint.«

»Richtig«, sagte Ahriman.

»Trauben sind saftig. Erdbeeren. Orangen. Ein gutes Schweinskotelett ist saftig«, sagte Dusty. »Aber als Beschreibung für eine Person … ist der Ausdruck nicht ganz treffend.«

Mit einem entzückten Lächeln sagte Ahriman: »Ach, wirk-

lich … als Beschreibung nicht ganz treffend? Vorsicht, Herr Malermeister. Ihre Gene machen sich bemerkbar. Und wenn ich nun ein Kannibale wäre?«

Dusty, der in seinem augenblicklichen Zustand eine solche Frage nur mit der Bitte um weiterreichende Einzelheiten beantworten konnte, fragte: »Bist du ein Kannibale?«

»Wäre ich ein Kannibale, so könnte es eine hinlänglich treffende Beschreibung sein, wenn ich deine Frau als *saftig* bezeichne. Klären Sie mich mit Ihrer Meinung zu dieser These auf, Mr. Dustin Penn Rhodes.«

Dustys Stimme war genauso ausdruckslos wie zuvor, aber sie nahm jetzt einen leicht pedantischen Tonfall an, den der Arzt höchst amüsant fand. »Vom Standpunkt eines Kannibalen betrachtet, ist das Wort treffend.«

»Ich fürchte, hinter all deiner proletarischen Bodenständigkeit lauert insgeheim ein salbadernder Professor.«

Darauf sagte Dusty nichts, nur die Augen fingen wieder an, hin und her zu zucken.

»Na schön«, fuhr Ahriman fort, »ich bin zwar kein Kannibale, aber ich finde deine Frau trotzdem knackig und saftig. Wenn ich es mir recht überlege, werde ich ihr von jetzt an sogar einen neuen Kosenamen geben. Sie wird mein kleines *Schweinskotelett* sein.«

Der Arzt beendete die Sitzung mit der üblichen Anweisung an sein Gegenüber, nichts von dem, was zwischen ihnen stattgefunden hatte, in der bewussten Erinnerung oder in einem ihm zugänglichen Winkel des unbewussten Gedächtnisses zu bewahren. Dann sagte er: »Du wirst jetzt ins Wartezimmer zurückkehren, Dusty. Nimm das Buch, in dem du gelesen hast, und setz dich auf den Platz, auf dem du vorhin gesessen hast. Such im Text die Stelle, an der du unterbrochen wurdest. Dann wirst du im Geist die Kapelle verlassen, in der du dich jetzt befindest. Wenn sich die Tür der Kapelle hinter dir schließt, wird jede Erinnerung an das ausgelöscht sein, was von dem

Aufschnappen des Riegels und meinem Eintreten an bis zum Erwachen aus deinem gegenwärtigen Zustand geschehen ist. Dann steigst du die Stufen von der Kapelle nach oben und zählst dabei bis zehn. Wenn du bei zehn bist, hast du dein volles Bewusstsein wiedererlangt … und nimmst die Lektüre wieder auf.«

»Ich verstehe.«

»Einen schönen Tag noch, Dusty.«

»Vielen Dank.«

»Bitte sehr.«

Dusty erhob sich aus dem Sessel und ging auf die Tür zu, auch diesmal, ohne seine Frau ein einziges Mal anzusehen.

Als der Ehemann draußen war, wandte sich Ahriman wieder der Ehefrau zu, trat an die Couch und betrachtete sie lange. Saftig, aber hoppla!

Er ließ sich vor der Couch auf ein Knie sinken und küsste Martie auf beide Lider. »Mein kleines Schweinskotelett.«

Natürlich bewirkte er damit gar nichts, aber es reizte ihn zum Lachen.

Noch ein Kuss auf beide Augen. »Prinzessin.«

Sie erwachte, war aber noch nicht bei Bewusstsein, sondern befand sich nach wie vor in ihrer inneren Kapelle.

Ahrimans Anweisung folgend, kehrte sie zu dem Sessel zurück, in dem sie anfänglich gesessen hatte.

Er nahm ebenfalls wieder in seinem Sessel Platz und sagte: »Martie, für den Rest des Nachmittags und in den frühen Abendstunden wirst du dich ruhiger fühlen als in den vergangenen vierundzwanzig Stunden. Deine Autophobie ist nicht verschwunden, aber sie ist ein gutes Stück in den Hintergrund getreten. Eine Zeit lang wirst du nur ein leises Unbehagen spüren, ein leichtes Gefühl der Verletzlichkeit. Im Abstand von jeweils einer Stunde wirst du heftigere Angstattacken erleben, die aber zunächst höchstens zwei Minuten anhalten. Später jedoch, sagen wir, so gegen neun Uhr, wird dich die schlimm-

ste Panikattacke überfallen, die du bislang erlebt hast. Sie wird sich so entwickeln und zuspitzen, wie du es schon kennst … aber plötzlich werden die Bilder von den gequälten und ermordeten Menschen vor dir auftauchen, die du dir gemeinsam mit mir angesehen hast, von den mit Stich- und Schusswunden übersäten und verstümmelten Leichen, von den verwesenden Kadavern, und gegen alle Vernunft wirst du davon überzeugt sein, dass du für das verantwortlich bist, was ihnen angetan wurde, dass du selbst sie gequält und ermordet hast. Mit deinen eigenen Händen. Sag mir, ob du verstehst, was ich gerade gesagt habe.«

»Mit meinen Händen.«

»Die Ausgestaltung des großen Moments überlasse ich dir. Das Ausgangsmaterial dafür hast du bekommen.«

»Ich verstehe.«

Augen voller Glut. Schmorend im Sud des Eros. Saftiges Kotelett.

Ein Haiku mit kulinarischer Symbolik. Nicht gerade die Art von Versen, die ein Meister der japanischen Dichtkunst gutgeheißen hätte, aber obwohl der Arzt großen Respekt für den strengen formalen Aufbau des Haiku hatte, betrachtete er sich doch auch als einen so freien Geist, dass er von Zeit zu Zeit seinen eigenen Regeln folgte.

*

Dusty war in die Geschichte von Dr. Yen Lo und seinem fanatischen Team kommunistischer Gehirnwäsche-Experten vertieft, die ihr Unwesen mit dem Bewusstsein unglücklicher US-Soldaten trieben, als er völlig unvermittelt hervorstieß: »Verdammt, was hat das denn zu bedeuten?«, womit er auf die Tatsache anspielte, dass er dieses Buch in den Händen hielt.

Fast hätte er den *Botschafter der Angst* quer durch das Wartezimmer geschleudert, konnte sich aber gerade noch bremsen

und ließ es stattdessen auf den Beistelltisch neben dem Sessel fallen und schüttelte dann seine Rechte, als hätte er sich an dem Buch verbrannt.

Er sprang auf und starrte auf das verdammte Ding. Hätte ein böser Zauberer das Buch in eine Klapperschlange verwandelt, sein Schreck und sein Entsetzen hätten nicht größer sein können.

Als er es endlich wagte, den Blick von dem Buch abzuwenden, sah er zur Praxistür hinüber. Geschlossen. Sie sah aus, als wäre sie schon immer und seit jeher geschlossen. Ehrfurcht gebietend wie ein Monolith.

Das Knirschen des Hebels, das Klicken der Verriegelung: Beide Geräusche hatte er deutlich gehört. Verlegenheit, Schreck, Scham, die Ahnung einer drohenden Gefahr. Diese und andere unerklärliche Gefühle waren durch ihn hindurch gefahren wie ein elektrischer Funke, der knisternd von einem Drahtende zum nächsten übersprang: *Du darfst dich nicht mit diesem Buch in der Hand ertappen lassen!* Instinktiv hatte er es auf den Tisch geworfen, und weil dieser eine Oberfläche aus glatt poliertem Granit hatte, war es darüber gerutscht und zu Boden gefallen. Die Tür hatte ihr Vakuum-Plopp-Stöhnen von sich gegeben, und er war eben im Begriff gewesen aufzuspringen, als das Buch mit einem klatschenden Geräusch auf den Boden geplumpst war, und dann …

… und dann hielt er das Buch wieder in der Hand und las darin, saß im Sessel, als hätte es den Knirsch-Klick-Plopp-Stöhn-Schreckensmoment nie gegeben. Vielleicht lief sein ganzes Leben von der Wiege bis ins Grab als Videofilm dort oben im Reich Gottes ab, wo ihn einer der himmlischen Cutter für ein paar Sekunden zurückgespult hatte, bis zu dem Augenblick, bevor ihn die Türgeräusche erschreckt hatten, und der Cutter hatte alle Ereignisse dieser Zeitspanne herausgeschnitten, dabei aber vergessen, auch seine Erinnerung daran zu löschen. Offensichtlich ein Anfänger, der noch viel zu lernen

hatte.

Magie. Dusty fielen die Fantasyromane in Skeets Wohnung ein. Zauberer, Hexenmeister, Geisterbeschwörer, Hellseher. Erlebnisse dieser Art konnten einen Menschen dazu bringen, an magische Kräfte zu glauben – oder am eigenen Verstand zu zweifeln.

Er griff nach dem Buch, das ihm – zum zweiten Mal? – aus der Hand gefallen war, doch dann zögerte er und tippte es vorsichtig mit dem Zeigefinger an. Aber es begann weder zu fauchen, noch öffnete es ein Auge, um ihm zuzuzwinkern.

Irritiert hob er es auf, drehte und wendete es in den Händen und ließ dann die Seiten über den Daumen streichen.

Das Geräusch erinnerte ihn an das Mischen eines Kartenspiels, und das wiederum rief ihm ins Gedächtnis, dass der amerikanische Soldat in dem Roman, derjenige, der durch Gehirnwäsche zum Mörder programmiert worden war, erst dann aktiv wurde, wenn man ihm ein Kartenspiel gab und ihn fragte: *»Warum vertreibst du dir nicht die Zeit mit einer kleinen Patience?«* Damit die gewünschte Wirkung erzielt wurde, musste die Frage in genau diesem Wortlaut gestellt werden. Daraufhin spielte der Soldat so lange Patience, bis er die Karo-Dame umdrehte, was wiederum dem Programmierer, der ihn dann darauf vorbereitete, seine Befehle entgegenzunehmen, Zugang zu seinem Unterbewusstsein verschaffte.

Mit nachdenklicher Miene ließ Dusty die Seitenkanten des Buchs noch einmal über seinen Daumen streichen.

Dann setzte er sich, immer noch nachdenklich, immer noch flüchtig durch die Seiten blätternd, in den Sessel.

Er hatte es hier nicht mit Magie zu tun. Womit er es zu tun hatte, war vielmehr eine weitere Erinnerungslücke, nur ein paar Sekunden, eine noch kürzere Zeitspanne als der Moment, den er am Tag zuvor in der Küche am Telefon verbracht hatte.

Kürzer?

Stimmte das wirklich?

Er warf einen Blick auf die Armbanduhr. Vielleicht auch nicht. Er konnte es nicht mit Sicherheit sagen, weil er nicht mehr auf die Uhr gesehen hatte, nachdem er angefangen hatte, in dem Roman zu lesen. Die Zeitspanne, die ihm in der Erinnerung fehlte, konnte ein paar Sekunden, aber ebenso gut auch zehn Minuten oder sogar noch länger gewesen sein.

Fehlende Zeit.

Welchen Sinn ergab das?

Keinen.

Von Ahnungen getrieben und mit seinen Gedanken auf Pfaden wandernd, die verschlungener waren als das Gedärm eines Menschen, konnte Dusty sich nicht mehr auf den Roman konzentrieren. Er ging zum Garderobenständer, steckte das Buch aber nicht in Marties, sondern in seine eigene Jackentasche.

Aus der anderen Tasche holte er das Handy hervor.

Angenommen, die durch Gehirnwäsche programmierte Person wurde nicht mit einer präzise formulierten längeren Frage aktiviert – *Warum vertreibst du dir nicht die Zeit mit einer kleinen Patience?* –, sondern lediglich mit einem Namen? *Dr. Yen Lo.*

Angenommen, der Programmierer erhielt nicht durch das Auftauchen der Karo-Dame Zugang zum Unterbewusstsein dieser Person, sondern durch ein paar Gedichtzeilen? Ein Haiku.

Nervös auf und ab wandernd, wählte er Ned Motherwells Handynummer.

Nach dem fünften Klingelton hörte er Neds Stimme. Er war noch bei den Sorensons. »Wir konnten heute nicht streichen, weil vom Regen noch alles nass ist, aber wir haben alles so weit vorbereitet, dass wir morgen gleich loslegen können. Fig und ich, wir haben heute ohne diesen durchgeknallten kleinen Scheißer, der ohnehin nur mit irgendeinem Stoff vollgepumpt im Weg rumsteht, zu zweit mehr Arbeiten erledigt als sonst an

zwei Tagen.«

»Danke der Nachfrage«, sagte Dusty. »Skeet geht es gut.«

»Hoffentlich treten sie ihm da, wo immer du ihn hingebracht hast, rund um die Uhr in seinen knochigen Arsch.«

»Da kannst du ganz beruhigt sein. Ich habe ihm einen Platz im Krankenhaus zur heiligen Maria der Arschtreter verschafft.«

»Wäre klasse, wenn es ein solches Krankenhaus wirklich gäbe.«

»Wenn deine Freunde von den Straight Edgers die Kirche des Landes übernehmen, wird es bestimmt in jeder Stadt eins geben. Hör zu, Ned, kann Fig für heute den Rest bei den Sorensons allein machen, während du mir einen Gefallen tust?«

»Klar. *Fig* ist kein Dope fressender, selbstzerstörerischer alter Sack. Auf *Fig* ist Verlass.«

»Hat er Big Foot in letzter Zeit gesehen?«

»Wenn er es je behauptet, glaube ich es ihm aufs Wort.«

»Ich auch«, sagte Dusty.

Er erklärte Ned Motherwell, was dieser für ihn tun sollte, und sie verabredeten einen Ort und eine Uhrzeit, zu der sie sich später treffen wollten.

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, steckte Dusty das Handy in die Halterung an seinem Gürtel. Dann sah er auf die Uhr. Fast drei Uhr. Er setzte sich wieder.

Zwei Minuten später saß Dusty nach vorn gebeugt da – die Unterarme auf die Schenkel gestützt, die Hände zwischen den Knien gefaltet – und dachte so angestrengt nach, dass sein Schädel eigentlich sichtbar hätte rauchen müssen. Als der Hebelgriff auf der anderen Seite der Tür knirschte und der Riegel mit einem Klicken aufschnappte, zuckte er zusammen, sprang diesmal aber nicht wie von der Tarantel gestochen auf die Füße.

Martie kam selig lächelnd aus dem Sprechzimmer, Dusty, nicht ganz so selig lächelnd, stand auf, um ihr entgegenzuge-

hen, Dr. Ahriman trat väterlich lächelnd nach Martie in das Wartezimmer, und Dusty lächelte beim Anblick des Arztes vielleicht auch ein kleines bisschen seliger, weil der Mann so viel fachliche Kompetenz, Einfühlungsvermögen, Zuversicht und überhaupt nur Positives ausstrahlte.

»Ausgezeichnete Sitzung«, sagte Dr. Ahriman zu Dusty. »Wir machen bereits Fortschritte. Ihre Frau wird hervorragend auf die Therapie ansprechen, davon bin ich überzeugt, ganz ehrlich.«

»Gott sei Dank«, sagte Dusty, während er Marties Jacke vom Haken nahm.

»Das heißt natürlich nicht, dass nicht auch schwere Zeiten kommen werden«, sagte der Arzt und schränkte seine günstige Prognose damit wieder ein wenig ein. »Vielleicht sogar schlimmere Panikattacken als die, die sie bis dato erlebt hat. Schließlich haben wir es hier mit einer seltenen und komplizierten Form von Phobie zu tun. Aber bei allen kurzfristigen Rückschritten, die wir möglicherweise erleben, bin ich mir absolut sicher, dass sie langfristig völlig geheilt wird.«

»Langfristig?«, sagte Dusty ganz unbesorgt, weil sich angesichts des zuversichtlichen Lächelns, das Dr. Ahrimans Lippen umspielte, kein Mensch hätte Sorgen machen können.

»Ein paar Monate, nicht mehr«, versicherte der Arzt. »Vielleicht sogar viel weniger. Störungen dieser Art haben ihre eigene Uhr, die wir leider nicht stellen können. Aber wir haben allen Grund, optimistisch zu sein. Ich schlage für den Augenblick nicht einmal eine medikamentöse Behandlung vor. Ich würde sagen, wir beschränken uns in den nächsten paar Wochen auf die Therapie, und dann sehen wir weiter.«

Dusty war schon im Begriff, das Valium zu erwähnen, das Dr. Closterman verschrieben hatte, aber Martie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

»Ich fühle mich jetzt schon viel besser«, sagte sie, während sie in die Lederjacke schlüpfte, die Dusty ihr hinhielt. »Sehr

viel besser, wirklich. Ganz ehrlich.«

»Wir sehen uns also nächsten Freitagvormittag wieder. Zehn Uhr«, sagte Dr. Ahriman.

»Wir werden da sein«, sagte Dusty.

Ahriman nickte lächelnd. »Das werden Sie, da bin ich mir ganz sicher.«

Als der Arzt in sein Sprechzimmer zurückkehrte und die schwere Tür hinter ihm ins Schloss fiel, war es, als hätte er etwas Wärme mit aus dem Raum genommen. Ein leichter Frost breitete sich im Wartezimmer aus.

»Er ist wirklich ein hervorragender Psychiater«, bemerkte Martie.

Während Dusty den Reißverschluss seiner Jacke zumachte, sagte er: »Er ist sehr um das Wohl seiner Patienten besorgt.« Im selben Augenblick stellte er sich, obwohl er immer noch selig lächelte und sich wohl fühlte, in irgendeinem störrischen Winkel seines Bewusstseins die Frage, woher er eigentlich wusste, dass Dr. Ahriman sich nicht ausschließlich darum sorgte, ob seine Honorare stimmten.

Martie öffnete die Tür zum Korridor und sagte: »Er wird das Problem aus der Welt schaffen. Ich habe da ein gutes Gefühl.«

Auf dem Weg zu den Aufzügen fragte Dusty plötzlich: »Wer benutzt eigentlich heutzutage noch den Ausdruck *bis dato*?«

»Wie meinst du das?«

»Er hat ihn benutzt. Dr. Ahriman. *Bis dato.*«

»Wirklich? Na ja, es gibt diesen Ausdruck ja, oder etwa nicht?«

»Aber wie oft hörst du ihn? Wenn du nicht gerade in einer Anwaltskanzlei oder einem Gerichtssaal bist, meine ich.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Dusty missmutig.

Als sie die Aufzüge erreicht hatten, drückte Martie auf einen der Knöpfe und sagte dabei: »Bis dato war das, was du gesagt hast, im Großen und Ganzen vernünftig, aber im Augenblick

kann man das nicht behaupten.«

»Es klingt furchtbar gespreizt.«

»Das finde ich nicht.«

»In einer normalen Unterhaltung schon.« Dusty ließ sich nicht beirren. »Mein alter Herr würde so etwas sagen. Trevor Penn Rhodes. Oder Skeets Vater. Oder einer der anderen beiden arroganten Idioten, mit denen unsere Mutter verheiratet war oder ist.«

»Du redest dummes Zeug, was du bis dato nur selten getan hast. Also, worauf willst du hinaus?«

Er seufzte. »Das weiß ich selbst nicht.«

Als der Aufzug sich nach unten in Bewegung setzte, hatte Dusty ein Gefühl im Magen, als befänden sie sich in einem Expresslift zur Hölle.

In der Eingangshalle fühlte sich Dusty wie ein Taucher, der langsam aus dem hohen Druck eines Tiefseegrabens auftaucht, oder wie ein Mensch, der sich allmählich wieder an die Schwerkraft gewöhnt, nachdem er eine Woche in einer Raumkapsel zugebracht hat. Als würde er aus einem Traum in die Wirklichkeit zurückkehren.

An der Tür angelangt, hakte sich Martie bei Dusty ein, und er sagte: »Es tut mir Leid, Martie. Ich fühle mich einfach … eigenartig.«

»Kein Problem. Du warst schon eigenartig, als ich dich geheiratet habe.«

51. Kapitel

Anders als in Dr. Ahrimans Sprechzimmer in der vierzehnten Etage hatte man vom Parkplatz aus keinen Blick auf den nahe gelegenen Pazifik. Darum konnte Dusty nicht sehen, ob das Meer immer noch so drohend und dunkel wirkte, wie er es dort oben empfunden hatte.

Der Himmel war schmutziggrau, lastete aber nicht mehr so schwer über der Erde, als wollte er den Tag des Jüngsten Gerichts ankündigen, und auch die von Menschenhand geschaffene Umgebung sah nicht mehr aus, als stünde der Weltuntergang bevor.

Aus der leichten Brise war ein kräftiger Wind geworden, der dürres Laub und hie und da einen Fetzen Papier über den Asphalt fegte.

Als sie im Wagen saßen, zeigte Martie zwar deutliche Anzeichen von Nervosität, aber sie war nicht annähernd so angespannt wie auf der Hinfahrt. Immer noch von einer nachtherapeutischen Aura umgeben, kramte sie aus dem Handschuhfach eine Rolle Schokoladenbonbons hervor, die sie eins nach dem anderen in den Mund steckte und genüsslich zerkaute. Offensichtlich hegte sie keinerlei Besorgnis, dass sie die Bonbons später, von Panikkrämpfen geschüttelt, keuchend und würgend, wieder von sich geben würde.

Dusty lehnte das Bonbon ab, das Martie ihm anbot, und zog das Buch aus der Tasche. »Woher hast du das?«, fragte er.

Mit einem flüchtigen Blick auf den Umschlag zuckte Martie die Achseln. »Hab ich irgendwo mitgenommen.«

»Hast du es gekauft?«

»Die Buchläden verschenken die Dinger nun mal nicht, weißt du.«

»In welchem Buchladen war das?«

»Was soll das?«, sagte Martie missmutig.

»Das erkläre ich dir später. Zuerst will ich aber wissen, in welcher Buchhandlung es war. Barnes and Noble? Oder bei dem Laden, wo du immer deine Krimis kaufst?«

Während sie eine ganze Weile lang kauend das Buch betrachtete, wurde ihre Miene immer nachdenklicher. »Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich.

»Also wirklich, du kaufst doch nicht jede Woche hundert Bücher in zwanzig verschiedenen Läden«, sagte er unwirsch.

»Ja, schon gut, aber ich habe nie behauptet, dein Gedächtnis zu haben. Kannst *du* dich denn nicht erinnern, wo ich es gekauft habe?«

»Sieht so aus, als wäre ich nicht dabei gewesen.«

Martie legte die Bonbonrolle ins Handschuhfach zurück und nahm Dusty das Buch aus der Hand. Sie schlug es weder auf, noch ließ sie die Seiten prüfend über den Daumen streichen, wie man es hätte erwarten können. Vielmehr fasste sie es mit beiden Händen, heftete den Blick auf die Umschlagseite und hielt es so fest, als wollte sie die Information über seine Herkunft aus ihm herausquetschen wie Saft aus einer Orange.

»Ich glaube, ich fahre lieber in die Klinik zurück und lasse mich auf vorzeitigen Alzheimer untersuchen«, sagte sie schließlich, gab Dusty das Buch zurück und griff wieder nach den Schokoladenbonbons.

»Vielleicht hat es dir jemand geschenkt«, sagte Dusty.

»Und wer, bitte schön?«

»Das frage ich dich.«

»Nein. Wenn es mir jemand geschenkt hätte, würde ich mich daran erinnern.«

»Warum hast du dir das Buch eben genommen, ohne es aufzuschlagen?«

»Warum sollte ich es aufschlagen? Davon erfahre ich auch nicht, wo ich es gekauft habe.« Sie hielt ihm die auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Länge zusammengeschrumpfte Bonbonrolle hin. »Hier. Du bist ein bisschen gereizt. Vielleicht ist dein

Blutzuckerspiegel gesunken. Iss was Süßes.«

»Her damit! Martie, weißt du, um was es in dem Buch geht?«

»Klar. Es ist ein Thriller.«

»Und wovon handelt dieser Thriller?«

»Spannende Handlung, lebendig geschilderte Figuren. Ich genieße die Lektüre.«

»Aber *worum* geht es darin?«

Ihre Kaubewegungen wurden langsamer, während sie auf das Buch starrte. »Du kennst doch diese Thriller. Gerenne, halsbrecherische Sprünge, Verfolgungsjagden, Schießereien und immer wieder Gerenne.«

Dusty hatte das Gefühl, das Buch würde in seiner Hand plötzlich kälter werden. Und schwerer. Auch die Konsistenz hatte sich verändert: Der bunte Umschlag fühlte sich viel glatter an als zuvor. Als wäre es nicht einfach nur ein Buch. Mehr als ein Buch. Ein Amulett vielleicht, dessen Zauber jeden Moment zu wirken beginnen und ihn durch eine magische Tür in eine der von Drachen bewohnten Parallelwelten schleudern konnte, in die sich Skeet so gern von seinen Romanen entführen ließ. Vielleicht hatte der Zauber des Amuletts aber auch schon gewirkt, und er war von der einen Welt in die nächste übergewechselt, ohne es zu merken. *Hic sunt dracones!*

»Martie, ich glaube, du hast nicht einen einzigen Satz in diesem Buch gelesen. Oder es auch nur aufgeschlagen.«

Sie machte mit der Hand, in der sie das Schokoladenbonbon zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, kurz vor dem Mund Halt, und sagte: »Es ist ein echter Thriller. Es ist gut geschrieben. Die Handlung ist spannend, und die Figuren sind lebendig geschildert. Ich … genieße … die Lektüre.«

Dusty sah, dass ihr der monotone Tonfall ihrer Stimme bewusst geworden war. Ihr Mund stand offen, aber sie steckte das Bonbon nicht hinein. Die Augen hatte sie vor Verblüffung aufgerissen.

Er hielt das Buch so in die Höhe, dass sie die Rückseite se-

hen konnte, und sagte: »Es geht um Gehirnwäsche, Martie. Das geht sogar aus dem Umschlagtext hervor.«

Ihre Miene verriet deutlicher, als sie es mit Worten hätte ausdrücken können, dass ihr das Thema des Romans neu war.

»Die Geschichte spielt während des Koreakriegs und in den Jahren danach«, sagte er zu ihr.

Weil das Schokoladenbonbon in ihrer Hand allmählich klebrig wurde, steckte sie es in den Mund.

»Es geht um einen Mann«, fuhr Dusty fort, »einen amerikanischen Soldaten namens Raymond Shaw, der …«

»Ich höre«, sagte Martie.

In dem Moment, als Martie ihn unterbrach, war Dusty in Gedanken mit dem Buch beschäftigt, aber als er zu ihr aufblickte, sah er, dass ihr Gesicht einen unbeteiligten, distanzierten Ausdruck angenommen hatte. Ihr Kinn hing so schlaff herunter, dass er sehen konnte, wie das Schokoladenbonbon auf ihrer Zunge lag.

»Martie?«

»Ja«, sagte sie mit schleppender Stimme, ohne auch nur den Mund zuzumachen. Das Bonbon hüpfte auf ihrer Zunge.

Hier wiederholte sich offenbar das Spiel, das er mit Skeet im New Life erlebt hatte, nur war diesmal Martie seine Mitspielerin.

»O Scheiße«, sagte er.

Mit einem Blinzeln machte sie den Mund zu, schob das Bonbon mit der Zungenspitze in die linke Backentasche und sagte: »Was ist los?«

Sie war wieder sie selbst, ihre Miene nicht mehr distanziert, ihr Blick wach und klar.

»Wo warst du?«, fragte Dusty.

»Ich? Wann?«

»Jetzt. Eben gerade.«

Sie sah ihn mit schräg geneigtem Kopf an. »Ich glaube, du brauchst wirklich eine Zuckerspritze.«

»Warum hast du ›Ich höre‹ gesagt?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Ein Blick durch die Frontscheibe überzeugte Dusty davon, dass es da draußen keine Burg aus glänzend schwarzem Obsidian gab, deren säbelförmige Zinnen mit glutäugigen Schrekkensgestalten bewehrt waren, auch keine Ritter, die von wilden Drachen verschlungen wurden. Nichts als den Parkplatz, über den der Wind pfiff, die Welt, wie er sie kannte, wenn auch weniger erkennbar als je zuvor.

»Ich habe über das Buch gesprochen«, sagte er geduldig. »Weißt du noch, was du als Letztes darüber gesagt hast?«

»Dusty, was, um alles in der Welt …«

»Tu mir den Gefallen.«

Sie seufzte. »Na schön, du hast gesagt, es geht um irgendeinen Mann, einen Soldaten …«

»Und?«

»Und dann hast du ›o Scheiße‹ gesagt. Das war alles.«

Allmählich wurde es Dusty unheimlich, das Buch auch nur in den Händen zu halten. Er legte es aufs Armaturenbrett. »Du kannst dich nicht erinnern, wie der Soldat hieß?«

»Das hast du mir nicht gesagt.«

»Doch, das habe ich. Und im nächsten Moment … warst du weg. Gestern Abend hast du mir gesagt, du hast das Gefühl, dich an bestimmte Zeitspannen des Tages nicht zu erinnern. Na bitte, da hast du schon ein paar Sekunden, die dir in der Erinnerung fehlen.«

Ungläubig sah sie ihn an. »Ich habe jetzt aber nicht dieses Gefühl.«

»Raymond Shaw«, sagte er.

»Ich höre.«

Wieder weggetreten. Blick ins Leere gerichtet. Aber nicht so tief in Trance versunken wie Skeet am Vortag.

Angenommen, ein bestimmter Name aktiviert die Person. Angenommen, das Haiku macht deren Unterbewusstsein dann

zugänglich für Instruktionen.

»Klare Kaskaden«, sagte Dusty, weil es das einzige Haiku war, das er kannte.

Ihre Augen wirkten glasig, aber sie zuckten nicht hin und her, wie er es bei Skeet beobachtet hatte.

Sie hatte am Vorabend beim Einschlafen nicht auf die Verse reagiert; und sie würde auch jetzt nicht darauf reagieren. Ihr Schlüsselwort war nicht *Dr. Yen Lo*, sondern *Raymond Shaw*, und sie hatte ein anderes Haiku als Skeet.

Trotzdem fuhr er fort: »Zersprühen in den Wellen.«

Sie blinzelte. »Zersprühen was?«

»Du warst schon wieder weg.«

Sie musterte ihn mit einem zweifelnden Blick und sagte: »Wer hat dann meinen Sitz warm gehalten?«

»Ich meine es ernst. Du warst weg. Wie Skeet, aber anders. Der bloße Name, nur *Dr. Yen Lo*, und schon war er völlig gaga, hat etwas von den Regeln gebrabbelt und war sauer auf mich, weil ich ihm nicht die richtigen Anweisungen gegeben habe. Aber du bist angespannter, du wartest darauf, dass die richtigen Worte gesagt werden, und wenn ich dann den Vers nicht sage, der dich für Instruktionen zugänglich macht, kommst du schlagartig wieder zu dir.«

Sie sah ihn an, als würde er irre reden.

»Ich bin nicht irre«, sagte er.

»Du bist eindeutig *noch* eigenartiger als vor drei Jahren, als ich dich geheiratet habe. Was redest du da über Skeet?«

»Gestern ist im New Life was ziemlich Komisches passiert. Ich bin noch nicht dazu gekommen, es dir zu erzählen.«

»Bitte sehr, jetzt ist die beste Gelegenheit.«

Er schüttelte den Kopf. »Später. Zuerst müssen wir das hier klären. Ich will dir erst einen Beweis für das liefern, was hier passiert. Hast du noch ein Bonbon im Mund?«

»Im Mund?«

»Ja. Hast du das letzte Bonbon fertig gegessen, oder hast du

noch was davon im Mund?«

Sie bugsierte das in Auflösung begriffene Schokoladenbonbon auf die Zungenspitze, zeigte es ihm und schob es wieder in die Backentasche. Dann hielt sie ihm die halb leere Bonbonrolle hin und sagte: »Vielleicht willst du ja lieber ein neues?«

»Schluck das Bonbon runter«, sagte er, und nahm ihr die Rolle aus der Hand.

»Manchmal lasse ich die Schokolade gern im Mund zergehen.«

»Du kannst sie beim nächsten im Mund zergehen lassen«, sagte er ungeduldig. »Los, mach schon, schluck es runter!«

»Ich sage es ja, zu niedriger Blutzuckerspiegel.«

»Nein, ich bin von Natur aus reizbar«, sagte er schroff, während er ein Schokoladenbonbon aus dem Papier löste. »Hast du es runtergeschluckt?«

Sie schluckte demonstrativ.

»Ist dein Mund leer?«, sagte er herausfordernd. »Ist es weg? Alles?«

»Ja, ja. Aber was hat das mit …«

»Raymond Shaw«, sagte Dusty.

»Ich höre.«

Ihr Blick schweifte ins Leere, ihre Gesichtszüge wurden schlaff, und sie wartete mit offenem Mund auf das Haiku, das er nicht kannte.

Statt eines Gedichts gab er ihr ein Bonbon, schob ihr die Schokoladenpastille in den Mund und legte sie ihr auf die Zunge, die nicht einmal leise zuckte, als die Süßigkeit sie berührte.

Kaum lehnte er sich in seinen Sitz zurück, blinzelte sie auch schon und wollte eben in der Rede fortfahren, die Dusty mit dem Namen *Raymond Shaw* unterbrochen hatte – da bemerkte sie das Bonbon in ihrem Mund.

Sie erlebte in diesem Moment das Gleiche wie Dusty, als er das Buch wie durch Magie wieder in der Hand gehalten hatte,

nachdem es ihm nur einen *Wimpernschlag* zuvor auf den Boden gefallen war. Hätte er da nicht gerade noch an sich halten können, hätte er das Buch vor lauter Schreck quer durch den Raum geschleudert. Martie dagegen gelang es nicht, sich zu beherrschen: Sie sog hörbar die Luft ein, verschluckte sich, hustete, spuckte das Bonbon in hohem Bogen aus und landete dabei mitten auf seiner Stirn einen Volltreffer.

»Ich dachte, du lässt es gern zerschmelzen«, bemerkte er trocken.

»Es schmilzt ja.«

Dusty wischte sich die Schokolade mit einem Papiertuch von der Stirn. »Du warst ein paar Sekunden lang weggetreten.«

»Ich war weggetreten«, pflichtete sie ihm mit einem leisen Beben in der Stimme bei.

Die nachtherapeutische Aura verflüchtigte sich. Martie fuhr sich mit dem Handrücken nervös über den Mund, zog die Sonnenblende herunter, um sich im Spiegel zu betrachten, und klappte sie, erschrocken über ihren Anblick, hastig wieder hoch. Dann drückte sie sich gegen die Rückenlehne.

»Skeet«, sagte sie, um ihn an sein Versprechen zu erinnern.

So knapp wie möglich fasste Dusty die Ereignisse zusammen, angefangen bei Skeets Sprung vom Dach der Sorensons über die Notizzettel in Skeets Küche und den Zwischenfall im New Life, bis hin zu seiner heutigen Entdeckung, dass es auch bei ihm selbst zumindest kurze Zeitspannen gab, für die ihm die Erinnerung fehlte. »Aussetzer, Bewusstseinsstörungen, wie immer man es nennen mag.«

»Du, ich und Skeet«, sagte sie. Mit einem Blick auf das Buch, das auf dem Armaturenbrett lag, fuhr sie fort: »Aber … Gehirnwäsche?«

Ihm war nur zu deutlich bewusst, wie absurd seine Vermutung klingen musste. Die Ereignisse der vergangenen vierundzwanzig Stunden rückten sie vielleicht in den Bereich des Möglichen, aber das machte sie nicht weniger grotesk. »Viel-

leicht, ja. *Irgendetwas* stimmt nicht mit uns. Irgendetwas … passiert mit uns.«

»Warum ausgerechnet wir?«

Dusty warf einen Blick auf seine Armbanduhr und sagte: »Wir müssen fahren. Ich habe eine Verabredung mit Ned.«

»Was hat Ned mit der Sache zu tun?«

»Nichts«, antwortete Dusty und ließ den Motor an. »Ich habe ihn nur gebeten, mir etwas zu besorgen.«

Als Dusty den Wagen rückwärts aus der Parklücke lenkte, sagte Martie: »Zurück zur Kardinalfrage. Warum wir? Warum passiert uns das?«

»Na schön, ich weiß, was du denkst. Ein Malermeister, eine Erfinderin von Videospielen und Skeet, der traurige Versager. Wer könnte ein Interesse daran haben, unser Bewusstsein zu beeinflussen, uns zu manipulieren?«

Sie nahm das Buch vom Armaturenbrett und sagte: »Warum wird der Typ in der Geschichte einer Gehirnwäsche unterzogen?«

»Sie machen aus ihm einen Mörder, dessen Spur nicht zu den Leuten zurückverfolgt werden kann, die ihn lenken.«

»Du, ich, Skeet … Mörder?«

»Bis zu dem Tag, an dem er John F. Kennedy erschossen hat, war Lee Harvey Oswald mindestens genauso ein Nichts wie du und ich.«

»Na, besten Dank!«

»Es ist aber so. Und bei Sirhan Sirhan. Und John Hickley.«

Gleichgültig, ob sich das Meer, wenn er es wieder sah, als düster und schwarz geädert erweisen wurde oder nicht, spürte Dusty, wie seine Stimmung jetzt, da sie sich von der Praxis des Therapeuten mit ihrer beruhigenden Atmosphäre entfernten, immer bedrückter wurde. Als er das Kassenhäuschen an der Parkplatzausfahrt erreichte, die durch eine gestreifte Schranke versperrt war, ging von dem kleinen Gebäude eine Bedrohung aus, als wäre es der Kontrollposten an irgendeinem gottverlas-

senen Grenzübergang im hintersten Winkel des Balkans, wo Reisende damit rechnen mussten, von uniformierten, mit Maschinengewehren bewaffneten Banditen ausgeraubt oder gar ermordet zu werden. Die Frau an der Kasse war eine freundliche Person – um die dreißig, hübsch, ein bisschen mollig, mit einer Schmetterlingsspange im Haar –, aber Dusty hatte die paranoide Vision, sie sei nicht das, was sie zu sein schien. Die Schranke ging hoch und Dusty bog vom Parkplatz in die Straße ein. Ihm kam es so vor, als müssten in jedem zweiten Wagen, dem sie begegneten, Menschen sitzen, die den Auftrag hatten, ihn zu beschatten.

52. Kapitel

Die hohen Palmen, die den Newport Center Drive säumten, schwenkten ihre windgepeitschten Wedel, als wollten sie Dusty mit seinem Wagen von der Straße scheuchen.

»Also gut«, sagte Martie. »Wenn irgendetwas dergleichen mit uns passiert ist … wer hat es getan?«

»In *Botschafter der Angst* sind es die Sowjets, die Chinesen und die Nordkoreaner.«

»Die Sowjetunion gibt es nicht mehr«, sagte Martie. »Und wir drei als Marionetten in einer raffinierten Verschwörung asiatischer Kommunisten – das Bild will mir irgendwie auch nicht in den Kopf.«

»Im Kino wären es wahrscheinlich Außerirdische.«

»Na toll«, sagte sie sarkastisch. »Dann können wir ja Fig Newton anrufen und aus seinem reichen Wissensschatz zu diesem Thema schöpfen.«

»Oder ein mächtiger Konzern, der entschlossen ist, uns alle zu hirnlosen, ferngesteuerten Verbrauchern zu machen.«

»Ich bin auch ohne deren Hilfe schon fast so weit«, sagte sie.

»Ein staatlicher Geheimdienst, eine politische Intrige, der Große Bruder, der einen beobachtet.«

»Das Letzte kommt der Wirklichkeit irgendwie zu nah, als dass es mich beruhigen würde. Aber noch einmal … warum ausgerechnet wir?«

»Wenn wir es nicht wären, müssten es andere sein.«

»Schwaches Argument.«

»Ich weiß«, sagte Dusty und wirkte dabei so frustriert wie eine ganze Klostergesellschaft zölibatärer Mönche.

Aus den dunklen Winkeln seines Bewusstseins blitzte ihm spöttisch eine andere Antwort entgegen, aber sie schimmerte so matt, dass er sie nicht klar erkennen konnte. Vielmehr entschlüpfte ihm der Gedanke jedes Mal, wenn er in die Schatten

eintauchte, um ihn zu fassen.

Das Doppelbild von dem Wald fiel ihm ein, aus dem eine Stadt wurde, wenn sich die vordergründige Wahrnehmung des Betrachters änderte. Auch jetzt erlebte er eine Situation, in der er die Stadt vor lauter Bäumen nicht sehen konnte.

Dann fiel ihm sein Traum von dem Blitz und dem Reiher ein. Der Aufpumpball des Blutdruckmessgeräts hatte in der Luft geschwebt und sich, wie von einer unsichtbaren Hand geführt, zusammengezogen und wieder ausgedehnt. In diesem Traum hatte sich eine dritte Person, unsichtbar wie ein Geist, mit ihm und Martie im Raum befunden.

Und dieses unsichtbare Wesen – ob Außerirdischer, von Big Brother gesandter Spion oder wer auch immer – war ihr Peiniger. Wenn, so vermutete er, sie tatsächlich nach einem durch Hypnose einprogrammierten Plan handelten, war die Programmierung bestimmt an eine Weisung gekoppelt, einen etwaigen Verdacht nicht gegen die Drahtzieher zu richten, sondern gegen ein Sammelsurium möglicher und unmöglicher Subjekte wie Außerirdische und ominöse Geheimagenten. Sein Feind könnte jederzeit seinen Weg kreuzen, aber er würde im richtigen Leben ebenso unsichtbar bleiben wie in Dustys Albtraum mit dem kreischenden Reiher.

Als Dusty nach rechts auf den Pacific Coast Highway abbog, schlug Martie den *Botschafter der Angst* auf und überflog den ersten Satz, wo auch schon der Name auftauchte, der die kurze Absenz bei ihr ausgelöst hatte. Dusty sah, wie Martie ein Schauer durchlief, als sie den Namen las; sie verfiel jedoch nicht in diese unbeteiligte, abwartende Haltung.

Sie sagte den Namen laut vor sich hin: »Raymond Shaw«, aber das Einzige, was sie damit auslöste, war ein zweites flüchtiges Schaudern.

»Vielleicht hat der Name, wenn man ihn liest oder selbst ausspricht, nicht diese Wirkung«, sagte er. »Wahrscheinlich muss ihn ein anderer aussprechen.«

»Vielleicht hat er ja seine Wirkung auch dadurch verloren, dass ich ihn jetzt kenne.«

»Raymond Shaw«, sagte Dusty.

»Ich höre.«

Als Martie nach ungefähr zehn Sekunden wieder bei vollem Bewusstsein war, sagte Dusty: »Herzlich willkommen. So viel also zu deiner Hypothese.«

Martie warf einen finsteren Blick auf das Buch. »Am besten fahren wir nach Hause und verbrennen es.«

»Das wäre nicht sinnvoll. Es gibt Hinweise darin. Geheimnisse. Wer immer dir das Buch in die Hand gespielt hat – und ich neige zu der Ansicht, dass du *nicht* einfach hingegangen bist und es gekauft hast –, wer immer es also war, es muss in irgendeiner Weise ein Gegenspieler der Leute sein, die uns programmiert haben. Jemand, der uns die Augen darüber öffnen will, was mit uns passiert. Und das Buch ist der Schlüssel. Er hat uns einen Schlüssel zur Aufklärung des Ganzen gegeben.«

»Ach ja? Warum ist er nicht einfach zu mir gekommen und hat gesagt: ›He, Lady, ich kenne da ein paar Leute, die machen sich an Ihrem Hirn zu schaffen, pflanzen Ihnen eine Autophobie ein und alle möglichen Sachen, von denen Sie überhaupt noch keine Ahnung haben, aus Gründen, die Sie in Ihren kühnsten Träumen nicht erraten würden, und das gefällt mir nicht.‹«

»Na ja, nehmen wir einmal an, es steckt wirklich ein staatlicher Geheimdienst dahinter, und innerhalb dieser Organisation gibt es eine kleine Gruppe von Leuten, die moralische Bedenken gegen das Projekt haben …«

»Bedenken gegen die Operation *Gehirnwäsche* an Dusty, Skeet und Martie, ha.«

»Genau. Aber sie können sich nicht offen mit uns in Verbindung setzen.«

»Warum?«, fragte Martie hartnäckig.

»Weil man sie umbringen würde. Oder vielleicht haben sie Angst, dass sie gefeuert werden und ihre Rentenansprüche verlieren.«

»Moralische Bedenken, die aber doch wieder nicht so gravierend sind, dass sie dafür ihre Rentenansprüche aufs Spiel setzen würden. Das klingt so wirklichkeitsnah, dass es schon unheimlich ist. Aber alles andere … Sie stecken mir also dieses Buch zu. Zwinker, zwinker, schubs, schubs. Und dann programmieren sie mich offensichtlich so, dass ich es nicht lese.«

Dusty bremste den Wagen am Ende einer Schlange, die sich vor einer roten Ampel gebildet hatte. »Ein bisschen schwach, was?«

»Schwach ist gar kein Ausdruck.«

Sie befanden sich auf der Brücke, die sich über den Kanal zwischen dem Hafen von Newport und der dahinter liegenden Bucht spannte. Die Wasseroberfläche der breiten Fahrrinne schimmerte unter dem sonnenlosen Himmel graugrün und war von der kräftigen Brise und der gegenläufigen Strömung schraffiert, sodass sie aussah, als wäre sie wie die Haut eines schlafenden, furchterregenden Reptils aus vergangenen erdgeschichtlichen Zeiten mit Schuppen überzogen.

»Aber es gibt etwas, das alles andere als schwach ist«, sagte Martie. »Etwas, das mit Susan passiert.«

In ihrer Stimme lag eine solche Schärfe, dass Dusty den Blick auf den Hafen vergaß und sie fragend ansah, »Was ist mit Susan?«

»Sie hat Gedächtnislücken, genau wie wir. Aber nicht nur kurze Momente. Ihr fehlen lange Zeitspannen in der Erinnerung. Ganze Nächte.«

Der Valiumschleier vor ihren Augen hatte sich allmählich gelüftet, und die angenehme, künstlich erzeugte Ruhe wich wieder einem Gefühl der Angst und inneren Unruhe. In Dr. Ahrimans Praxis hatte sich ihre unnatürlich blasse Haut mit einem rosigen Schimmer überzogen, aber nun zogen sich

dunkle Schatten in den zarten Halbmonden unter ihren Augen zusammen, als würde sich ihr Gesicht im Einklang mit dem schwindenden Winternachmittag verdüstern.

Die Ampel am Ende der Brücke wurde grün. Die Autoschlange setzte sich langsam wieder in Bewegung.

Martie erzählte Dusty von Susans Phantomvergewaltiger.

Dusty hatte sich Sorgen gemacht. Er hatte Angst empfunden. Aber das Gefühl, das jetzt sein Herz zusammenzog, war schlimmer als Sorge und Angst.

Manchmal, wenn er in der Tiefe der Nacht aufwachte und Marties süßen, leisen Atemzügen lauschte, beschlich ihn eine tödliche Furcht – schlimmer als alle Ängste, die er sonst kannte. Ein Glas Wein zuviel am Abend, zuviel Sahnesoße, vielleicht eine bittere Knoblauchzehe, das alles lag ihm so schwer auf dem Gemüt wie im Magen, und wenn er gedankenverloren in die Stille vor der Morgendämmerung lauschte, nahm er darin nicht wie sonst die Schönheit der Ruhe war, vernahm darin keinen Frieden, sondern nur die Drohung des leeren Raums. In diesen lautlosen Nächten ließ ihn der Glaube, der ihm fast immer im Leben Halt gegeben hatte, im Stich, und ein Wurm des Zweifels bohrte sich ihm ins Herz. Dann fragte er sich, ob dieses eine Leben alles war, was ihm und Martie gemeinsam vergönnt war, ob danach nichts als Dunkelheit kam, in der es keine Erinnerungen gab, ja nicht einmal das Gefühl der Einsamkeit. Er wollte kein »Bis der Tod euch scheidet«, er wollte nicht weniger als die Ewigkeit, und wenn ihm eine verzweifelte innere Stimme einzuflüstern versuchte, dass die Ewigkeit ein Schwindel sei, streckte er im Dunkel die Hand aus und berührte die schlafende Martie. Nicht weil er sie wecken wollte, sondern weil er das spüren wollte, was felsenfest in ihr war und sich ihm bei der leisesten Berührung offenbarte: ihre natürliche Schönheit, ihre Unsterblichkeit und die Verheißung, dass auch er unsterblich war.

Als er jetzt zuhörte, wie Martie ihm Susans Geschichte er-

zählte, wurde Dusty wieder der Apfel, in den sich der Wurm des Zweifels bohrte. Was ihnen allen widerfuhr, schien ihm unwirklich, sinnlos, wie ein Blick in das Chaos, auf das sich das Leben gründete. Ihn beschlich die düstere Ahnung, dass das Ende, wenn es denn kam, nicht gleichzeitig ein Anfang sein würde, sondern nichts als das Ende, und dieses Ende, das spürte er, kam in rasendem Tempo auf sie zu, ein grausamer, furchtbarer Tod, dem sie blindlings entgegenschleuderten.

Als Martie mit ihrem Bericht fertig war, reichte Dusty ihr das Handy. »Versuch noch einmal, sie anzurufen.«

Sie wählte die Nummer. Das Telefon klingelte und klingelte. Und klingelte.

»Fahren wir mal hin und fragen die Rentner unten im Haus, ob sie wissen, wo sie ist«, schlug Martie vor. »Es ist doch nicht weit von hier.«

»Ned wartet auf uns. Sobald ich habe, was er für mich besorgt hat, fahren wir zu Susan. Eins ist aber mal sicher: Es ist nicht Eric, der in der Nacht bei ihr herumschleicht.«

»Weil derjenige, der ihr das antut, etwas mit den Leuten zu tun hat, die für das, was dir, mir und Skeet passiert, verantwortlich sind.«

»Genau. Und Eric, also wirklich, der Mann ist Anlageberater, ein Buchhalter, kein Magier, der seine Opfer hypnotisiert und willenlos macht.«

Martie wählte noch einmal Susans Nummer und drückte das Handy dann krampfhaft ans Ohr. Sie machte ein ganz angespanntes Gesicht, so sehr wünschte sie sich, dass Susan endlich abhob.

53. Kapitel

Ned Motherwells ganzer Stolz war ein 82er Chevy Camaro: unlackiert, aber mit einer regelmäßig erneuerten mattgrauen Grundierung, verkürztes Verdeck, runde Scheinwerfer, ohne jeden Schnickschnack, abgesehen von zwei fetten chromglänzenden Auspuffrohren am Heck. Wie der Camaro so am südöstlichen Rand des Parkplatzes vor dem Einkaufszentrum stand, an dem sie sich verabredet hatten, sah er aus wie ein Fluchtauto in Wartestellung.

Als Dusty zwei Parklücken weiter seinen Wagen anhielt, stieg Ned aus dem Camaro, und obwohl man es in keiner Hinsicht mit einem Kleinwagen hätte verwechseln können, wirkte das Fahrzeug neben Ned geradezu zierlich. Wie ein Gebirge ragte er neben dem tiefergelegten, getunten Wagen auf, als er die Fahrertür zuschlug. Es war kühl, und der Tag neigte sich schon dem Abend zu, aber Ned trug wie üblich nur weiße Baumwollhosen und ein weißes T-Shirt. Er sah aus, als könnte er den Camaro, sollte dieser je den Geist aufgeben, eigenhändig in die Werkstatt tragen.

Die Bäume am Rand des Parkplatzes schwankten im Wind, der auch Staubwolken und Abfälle über den Platz wirbelte, aber Ned schien völlig unbeeindruckt von diesem Aufruhr – wahrscheinlich bemerkte er ihn nicht einmal.

Nachdem Dusty das Fenster heruntergekurbelt hatte, blickte Ned an ihm vorbei ins Wageninnere und sagte mit einem Lächeln: »Hallo, Martie.«

»Hallo, Ned.«

»Ich habe gehört, dass es dir nicht so gut geht.«

»Der Arzt meint, ich werde es überleben.«

Dusty hatte Ned in dem Telefonat, das er von Ahrimans Wartezimmer aus mit ihm geführt hatte, erklärt, dass Martie sich nicht wohl genug fühle, um selbst in die Apotheke oder den

Buchladen zu gehen, und dass er sie nicht gern allein im Wagen lassen wolle.

»Es ist schlimm genug, für den Kerl hier zu arbeiten«, sagte Ned, immer noch an Martie gewandt, »ich kann mir also gut vorstellen, dass dich das Zusammenleben mit ihm auf die Dauer ganz krank macht. Nichts für ungut, Boss.«

»Schon gut, ich kann's verkraften.«

Ned reichte eine kleine Tüte mit dem Aufdruck einer Apotheke durchs Fenster. Sie enthielt das Valium, das Dr. Closterman telefonisch für Martie bestellt hatte. Er hatte noch eine zweite, größere Tüte in der Hand, die aus einem Buchladen stammte.

»Wenn du mich heute Morgen gefragt hättest, was Haiku ist, hätte ich auf eine asiatische Kampfsportart wie Taekwondo oder so getippt. Dabei sind es so getrimmte Gedichte.«

»Getrimmt?«, sagte Dusty und warf einen flüchtigen Blick in die Tüte.

»Wie mein Auto«, entgegnete Ned. »Stromlinienförmig getrimmt. Sind irgendwie cool. Habe mir selbst einen Band gekauft.«

Dusty zählte sieben Bücher in der Tüte. »So viele?«

»Die hatten da ein langes Regal, das voll mit dem Zeug ist«, erklärte Ned. »Hätte nicht gedacht, dass Haikus so ein großes Ding sind.«

»Du kriegst morgen von mir einen Scheck über das, was du für mich ausgelegt hast.«

»Keine Eile. Ich habe mit Kreditkarte bezahlt. Das dauert eine Weile, bis es abgebucht wird.«

Dusty reichte Marties Hausschlüssel durchs Fenster nach draußen. »Bist du dir sicher, dass du Zeit hast, dich um Valet zu kümmern?«

»Ich passe gern auf ihn auf, aber ich kenne mich nicht richtig mit Hunden aus.«

»Da gibt es nicht viel, was man wissen muss.« Dusty erklärte

Ned, wo das Trockenfutter aufbewahrt wurde. »Gib ihm zwei Tassen voll. Danach wird er erwarten, dass du mit ihm spazieren gehst, aber du kannst ihn einfach für zehn Minuten in den Garten rauslassen, dann weiß er schon, was er zu tun hat.«

»Und ist es in Ordnung, wenn ich ihn dann allein im Haus lasse?«

»Solange er einen Napf mit Wasser und die Fernbedienung für den Fernseher hat, ist er zufrieden.«

»Meine Mutter ist eher eine Katzenfrau«, sagte Ned. »Also nicht wie Catwoman in *Batman*. Sie war eigentlich nie ohne Miezekätzchen.«

Das Wort *Miezekätzchen* aus Neds Mund war ungefähr so, als würde ein Footballverteidiger in voller Montur in Ballerinenpose gehen und einen vollendeten Entrechat vollführen.

»Einmal hat ein Nachbar eine rot getigerte Katze vergiftet, an der meine Mutter ziemlich hing. Jingles. So hieß die Katze, nicht der Nachbar. Mrs. Jingles.«

»Was ist das für ein Mensch, der eine Katze vergiftet?«, fragte Dusty betrübt.

»Er hatte sich in einer Wohnung im Nachbarhaus ein Labor eingerichtet, von dem aus er Speed unter die Leute gebracht hat«, sagte Ned. »Widerlicher Abschaum. Ich habe ihm beide Beine gebrochen, die Polizei gerufen, so getan, als wäre ich er, und gesagt, ich bin die Treppe runtergefallen und würde Hilfe brauchen. Sie haben einen Krankenwagen geschickt, das Speedlabor entdeckt und seinen Laden hochgehen lassen.«

»Du hast einem Kerl aus der Drogenszene die Beine gebrochen?«, fragte Martie. »Ist das nicht gefährlich?«

»Eigentlich nicht. Ein paar Tage später hat einer von seinen Kumpels auf mich geschossen, war aber so vollgepumpt mit Speed, dass er mich nicht getroffen hat. Ich habe ihm beide Arme gebrochen, ihn in sein Auto verfrachtet und das Auto eine Böschung runtergekippt. Dann habe ich die Polizei gerufen, behauptet, ich wäre er, und um Hilfe geschrien. In dem

Auto haben sie Geld aus seinen schmutzigen Geschäften und Drogen gefunden. Sie haben ihm die Arme wieder gerichtet und ihn dann für zehn Jahre in den Knast gesteckt.«

»Und das alles wegen einer Katze?«, fragte Dusty leicht irritiert.

»Mrs. Jingles war eine sehr nette Katze. Und außerdem hat sie meiner Mutter gehört.«

»Ich habe das Gefühl, Valet ist in guten Händen«, sagte Martie.

Ned lächelte. »Ich passe schon auf, dass eurem Hündchen nichts passiert.«

*

Nur noch ein paar Straßenzüge von Susans Haus auf der Halbinsel entfernt, befuhren sie den Balboa Boulevard, und Martie blätterte dabei durch einen der Haiku-Bände. Auf einmal sog sie scharf die Luft ein, ließ das Buch fallen und krümmte sich wie unter heftigen Schmerzen zusammen. »Fahr rechts ran. Fahr sofort rechts ran, schnell, beeil dich!«

Keine Schmerzen, sondern Angst. Dass sie das Steuer herumreißen und den Wagen in den Gegenverkehr lenken würde. Der alte Die-Bestie-lauert-in-mir-Blues, den sie nun schon langsam kannte.

Im Sommer, wenn es am Strand von Menschen wimmelte, hätte Dusty wahrscheinlich eine einstündige Panikattacke durchstehen müssen, um einen Parkplatz zu finden. Im Januar konnte man ohne Umstände an den Rand fahren und dort anhalten.

Auf dem Bürgersteig fegten ein paar Teenies auf Inlineskates vorbei und hielten dabei wohl Ausschau nach älteren Mitbürgern, die sie ins Pflegeheim katapultieren konnten. Auf der linken Seite passierten den Wagen keuchende Radfahrer, die offensichtlich den Tod im Straßenverkehr suchten.

Kein Mensch schien sich für Dusty und Martie zu interessieren. Das konnte sich allerdings schnell ändern, wenn sie wieder zu schreien begann.

Dusty überlegte, wie er sie daran hindern sollte, ihren Kopf gegen das Armaturenbrett zu schlagen wie beim letzten derartigen Anfall. Egal, wie er es anstellte, es war immer riskant. Sie würde sich in ihrer Panik gegen seine Berührung sträuben, sie würde versuchen, sich loszureißen, und er würde ihr zwangsläufig wehtun.

»Ich liebe dich«, sagte er hilflos.

Dann begann er auf sie einzureden, einfach ganz ruhig zu reden, während sie den Oberkörper vor und zurück wiegte, nach Luft schnappte und stöhnte, als hätten die Wehen eingesetzt, mit denen ihre Panik sich ans Licht der Welt zwängen wollte. Er versuchte nicht, vernünftig mit ihr zu reden oder sie mit schmeichelnden Worten zu beschwichtigen, weil sie ohnehin wusste, wie irrational ihre Angst war. Stattdessen sprach er von ihrer ersten Verabredung.

Es war die reinste Katastrophe gewesen. Er hatte ihr in höchsten Tönen von dem Restaurant vorgeschwärmt, aber in den sechs Wochen, seitdem er das letzte Mal dort gewesen war, hatte leider der Besitzer gewechselt. Der neue Küchenchef hatte seine Ausbildung offensichtlich im ländlich isländischen Institut für gehobene Kochkünste absolviert, denn das Essen war kalt, und sämtliche Speisen hatten einen zarten Beigeschmack nach Vulkanasche. Der Hilfskellner kippte Dusty ein Glas Wasser über, Dusty kippte Martie ein Glas Wasser über, und der Oberkellner begoss sich selbst mit einem Schälchen Sahnesoße. Das Feuer, das während ihres Nachtischs in der Küche ausbrach, war zwar so klein, dass es ohne Hilfe der Feuerwehr gelöscht werden konnte, aber doch groß genug, dass ein Hilfskellner, ein Kellner, der Oberkellner und der zweite Koch (ein imposanter samoanischer Gentleman) mit je einem Feuerlöscher gegen die Flammen ankämpfen mussten – ob-

wohl vielleicht letztlich nur deshalb ein solches Meer von Löschschaum vonnöten war, weil sich die vier tapferen Herren häufiger gegenseitig damit trafen als den Brandherd. Nach diesem Restaurantbesuch waren sie völlig ausgehungert und nahmen in ihrer Verzweiflung ein Ersatzabendessen in einem Café ein. Dort brachen sie so hemmungslos in Lachen aus, dass sie sich für immer miteinander verbunden fühlten.

Jetzt lachte keiner von beiden, aber ihre Verbundenheit war stärker denn je. Ob es an Dustys ruhigen Worten, an den Nachwirkungen des Valiums oder an Dr. Ahrimans Einfluss lag, jedenfalls wuchs sich Marties Anfall nicht zu einer vollen Panikattacke aus. Nach wenigen Minuten ließ ihre Angst bereits nach, und sie richtete sich wieder gerade auf.

»Schon besser«, sagte sie. »Aber ich fühle mich immer noch wie Scheiße.«

»Vogelscheiße«, rief Dusty ihr in Erinnerung.

»Richtig.«

Obwohl es noch fast eine Stunde bis zum Einbruch der Dunkelheit war, hatten die Fahrer der meisten Wagen, die mit ihnen die Straße befuhren, schon ihre Scheinwerfer eingeschaltet. Die schlammgrauen Wolkenmassen, die langsam von Westen nach Osten zogen, brachten eine vorzeitige, verlängerte Dämmerung mit.

Dusty schaltete die Lichter ein und scherte in den Verkehrsfluss ein.

»Danke für deine Hilfe«, sagte Martie.

»Ich wusste nicht, was ich sonst hätte tun sollen.«

»Sprich einfach das nächste Mal wieder mit mir. Deine Stimme. Sie erdet mich.«

Er fragte sich, wie lange es dauern würde, bis er sie in die Arme nehmen konnte, ohne dass sie vor Angst erstarrte, ohne dieses Aufblitzen einer mühsam unterdrückten Panik in ihren Augen zu bekommen. Wie lange wohl, wenn überhaupt?

*

Das grollende Meer wollte sich aus seiner Tiefe aufbäumen und den Kontinent verschlingen, während der windzerzauste Strand seine sandigen Finger nach der Promenade ausstreckte, um heimlich das Pflaster zu stehlen.

Auf der schrägen Stange des Treppengeländers hockten drei Möwen, Meereswächter auf ihrem Ausguck, die sich noch nicht entscheiden konnten, ob sie der stürmischen Küste den Rücken kehren und tiefer im Inland einen geschützteren Schlafplatz suchen sollten.

Als Dusty und Martie die steile Treppe zum zweiten Stock hinaufstiegen, flatterten die Vögel nacheinander auf und ließen sich von den aufbrandenden Wellen des Windes nach Osten davontragen. Obwohl man Möwen nicht als die schweigsamsten Tiere kennt, ließ keine der drei im Davonfliegen einen einzigen heiseren Schrei vernehmen.

Martie klopfte an die Tür und wartete, dann klopfte sie noch einmal, aber Susan machte nicht auf.

Mit ihrem Schlüssel öffnete sie die beiden Sicherheitsschlösser, drückte die Tür auf und rief dann zweimal Susans Namen, bekam aber keine Antwort.

Sie streiften die Sohlen an der groben Fußmatte ab und traten ins Haus, machten die Tür hinter sich zu und riefen, diesmal etwas lauter, noch einmal Susans Namen.

In der Küche war es dämmrig, aber im Esszimmer brannte Licht.

»Susan?«, rief Martie noch einmal. Wieder kam keine Antwort.

Die Wohnung war von Stimmen erfüllt, aber es war nur der Wind, der Selbstgespräche führte. Schnatternd auf dem schindelgedeckten Dach. Johlend und ausgelassen in den Regentraufen. Pfeifend in allen Ritzen und flüsternd an den Fenstern.

Dunkelheit im Wohnzimmer: alle Jalousien geschlossen, alle

Vorhänge zugezogen. Dunkelheit auch im Flur, doch aus dem Schlafzimmer, dessen Tür weit offen stand, drang ein Lichtschein. Die Tür zum Bad war nur einen Spaltbreit geöffnet, dahinter ein hartes Neonlicht.

Zögerlich rief Martie noch einmal Susans Namen, dann trat sie ins Schlafzimmer.

Mit der Hand an der Badezimmertür, noch bevor er sie weiter aufgedrückt hatte, wusste Dusty Bescheid. Der Rosenduft des Badewassers überdeckte nur unzulänglich einen Geruch, den ein ganzes Spalier voller Rosen nicht hätte vertreiben können.

Es war nicht mehr Susan. Das Gesicht aufgedunsen von Fäulnisgasen, die Haut grünlich verfärbt, die Augen hervorgequollen durch den Druck im Schädel, Sekret, das aus Mund und Nasenlöchern floss, die grotesk heraushängende Zunge, die uns alle im Tod hündisch werden lässt: Dank der beschleunigenden Wirkung des warmen Wassers, in dem sie gestorben war, hatten die winzigsten Geschöpfe der Natur sie bereits in den Stoff verwandelt, aus dem die Albträume sind.

Dusty sah den Notizblock auf dem Waschtisch neben dem Becken, die geraden Linien ihrer säuberlichen Handschrift, und plötzlich mischte sich in das Blut, das sein hämmerndes Herz ihm durch die Adern pumpte, ein unvorstellbares Grauen, ein kaltes Entsetzen, das nicht der bedauernswerten Toten in der Badewanne galt, sondern der bangen Frage, was das alles für ihn selbst, für Martie und für Skeet bedeutete. Er durchschaute im selben Augenblick das Tableau, das sich seinen Augen bot, ahnte intuitiv die Wahrheit und wusste, dass sie in viel größerer Gefahr waren, als sie es sich vorgestellt hatten, dass sie, jeder für den anderen und jeder für sich selbst, eine Gefahr waren, deren ungeheuerliches Ausmaß fast angetan war, Marties Autophobie zu rechtfertigen.

Bevor er den ersten Satz des Abschiedsbriefs gelesen hatte, hörte er, wie Martie seinen Namen rief, hörte, wie sie aus dem Schlafzimmer in den Flur trat und sich dem Badezimmer

näherte. Hastig drehte er sich um, lief ihr entgegen und versperrte ihr den Weg. »Nein.«

Als würde sie in seinen Augen jede Einzelheit erkennen, die er im Badezimmer gesehen hatte, sagte sie: »O Gott, nein. Sag mir, dass es nicht wahr ist, nicht sie.«

Sie wollte sich an ihm vorbeidrängen, aber er hielt sie fest und dirigierte sie mit sanfter Gewalt ins Wohnzimmer zurück. »Du wirst nicht auf diese Weise Abschied nehmen wollen.«

In ihr zerbrach etwas, wie er es nur ein einziges Mal an ihr erlebt hatte, im Krankenhaus, in der Nacht, in der ihr Vater vor dem Krebs kapituliert hatte, in der sie, von Schmerz überwältigt, an seinem Totenbett zu einem hilflosen Bündel zusammengesackt war wie eine Stoffpuppe, die sich nicht aus eigener Kraft aufrichten kann, wie die strohgefüllten Lumpen einer Vogelscheuche, die ohne ihr hölzernes Gerüst nicht stehen kann.

Willenlos ließ sie sich von ihm zum Sofa ziehen, wo sie, in Tränen aufgelöst, zusammenbrach. Sie grub die Finger in eines der Zierkissen, die so kunstvoll auf dem Sofa aufgeschichtet waren, und drückte es an die Brust, umklammerte es so krampfhaft, als könnte sie damit ihr blutendes Herz beschwichtigen.

Während der Wind so tat, als würde er ein Klagelied anstimmen, wählte Dusty die Notrufnummer, obwohl ein Notarzt hier schon seit Stunden nichts mehr ausrichten konnte.

54. Kapitel

Der stürmische Nachmittag plusterte sich hinter dem Rücken der beiden uniformierten Beamten auf, die als Erste eintrafen, und vor ihnen her wehte die wintergrüne Fahne der Pfefferminzbonbons, die den aufdringlichen Geruch eines allzu knoblauchhaltigen Mittagessens kaschieren sollten.

In der Atmosphäre der Wohnung – geprägt von Marties stummem Schmerz, von Dustys leise gemurmelten Trostworten, von den wehmütigen Geisterstimmen des Windes – hatte bis zu diesem Augenblick noch das dünne Fädchen irrationaler Hoffnung Bestand gehabt, das unmittelbar nach dem Tod eines geliebten Menschen die Seele zusammenhält. Ungeachtet dessen, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, spürte Dusty es in sich selbst: diesen wahnsinnigen, verzweifelten, nur schwach glimmenden, aber doch nicht auszulöschenden traurigen Wunsch zu glauben, dass alles ein schrecklicher Irrtum war, dass die Verstorbene nicht tot war, sondern nur bewusstlos oder in einem Koma, dass sie schlief und gleich aufwachen, ins Zimmer kommen und fragen würde, was ihre bedrückten Mienen zu bedeuten hatten. Er hatte Susans fahlgrüne Haut gesehen, die dunklen Verfärbungen am Hals, ihr aufgedunsenes Gesicht und das Leichensekret; und doch flüsterte ihm ein ganz zartes inneres Stimmchen zu, es könnten auch Schatten gewesen sein, optische Lichteffekte, die ihm einen grausamen Streich gespielt hatten. Martie, die den Leichnam nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, musste sich unweigerlich noch fester an diese trügerische Hoffnung klammern als Dusty.

Die beiden Beamten setzten der Hoffnung durch ihre bloße Anwesenheit ein Ende. Höflich, rücksichtsvoll und professionell, waren es doch so große, breite und kräftige Gestalten, dass sie allein durch die Wucht ihrer Erscheinung der rauen Wirklichkeit zur Geltung verhalfen und falsche Hoffnungen

zunichte machten. Ihr sachlicher Polizeijargon, der ihre Feststellungen für Außenstehende unverständlich verklausulierte, fasste die Gewissheit des Todes in Worte, und die knisternden, rauschenden Durchsagen, die aus dem Funkgerät am Gürtel des einen Beamten drangen, klangen wie die Stimme des Schicksals, unverständlich, aber nicht zu überhören.

Zwei weitere uniformierte Polizisten trafen ein, dicht gefolgt von zwei Beamten in Zivil. Gleich darauf tauchten zwei Leute von der Gerichtsmedizin auf, eine Frau und ein Mann. Hatte die Anwesenheit der ersten beiden Beamten schon den Moment der Hoffnung zunichte gemacht, so nahmen die Neuankömmlinge, ohne es zu wollen, dem Tod nun auch sein Geheimnis und seine besondere Würde durch die routinierte Geschäftigkeit, mit der sie sich mit der unbeteiligten Miene von Leuten, die alles schon gesehen haben, an der Leiche zu schaffen machten wie ein Buchhalter an seinen Akten.

Die Beamten stellten eine Menge Fragen, aber weniger, als Dusty erwartet hatte, was vor allem daran lag, dass die Beweise vor Ort und der Zustand der Leiche kaum einen Zweifel an einem Selbstmord lassen konnten. Aus dem vierseitigen Abschiedsbrief der Toten gingen die Beweggründe ihrer Tat deutlich hervor, aber es drückten sich darin auch so viel innerer Aufruhr und Schmerz – dieses besondere Gefühlschaos der Verzweiflung – aus, dass er völlig echt wirkte.

Martie bestätigte, dass es Susans Handschrift war. Durch Vergleiche mit einem noch nicht abgeschickten Brief an ihre Mutter und mit Schriftproben aus ihrem Adressbuch wurde die Möglichkeit einer Fälschung mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen. Sollten sich im Laufe der Ermittlungen Verdachtsmomente ergeben, die auf einen Mord schließen ließen, so würde man eine Schriftanalyse von einem Experten einholen.

Martie war, wie es der Abschiedsbrief besagte, wie keine andere Person in der Lage zu bestätigen, dass Susan Jagger seit

sechzehn Monaten an einer schweren Agoraphobie gelitten hatte, dass ihre berufliche Laufbahn ruiniert und ihre Ehe zerbrochen war und dass sie immer wieder in lang anhaltende Depressionszustände verfallen war. Ihr Einwand, dass Susan dennoch weit entfernt gewesen sei von jedem Gedanken an Selbstmord, klang selbst in Dustys Ohren wie der hilflose Versuch, den Ruf einer guten Freundin über den Tod hinaus zu schützen und deren Andenken vor übler Nachrede zu bewahren.

Im Übrigen machten die Selbstvorwürfe, die sie, weniger an die Polizisten oder an Dusty als an sich selbst gerichtet, zum Ausdruck brachte, nur zu deutlich, dass sie im Grunde ihres Herzens an einen Selbstmord glaubte. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie nicht zur Stelle gewesen war, als Susan sie brauchte, weil sie Susan am Vorabend nicht zurückgerufen und gerettet hatte, als diese vielleicht die Rasierklinge schon angesetzt hatte.

Bevor die Polizeibeamten eingetroffen waren, hatten sich Dusty und Martie darauf geeinigt, Susans gespenstischen Besucher, der seine ganz realen und nachweisbaren biologischen Spuren zu hinterlassen pflegte, nicht zu erwähnen, weil Martie der Meinung war, dass diese Geschichte Susan in den Augen der Kriminalisten noch labiler und verwirrter erscheinen lassen und ihrem Ansehen noch größeren Schaden zufügen würde.

Sie fürchtete darüber hinaus, dass dieses heikle Thema Fragen aufwerfen würde, bei deren Beantwortung ihre eigene Autophobie zur Sprache käme. Der Gedanke, den bohrenden Fragen luchsäugiger Polizisten und der kalten psychologisierenden Analyse ihrer persönlichen Probleme ausgesetzt zu sein, war ihr zuwider. Sie hatte Susan kein Härchen gekrümmt, aber wenn sie anfing, von dem gewalttätigen Potenzial zu erzählen, das sie in sich entdeckt zu haben glaubte, würden die Beamten ihre Selbstmordtheorie zurückstellen und sie so lange in die

Mangel nehmen, bis sie sicher waren, dass ihre Angst vor sich selbst genauso irrational war, wie sie klang. Und wenn sie dann unter dem Druck der Befragung in Gegenwart der Polizisten eine neuerliche Panikattacke erlitt, würden diese vielleicht zu dem Schluss kommen, dass sie eine Gefahr für sich selbst und für andere war, und sie gegen ihren Willen für zweiundsiebzig Stunden in ein psychiatrisches Krankenhaus einweisen lassen, was im Rahmen ihrer Befugnis lag.

»Ich könnte das nicht ertragen«, hatte Martie kurz vor dem Eintreffen der ersten beiden Beamten zu Dusty gesagt. »An einem solchen Ort eingesperrt zu sein. Ständig unter Beobachtung. Ich könnte nicht damit umgehen.«

»Das wird nicht passieren«, hatte er ihr versichert.

Er teilte Marties Wunsch, Susans Phantomvergewaltiger nicht zu erwähnen, aber er hatte dafür noch einen anderen Grund, den er ihr gegenüber bis jetzt nicht erwähnt hatte. Er war so sicher, wie Martie es liebend gern gewesen wäre, dass Susan nicht Selbstmord begangen hatte, zumindest nicht aus freiem Willen und im Wissen um das, was sie tat. Wenn er das den Beamten sagte und auch nur den untauglichen Versuch machte, sie davon zu überzeugen, dass sie es hier mit einem ungewöhnlichen Fall zu tun hatten, in dem gesichtslose Verschwörer und finstere Methoden der Willensbeeinflussung eine Rolle spielten, würden sie beide, Martie und er selbst, auf die eine oder andere Weise tot sein, bevor die Woche um war.

Und es war bereits Mittwoch.

Seitdem er in dem Roman auf Dr. Yen Lo gestoßen war und ganz besonders, nachdem das Buch wie durch Magie wieder in seine zittrigen Hände gelangt war, obwohl es in der Sekunde zuvor erst zu Boden gefallen war, konnte sich Dusty des Gefühls einer drohenden Gefahr nicht erwehren, das ständig stärker wurde. Irgendwo tickte eine Uhr. Er konnte die Uhr weder sehen noch hören, aber er spürte die Erschütterung ihres harten Tickens bis ins Mark. Die Zeit für ihn und Martie lief

ab. So schwer, wie die Angst jetzt auf ihm lastete, musste er fast befürchten, dass die Polizisten seine Nervosität registrierten und misstrauisch wurden, weil sie das Falsche dahinter vermuteten.

Susans Mutter, die mit ihrem jetzigen Mann in Arizona lebte, war telefonisch benachrichtigt worden, ebenso wie ihr Vater, der sich in Santa Barbara wieder verheiratet hatte. Beide waren bereits unterwegs. Nachdem sich der Leiter der Ermittlungen, Lieutenant Bizmet, bei Martie erkundigt hatte, wie tief das Zerwürfnis zwischen Susan und ihrem Ehemann ging, rief er auch Eric an, erreichte aber nur dessen Anrufbeantworter, auf dem er seinen Namen, seinen Dienstrang und seine Telefonnummer, aber keine weiteren Erklärungen hinterließ.

Bizmet, ein Koloss von einem Mann mit kurz geschorenem Blondhaar und bohrendem Blick, erklärte Dusty gerade, dass sie nicht mehr gebraucht wurden, als Martie von einer Welle der Autophobie überrollt wurde.

Dusty erkannte die Symptome des Anfalls sofort. Die plötzliche Panik in ihren Augen. Ihre angespannten Züge. Der bleiche Schatten, der sich auf ihr Gesicht gelegt hatte.

Sie ließ sich auf das Sofa zurückfallen, von dem sie sich eben erhoben hatte, krümmte sich zusammen und wiegte sich, zitternd und nach Luft schnappend, vor und zurück, genau so, wie sie es im Auto getan hatte.

Diesmal, in Anwesenheit der Polizisten, konnte er sie nicht mit Erinnerungen an die Tage ihrer ersten Verliebtheit einlullen. Er konnte nur hilflos zusehen und beten, dass sich ihr Zustand nicht zu einer ausgeprägten Panikattacke steigerte.

Zu Dustys Überraschung hielt Bizmet Marties psychischen Zusammenbruch fälschlicherweise für die Folge ihres Schmerzes, der sie von neuem übermannte. Er sah mit offensichtlicher Bestürzung auf sie hinunter, brachte ein paar verlegene Worte des Trosts heraus und warf Dusty einen mitfühlenden Blick zu.

Die anderen Beamten blickten kurz zu Martie hinüber und

wendeten sich dann wieder ihren Beschäftigungen und Unterhaltungen zu, ohne dass sie mit ihren scharfen Spürnasen die richtige Witterung aufgenommen hätten.

»Trinkt sie?«, erkundigte sich Bizmet bei Dusty.

»Tut sie was?«, fragte Dusty zurück, der innerlich so angespannt war, dass ihm im ersten Moment die Bedeutung des Wortes *trinken* nicht klarer war, als hätte Bizmet Kisuaheli gesprochen. »Ach so, ob sie trinkt, ja, gelegentlich ein Glas. Warum?«

»Gehen Sie mit ihr in ein nettes Lokal und flößen Sie ihr ein paar Gläser ein, das wird ihre Nerven ein bisschen beruhigen.«

»Guter Rat«, sagte Dusty.

»Sie aber nicht«, fügte Bizmet mit einem warnenden Blick hinzu.

»Wie bitte?«, sagte Dusty, dessen Herz einen Moment lang aussetzte.

»Ein paar Gläser für Ihre Frau, aber für Sie nur eins, wenn Sie noch Auto fahren wollen.«

»Oh, natürlich. Ich habe noch nie eine Verwarnung bekommen. Und das soll auch so bleiben.«

Martie wiegte sich, zitterte, schnappte nach Luft und hatte dabei noch die erstaunliche Geistesgegenwart, hin und wieder ein kummervolles ersticktes Schluchzen einzuflechten. Wie schon zuvor im Auto gelang es ihr, den Anfall innerhalb weniger Minuten zu überwinden.

Nach nur einer Stunde entließ Bizmet sie, nicht ohne ihnen seinen Dank und sein Beileid ausgedrückt zu haben, aus Susans Wohnung, und sie traten ins Freie hinaus, wo der Tag inzwischen dunkel geworden war.

Der stürmische Wind hatte sich mit der frühwinterlichen Dämmerung nicht gelegt. Sein kühler Atem wehte salzig vom Pazifik herüber und trug den Jodgeruch der Tangranken mit sich, die am nahe gelegenen Strand vor sich hin welkten, und er blies Dusty und Martie anklagend ins Gesicht, als wollte er

ihnen keuchend und kreischend ihre Lügen und ihre Schuld entgegenschleudern.

Im Tumult der peitschenden und rauschenden Palmwedel hörte Dusty das kaum überdeckte rhythmische Ticken einer Uhr. Er hörte es auch in ihren Schritten auf dem Pflaster der Promenade, in den Flügeldrehungen einer kleinen Windmühle, die zur Zierde auf der Eingangsveranda eines der zum Meer blickenden Häuser stand, und zwischen den Doppelschlägen seines Herzens. Ihre Zeit lief ab.

55. Kapitel

Davy Crockett wurde diesmal in seinem tapferen Kampf um El Alamo nicht nur von den üblichen Weggefährten unterstützt, sondern auch von Eliot Ness und einer schlagkräftigen Truppe von FBI-Männern.

Man hätte meinen sollen, dass es den Ausgang dieser historischen Schlacht von 1836 entscheidend hätte verändern müssen, wären die zu allem entschlossenen Männer in El Alamo mit Maschinengewehren ausgerüstet gewesen. Schließlich sollte es noch sechsundzwanzig Jahre dauern, bis Gatling den ersten funktionstüchtigen Vorläufer dieser Waffe erfand. Eigentlich waren zur damaligen Zeit noch überhaupt keine automatischen Schusswaffen in Gebrauch; die modernsten Waffen, die den Truppen zur Verfügung standen, waren schwerfällige Vorderlader.

Die Verteidiger von El Alamo hatten jedoch das Pech, dass sie diesmal von mexikanischen Soldaten *und* einer Bande skrupelloser Gangster aus der Prohibitionszeit belagert wurden, die ihrerseits mit Maschinengewehren bewaffnet waren. Ob Crockett und Ness in der Lage sein würden, der geballten Macht von Al Capone, dem skrupellosen und gerissenen Gangster, und General Santa Anna, dem begnadeten Strategen, standzuhalten, war äußerst fraglich.

Der Arzt zog kurz in Erwägung, diese epische Schlacht durch eine Raumpatrouille und das futuristische Waffenarsenal aus seiner Kampfstern-Galactica-Sammlung zu bereichern, widerstand der kindischen Versuchung aber, weil ihn die Erfahrung gelehrt hatte, dass das Spiel umso weniger befriedigend war, je mehr Figuren und Accessoires er kombinierte, die historisch nicht zusammenpassten. Damit er die Szenen seines Spiels richtig miterleben konnte, musste er seine blühende Fantasie zügeln und sich strikt an ein glaubhaftes, wenn auch kompli-

ziertes Konzept halten. Texanische Freiheitskämpfer, mexikanische Soldaten, FBI-Männer, Mafiosi *und* galaktische Helden, das war einfach zuviel des Guten.

Barfuß, in einem bequemen schwarzen, mit rotem Seidengürtel gebundenen Pyjama à la Ninja, umrundete der Psychiater bedächtig das Spielbrett und analysierte im Geist haarscharf die Stellungen der gegnerischen Truppen. Ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, schüttelte er einen Würfelbecher, in dem zwei Würfel klapperten.

Das riesige Spielbrett war in Wirklichkeit ein quadratischer Tisch von zweieinhalb Metern Seitenlänge, der in der Mitte des Raums stand. Dieses mehr als sechs Quadratmeter große Feld konnte er mit Hilfe seiner umfangreichen Sammlung speziell angefertigter Landschaftselemente für jedes Spiel neu gestalten.

Außer dem Spieltisch gab es in dem hundert Quadratmeter großen Raum lediglich einen Sessel und einen kleinen Tisch, auf dem ein Telefon und ein paar Naschereien Platz hatten.

Im Augenblick war die einzige Lichtquelle im Raum die Gruppe von Halogenstrahlern, die senkrecht über dem Spielfeld in die Decke eingelassen waren. Alles andere war in Schatten getaucht.

Auf deckenhohen Regalen, die sich um alle vier Wände zogen, lagerten Hunderte von Plastikfigurensets in ihren Originalverpackungen. Die meisten dieser Schachteln waren wie neu oder doch zumindest fast wie neu, und es gab keine, deren Zustand man nicht wenigstens als hervorragend hätte bezeichnen müssen. Alle Sets bestanden aus dem kompletten Zubehörsatz von Figuren, Gebäuden und Accessoires.

Ahriman kaufte ausschließlich Figurensets der Firma Marx, von Louis Marx in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren produziert. Die Figuren in diesen Sets waren in liebevollen Details ausgearbeitet und von hoher Qualität, und sie wurden mittlerweile als Raritäten für Hunderte – manchmal

Tausende – von Dollars auf dem Sammlermarkt angeboten. Außer dem Alamo- und dem Al-Capone-Set umfasste seine Sammlung Robin Hoods Abenteuer, Prinz Eisenherz, Zweiter Weltkrieg, Wyatt Earp, Wells Fargo, Zorro, Fort Apache, Ben Hur, Roy Rogers Rodeo-Ranch, Tom Corbetts Space Academy und Unmengen anderer Sets, die zum Teil doppelt oder dreifach vertreten waren, sodass er das Spielfeld mit einem gewaltigen Figurenaufgebot bevölkern konnte.

An diesem Abend war der Arzt ausnehmend gut gelaunt. Die Szenerie, die sich vor ihm auf dem Spielfeld entfaltete, versprach hoch amüsant zu werden. Und was noch besser war: Das andere, viel wichtigere Spiel, das in der Welt jenseits dieser Mauern gespielt wurde, entwickelte von Stunde zu Stunde spannendere Züge.

Mr. Rhodes las in *Botschafter der Angst*. Höchstwahrscheinlich war Dustin weder fantasievoll noch klug genug, um alle Hinweise, die sich in dem Roman verbargen, zu verstehen und sich ein Bild von dem Netz zu machen, in dem er gefangen war. Die Chancen, dass er sich selbst und seine Frau aus der Schlinge befreien konnte, waren immer noch gleich null, wenn sie auch vorher, als er das Buch noch nicht aufgeschlagen hatte, schlechter gestanden hatten.

Nur ein hoffnungsloser Egozentriker, ein Größenwahnsinniger oder ein Psychotiker würde jahrelang begeistert einen Sport betreiben, wenn er wüsste, dass ihm der Sieg immer sicher war. Für den wahren – und innerlich ausgeglichenen – Sportsmann gehörte immer eine letzte Ungewissheit, wenigstens ein kleines Fünkchen Spannung dazu, wenn sich das Spiel lohnen sollte. Er musste sein Können auf die Probe stellen und das Glück herausfordern, nicht aus Fairness seinen Mitspielern gegenüber – Fairness war etwas für Narren –, sondern um in Form zu bleiben und das Maximum an Spaß aus dem Spiel herauszuholen.

Stets würzte der Arzt das Szenario seiner Spiele, indem er

Gefahrenmomente für sich selbst einbaute, die ihn zwar nur selten wirklich tangierten, deren bloßes *Vorhandensein* er aber als belebend empfand und die ihn zwangen, immer auf der Hut zu sein. Er liebte diesen jungenhaften Zug in seinem Wesen und schwelgte genießerisch darin.

Bei Susan Jagger zum Beispiel hatte er zugelassen, dass sie seine Spermaspuren entdeckte und bewusst wahrnahm. Hätte er ihr befohlen, diesen Beweis seiner Besuche nicht zu registrieren, so hätte sie ihre Entdeckung augenblicklich aus dem Gedächtnis gestrichen. Stattdessen hatte er die Wahrnehmung zugelassen und, indem er ihren Verdacht auf ihren Mann gelenkt und so eine spannungsgeladene Dynamik zwischen den Figuren seines Spiels erzeugt hatte, deren Folgen für ihn nicht absehbar waren. In diesem Fall hatte es sogar zu der Beinahekatastrophe mit dem Videoband geführt, und das war das Letzte, womit er hatte rechnen können.

Einer der Fallstricke in seinem Spiel war der *Botschafter der Angst*. Er hatte Martie das Buch gegeben und ihr gleichzeitig befohlen zu vergessen, von wem sie es hatte. Sie lebte, wie er es ihr eingeimpft hatte, in der Vorstellung, dass sie immer während Susans Therapiesitzungen ein paar Seiten des Romans las, obwohl sie das Buch in Wahrheit noch nie aufgeschlagen hatte, und er unterstützte diese Vorstellung mit dem brüchigen Fundament einiger unglaublich nichtssagender Sätze, die sie herunterleiern konnte, wenn Susan oder sonst jemand sie nach ihrer Meinung zu der Geschichte fragte. Hätte Susan sich über ihre vage, hölzerne Beschreibung gewundert, so hätte sie sich vielleicht eingehender mit dem Buch befasst und Parallelen zu ihren realen Problemen entdeckt. Martie selbst war es nicht etwa streng untersagt, den Roman zu lesen, er hatte ihr lediglich eine starke Abwehr dagegen eingeimpft, und es war durchaus möglich, dass sie diese Abwehr in einem Moment überwand, in dem Ahriman am wenigsten damit rechnete. Aber nun hatte Mr. Rhodes begonnen, in dem Roman herumzu-

schnüffeln.

Wo ist die Grenze zwischen Fantasie und Wirklichkeit? Das ist die wesentliche Frage, um die es in dem Spiel geht.

Während der Arzt den großen Tisch umrundete und darüber nachdachte, ob Crockett oder Capone den Sieg davontragen sollte, rieben sich die lockeren Falten seines schwarzen Ninja-Pyjamas mit seidigem Knistern. *Klapper-klapper*, die Würfel im Becher.

*

Hätte man sie gefragt, so hätten die Innenarchitekten die Ausstattung als zeitgenössischen Bistrostil oder italienische Moderne bezeichnet. Sie hätten damit nicht unbedingt eine Lüge oder Unaufrichtigkeit von sich gegeben, aber ihre Antwort wäre am Wesentlichen vorbeigegangen. Das dunkel schimmernde Holz, der schwarze Marmor, die glatten, polierten Flächen, die vulvaförmigen Wandlampen aus Bernstein und Onyx, das breite Wandgemälde hinter der Bar mit seiner Rousseau-artigen Dschungellandschaft, in der die Pflanzen üppiger wucherten als je in der Natur und geheimnisvolle Katzenaugen hinter regenschillerndem Blattwerk hervorlugten – all das ließ ein Thema und nur dieses eine Thema anklingen: Sex.

Das Lokal war in ein Restaurant und eine Bar aufgeteilt, und die beiden gleich großen Bereiche waren durch einen mächtigen Bogengang, flankiert von Mahagonisäulen auf Marmorsockeln, miteinander verbunden. Zu dieser frühen Abendstunde, in der die umliegenden Büros gerade ihre Pforten geschlossen hatten, wimmelte es in der Bar von gut verdienenden jungen Singles, die hungriger auf der Pirsch waren als jede Raubkatze, während im Restaurant noch nicht viel los war.

Die Empfangsdame führte Dusty und Martie zu einer Sitznische, die durch hohe Rückenlehnen an den Lederbänken nach

drei Seiten hin vom übrigen Raum völlig abgeschirmt war.

Der Gedanke, an einem so öffentlichen Ort möglicherweise in die peinliche Situation einer unkontrollierbaren Panikattacke zu geraten, machte Martie nervös. Sie beruhigte sich mit dem Gedanken, dass die Anfälle, die sie seit ihrem Besuch bei Dr. Ahriman erlitten hatte, verhältnismäßig harmlos und nur von kurzer Dauer gewesen waren.

Obwohl sie Gefahr lief, sich öffentlich zu blamieren, war es ihr lieber, hier zu essen als in der Abgeschiedenheit ihrer Küche. Die Vorstellung, nach Hause zu kommen, wo das unbeseitigte Chaos in der Garage sie an die wahnwitzige, besinnungslose Wut erinnern würde, mit der sie das Haus von potenziellen Waffen hatte befreien wollen, erfüllte sie mit Unbehagen.

Noch entsetzlicher aber als das Chaos in der Garage und alle anderen Spuren ihrer Raserei war der Anrufbeantworter, der sie in ihrem Arbeitszimmer erwartete. Auf dem Band war, so sicher wie der Tod, eine Nachricht von Susan gespeichert, die diese am Abend zuvor aufgesprochen hatte.

Marties Pflichtbewusstsein und ihr Ehrgefühl verboten es ihr, die Nachricht zu löschen, ohne sie angehört zu haben, und sie würde es auch nicht über sich bringen, diese schwere Aufgabe an Dusty zu delegieren. Sie war es Susan schuldig, dass sie ihr persönlich diesen letzten Dienst erwies.

Bevor sie sich die geliebte Stimme anhörte und sich den Schuldgefühlen stellte, die unweigerlich darauf folgten, musste sie Kraft sammeln. Und sich ein bisschen Mut antrinken.

Als gesetzestreue Bürger hielten sie sich an Lieutenant Bizmets Rat: eine Flasche Heineken für Dusty, ein Corona für Martie.

Entgegen dem warnenden Hinweis in der Packungsbeilage, nicht gleichzeitig Benzodiazepin und Alkohol zu konsumieren, spülte Martie mit dem ersten Schluck Bier eine Valiumtablette hinunter.

Lebe intensiv, stirb jung. Oder stirb in jedem Fall jung. Das waren die Alternativen, die sich ihnen zu bieten schienen.

»Hätte ich sie doch nur gestern Abend zurückgerufen«, sagte Martie.

»Du warst nicht in der Lage, sie anzurufen. Und du hättest ihr ohnehin nicht helfen können.«

»Wenn ich es ihrer Stimme angehört hätte, hätte ich vielleicht dafür sorgen können, dass ihr jemand anders hilft.«

»Du hättest es ihrer Stimme nicht angehört. Jedenfalls nicht das, was du meinst, keine deutlicheren Anzeichen für eine Depression, keine selbstmörderische Verzweiflung.«

»Das werden wir nie wissen«, murmelte Martie mit düsterer Miene.

»Ich weiß es so sicher, wie ich hier sitze«, sagte Dusty bestimmt. »Du hättest keine selbstmörderische Verzweiflung in ihrer Stimme gehört, weil sie nicht Selbstmord begangen hat.«

*

Ness war bereits tot, ein früher Verlust, verheerend für die Verteidiger von Fort Alamo!

Der edle Gesetzeshüter war durch eine Büroklammer ums Leben gekommen.

Der Arzt entfernte die Plastikleiche vom Spielfeld.

Die Entscheidung darüber, welche Spielfigur aus welcher Truppe mit welcher Waffe als Nächstes das Feuer eröffnen würde, traf Ahriman anhand eines komplizierten Berechnungssystems, dessen Variablen er durch Würfeln und blindes Ziehen aus einem Kartenspiel ermittelte.

Sein Waffenarsenal bestand aus einer Büroklammer, die mit Hilfe eines Gummis abgeschossen wurde, und einer mit dem Daumen geschnippten Murmel. Natürlich standen diese beiden primitiven Geschosse stellvertretend für eine Vielzahl schrecklicher Todesarten: durch einen Pfeil, einen Gewehrschuss,

schweres Geschütz, ein Bowiemesser, ein Kriegsbeil, das die Stirn spaltete …

Bedauerlicherweise lag es nicht im Wesen einer Plastikfigur, Selbstmord zu begehen, und der bloße Gedanke, dass Männer wie Davy Crockett und Eliot Ness in der Lage sein könnten, so etwas wie Selbstmord auch nur in Erwägung zu ziehen, wäre eine unsägliche Beleidigung für das Land und seine braven Bürger gewesen. Dieser faszinierende Zug blieb ihm bei seinen Brettspielen also verwehrt.

In seinem größeren Spiel jedoch, in dem das Plastik lebendiges Fleisch und das Blut echt war, würde in Kürze ein weiterer Selbstmord herbeigeführt werden müssen. Skeet war fällig.

Bei der ursprünglichen Planung dieses Spiels war der Arzt noch davon ausgegangen, dass Holden »Skeet« Caulfield die Hauptrolle darin übernehmen und beim abschließenden blutigen Gemetzel zu glorioser Hochform auflaufen würde. Sein Gesicht groß in allen Nachrichtensendungen. Sein kauziger Name verewigt in der Geschichte des Verbrechens, so berüchtigt wie der von Charles Manson.

Skeet hatte sich jedoch, wahrscheinlich, weil man ihm das Gehirn schon in Kindertagen mit dermaßen viel Chemie verätzt hatte, als denkbar ungeeignetes Objekt für die Programmierung erwiesen. Seine Konzentrationsfähigkeit war – selbst im Zustand der Hypnose – miserabel, und es fiel ihm schwer, den rudimentären Schlüsselcode seiner mentalen Konditionierung im Unterbewusstsein zu speichern. Statt der üblichen drei Programmierungssitzungen hatte der Arzt bei Skeet deren sechs benötigt, und in der Folgezeit waren mehrere kurze – so etwas hatte es noch nie gegeben – Reparatursitzungen erforderlich gewesen, um schadhafte Teile des Programms neu zu installieren.

Manchmal kam es vor, dass Skeet sich schon bei der Nennung des Namens Dr. Yen Lo seiner Kontrolle unterwarf, noch bevor Ahriman dazu kam, ihn durch sein Haiku zu führen. Das

Sicherheitsrisiko, das mit einem so leichten Zugang verbunden war, konnte er unmöglich dulden.

Früher oder später war Skeet reif für eine Büroklammer, sinnbildlich gesprochen. Am Dienstagvormittag hätte er eigentlich sterben sollen. Heute Abend war es nun definitiv soweit.

Die Würfel rollten aus und ergaben eine Neun. Das Kartenspiel lieferte ihm eine Karodame.

Nach kurzer Berechnung ermittelte Ahriman, dass der nächste Schuss von einer Figur kommen würde, die auf der Südwestseite von Fort Alamo auf dem Dach Stellung bezogen hatte: einer aus Eliot Ness' treuem Gefolge. Zweifellos sann der FBI-Mann in seinem Schmerz auf blutige Rache. Seine Waffe war eine Murmel, die eine tödlichere Durchschlagskraft hatte als eine Büroklammer, und von seinem günstigen Standort aus konnte er vielleicht empfindliche Lücken in die Reihen der mexikanischen Soldaten und des abstoßenden Gangsterpacks reißen, das den Tag noch verwünschen würde, an dem es sich auf seine schmutzigen Handlangerdienste für Al Capone eingelassen hatte.

*

»Sie hat nicht Selbstmord begangen«, wiederholte Dusty mit leiser Stimme und beugte sich verschwörerisch vor, obwohl sie bei dem lärmenden Stimmengewirr aus der Bar niemand in ihrer Nische hätte belauschen können.

Martie war verblüfft über die Gewissheit, die aus seiner Stimme sprach. Aufgeschnittene Pulsadern. Keine Spuren, die auf einen Kampf hingedeutet hätten. Ein Abschiedsbrief in Susans Schrift. Die Diagnose eines Selbstmords war unwiderleglich.

Dusty hob die Rechte und ließ mit jedem Argument, das er vorbrachte, einen Finger aus der geballten Faust in die Höhe

schnellen. »Punkt eins – gestern im New Life wurde Skeet durch den Namen *Dr. Yen Lo* aktiviert, und dann sind wir gemeinsam auf das Haiku gestoßen, das mir den Schlüssel zur Programmierung seines Unterbewusstseins verschafft hat.«

»Programmierung«, sagte Martie zweifelnd. »Es fällt mir immer noch schwer, das zu glauben.«

»Ich sehe es als Programmierung. Er hat auf Instruktionen gewartet. *Missionen* hat er sie genannt. Punkt zwei – als ich die Geduld verloren und ihm gesagt habe, er soll mich in Ruhe lassen und einfach einschlafen, ist er augenblicklich weggetreten. Er hat einem völlig unmöglichen Befehl *gehorcht*. Also wirklich, wie kann man von einer Sekunde auf die andere auf Befehl einschlafen? Punkt drei – gestern Vormittag, als er sich vom Dach stürzen wollte, hat er gesagt, jemand hätte ihm *befohlen* zu springen.«

»Ja, ja, der Todesengel.«

»Ich gebe zu, dass er mit Drogen zugeknallt war. Aber das heißt noch lange nicht, dass nicht ein Fünkchen Wahrheit in dem steckt, was er gesagt hat. Punkt vier – der Soldat, den sie in *Botschafter der Angst* einer Gehirnwäsche unterzogen haben, wird auf Befehl der Leute, die ihn fernlenken, zum Mörder und weiß anschließend nichts mehr von dem, was er getan hat, aber – und jetzt pass auf! – er würde sich auf Befehl derselben Leute auch selbst umbringen, wenn es notwendig wäre.«

»Es ist bloß ein Thriller.«

»Ja, ich weiß. Er ist gut geschrieben. Die Handlung ist spannend. Die Figuren sind lebendig geschildert. Du genießt die Lektüre.«

Weil Martie darauf keine Entgegnung einfiel, trank sie noch einen Schluck Bier.

*

General Santa Anna war tot, und die Geschichte wurde neu geschrieben. Al Capone musste nun das Kommando über die vereinigten Truppen der Mexikaner und der Chicagoer Unterwelt übernehmen.

Das Fähnlein der Aufrechten, die El Alamo verteidigten, tat gut daran, mit der Siegesfeier noch ein wenig zu warten. Santa Anna war ein brillanter Stratege; aber Al Capone stellte ihn allein durch seine Skrupellosigkeit in den Schatten.

Einmal hatte der echte Capone, nicht die Plastikfigur, einen Verräter mit einem Handbohrer gefoltert. Er hatte den Kopf des Kerls in einer Werkzeugmacherei in eine Schraubzwinge eingeklemmt, und während seine Helfer den Abtrünnigen an Armen und Beinen festhielten, hatte der gute alte Al höchst eigenhändig das Werkzeug angesetzt und einen diamantverstärkten Stahlbohrer in die Stirn des entsetzten Mannes getrieben.

Der Arzt hatte auch einmal eine Frau mit einem Bohrer getötet, aber er hatte dazu eine elektrische Black&Decker benutzt.

*

»Die Handlung in Condons Roman ist erfunden, klar«, sagte Dusty. »Aber man hat das Gefühl, dass die Methoden der Bewusstseinsbeeinflussung, die er darin beschreibt, sehr gründlich recherchiert sind, dass die Dinge, die er als Produkte seiner Fantasie präsentiert, sogar damals schon durchaus möglich waren. Und, Martie, die Geschichte spielt in einer Zeit, die *fast fünfzig Jahre zurückliegt*. Das war, bevor es so was wie Düsenflugzeuge gab.«

»Bevor die ersten Menschen zum Mond geflogen sind.«
»Genau. Bevor es Mobiltelefone, Mikrowellen und fettfreie Kartoffelchips mit einer Durchfallwarnung auf der Packung gab. Stell dir bloß vor, was ein Experte in der heutigen Zeit, wo es keine Moral, dafür aber unbegrenzte Möglichkeiten gibt, auf

dem Gebiet der Bewusstseinsbeeinflussung alles machen könnte.« Er legte eine kurze Heineken-Pause ein. Dann fuhr er fort: »Punkt fünf – Dr. Ahriman hat es als *ausgesprochen ungewöhnlich* bezeichnet, dass ihr beide, du und Susan, zur gleichen Zeit so extreme Phobien entwickelt habt. Er …«

»Wahrscheinlich hat er Recht, wenn er sagt, dass meine Panikattacken in Zusammenhang mit Susans Erkrankung stehen, dass ich das Gefühl habe, sie im Stich gelassen zu haben und deshalb …«

Dusty schüttelte den Kopf und ballte die Rechte wieder zur Faust. »Oder die Phobien wurden euch beiden eingepflanzt, im Rahmen irgendeines Experiments oder aus sonst einem völlig unsinnigen Grund in euer Bewusstsein hineinprogrammiert.«

»Aber diese Möglichkeit hat Dr. Ahriman nicht einmal …«

Ungeduldig fiel Dusty ihr ins Wort: »Er mag ein hervorragender Psychiater sein, schön und gut, und er ist um das Wohl seiner Patienten besorgt. Aber seine Ausbildung und seine Praxis bringen es mit sich, dass er nach einer in deiner Psyche liegenden Ursache und Wirkung sucht, nach einem *traumatischen Erlebnis* in deiner Vergangenheit, das für die Störung verantwortlich ist. Vielleicht ist das der Grund, warum Susan in der Therapie offensichtlich keine wesentlichen Fortschritte gemacht hat – weil es kein *traumatisches Erlebnis* in ihrer Vergangenheit gibt. Und, Martie, wenn sie dich durch Programmierung dazu bringen können, vor dir selbst Angst zu haben, dir diese brutalen Szenen vorzustellen, die Dinge zu tun, die du gestern bei uns zu Hause getan hast … wozu können sie dich dann noch bringen?«

Vielleicht lag es am Bier. Vielleicht lag es am Valium. Vielleicht lag es sogar an der Logik seiner Argumente. Woran es auch liegen mochte, jedenfalls fand Martie das, was Dusty sagte, immer überzeugender.

*

Ihr Name war Viveca Scofield gewesen. Sie war ein billiges Filmsternchen, fünfundzwanzig Jahre jünger als Ahrimans Vater und drei Jahre jünger als Ahriman selbst, der zum damaligen Zeitpunkt achtundzwanzig war. Während der Dreharbeiten zum letzten Film seines alten Herrn, in dem sie die zweite weibliche Hauptrolle gespielt hatte, hatte sie alle ihr reichlich zur Verfügung stehenden Register gezogen, um ihm den Gedanken an eine Heirat schmackhaft zu machen.

Auch wenn der Arzt nicht schon längst das dringende Bedürfnis gehabt hätte, aus dem Schatten seines Vaters zu treten und sich selbst einen Namen zu machen, hätte er das Problem Viveca lösen müssen, bevor sie Mrs. Ahriman wurde und entweder mit List und Tücke die Kontrolle über das Familienvermögen an sich riss oder es zum Fenster hinaus warf.

In Hollywood konnte keiner seinem Vater etwas vormachen; er verstand es meisterlich, seine Partner übers Ohr zu hauen und selbst den bösartigsten und cholerischsten aller Studiobosse an die Wand zu spielen, aber er war auch seit fünfzehn Jahren verwitwet und der sentimentalste Mensch seiner Zeit, in manchen Dingen ebenso verwundbar, wie er in anderen kugelsicher gepanzert war. Viveca hätte es fertig gebracht, ihn zu heiraten, ihn früh ins Grab zu bringen, am Vorabend der Beerdigung seine Leber mit gehackten Zwiebeln zu verspeisen und anschließend seinen Sohn mit nichts als einem alten Mercedes und einem schäbigen monatlichen Almosen aus der Villa zu jagen.

Schon im Namen der Gerechtigkeit war der Arzt also entschlossen, Viveca in derselben Nacht zu eliminieren, in der er seinen Vater aus dem Weg räumte. Er bereitete eine zweite Spritze mit dem schnell wirkenden Gemisch aus Thiobarbital und Paraldehyd vor, in der Absicht, eine ihrer Speisen damit zu präparieren oder es ihr direkt zu injizieren.

Nachdem der große Regisseur, gefällt von den vergifteten Petits Fours, in der Bibliothek sein Leben ausgehaucht, aber

noch bevor die Sektion seines Tränenapparats stattgefunden hatte, machte sich der Arzt auf die Suche nach Viveca und fand sie schließlich im Bett seines Vaters. Auf dem Nachttisch lagen in achtlosem Durcheinander eine gläserne Crackpfeife und andere Drogenutensilien, und auf dem zerdrückten Laken neben ihr entdeckte er einen Gedichtband. Die Frau schnarchte wie ein Bär, der sich im Spätherbst über einen Weinstock mit halb vergorenen Trauben hergemacht hat; auf ihren Lippen bliesen sich Speichelbläschen auf und platzten.

Sie war so nackt, wie Mutter Natur sie geschaffen hatte, und da Mutter Natur damals offenbar gerade in lasziver Stimmung gewesen war, kam der Arzt auf alle möglichen lüsternen Gedanken. Aber hier stand eine Menge Geld auf dem Spiel, und Geld war Macht, und Macht war besser als Sex.

Sie hatten an jenem Tag einen hässlichen kleinen Streit gehabt, an dessen Ende sie affektiert bemerkte, sie habe noch nie gesehen, dass er vor Rührung weine, wie es sein Vater bei jeder Gelegenheit zu tun pflege. »Wir sind aus demselben Holz, du und ich«, hatte sie gesagt. »Dein Vater hat deinen Anteil an Tränen mit abbekommen, und ich habe meinen Vorrat verbraucht, bevor ich acht war. Wir sind beide knochentrocken. Dein Problem, Doktorchen, ist allerdings, dass du noch ein klitzekleines verschrumpeltes Klümpchen Herz hast, während ich überhaupt keins mehr habe. Wenn du also den Versuch machst, deinen Alten gegen mich aufzuhetzen, kastriere ich dich und lasse dich jeden Abend zu meiner Unterhaltung beim Essen Koloraturen singen.«

Die Erinnerung an diese Drohung brachte den Arzt auf eine Idee, die ihn jeden Gedanken an Sex vergessen ließ.

Er lief zum anderen Ende des Zwölftausend-Quadratmeter-Grundstücks, wo sich ein reich ausgestattetes Werkzeuglager und eine Holzwerkstatt befanden. Im ersten Stock desselben Gebäudes hatten Mr. und Mrs. Haufbrock, das Verwalterehepaar, und Earl Ventor, der Hausmeister, ihre Wohnungen. Die

Haufbrocks waren übers Wochenende verreist, und Earl war vermutlich nicht ansprechbar, nachdem er in der Nacht in einem heldenhaften patriotischen Einsatz darum gekämpft hatte, das amerikanische Brauereigewerbe vor dem Bankrott durch die Konkurrenz ausländischer Biere zu retten.

Es bestand daher keine Notwendigkeit, sonderlich leise zu sein, als der Arzt eine elektrische Bohrmaschine der Marke Black&Decker aus der Werkzeugsammlung wählte. Er war vorausschauend genug, auch ein orangefarbenes Sieben-Meter-Verlängerungskabel mitzunehmen.

Wieder im Schlafzimmer seines Vaters, schloss er das Verlängerungskabel an eine Wandsteckdose an, verband die Bohrmaschine mit der Verlängerungsschnur und kletterte, auf diese Weise ausgerüstet, zu Viveca aufs Bett, wo er sich rittlings über sie kniete. Sie war so berauscht, dass sie, während er im Zimmer hantierte, ungerührt weitergeschnarcht hatte und er nun mehrmals laut ihren Namen rufen musste, um sie zu wecken. Als sie endlich zu sich kam, blinzelte sie und lächelte albern zu ihm auf, als würde sie ihn für einen anderen halten, als würde sie denken, die Bohrmaschine in seiner Hand sei das neueste Modell eines schwedischen Supervibrators.

Dank der vorzüglichen Ausbildung, die er an der medizinischen Fakultät von Harvard genossen hatte, war er in der Lage, den 12-mm-Stahlbohrer exakt an der richtigen Stelle anzusetzen. Dann sagte er zu der verwirrt lächelnden Viveca: »Wenn du kein Herz hast, muss an seiner Stelle etwas anderes sein, und eine Kernbohrung ist der beste Weg, herauszufinden, was es ist.«

Das Kreischen des leistungsstarken kleinen Black&Decker-Motors riss sie aus ihrer Benommenheit. Aber mittlerweile war die Bohroperation bereits in vollem Gang oder, besser gesagt, nahezu abgeschlossen.

Nachdem er sich Muße genommen hatte, den Liebreiz ihres Todes auf sich wirken zu lassen, fiel sein Blick auf den Ge-

dichtband, der aufgeklappt auf dem Bett lag. Die beiden aufgeschlagenen Seiten waren blutgetränkt, aber in einem unberührten kreisrunden weißen Fleck in der Mitte einer der blutroten Seiten standen drei Gedichtzeilen.

Dieses Trugbild
aus Blütenregen verliert sich
in Mond und Blumen …

Damals wusste er noch nicht, dass dieses Gedicht ein Haiku war, dass es 1890 von Okyo verfasst worden war, dass es vom bevorstehenden Tod des Dichters selbst handelte und dass es sich, wie die meisten Haikus, nur schwer im idealen Versmaß von fünf-sieben-fünf Silben aus dem Japanischen in andere Sprachen übersetzen ließ.

Eines hingegen wusste er: dass ihn dieses kurze Gedicht völlig unerwartet so tief berührte, wie ihn noch nie im Leben etwas berührt hatte. Die Verse drückten besser, als Ahriman es je gekonnt hätte, das bis dato halb unterdrückte abstrakte Gefühl seiner eigenen Sterblichkeit aus. Die drei Zeilen des Dichters Okyo konfrontierten ihn schlagartig und auf herzzerreißende Weise mit der entsetzlich traurigen Wahrheit, dass es auch sein Schicksal war, einmal zu sterben. Auch er war ein Trugbild, vergänglich wie eine Blüte, deren welkende Blätter eines Tages herunterregnen würden.

Das Buch in beiden Händen, las er, ohne die durchbohrte Frau, über deren Leiche er immer noch rittlings kniete, auch nur wahrzunehmen, die drei Zeilen wieder und immer wieder und war so aufgewühlt angesichts der Gewissheit seines Todes, dass ihm das Herz schwer wurde und sich ihm die Kehle zusammenschnürte. Wie kurz das Leben! Wie ungerecht der Tod! Wie unbedeutend wir alle! Wie grausam die Welt.

Mit solcher Wucht stürmten diese Gedanken auf ihn ein, dass der Arzt glaubte, die Tränen müssten ihm aus den Augen

strömen. Er hielt das Buch mit der linken Hand fest und betastete mit der rechten seine trockenen Wangen, dann die Augen, aber er weinte nicht. Er war sich jedoch sicher, dass er den Tränen nahe gewesen war, und er wusste jetzt, dass er fähig war zu weinen, wenn ihm jemals etwas begegnete, was traurig genug war, seine salzigen Brunnen zum Fließen zu bringen.

Diese Erkenntnis erfüllte ihn mit Zufriedenheit, weil sie ihm sagte, dass er mehr mit seinem Vater gemein hatte, als ihm bisher bewusst gewesen war, und weil sie ihm bewies, dass er, entgegen ihrer Behauptung, eben nicht wie Viveca Scofield war. Möglich, dass *sie* keine Tränen hatte, seine jedoch waren an einem sicheren Ort aufbewahrt und warteten. Auch was ihr Herz betraf, hatte sie sich geirrt. Sie besaß sehr wohl eines. Nur schlug es jetzt natürlich nicht mehr.

Der Arzt kletterte von Viveca herunter, die dalag wie ein unfertiges Werkstück, in dem noch die Bohrmaschine steckte, und blieb lange, in den Haiku-Band vertieft, auf der Bettkante sitzen. Hier, an diesem unmöglichen Ort, in diesem unmöglichen Moment, entdeckte er seine künstlerische Ader.

Nachdem er sich endlich von dem Buch losgerissen hatte, trug er den Leichnam seines Vaters in die erste Etage, legte ihn auf das Bett, wischte die verschmierte dunkle Schokolade von seinem Mund, sezierte den wunderbaren Tränenapparat des großen Regisseurs und trennte die berühmten Augen aus den Höhlen. Dann zapfte er Viveca ein paar Milliliter Blut ab, nahm sechs ihrer Tangaslips aus der Kommodenschublade – sie wohnte seit einiger Zeit mit im Haus – und brach einen ihrer künstlichen Fingernägel ab.

In Earl Ventors Wohnung, zu der er sich mit seinem Hauptschlüssel Zutritt verschaffte, stand auf dem Couchtisch im Wohnzimmer eine missglückte Nachbildung des schiefen Turms von Pisa aus leeren Budweiserdosen. Der Hausmeister lag, weniger schief als bewusstlos, hingestreckt auf dem Sofa und schnarchte fast so laut wie Viveca vor ihrem unverhofften

Ende, während Rock Hudson im Fernsehen Doris Day den Hof machte.

Wo ist die Grenze zwischen Fantasie und Wirklichkeit? Das ist die wesentliche Frage, um die es in dem Spiel geht. Rock Hudson, der Doris Day den Hof macht; Earl, der in lüsterner Trunkenheit das wehrlose Starlet vergewaltigt und anschließend einen grausamen Doppelmord begeht – wir glauben immer das Naheliegende, ob Fantasie oder Wahrheit.

Der junge Arzt goß etwas von Vivecas Blut über Hose und Hemd des schlafenden Hausmeisters. In den letzten Rest tauchte er einen der mitgebrachten Tangaslips. In diesen wickelte er vorsichtig den abgebrochenen Fingernagel, dann verstaute er alle sechs Slips in der untersten Schublade der Wäschekommode in Earls Schlafzimmer.

Als Ahriman die Wohnung verließ, schlief Earl immer noch tief und fest. Irgendwann würde ihn das Sirenengeheul wecken.

Im Geräteschuppen nebenan, in dem auch die Rasenmäher untergestellt waren, stöberte der Arzt einen Zwanzig-Liter-Kanister Benzin auf. Er nahm ihn mit ins Wohnhaus und schleppte ihn dort ins Schlafzimmer seines Vaters.

Nachdem er sich eilig gewaschen und umgezogen und seine blutgetränkten Kleider in einer Tüte verstaut hatte, übergoss er die Leichen mit Benzin, warf den leeren Kanister aufs Bett und zündete den Scheiterhaufen an.

Der Arzt hatte die ganze Woche im Feriendomizil seines Vaters in Palm Springs verbracht und war an diesem Nachmittag lediglich nach Hause in Bel Air zurückgekehrt, um die dringende Familienangelegenheit zu regeln. Nach getaner Arbeit kehrte er nun in die kalifornische Wüste zurück.

Ungeachtet der vielen hübschen und kostbaren Antiquitäten, die den Flammen zum Opfer fallen konnten, sofern die Feuerwehr nicht schnell genug anrückte, nahm Ahriman nichts mit außer der Tüte mit seinen blutgetränkten Kleidern, dem Haiku-Band und einem mit einer provisorischen Fixierlösung gefüll-

ten Glas mit den Augen seines Vaters. Nur wenig mehr als eineinhalb Stunden später verbrannte er in Palm Springs die verräterischen Kleidungsstücke zusammen mit einer Handvoll duftender Zedernholzspäne im Kamin und vermischte die Asche später mit dem Rindenmulch, mit dem die Rosenbeete hinter dem Swimmingpool abgedeckt waren. Obwohl es riskant war, die Augen und das schmale Gedichtbändchen aufzubewahren, konnte er es aus einer sentimentalen Regung heraus nicht über sich bringen, sich dieser beiden Dinge zu entledigen.

Er blieb die ganze Nacht wach und sah sich einen alten Bela-Lugosi-Film nach dem anderen an, aß eine Literpackung Eis und eine große Tüte Kartoffelchips leer, schüttete Nährbier und Limo bis zum Platzen in sich hinein und fing einen Wüstenkäfer ein, den er in ein Glas setzte und mit einem Streichholz quälte. Die drei Haiku-Zeilen des Dichters Okyo hatten seine Lebensphilosophie enorm bereichert, und er nahm sich dessen Lehre von nun an sehr zu Herzen: Das Leben ist kurz, jeder Mensch muss sterben, also nimm dir vom Leben, was du bekommen kannst.

*

Zum Essen tranken sie ein zweites Bier. Da Martie nicht gefrühstückt und mittags nur einen kleinen Vanillemilchshake zu sich genommen hatte, war sie völlig ausgehungert. Aber allein der Gedanke, so kurz nach Susans Tod wieder mit Appetit essen zu können, kam ihr wie ein Verrat an ihrer besten Freundin vor. Das Leben ging weiter, und noch in der tiefsten Trauer schien es möglich, so etwas wie Freude zu empfinden, wenn auch vielleicht mit einem Anflug von schlechtem Gewissen. Und auch angesichts eines latenten Angstgefühls war es offensichtlich möglich, sich leiblichen Genüssen hinzugeben, denn sie ließ sich jeden Bissen ihrer Riesengarnelen schmekken, während sie aufmerksam den Argumenten ihres Mannes

folgte, mit denen er die über ihnen schwebende Gefahr einzukreisen und zu benennen versuchte.

Dustys Daumen schnellte wieder in die Höhe. »Punkt sechs – wenn es möglich war, Susan so zu programmieren, dass sie den sexuellen Missbrauch mit sich geschehen ließ und ihn anschließend aus ihrem Gedächtnis löschte, wenn sie auf einen Befehl hin eine Vergewaltigung über sich ergehen ließ, was hätte es dann noch gegeben, das man *nicht* mit ihr hätte machen können? Punkt sieben – sie fing an, Verdacht zu schöpfen, obwohl sie keinen Beweis hatte, und vielleicht hat dieser vage Verdacht genügt, die Drahtzieher in Alarmbereitschaft zu versetzen. Punkt acht – sie haben mitbekommen, wie sie mit dir über ihren Verdacht gesprochen hat, und haben nun befürchtet, sie könnte auch eine Person einweihen, die nicht unter ihrem Einfluss steht, und darum musste sie unschädlich gemacht werden.«

»Aber woher hätten sie es wissen sollen?«

»Vielleicht war ihr Telefon angezapft. Es gibt viele Möglichkeiten. Aber wenn es so ist, dass sie beschlossen haben, sie unschädlich zu machen, indem sie ihr den Befehl gaben, sich umzubringen, und Susan es nur deshalb getan hat, weil sie programmiert war, dann war das kein richtiger Selbstmord. Nicht aus moralischer Sicht und vielleicht nicht einmal vom rechtlichen Standpunkt aus betrachtet. Es war Mord.«

»Und was können wir da unternehmen?«

Dusty kaute eine Weile an einem Bissen Steak und überlegte.

Dann sagte er: »Tja, wenn ich das wüsste. Wir haben keinerlei Beweise … noch nicht jedenfalls.«

»Wenn sie Susan einfach anrufen und ihr befehlen konnten, sich hinter ihren verschlossenen Türen umzubringen … was sollen wir da tun, wenn unser Telefon das nächste Mal klingelt?«, fragte Martie.

Diese Frage ließ sie beide ihr Essen vergessen. Sie sahen sich ratlos an. Schließlich sagte Dusty: »Wir gehen nicht dran.«

»Das ist auf Dauer auch keine Lösung.«

»Ehrlich gesagt, Martie, wenn wir nicht sehr bald dahinter kommen, was das alles zu bedeuten hat, werden wir nicht auch mehr von langer Dauer sein.«

Sie sah Susan in der Badewanne vor sich, obwohl sie die Leiche nie gesehen hatte, und zwei Hände schlugen die Saiten ihres Herzens an – die heiße Hand der Trauer und die kalten Finger der Angst. »Nein«, pflichtete sie ihm bei, »nicht mehr von langer. Aber *wie* sollen wir das anstellen? Wo fangen wir an?«

»Mir fällt dazu nur eines ein. Haiku.«

»Haiku?«

»Gesundheit«, sagte er, dieser Scherzbold von einem Mann, und stellte die Tüte aus dem Buchladen, die er in das Lokal mitgenommen hatte, vor sich hin. Er sondierte die sieben Bücher, die Ned besorgt hatte, dann reichte er Martie eines über den Tisch und wählte für sich selbst ein anderes aus. »Den Umschlagtexten zufolge sind das die Klassiker dieses Genres. Wir versuchen es zuerst damit … und hoffen das Beste. Wahrscheinlich gibt es dermaßen viele zeitgenössische Dichter, dass wir wochenlang damit beschäftigt sein werden, wenn wir sie nicht hier drin finden.«

»Wonach suchen wir denn genau?«

»Nach einem Gedicht, bei dem du das Kribbeln kriegst.«

»So wie damals, als ich mit dreizehn die Liedtexte von Rod Stewart gelesen habe?«

»Ach was, nein. Du willst mich wohl auf den Arm nehmen. Ich denke da mehr an die Gänsehaut, die du bekommen hast, als du diesen Namen in *Botschafter der Angst* gelesen hast.«

Wenn sie selbst den Namen aussprach, hatte das zwar einen weniger starken Effekt, als wenn sie ihn aus dem Mund eines anderen hörte, aber trotzdem war es eindeutig »*Raymond Shaw.* Da, ich bekomme tatsächlich eine Gänsehaut, wenn ich das sage.«

»Also such nach einem Haiku, das dieselbe Wirkung auf dich hat.«

»Und was dann?«

Anstatt ihre Frage zu beantworten, vertiefte er sich in das Buch, das er sich ausgewählt hatte, und aß dabei mit gutem Appetit weiter. Nach einer Weile hob er den Kopf und sagte: »Hier! Ich kriege zwar keine richtige Gänsehaut, aber ich kenne es nur zu gut: ›Klare Kaskaden … zersprühen in den Wellen … Kiefernnadeln blau.‹«

»Skeets Haiku!«

Sie entnahmen dem Buch, dass dieses Gedicht von einem gewissen Matsuo Bashō stammte, der von 1644 bis 1694 gelebt hatte.

Weil die Haikus naturgemäß kurz waren, kamen sie schnell voran, und Martie machte die nächste große Entdeckung, bevor sie noch die Hälfte ihrer Garnelen gegessen hatte. »Ich hab's! Von einem Dichter namens Yosa Buson, hundert Jahre später als dein Bashō. ›Vom Westen wehen … die Blätter durch die Lüfte … im Osten strandend.‹«

»Das ist deins?«

»Ja.«

»Bestimmt?«

»Ich habe immer noch eine Gänsehaut.«

Dusty nahm ihr das Buch aus der Hand und las das Gedicht noch einmal leise für sich. Die Parallele fiel ihm sofort auf. »Die Blätter.«

»Mein wiederkehrender Albtraum«, sagte sie sofort. Die Kopfhaut prickelte ihr, als könnte sie selbst jetzt hören, wie der Blättermann durch den tropischen Urwald auf sie zugeschlurft kam.

*

So viele Tote: Tausendsechshundert Mann hatten 1836 ihr Leben gelassen, und mehrere Hundert hatte es, der Laune der Würfel und der Spielkarten gehorchend, an diesem Januarabend schon erwischt. Und die Schlacht tobte immer noch mit unverminderter Härte.

Während er die Truppe der aufrechten FBI-Männer im Fort Alamo herumdirigierte, plante der Arzt in allen Einzelheiten die Beseitigung von Holden »Skeet« Caulfield. Skeet musste noch vor dem Morgengrauen erledigt werden, aber was spielte ein einzelnes Menschenleben angesichts dieses Gemetzels schon für eine Rolle?

Die Würfel zeigten einen Einserpasch, und aus dem Kartenspiel zog er das Pik-Ass, was nach seinen komplizierten Regeln bedeutete, dass die Oberkommandierenden beider Truppen ihre Männer verraten und zur anderen Seite überlaufen mussten. Jetzt führte Colonel James Bowie, der schwer an Typhus und Lungenentzündung erkrankt war, die mexikanische Armee an, während Al Capone für die Freiheit der Texaner kämpfte.

Skeet durfte jedenfalls nicht auf dem Gelände der New-Life-Klinik Selbstmord begehen. Als stiller Teilhaber an der Klinik hatte Ahriman beträchtliche Einlagen zu schützen. Er musste sich zwar keine Sorgen darüber machen, dass Martie oder Dustin eine Haftungsklage einreichen würden, aber irgendein Verwandter, auf den der Arzt *keinen* Einfluss hatte, und sei's ein Vetter zweiten Grades, der seit dreißig Jahren in einer einsamen Hütte in Tibet lebte und Skeet nicht einmal richtig kannte, würde garantiert mit einem Anwalt im Schlepptau angerauscht kommen und einen Kunstfehlerprozess anstrengen, noch bevor der kleine Dopefresser fünf Minuten unter der Erde war. Dann würde eine Geschworenenbank voller Idioten – offenbar die einzige Sorte Mensch, die man heutzutage noch in eine Jury berief – dem tibetischen Vetter eine Milliarde Dollar zusprechen. Nein, Skeet würde aus Sturheit und Leichtsinn und gegen den dringenden Rat seiner Ärzte die Klinik verlassen –

und anderswo seinen endgültigen Schlussstrich ziehen.

Eine Murmel, abgefeuert von einem der heldenhaften Kämpfer im Fort Alamo, schoss zwischen den Erhebungen in der Landschaft hin und her und riss sensationellerweise neun Mexikaner und zwei von Al Capones Soldaten mit, die dem Überläufer nicht gefolgt waren.

San Antonio de Valero, der Heilige, nach dem die Franziskanermönche die Missionsstation genannt hatten, zu deren Schutz die mächtige Festungsanlage von Alamo entstanden war, hätte bittere Tränen vergossen angesichts des nicht enden wollenden, grausamen Sterbens im Schatten seiner Kirche – wäre er 1836 nicht schon lange tot und jenseits aller Tränen gewesen. Vermutlich hätte es ihn auch mit einiger Bestürzung erfüllt zu sehen, dass Al Capone diese heilige Stätte effektiver verteidigte als Davy Crockett.

Die erste Nachtwache bei Skeet hatte an diesem Tag Schwester Jasmine Hernandez, die Frau mit den roten Turnschuhen und grünen Schnürsenkeln, die bedauerlicherweise ein Muster an Gewissenhaftigkeit und Unbestechlichkeit war. Der Arzt hatte weder die Zeit noch ein Interesse daran, Schwester Hernandez dem gesamten Programmierungsprozess zu unterziehen, nur damit er Skeet die notwendigen Instruktionen geben konnte, ohne dass sie etwas davon hörte oder sah. Er würde also warten müssen, bis ihre Schicht endete. Um Mitternacht sollte sie von einem faulen Trottel abgelöst werden, der garantiert nichts dagegen hatte, seinen Hintern im Aufenthaltsraum der Klinikangestellten in einen Sessel zu fläzen, sich vom Nachtprogramm berieseln zu lassen und an einer Cola zu nuckeln, während Ahriman eine kleine Unterredung mit Dustins jämmerlichem Halbbruder führte.

Er wollte keinesfalls das Risiko eingehen, Skeet den Befehl zum Selbstmord etwa am Telefon zu erteilen. Der armselige Caulfield junior war im Hinblick auf seine Programmierung ein so unsicherer Kandidat, dass es notwendig war, die gesamte

Prozedur von Angesicht zu Angesicht mit ihm durchzugehen.

Büroklammer. *Ping.* Katastrophe. Colonel Bowie ist gefallen. Colonel Bowie ist gefallen! Nun sind die mexikanischen Truppen führerlos. Capone triumphiert hämisch.

*

Herrlich, dieser Wald, tief und angenehm kühl. Die mächtigen Bäume stehen so dicht beieinander, dass die glatten, rotbraunen Stämme zu einer soliden Mauer verschmelzen. Martie weiß, dass es Mahagonibäume sind, obwohl sie noch nie einen solchen gesehen hat. Sie muss sich in einem südamerikanischen Tropenwald befinden, kann sich jedoch nicht erinnern, eine derartige Reise geplant oder gar ihre Koffer gepackt zu haben.

Sie hofft, dass sie daran gedacht hat, genügend Kleider, das Reisebügeleisen und eine ausreichende Bandbreite an Gegengiften einzupacken, vor allem Letzteres, denn gerade eben hat ihr eine Schlange die Giftzähne in den linken Arm geschlagen. Giftzahn, Einzahl. Die Schlange hat offensichtlich nur einen Giftzahn, und dieser Zahn sieht merkwürdig aus, silbrig und fein wie eine Nadel. Die Schlange ist dünn und durchsichtig und hängt an einem silberfarbenen Baum, der keine Blätter und nur einen einzigen Ast besitzt. Aber schließlich erwartet man im Amazonasbecken nichts anderes als exotische Reptilien und Pflanzen.

Offenbar ist die Schlange nicht giftig, denn Martie zeigt sich keineswegs beunruhigt, und auch Susan nicht, die ebenfalls an dieser Südamerikaexpedition teilnimmt. Im Augenblick sitzt Susan, halb abgewandt, sodass Martie nur ihr Profil sehen kann, und gänzlich still, als würde sie meditieren oder tief in Gedanken versunken sein, etwas abseits auf der anderen Seite der Lichtung in einem Sessel.

Martie selbst liegt auf einer Pritsche, vielleicht sogar auf

einem stabileren Möbel, einer Couch zum Beispiel, die mit Knöpfen abgesteppt ist und wie glänzendes Leder schimmert. Es muss eine sehr luxuriöse Abenteuerreise sein, wenn man sich die Mühe gemacht hat, Sessel und Sofas mitzunehmen.

Von Zeit zu Zeit geschehen magische, amüsante Dinge. Ein Sandwich schwebt in der Luft – dicke Weißbrotscheiben mit Banane und Erdnussbutter, wie es aussieht –, bewegt sich vor und zurück, auf und ab, und es verschwinden Bissen daraus, als wäre ein Geist hier bei ihr im Wald, ein hungriger Geist, der sein Mittagessen einnimmt. Auch eine Flasche Nährbier schwebt durch die Luft und neigt sich schräg an einem unsichtbaren Mund, um den Durst desselben Geistes zu stillen, später folgt eine Flasche Traubensaft. Sie nimmt an, dass man auch das nicht anders erwarten kann, denn schließlich wurde der künstlerische Stil, den man als magischen Realismus bezeichnet, sozusagen in Südamerika erfunden.

Ebenfalls von magischer Qualität ist das Fenster in der Mauer aus Bäumen, das sich hinter und über ihr ausdehnt und durch welches Licht in den Dschungel einfüllt, in dem es sonst ziemlich düster und unheimlich wäre. Alles in allem ist es ein hübsches Plätzchen und eignet sich gut als Standort für ein Lager.

Wenn man einmal von den Blättern absieht. Die Lichtung ist übersät mit totem Laub, vielleicht von den Mahagoniriesen, vielleicht auch von anderen Bäumen, und obwohl es nur dürre Blätter sind, machen sie Martie nervös. Von Zeit zu Zeit knackt und knistert es darin, obwohl niemand darauf tritt. Nicht das leiseste Lüftchen streicht durch die Bäume, und doch sind die Blätter in ruheloser Bewegung, jedes für sich und in kleinen Häufchen beben sie und scharren aneinander und kriechen mit düsterem Gewisper über den Boden des Lagerplatzes, als könnten sich einfache Blätter zu einer finsteren Verschwörung zusammentun.

Aus heiterem Himmel bläst ein starker Wind von Westen her.

Das Fenster zeigt in Richtung Westen. Es muss offen stehen, denn der Wind fegt hindurch, eine heulende Kreatur, die noch mehr Blätter auf die Lichtung weht, wogende Massen, zischend und flatternd wie Fledermausschwärme, manche feucht und geschmeidig, andere dürr wie Pergament. Der Wind wirbelt auch die Blätter vom Boden auf und treibt sie in wilden Strudeln um die Lichtung – rotes Herbstlaub, saftiges Grün, Blattknospen, ganze Blätterrispen –, wirbelt sie im Kreis herum wie ein Karussell, nur mit gespenstischen Blättergestalten anstelle der Pferde. Plötzlich fliegen sämtliche Blätter wie von Pans Hirtenflöte magisch angezogen zum Mittelpunkt der Lichtung, wo sie zu einer männlichen Gestalt verschmelzen, sich um den unsichtbaren Geist zusammenziehen, diesen Sandwich essenden, Saft trinkenden Geist, der die ganze Zeit über gegenwärtig war und dem sie nun Form und Substanz geben. Drohend ragt der Blättermann auf, gewaltig und furchtbar mit seiner zerklüfteten Halloweenfratze, dem ausgefransten Rachen, den schwarzen Höhlen, wo die Augen sein müssten.

Martie will von der Couch aufstehen, bevor er sie berühren kann, bevor es zu spät ist, aber sie ist zu schwach, um sich aufzurichten, wie gelähmt von einem tropischen Fieber, Malaria. Oder vielleicht war die Schlange doch giftig, und das Gift beginnt nun zu wirken.

Der Wind hat die Blätter vom Westen hergeweht, und Martie ist der Osten, und die Blätter müssen in sie eindringen, weil sie der Osten ist, und der Blättermann drückt ihr eine schwere, kratzige Hand aufs Gesicht. Er besteht ganz aus Blättern, eine wogende Masse von Blättern, manche dürr und zerknittert, andere frisch und saftig, wieder andere mit schleimigem Schimmel überzogen und modrig, und er zwängt ihr den blättrigen Stoff, aus dem er besteht, in den Schlund, und sie beißt ein Stück von dem Ungetüm ab, versucht es auszuspeien, aber immer mehr Blätter werden ihr in den Mund gedrückt, und sie muss sie schlucken, schlucken, sonst erstickt sie, weil

ihr nun auch in die Nase zerdrückte und zu Staub zerfallene Blätter gestopft werden, und jetzt dringt ihr eine feuchtmodrige Blättermasse in die Ohren ein. Sie will schreien, damit Susan ihr hilft, bringt aber nur ein ersticktes Keuchen heraus, will nach Dusty rufen, aber Dusty ist nicht mit nach Südamerika gekommen oder wo immer sie hier ist, er ist zu Hause in Kalifornien, und niemand ist hier, der ihr helfen kann, sie füllt sich mit Blättern, ihr Bauch ist gebläht, ihre Lunge ist voll gestopft, ihre Kehle ist zugesetzt mit Blättern, und jetzt tanzt ihr ein rasender Blätterwirbel durch den Kopf, kreist unter der Schädeldecke, schabt über die Hirnrinde, bis sie nicht mehr klar denken kann, bis sie nur noch das Lärmen der Blätter hört, das unaufhörliche, kratzende-schabende-knisternde-zischende-wispernde-knackende-raschelnde LÄRMEN –

»Und an dieser Stelle wache ich immer auf«, sagte Martie.

Sie hatte den Blick auf die letzte einsame Garnele gesenkt, die auf den Resten eines Pastabetts lag und weniger einem Meerestier ähnelte als einem Kokon von der Sorte, wie sie sie als Kind manchmal entdeckt hatte, wenn sie auf Bäume geklettert war. Hoch oben in der Krone eines ausladenden Baumriesen, wo man das Gefühl hatte, in einer hellen, frischen Laube aus Sonnenlicht, smaragdgrünem Blattwerk und reiner Luft zu sein, war sie einmal auf ein ganzes Nest davon gestoßen, Dutzende fetter Kokons, an die Unterseite von Blättern geklebt, die sich um sie krümmten, als müssten sie die Schmarotzer, die von ihnen zehrten, vor feindlichen Blicken schützen. Mit einem nur ganz leichten Anflug von Widerwillen und im Gedanken daran, dass aus Puppen Raupen und aus Raupen Schmetterlinge werden konnten, sah sie sich die eingesponnenen kleinen Gebilde aus der Nähe an und bemerkte, dass sich in einigen davon Leben regte. Mit dem festen Entschluss, dem zappelnden, golden oder leuchtend rot geflügelten Wunder ins Licht der Welt zu verhelfen, bevor es sich ein paar Minuten oder vielleicht sogar Stunden später aus eigener Kraft würde befrei-

en können, schälte sie ganz vorsichtig die Schichten des Kokons ab – fand aber keinen Schmetterling, nicht einmal einen Nachtfalter, sondern ein Gewimmel winziger Spinnen, die aus der Schale eines Eis hervorquollen. Nach dieser Entdeckung hatte sie es nie wieder als ein solches Hochgefühl empfunden, einfach nur in der luftigen Höhe eines Baumwipfels zu sitzen oder überhaupt in die höheren Regionen irgendeines Orts zu steigen; denn nun begriff sie, dass es für jeden Wurm, der sich unter Steinen oder im Schlamm verkriecht, eine andere, ebenso armselige Kreatur gibt, die in höheren Gefilden gedeiht, denn unsere Welt ist zwar wundersam, aber es ist auch eine gefallene Welt.

Da ihr der Appetit vergangen war, schob sie den Teller mit der letzten Garnele von sich und nahm zu ihrem Bier Zuflucht.

Auch Dusty schob die Reste seines Abendessens beiseite. »Wenn du mir deinen Albtraum doch nur schon viel früher so genau beschrieben hättest«, sagte er.

»Es ist nur ein Traum. Abgesehen davon, was hätte dir das genützt?«

»Nichts«, sagte er knapp. »Bis zu meinem gestrigen Traum zumindest. Danach wären mir die Parallelen sofort aufgefallen. Obwohl ich mir nicht sicher bin, ob mir deren Bedeutung klar gewesen wäre.«

»Welche Parallelen?«

»In deinem wie in meinem Traum ist ein … ein unsichtbarer Jemand anwesend. Und es gibt das Motiv des Besessenseins, einer dunklen Kraft, die gegen unseren Willen in unser Herz, in unseren Kopf eindringt. Und dann natürlich der Infusionsschlauch, den du noch nie erwähnt hast.«

»Infusionsschlauch?«

»In meinem Traum ist es eindeutig ein Infusionsschlauch, der an einer Stehlampe in unserem Schlafzimmer hängt. In deinem Traum ist es eine Schlange.«

»Aber es ist eine Schlange und nichts anderes.«

Er schüttelte den Kopf. »In diesen Träumen ist kaum etwas das, was es zu sein scheint. Es sind Bilder, Symbole. Weil es nicht nur Träume sind.«

»Es sind Erinnerungen«, sagte Martie ins Blaue und spürte im selben Augenblick, wie nah sie damit der Wahrheit kam.

»Verbotene Erinnerungen an die Situation, in der wir programmiert worden sind«, sagte Dusty und nickte. »Und die Leute, die uns programmiert haben, wer immer das sein mag, haben alle diese Erinnerungen gelöscht, mussten sie löschen, weil sie kein Interesse daran haben können, dass wir irgendetwas davon im Gedächtnis behalten.«

»Aber irgendwo tief im Bewusstsein ist die Erinnerung doch hängen geblieben.«

»Und wenn sie wieder an die Oberfläche kommt, muss es in dieser verschlüsselten, symbolhaften Weise geschehen, weil uns der direkte Zugang dazu verwehrt ist.«

»Wie wenn ich im Computer eine Datei lösche. Sie verschwindet aus dem Verzeichnis, und ich habe keinen Zugriff mehr darauf, aber auf der Festplatte ist sie so gut wie verewigt.«

Dusty erzählte ihr seinen Traum von dem Reiher und dem Blitz.

Als er damit fertig war, spürte Martie plötzlich, wie diese wahnsinnige, kribbelnde Angst wieder mit drängender Macht in ihr aufstieg, wie Tausende winziger Spinnen, die entlang ihres Rückgrats aus ihren Eiern quollen.

Sie senkte den Kopf und starrte in den Bierkrug vor ihr, den sie mit beiden Händen umklammert hielt. Als Wurfgeschoss benutzt, konnte er Dusty bewusstlos schlagen. Auf der Tischplatte zerschmettert, konnte sie ihm damit das Gesicht zerfetzen.

Von Angst geschüttelt, betete sie insgeheim, dass der Kellner nicht ausgerechnet in diesem Augenblick kommen und ihre Teller abräumen würde.

Der Anfall dauerte keine zwei Minuten.

Martie hob den Kopf und ließ den Blick über den Abschnitt des Lokals schweifen, der von ihrer abgeschirmten Nische aus einsehbar war. Es waren jetzt mehr Tische besetzt als bei ihrer Ankunft, und auch die Zahl der Kellner, die geschäftig hin und her liefen, hatte zugenommen, aber niemand sah in ihre Richtung, weder neugierig noch verwundert, noch überhaupt irgendwie.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Dusty.

»Diesmal war es nicht so schlimm.«

»Das Valium, das Bier.«

»Kann sein«, sagte sie.

Dusty tippte auf seine Armbanduhr. »Die Anfälle kommen in Abständen von fast genau einer Stunde, aber solange sie so harmlos bleiben …«

Plötzlich überfiel Martie das ungute Gefühl, dass die leichten Anfälle der vergangenen Stunden nur die Vorschau auf die wirklichen Attraktionen waren, kurze Ausschnitte aus der großen Galavorstellung.

Während sie darauf warteten, dass der Kellner erst die Rechnung und dann das Wechselgeld brachte, blätterten sie noch einmal in den Haiku-Bänden.

Es war wieder Martie, die das nächste entdeckte, und auch dieses stammte von Matsuo Bashō, demselben Dichter, der Skeets Haiku mit den blauen Kiefernnadeln geschrieben hatte.

Ein Blitz leuchtet auf,
des Nachtreihers schriller Schrei
fliegt in das Dunkel.

Anstatt es vorzulesen, schob sie das aufgeschlagene Buch zu Dusty hinüber. »Das muss es sein. Alle drei klassische Dichtkunst.«

Sie bemerkte, wie ihn ein Schaudern durchlief, während er

das Gedicht las.

Der Kellner brachte das Wechselgeld und verabschiedete sie mit einem Dank und einer Verbeugung und mit der obligatorischen Einen-schönen-Tag-noch-Floskel, obwohl der Anbrach der Dunkelheit schon zwei Stunden hinter ihnen lag.

Während Dusty das Trinkgeld abzählte und auf den Tisch legte, sagte er: »Da wir wissen, dass das Schlüsselwort der Name einer Figur aus Condons Roman ist, dürfte es nicht schwer sein, meines zu finden. Und unsere Haikus kennen wir jetzt auch. Ich möchte wissen, was passiert, wenn … wir sie uns gegenseitig vorsagen. Aber hier ist bestimmt nicht der richtige Ort dafür.«

»Wo dann?«

»Gehen wir nach Hause.«

»Ist es zu Hause sicher?«

»Wo ist es schon sicher?«, fragte er zurück.

56. Kapitel

Den lieben langen Tag sich selbst überlassen, mit einem kurzen Auslauf im Garten abgespeist anstelle des ausgedehnten Spaziergangs, den jeder brave Hund verdiente, schließlich gefüttert von einem furchterregenden Riesen, dem er bislang erst zweimal begegnet war, hätte Valet allen Grund gehabt, beleidigt zu sein, ihnen die kalte Schulter zu zeigen oder sie gar mit einem gereizten Knurren zu empfangen. Stattdessen sprang er ihnen entgegen – der Inbegriff der goldenen, hechelnden, schwanzwedelnden Vergebung –, ließ sich begeistert zur Begrüßung hätscheln und tätscheln, jagte dann in seiner überschwänglichen Freude über die Heimkehr von Frauchen und Herrchen mit langen Sätzen davon und schnappte sich eine gelbe Plüschente, die eine Kakophonie von quietschenden und quakenden Lauten von sich gab, während er spielerisch darauf herumkaute.

Sie hatten vergessen, Ned Motherwell zu bitten, für Valet die Lichter im Haus anzumachen, aber es stellte sich heraus, dass auf Ned wirklich Verlass war, denn die Küche war bei ihrer Heimkehr hell erleuchtet.

Auf dem Tisch hatte Ned eine Nachricht hinterlassen, die mit Klebeband an einem gepolsterten Umschlag befestigt war: *Dusty, das hier habe ich vor eurer Haustür gefunden.*

Als Martie den Umschlag aufriss, kam Valet aufgeregt näher, wahrscheinlich weil ihn das Geräusch an das Öffnen einer Futtertüte erinnerte. Sie förderte ein Buch mit Hochglanzumschlag zutage. »Es ist von Dr. Ahriman.«

Überrascht nahm Dusty ihr das Buch aus der Hand, während Valet mit einem Ruck den Kopf hob und mit zuckender Nase die Luft einsog.

Es war Ahrimans derzeitiger Bestseller, ein psychologischer Ratgeber, in dem er seinen Lesern verriet, wie man lernen

konnte, sich selbst zu lieben.

Weder Dusty noch Martie hatte das Buch gelesen, weil sie beide die Lektüre eines guten Romans vorzogen. Dusty folgte damit sogar nicht nur einer persönlichen Vorliebe, sondern einem Lebensprinzip. Er war der Meinung, dass in einer Zeit, in der in weiten Kreisen der Gesellschaft Lug und Trug zur gängigen Währung geworden waren, in einem einzigen Roman oft mehr Wahrheit zu finden war als in einem ganzen Sack voller Gelehrsamkeit.

Mit diesem Buch war es natürlich etwas anderes. Es war von Dr. Ahriman geschrieben, zweifellos mit dem gleichen selbstlosen Engagement, das er auch seinen Patienten entgegenbrachte.

Mit einem Blick auf das Umschlagfoto meinte Dusty: »Komisch, er hat gar nichts davon erwähnt, dass er es uns geschickt hat.«

»Es ist ja auch nicht mit der Post gekommen«, sagte Martie und deutete auf die leere Stelle, an der eine Briefmarke hätte kleben müssen. »Es wurde persönlich abgeliefert … und zwar nicht von Dr. Ahriman.«

Auf dem Aufkleber stand Dr. Clostermans Name und Adresse.

In dem Buch lag ein Zettel mit einer kurzen Nachricht von dem Internisten: *Meine Sprechstundenhilfe kommt auf dem Heimweg an Ihrem Haus vorbei, deshalb habe ich sie gebeten, das Buch bei Ihnen abzugeben. Ich dachte mir, Sie könnten Dr. Ahrimans neuestes Werk interessant finden. Vielleicht haben Sie noch nie etwas von ihm gelesen.*

»Seltsam«, sagte Martie.

»Ja. Er mag Dr. Ahriman nämlich nicht.«

»Wer?«

»Closterman.«

»Natürlich mag er ihn«, sagte Martie.

»Nein, ich habe es ihm angemerkt. An seinem Gesichtsaus-

druck, seinem Tonfall.«

»Was gibt es da nicht zu mögen? Dr. Ahriman ist ein hervorragender Psychiater. Er ist sehr um das Wohl seiner Patienten besorgt.«

Quak, quak, quak, machte die Plüschente.

»Ja, ja, ich weiß. Sieh dir nur einmal an, wie viel besser es dir schon nach einer einzigen Sitzung geht. Und wie er dir gut getan hat.«

Valet, der mit flatternden Ohren und tapsigen Pfoten in der Küche herumtollte, ließ mit der Ente im Maul mehr Gequake hören als eine ganze Herde Federvieh.

»Hör auf, Valet«, sagte Martie scharf und wandte sich dann wieder Dusty zu. »Vielleicht ist Dr. Closterman … vielleicht ist es Neid unter Kollegen.«

Dusty schlug das Buch auf und fing an, darin zu blättern. »Neid? Closterman ist doch kein Psychiater. Er und Dr. Ahriman arbeiten in unterschiedlichen Fachrichtungen.«

Gehorsam wie immer, hatte Valet aufgehört herumzutoben, kaute aber weiterhin so frenetisch auf dem Plüschtier herum, dass es Dusty allmählich vorkam, als würden sich in seiner Küche Daffy und Donald Duck ein Schnatterduell liefern.

Dass Closterman ihnen unaufgefordert dieses Geschenk aufgedrängt hatte, ärgerte Dusty etwas. Angesichts der unausgesprochenen, aber dennoch nicht zu übersehenden Abneigung, die der Internist bei der Erwähnung Dr. Ahrimans gezeigt hatte, war klar, dass seine Absichten weder freundschaftlich noch wohlwollend waren. Sein Verhalten erschien Dusty reichlich kleinkariert.

Auf Seite sieben stieß Dusty auf ein kurzes Motto, das der Verfasser dem ersten Kapitel vorangestellt hatte. Es war ein Haiku.

Dieses Trugbild
aus Blütenregen verliert sich

in Mond und Blumen …
– Okyo, 1890

»Was ist los?«, fragte Martie.

Eine eigenartig klagende Musik, die ihn an die elektronischen Klänge aus einem frühen Boris-Karloff-Film erinnerte, waberte durch seinen Kopf.

»Dusty?«

»Merkwürdiger Zufall«, sagte er und zeigte ihr das Haiku.

Während sie die drei Zeilen las, neigte Martie den Kopf zur Seite, als könnte auch sie eine Musik hören, mit dem das Gedicht unterlegt war.

»Wirklich seltsam«, sagte sie.

Der Hund produzierte wieder seine Quakgeräusche.

*

Als sie die Treppe hinaufstiegen, wurden Marties Schritte immer langsamer.

Weil Dusty wusste, wie sehr sie den Augenblick fürchtete, in dem sie Susans Stimme auf dem Anrufbeantworter hören würde, hatte er sich erboten, das Band allein abzuhören, um ihr dann zu erzählen, was darauf war; aber das hätte sie als unverzeihliche Feigheit empfunden.

Der hufeisenförmige Schreibtisch in ihrem Arbeitszimmer in der ersten Etage bot den Platz, den sie brauchte, um die Hobbits aus Eriador durch die Territorien von Rohan und Gondor in das dunkle Reich Mordor zu führen – sofern ihr das Leben je wieder Gelegenheit gab, in die Normalität der Tolkienschen Anderwelt zurückzukehren.

An das Telefon war ein Anrufbeantworter angeschlossen, den sie schon benutzte, seit sie mit dem College fertig war. Im Zeitalter der allgegenwärtigen Elektronikgeräte war er schon nicht mehr als alt, sondern eher als museumsreif zu bezeich-

nen. Der Anzeige zufolge waren fünf Anrufe auf Band gespeichert.

Martie blieb in sicherer Entfernung vom Schreibtisch an der Tür stehen, als könnte der räumliche Abstand die seelische Erschütterung dämpfen, die Susans Stimme unweigerlich bei ihr auslösen musste.

Auch in diesem Raum hatte Valet ein Lammfellkissen, aber er blieb an Marties Seite, als wusste er instinktiv, dass sie Trost brauchen würde.

Dusty drückte auf *Wiedergabe*. Das Band spulte zurück, dann wurde der gespeicherte Text abgespielt.

Die erste Nachricht war die, die Dusty am Abend zuvor vom Parkplatz des New Life aus auf Band gesprochen hatte.

»Scarlett, ich bin's, Rhett. Ich wollte dir nur sagen, dass du mir keineswegs *gleichgültig bist …«*

Als Zweites war ein Anruf von Susan gespeichert, der gekommen sein musste, nachdem Martie unter der Wirkung ihrer Erschöpfung und des Whiskys zum ersten Mal eingeschlafen war, aber noch bevor sie aus einem Albtraum erwacht war und die Schlaftabletten aus dem Arzneischrank geholt hatte.

»Was ist los? Alles in Ordnung bei dir? Glaubst du, dass ich verrückt bin? Wenn ja, macht mir das nichts aus. Ruf mich an!«

Martie war, wie von der Stimme ihrer toten Freundin getrieben, zwei Schritte in den Flur zurückgewichen. Ihr Gesicht war wachsbleich, aber die Hände, die sie vor die Augen geschlagen hatte, waren noch weißer.

Valet sah mit aufmerksam zuckenden Ohren und schief gelegtem Kopf zu ihr hoch, als könnte ein treuer Hundeblick jeden Kummer vertreiben.

Auch die dritte Nachricht war von Susan, empfangen morgens um drei Uhr zwanzig; der Anruf musste gekommen sein, als Dusty sich im Badezimmer die Hände gewaschen und Martie nach der Einnahme der Schlaftabletten wie ein Stein

geschlafen hatte.

»Martie, ich bin's. Bist du da?«

Dann folgte eine kurze Pause, in der Susan wohl darauf gewartet hatte, dass jemand den Hörer abnahm. Martie stöhnte auf und sagte in reuevollem, verbittertem Ton: »Ja.« Die ganze Bedeutung trat in diesem einen Wort zutage: Ja, ich war da; ja, ich hätte dir vielleicht helfen können; ja, ich habe dich im Stich gelassen.

»Hör zu, wenn du da bist, geh um Gottes willen dran!«

In der Pause, die darauf folgte, ließ Martie die Hände vom Gesicht sinken und starrte den Anrufbeantworter angstvoll an.

Dusty wusste, was sie zu hören erwartete, denn er war auf dasselbe gefasst. Die verzweifelten Worte eines zum Selbstmord entschlossenen Menschen. Einen Hilfeschrei, eine Bitte um den Rat einer Freundin, ein Flehen um Trost.

»Es ist nicht Eric, Martie. Es ist Ahriman. Es ist Ahriman. Ich hab das Schwein auf Video. Dieser Schweinehund – nach dem tollen Geschäft, das er mit seinem Haus gemacht hat. Martie, bitte, bitte, ruf mich an! Ich brauche dich.«

Bevor das Band bis zur nächsten Nachricht weiterlaufen konnte, drückte Dusty auf die Stopptaste.

Das Haus schien in seinen Grundfesten erschüttert zu sein, als wären tief in der kalifornischen Erde zwei Kontinentalplatten aufeinander gestoßen, obwohl das Beben doch ausschließlich in ihren Köpfen stattfand.

Dusty sah Martie lange an.

Diese Augen, ihre Augen. Von den Druckwellen des Bebens war selbst die harte Schale der Trauer zersprungen, unter der das Blau ihrer Augen noch intensiver gewirkt hatte. Jetzt war in ihrem Blick etwas, was er noch nie in den Augen eines Menschen gesehen hatte und deshalb nicht benennen konnte.

Er hörte sich selbst sagen: »Sie muss am Ende völlig durchgedreht haben. Was soll das denn für einen Sinn ergeben? Was für ein Video? Dr. Ahriman ist …«

»… ein hervorragender Psychiater. Er ist …«

»… sehr um das Wohl …«

»… seiner Patienten besorgt.«

Die leisen elektronischen Klänge erfüllten auf unheimliche Weise und ohne erkennbare Melodie den Konzertsaal unter Dustys Schädeldecke: nicht wie Musik, sondern wie ein unangenehmer Dauerpfeifton in den Ohren, nur eben diesmal von der Psyche gesteuert, ein Tinnitus des Bewusstseins. Die Ursache war das, was Psychologen mit einem Hundert-Dollar-Stundenhonorar als *kognitive Dissonanz* bezeichnen: das gleichzeitige Überzeugtsein von zwei diametral entgegengesetzten Wahrheiten zu ein und demselben Thema. Das Thema war in diesem Fall Dr. Ahriman. Dusty steckte bis zum Hals im Dilemma einer kognitiven Dissonanz, weil er Ahriman für einen hervorragenden Psychiater, neuerdings aber auch für einen Vergewaltiger hielt, für einen Arzt, der sehr um das Wohl seiner Patienten besorgt, aber gleichzeitig ein Mörder war, für einen engagierten Therapeuten und einen skrupellosen Manipulator des Bewusstseins.

»Das kann nicht sein«, sagte er.

»Auf keinen Fall«, sagte Martie.

»Aber das Haiku.«

»Der Mahagoniwald in meinem Traum.«

»Sein Sprechzimmer ist mahagonigetäfelt.«

»Und das Fenster darin zeigt nach Westen«, fügte sie hinzu.

»Es ist verrückt.«

»Selbst wenn er es sein könnte … warum wir?«

»Was dich betrifft, ist es klar«, sagte Dusty grimmig. »Aus demselben Grund wie Susan. Aber warum ich?«

»Warum Skeet?«

Die letzten beiden Nachrichten auf dem Band waren um neun Uhr morgens und um vier Uhr nachmittags aufgezeichnet worden, und sie kamen beide von Marties Mutter. Die erste war kurz; Sabrina hatte ohne besonderen Anlass angerufen, um

ein wenig mit ihrer Tochter zu plaudern.

Die zweite Nachricht war lang und von wortreicher Sorge erfüllt, weil Martie doch zu Hause arbeite und sie doch normalerweise nach spätestens einer Stunde zurückrufe, wenn sie nicht zu erreichen sei; die Abweichung von dieser Gewohnheit gab Sabrina Grund zu apokalyptischen Spekulationen. Daneben konnte jeder, der Sabrinas Geschick kannte, Dinge durch die Blume zu sagen, aus ihrem wirren Monolog die unausgesprochene, aber inbrünstige Hoffnung heraushören, dass (1) Martie gerade bei einem Scheidungsanwalt sei, (2) Dusty sich als Alkoholiker geoutet habe und gerade in eine Entzugsklinik eingewiesen werde, (3) Dusty doch ein unverbesserlicher Schürzenjäger sei und sich jetzt in einem Krankenhaus von den Schlägen – schlimmen Schlägen – erhole, die ihm ein gehörnter Ehemann verpasst habe, (4) Dusty, der Alkoholiker, zum Entzug in einer Klinik sei, nachdem ihn ein gehörnter Ehemann schwer verprügelt habe, während Martie bei ihrem Scheidungsanwalt sei.

Bei jeder anderen Gelegenheit hätte Dusty sich vermutlich unwillkürlich geärgert, aber diesmal schien ihm die schlechte Meinung, die seine Schwiegermutter von ihm hatte, völlig belanglos.

Er spulte das Band bis zu Susans zweiter Nachricht zurück. Es fiel ihnen diesmal noch schwerer, sich Susans Worte anzuhören, als beim ersten Mal.

Susan tot, und jetzt ihre Stimme.

Ahriman der Heiler, Ahriman der Mörder.

Kognitive Dissonanz.

Das Band aus dem Anrufbeantworter war kein Beweisstück, das sie vor Gericht hätten verwenden können, dafür waren Susans Beschuldigungen nicht konkret genug. Sie hatte den Psychiater nicht der Vergewaltigung bezichtigt – sie hatte ihm im Grunde lediglich vorgeworfen, ein Schweinehund zu sein.

Aber sie hatten damit immerhin etwas in der Hand, und dar-

um hielten sie es für wichtig, das Band sicher aufzubewahren.

Während Dusty die Kassette aus dem Anrufbeantworter nahm und mit einen roten Filzstift, den er auf dem Schreibtisch fand, SUSAN auf das kleine Etikett schrieb, legte Martie ein neues Band in das Gerät ein. Dusty verstaute die beschriftete Kassette in der flachen mittleren Schublade des Schreibtischs.

Martie sah aus wie ein Mensch, der eine tödliche Verwundung erlitten hatte.

Susan tot. Und nun stellte sich heraus, dass sie mit Dr. Ahriman, der ihnen in dieser unsteten Welt wie eine Säule der Verlässlichkeit erschienen war, offensichtlich in eine Falle geraten waren.

57. Kapitel

Vom Apparat in der Küche aus rief Dusty Dr. Clostermans Praxisnummer an und wurde mit dem Telefondienst verbunden, der außerhalb der Sprechstunden die Patientenanrufe entgegennahm. Er behauptete, Martie habe eine allergische Reaktion auf ein von Dr. Closterman verschriebenes Medikament erlitten. »Wir haben hier einen Notfall.«

Während seine beiden Besitzer am Küchentisch saßen und auf einen Rückruf warteten, lag Valet unter dem Tisch und gab ihnen mit einem tiefen Seufzer zu verstehen, dass sie kostbare Zeit verschwendeten, die sie sinnvoller mit irgendeinem Ballspiel verbringen sollten.

Dusty suchte in *Botschafter der Angst* nach einem Namen, der ihm eine ebensolche Gänsehaut über den Rücken jagte wie das Gedicht von Bashō über den Reiher. Er war in Dr. Ahrimans Wartezimmer mit der Lektüre des Buchs so weit vorgedrungen, dass er die meisten, wenn nicht gar alle Hauptfiguren des Romans bereits kannte, aber keiner der Namen hatte eine entsprechende Reaktion bei ihm ausgelöst. Jetzt stieß er beim schnellen Überfliegen in den letzten Kapiteln auf eine Nebenfigur, bei der es funkte: eine zweitklassige Opernsängerin, Viola Narvilly, ein, wie er fand, ziemlich alberner Name, wenn man einen so düsteren Zweck verfolgte wie Dr. Ahriman – oder wer auch immer.

Sie waren nun bereit, sich gegenseitig ihre Haikus vorzulesen.

Dusty machte den Anfang, indem er Marties Schlüsselnamen sagte: »Raymond Shaw.«

»Ich höre«, sagte sie mit distanziertem, glasigem, aber abwartendem Blick.

»Vom Westen wehen …«

»Du bist der Westen und der Westwind.«

Auf einmal schien es Dusty nicht ratsam, alle drei Zeilen des Gedichts zu zitieren, weil er nicht wusste, wie er sich verhalten sollte, wenn es ihm gelang, sich Zugang zu ihrem Unterbewusstsein zu verschaffen. Sie würde in diesem Zustand, in dem sie auf Befehlsempfang geschaltet war, so wenig stabil, so verwundbar sein, dass ein falsches Wort oder die falsche Frage unbeabsichtigte Folgen haben, nicht absehbaren seelischen Schaden anrichten konnte.

Abgesehen davon, wusste er nicht, wie er sie aus dieser tiefen Trance wieder ins Bewusstsein zurückrufen sollte. Natürlich hätte er ihr, wie er das bei Skeet im New Life getan hatte, befehlen können einzuschlafen, und sie wäre dann irgendwann später nichts ahnend wieder aufgewacht. Aber genau das durfte er nicht riskieren. Skeet hatte in der Klinik so tief geschlafen, dass er ihn weder durch Rufen noch durch Schütteln oder mit Riechsalz hatte wecken können; er war nach seinem eigenen inneren Rhythmus wieder erwacht. Und wenn Dustys Gefühl, dass ihre Zeit ablief, nicht einem Verfolgungswahn entsprang, sondern vorausahnend war, konnten sie es sich nicht leisten, so lange zu warten, bis Martie aus dem narkoleptischen Tiefschlaf, in den sie möglicherweise verfallen würde, von selbst wieder erwachte.

Weil die zweite Zeile ihres Haiku nicht folgte, blinzelte Martie nach einer Weile, und gleich darauf verschwand der abwesende Blick aus ihren Augen, und sie war wieder bei klarem Bewusstsein. »Und?«

Er erzählte ihr, was geschehen war. »Aber es hätte funktioniert. So viel steht fest. Jetzt bist du dran … aber sag nur die erste Zeile meines Gedichts.«

Da Martie ihrem Gedächtnis nicht traute, hielt sie sich an den Gedichtband.

Er sah, wie sie den Mund öffnete und zu reden ansetzte …

… und dann rieb der Retriever energisch seinen Kopf an Dustys Beinen, offensichtlich, um ihn zu trösten oder um Trost

zu suchen.

Einen Sekundenbruchteil zuvor hatte Valet noch als schlaffes Fellknäuel zu seinen Füßen gelegen.

Nein, keinen Sekundenbruchteil. Es waren zehn bis fünfzehn Sekunden vergangen, vielleicht auch mehr, eine Zeitspanne, die Dusty nun in der Erinnerung fehlte. Offensichtlich hatte Dusty auf den Schlüsselnamen, *Viola Narvilly*, reagiert … und der Hund war, weil er gespürt hatte, dass mit seinem Herrchen etwas nicht stimmte, aufgestanden, um der Sache auf den Grund zu gehen.

»Richtig unheimlich«, sagte Martie, indem sie das Buch zuklappte und mit einer Grimasse von sich stieß, als wäre es eine Satansbibel. »Wie du aussahst … völlig weggetreten.«

»Ich erinnere mich nicht einmal, dass du den Namen gesagt hast.«

»Ich habe ihn aber gesagt. Und die erste Zeile des Gedichts: ›Ein Blitz leuchtet auf.‹ Worauf du gesagt hast: ›Du bist der Blitz.‹«

In diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Dusty sprang so hastig auf, dass er dabei beinahe den Stuhl umgestoßen hätte, und während er den Hörer vom Wandtelefon riss, schoss ihm die Frage durch den Kopf, ob sein *Hallo* von Dr. Closterman beantwortet würde oder von einer Stimme, die *Viola Narvilly* sagte. Der Sturz in die Willenlosigkeit bedurfte nur eines Worts.

Closterman.

Dusty entschuldigte sich für die Notlüge, mit der er sich diesen prompten Rückruf erschlichen hatte. »Die allergische Reaktion war nur eine Erfindung, aber wir *haben* hier tatsächlich einen Notfall. Das Buch, das Sie uns geschickt haben …«

»*Lerne dich selbst lieben*«, sagte Closterman.

»Genau. Dr. Closterman, warum haben Sie uns dieses Buch geschickt?«

»Ich fand, Sie sollten es mal lesen«, sagte Closterman, und in

seiner Stimme war nichts, das entweder als positive oder als negative Wertung des Buchs oder seines Autors hätte interpretiert werden können.

»Dr. Closterman …« Dusty zögerte kurz, dann wagte er den Sprung ins kalte Wasser. »Was soll's, es hat keinen Sinn, um den heißen Brei herumzureden. Ich glaube, wir haben ein Problem mit Dr. Ahriman. Ein gewaltiges Problem.«

Im selben Augenblick, als er zu seinen Anschuldigungen ansetzte, begehrte eine Stimme in ihm auf. Der Psychiater, hervorragend und um das Wohl seiner Patienten besorgt, hatte nichts getan, das eine solche Verleumdung und Respektlosigkeit rechtfertigte. Dusty kam sich mit seinen Verdächtigungen plötzlich schäbig, undankbar, hinterhältig, bar jeder Vernunft vor. Und diese Gefühle erschreckten ihn, denn unter den gegebenen Umständen hatte er allen Grund, misstrauisch gegen den Psychiater zu sein.

Diese innere Stimme, die so ungeheuer überzeugend zu ihm sprach, war nicht seine eigene, es war die Stimme eines unsichtbaren Geists, desselben Geists, der in seinem Traum die Manschette des Blutdruckmessers aufgepumpt hatte, dem die wirbelnden Blätter in Marties Traum Gestalt gegeben hatten, und der nun in den Hallen seines Bewusstsein wandelte und ihn, unsichtbar, aber nicht schweigend, drängte, Dr. Ahriman zu vertrauen, seinen absurden Verdacht fallen zu lassen und an ihn zu *glauben*.

Closterman unterbrach Dustys Schweigen. »Martie war schon bei ihm, habe ich Recht?«

»Heute Nachmittag. Aber wir glauben jetzt … es hat schon viel früher angefangen. Vor Monaten, seit sie ihre Freundin zur Therapie in seine Praxis begleitet. Dr. Closterman, Sie werden mich wahrscheinlich für verrückt halten …«

»Nicht unbedingt. Aber wir sollten uns nicht länger am Telefon darüber unterhalten. Können Sie hierher kommen?«

»Wenn Sie mir sagen, wo das ist?«

»Ich wohne auf Balboa Island.« Closterman nannte die Adresse und beschrieb ihm den Weg.

»Wir sind gleich da. Können wir einen Hund mitbringen?«

»Er kann mit meinem spielen.«

Als Dusty den Hörer einhängte und sich zu ihr umwandte, sagte Martie: »Ich weiß nicht, ob das eine so gute Idee ist.«

Sie hatte ihre eigene innere Stimme, auf die sie hörte.

»Wenn wir«, sagte sie, »Dr. Ahriman das alles genau so auseinander setzen … vielleicht kann er alles erklären.«

Der Unsichtbare, der in den Hallen von Dustys Bewusstsein wandelte, plädierte, fast mit denselben Worten wie Martie, für eben dieses Vorgehen.

Abrupt sprang Martie auf. »O Gott, was rede ich da bloß?«

Dusty spürte die Hitze, die ihm in die Wangen schoss, und er wusste, wenn er jetzt in den Spiegel blickte, würde ihm aus seinen Augen Scham entgegenblicken. Die Scham, die in ihm brannte, weil er so misstrauisch war, weil er Dr. Ahriman das wohlverdiente Vertrauen und die Achtung versagte, die er ihm schuldete.

»Was wir hier erleben«, sagte Dusty erschüttert, »ist eine Szenerie wie aus dem Film *Die Körperfresser kommen*.«

Valet kam unter dem Tisch hervorgekrochen. Mit seinem eingezogenen Schwanz, seinen hängenden Schultern und dem halb gesenkten Kopf war er ein Spiegelbild ihrer bedrückten Stimmung.

»Warum nehmen wir den Hund mit?«, sagte Martie.

»Weil ich glaube, dass wir in nächster Zeit nicht hierher zurückkommen. Ich halte es für zu riskant. Komm, beeil dich«, sagte er, schon auf dem Weg zum Flur, »wir packen ein paar Sachen zusammen, Kleider für ein paar Tage. Und zwar *schnell*.«

Minuten später nahm er, bevor er den Deckel seines Koffers zuklappte, den kleinen kompakten .45er Colt, eine Spezialanfertigung, aus der Nachttischschublade. Nach kurzem Zögern

entschloss er sich, die Waffe so zu verwahren, dass er sie jederzeit zur Hand hatte, und machte dann den Koffer zu, ohne dessen Inhalt noch etwas hinzuzufügen. Danach holte er eine Lederjacke mit tiefen Taschen aus dem Schrank.

Er fragte sich, ob die Pistole wirklich ein Schutz war.

Wenn Mark Ahriman in dieser Minute in ihr Schlafzimmer spazieren würde, würde ihn die trügerische Stimme in seinem Innern vielleicht so lange zögern lassen, dass der Psychiater kalt lächelnd *Viola Narvilly* sagen konnte, bevor Dusty Zeit hatte, auf den Abzug zu drücken.

Würde ich dann den Lauf der Pistole in den Mund schieben wie einen Lolli und mir das Hirn genauso bereitwillig wegblasen, wie Susan sich die Pulsadern aufgeschlitzt hat?

Den Hund an der Leine, Martie einen Koffer hinter sich her ziehend, Dusty einen zweiten in der Hand, verließen sie das Schlafzimmer, liefen die schmale Treppe hinunter, hielten in der Küche kurz inne, um die Bücher aufzuklauben, rannten zu dem in der Auffahrt geparkten Saturn, getrieben von dem immer mächtiger werdenden Gefühl, dass sie sich beeilen mussten, wenn sie dem sich bedrohlich ausbreitenden Schatten des über ihnen schwebenden Verhängnisses noch entrinnen wollten.

58. Kapitel

In flachem Bogen spannte sich die Brücke vom Festland zu der im Hafen von Newport gelegenen Insel Balboa. Auf der von Restaurants und Läden gesäumten Marine Avenue herrschte kaum noch Verkehr. Eukalyptusblätter und vereinzelte, von Palmwedeln abgerissene Blattlanzen wurden in mannshohen Wirbeln über die Straße geweht, als würde jemand Marties Traum vom Mahagoniwald hier neu in Szene setzen.

Dr. Closterman wohnte nicht in einer der weiter im Inselinnern gelegenen Straßen, sondern direkt am Wasser. Sie stellten den Wagen kurz vor dem Ende der Marine Avenue ab und liefen mit Valet zu Fuß über die asphaltierte Promenade, die sich um die gesamte Insel zog und zum Hafen hin von einer niedrigen Mauer begrenzt war.

Noch bevor sie Clostermans Haus erreichten, erlitt Martie, auf die Minute genau eine Stunde nach dem letzten Anfall, eine neuerliche Panikattacke. Es war eine milde Attacke, nicht heftiger als die drei vorangegangenen, aber Martie fühlte sich dennoch nicht in der Lage, den Weg fortzusetzen oder sich auch nur auf den Füßen zu halten, solange sie andauerte.

Sie setzten sich auf das Mäuerchen und warteten darauf, dass der Anfall vorüberging.

Valet wartete geduldig mit ihnen. Er wirkte weder ängstlich, noch versuchte er schnüffelnd Freundschaft mit dem Dalmatiner zu schließen, der gerade mit seinem Herrchen vorbeilief.

Die Flut war im Kommen. Ein kräftiger Wind blies über den Hafen und trieb kleine Wellen vor sich her, die klatschend gegen die Hafenmauer schlugen, und die Lichter der angrenzenden Häuser, die sich im Hafen spiegelten, hüpften auf der gekräuselten Wasserfläche.

Segelyachten und Motorboote, die an den privaten Anlegestegen vertäut waren, schaukelten ächzend und knirschend im

Wasser. Takelagen und Beschläge stießen klirrend gegen Metallmasten.

Als der Anfall nach relativ kurzer Zeit vorüber war, sagte Martie: »Ich habe einen toten Priester gesehen, dessen Stirn von einem Schienennagel durchbohrt war. Gott sei Dank nur flüchtig, nicht wie heute Morgen, als ich solche scheußlichen Bilder nicht aus meinem Kopf verdrängen konnte. Aber woher *kommt* dieser Mist nur?«

»Jemand hat ihn dir eingepflanzt.« Gegen den hartnäckigen Widerstand seiner inneren Stimme fuhr Dusty fort: »*Ahriman* hat ihn dir eingepflanzt.«

»Aber wie?«

Ihre Frage, die unbeantwortet blieb, wurde vom Wind aufs Wasser hinaus geweht, während sie weitergingen auf dem Weg zu Dr. Closterman.

Auf der Insel gab es kein Haus, das höher als drei Stockwerke war. Hübsche kleine Bungalows schmiegten sich an protzige Vergnügungszentren. Closterman bewohnte ein heimelig wirkendes zweigeschossiges Häuschen mit Giebeln, geschnitzten Fensterläden und Blumenkästen, in denen bunte Primeln prangten.

Der Arzt öffnete ihnen persönlich die Tür. Er war barfuß und trug Baumwollhosen und ein T-Shirt mit einem Werbeaufdruck für Hobie-Surfboards, das über dem Bauch spannte.

Neben ihm stand ein schwarzer Labrador mit großen, wissbegierigen Augen.

»Charlotte«, sagte Dr. Closterman, wie um den Hund förmlich vorzustellen.

Normalerweise verhielt sich Valet anderen Hunden gegenüber reserviert, aber als er von der Leine los war, begann er augenblicklich, Charlotte mit wedelndem Schwanz zu beschnüffeln. Die beiden Hunde umkreisten sich einen Moment lang, dann jagte der Labrador quer durch die Diele davon und weiter die Treppe hinauf, und Valet hetzte in langen Sätzen

hinterher.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte Roy Closterman. »Hier im Haus gibt es nichts, was Charlotte nicht schon mal umgeworfen hätte.«

Der Arzt wollte ihnen die Jacken abnehmen, aber sie zogen es vor, sie anzubehalten. Zudem trug Dusty ja den Colt in einer der Taschen.

In der Küche verbreitete ein großer Topf, in dem Spaghettisoße mit Fleischbällchen und Würstchen vor sich hin brodelte, köstliche Düfte, die den Besuchern das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen.

Closterman bot Dusty einen Drink an, Martie eine Tasse Kaffee – »es sei denn, Sie haben kein Valium mehr genommen« –, und schenkte dann beiden auf ihre Bitte hin Kaffee ein.

Sie setzten sich an den auf Hochglanz polierten Pinienholztisch, und während sie sich unterhielten, machte sich der Arzt daran, im Stehen dicke gelbe Paprikaschoten zu entkernen und in Streifen zu schneiden.

»Eigentlich wollte ich Ihnen erst ein bisschen auf den Zahn fühlen«, begann Closterman, »bevor ich entscheide, wie offen ich Ihnen gegenüber sein kann. Aber dann habe ich mir gedacht, was soll's, bloß keine falsche Zurückhaltung. Ich habe Ihren Vater sehr bewundert, Martie, und ich weiß, dass ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen kann, wenn Sie ihm auch nur annähernd ähnlich sind, wovon ich aber überzeugt bin.«

»Vielen Dank.«

»Ahriman«, fuhr Closterman fort, »ist ein narzisstisches Arschloch. Das ist nicht nur meine persönliche Meinung. Es ist eine Tatsache, für die es so sichere Beweise gibt, dass die Verlage eigentlich per Gesetz dazu gezwungen werden müssten, es im Klappentext seiner Bücher zu erwähnen.«

Er blickte von seiner Arbeit auf, um zu sehen, ob er sie mit

seinen Worten schockiert hatte – und lächelte, als er an ihren Mienen feststellte, dass dies nicht der Fall war. Mit seinem weißen Haar, seinem Doppelkinn und seinem pausbäckigen Lächeln sah er aus wie ein Weihnachtsmann ohne Bart.

»Haben Sie denn schon einmal etwas von ihm gelesen?«, fragte er.

»Nein«, sagte Dusty. »Wir haben nur einen flüchtigen Blick in das Buch geworfen, das Sie uns geschickt haben.«

»Schlimmer als der übliche Psycho-Mist für jedermann. *Lerne dich selbst lieben.* Mark Ahriman musste nie lernen, Mark Ahriman zu lieben. Er ist seit seiner Geburt in sich selbst vernarrt. Lesen Sie das Buch, dann werden Sie schon sehen.«

»Glauben Sie, dass er fähig ist, bei seinen Patienten psychische Störungen auch zu *erzeugen*?«, fragte Martie.

»Fähig? Mich würde es nicht wundern, wenn er die Hälfte aller Krankheiten, die er heilt, überhaupt erst erzeugt hätte.«

Beim Gedanke daran, was diese Antwort in letzter Konsequenz bedeutete, verschlug es Dusty den Atem. »Wir glauben, dass Marties Freundin, die Frau, von der wir heute Vormittag gesprochen haben …«

»Diejenige, die unter Agoraphobie leidet.«

»Sie hieß Susan Jagger«, sagte Martie. »Wir kannten uns seit unserer Kindheit. Sie hat sich gestern Abend umgebracht.«

Was dem Arzt mit ihnen nicht gelungen war, erreichten Marties Worte bei ihm: Er war schockiert. Er legte das Messer aus der Hand, ließ die Paprikaschoten links liegen und wischte sich die Hände an einem kleinen Handtuch ab. »Ihre Freundin.«

»Wir haben heute Nachmittag ihre Leiche gefunden«, fügte Dusty erklärend hinzu.

Closterman setzte sich und nahm Marties Rechte in beide Hände. »Und Sie dachten, sie sei auf dem Wege der Besserung.«

»Das war die Auskunft, die Dr. Ahriman mir gestern gegeben hat.«

»Wir haben Grund zu der Annahme«, sagte Dusty, »dass es für Marties Erkrankung – eine Autophobie, wie wir inzwischen wissen – keine normale Erklärung gibt.«

»Ich habe Susan ein Jahr lang zweimal wöchentlich zur Therapie begleitet«, warf Martie ein. »Und irgendwann habe ich festgestellt, dass es … in meiner Erinnerung merkwürdige Lücken gibt.«

In Clostermans Augen, so sonnen- und windgeschädigt und ständig rotgeädert sie auch sein mochten, drückten sich vor allem Güte und Freundlichkeit aus. Er drehte Marties Hand um und betrachtete aufmerksam die Handfläche. »Hier drin steht alles geschrieben, was es über diesen schmierigen Verbrecher zu sagen gibt.«

In diesem Augenblick wurde er von Charlotte unterbrochen, die, einen Ball im Maul, mit Valet auf den Fersen in die Küche gestürmt kam. Die Hunde schlitterten über den Kachelboden und machten in wilder Jagd, so wie sie gekommen waren, wieder kehrt.

»Einmal abgesehen von der Sauberkeitserziehung«, sagte Closterman, »können wir von Hunden mehr lernen, als wir ihnen beibringen. Aber zurück zum Thema. Ich leiste ein bisschen ehrenamtliche Arbeit. Nicht, dass ich ein Heiliger wäre. Viele Ärzte tun mehr als ich. Also, ich habe es in diesem Zusammenhang unter anderem mit misshandelten Kindern zu tun. Ich selbst wurde als Kind geschlagen. Es hat aber keine bleibenden Narben hinterlassen. Ich hatte die Wahl, meine Zeit damit zu verschwenden, die Schuldigen zu hassen … oder sie der Gerechtigkeit Gottes zu überlassen, um meine Kräfte sinnvoller im Dienst der unschuldigen Opfer einzusetzen. Nun ja … erinnern Sie sich an den Ornwahl-Fall?«

Die Familie Ornwahl hatte mehr als zwanzig Jahre lang einen beliebten privaten Kindergarten in Laguna Beach geführt. Jedes Mal, wenn ein Platz frei wurde, hatten sich die Eltern der potenziellen Anwärter erbitterte Konkurrenzkämpfe geliefert.

Vor zwei Jahren hatte die Mutter eines fünfjährigen Mädchens Anzeige erstattet und Mitglieder der Familie Ornwahl beschuldigt, ihre Tochter und andere Kinder in Gruppensexorgien und satanischen Ritualen sexuell missbraucht zu haben. Im Zuge der darauffolgenden Hysterie hatten andere Eltern jede Auffälligkeit im Verhalten ihrer Kinder als alarmierendes Zeichen dafür gewertet, dass diese ebenfalls missbraucht worden seien.

»Ich kannte weder die Ornwahls noch eine der Familien, deren Kinder diesen Kindergarten besuchten«, sagte Roy Closterman. »Darum hat man mich von seiten des Kinderschutzbundes und der Staatsanwaltschaft gebeten, im Rahmen meiner ehrenamtlichen Tätigkeit die betroffenen Kinder zu untersuchen und ein ärztliches Gutachten zu erstellen. Sie wurden auch von einem ehrenamtlichen Psychiater betreut. Er führte Gespräche mit den Kindern, anhand deren entschieden werden sollte, ob ihre Beschuldigungen glaubwürdig waren.«

»Dr. Ahriman«, sagte Martie ins Blaue hinein.

Roy Closterman erhob sich vom Tisch und holte die Kanne, um ihnen Kaffee nachzugießen.

»Irgendwann haben wir uns getroffen, um uns über einige medizinische Aspekte des Falls zu verständigen. Ahriman war mir von der ersten Sekunde an unsympathisch.«

Geplagt von einem plötzlichen Schuldgefühl, rutschte Dusty nervös auf dem Stuhl herum. Die beharrliche innere Stimme meldete sich wieder zu Wort und schalt ihn für seinen Verrat an dem Psychiater, für seine Bereitschaft, sich solche negativen Äußerungen auch nur *anzuhören*.

»Und als er beiläufig bemerkte, dass er bei einigen der Kinder Rückführungshypnosen durchgeführt hat, damit sie sich an mögliche Missbrauchserlebnisse erinnern«, sagte Clostermann, »haben bei mir sämtliche Alarmglocken geschrillt.«

»Gehört Hypnose heute nicht zu den anerkannten therapeutischen Maßnahmen?«, sagte Martie und wiederholte damit

vielleicht nur das, was ihr innerer Berater ihr heimlich einflüsterte.

»Immer weniger. Ein Therapeut, der nicht über das notwendige Fingerspitzengefühl verfügt, kann, ohne es zu wollen, leicht falsche Erinnerungen erzeugen. Ein hypnotisierter Mensch ist völlig ungeschützt. Und wenn der Therapeut persönliche Ziele verfolgt und sich nicht von ethischen Grundsätzen leiten lässt …«

»Glauben Sie, dass Ahriman im Ornwahl-Fall persönliche Ziele verfolgt hat?«

Anstatt die Frage zu beantworten, sagte Closterman: »Kinder sind sehr leicht zu beeinflussen, dazu bedarf es nicht einmal der Hypnose. Eine ganze Reihe von Studien haben gezeigt, dass Kinder sich an Dinge ›erinnern‹, wenn ein suggestiver Therapeut dies möchte. Man muss in Befragungen genau aufpassen, dass man ihre Aussagen nicht in eine bestimmte Richtung lenkt. Eine so genannte verdrängte Erinnerung, die man bei einem Kind unter Hypnose zutage fördert, ist also praktisch wertlos.«

»Haben Sie Ahriman auf diesen Punkt angesprochen?«, fragte Martie.

Closterman nahm seine zuvor unterbrochene Arbeit wieder auf und begann die restlichen Paprikaschoten zu schneiden. »Das habe ich – und er hat darauf reagiert wie ein überheblicher, arroganter Idiot. Aber aalglatt. Er wäre ein erstklassiger Politiker. Auf jeden meiner Einwände wusste er eine Antwort. Leider haben damals alle anderen Leute, die an der Untersuchung des Falls mitgewirkt haben, meine Bedenken nicht geteilt. Die armen, gebeutelten Ornwahls hatten nicht die geringste Chance; es war einer dieser Fälle, in denen Massenhysterie einen fairen Prozess unmöglich macht.«

»Haben sich bei der körperlichen Untersuchung der Kinder denn irgendwelche Anhaltspunkte für einen Missbrauch ergeben?«, fragte Dusty.

»Kein einziger. Bei älteren Kindern ist eine Vergewaltigung nicht unbedingt physiologisch nachweisbar. Aber in diesem Fall hat es sich um *kleine* Kinder gehandelt, die noch im Vorschulalter waren. Wären einige der Dinge, die ihnen angeblich angetan wurden, tatsächlich passiert, hätte ich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Gewebeverletzungen, Vernarbungen oder chronische Entzündungen festgestellt. Ahriman hat uns alle diese Geschichten von satanischen Sex- und Folterorgien aufgetischt … aber ich konnte nicht den Hauch einer medizinischen Bestätigung dafür finden.«

Fünf Mitglieder der Familie Ornwahl wurden vor Gericht gestellt, und bei der Suche nach Beweismitteln hatten die Untersuchungsbeamten in dem Kindergartengebäude kaum einen Stein auf dem anderen gelassen.

»Eines Tages«, fuhr Closterman fort, »hat mich jemand, der wusste, was ich von Ahriman hielt, angesprochen … und mir erzählt, dass die Schwester der Frau, die als Erste diese Beschuldigungen gegen die Ornwahls vorgebracht hatte, bei Ahriman in Behandlung war, bevor die Sache ins Rollen kam.«

»Hätte Ahriman die Untersuchungsbehörden nicht über diese Verbindung informieren müssen?«, sagte Dusty.

»Selbstverständlich. Ich habe mich dann an die Staatsanwaltschaft gewandt. Dabei stellte sich heraus, dass die Schwester dieser Frau tatsächlich seine Patientin war, aber er hat behauptet, er hätte nichts von der verwandtschaftlichen Beziehung geahnt.«

»Aber Sie haben ihm nicht geglaubt?«

»Ich nicht, aber die Staatsanwaltschaft schon … und er blieb als Gutachter an dem Fall beteiligt. Denn wenn sie zugegeben hätten, dass Ahriman voreingenommen war, hätten sie keine der Aussagen verwenden können, die die Kinder in den Gesprächen mit ihm gemacht hatten. In diesem Fall hätten sie alles, was ihm die Kinder erzählt hatten, als unter Beeinflussung zustande gekommene Erinnerungen werten müssen. Und

die wären vor Gericht keinen Heller wert gewesen. Das gesamte Gebäude der Anklage stand und fiel also mit dem festen Glauben an Ahrimans lautere Absichten.«

»Ich kann mich nicht erinnern, irgendetwas davon in der Zeitung gelesen zu haben«, sagte Martie.

»Darauf komme ich gleich noch zu sprechen«, sagte Closterman.

Er schnitt das Gemüse jetzt nicht mehr bedächtig, sondern hackte wütend darauf herum, als hätte er etwas ganz anderes vor sich auf dem Schneidebrett als harmlose gelbe Paprikaschoten.

»Ich hatte erfahren, dass Ahrimans Patientin oft von ihrer Schwester zu den Therapiesitzungen gebracht wurde, von der Frau also, die die Ornwahls des Kindesmissbrauchs bezichtigt hatte.«

»So, wie ich Susan begleitet habe«, bemerkte Martie.

»Wenn das stimmte, war es unmöglich, dass er ihr nicht wenigstens einmal begegnet war. Aber ich hatte keine Beweise, nur das Wort meines Informanten. Wenn man keinen Prozess wegen übler Nachrede und Rufschädigung riskieren möchte, geht man nicht mit Verdächtigungen gegen einen Mann wie Ahriman an die Öffentlichkeit, solange man keine sicheren Beweise hat.«

Am Vormittag in seiner Praxis hatte sich Closterman noch vergeblich bemüht, sein pausbäckiges Gesicht in sorgenvolle Falten zu legen. Jetzt war der Zorn stärker als die natürliche Geometrie seiner Züge, und ein grimmiger Blick bewirkte, was ein Stirnrunzeln nicht geschafft hatte.

»Ich wusste nicht, wie ich an solche Beweise herankommen sollte. Ich bin kein Quincy. Aber ich dachte … na ja, ich dachte, vielleicht gibt es etwas in der Vergangenheit dieses Mistkerls. Mir kam es komisch vor, dass er zweimal mit seiner Praxis in eine völlig andere Gegend umgezogen ist. Von Santa Fe, wo er über zehn Jahre praktiziert hatte, nach Scottsdale in

Arizona und sieben Jahre später hierher nach Newport. Im Allgemeinen verlegt ein Arzt nicht aus Lust und Laune eine gut eingeführte Praxis von einer Stadt in die andere.«

Als sämtliche Paprikaschoten in Streifen geschnitten waren, spülte Closterman das Messer, trocknete es ab und legte es an seinen Platz zurück.

»Ich habe mich unter Kollegen umgehört, ob jemand einen Arzt kennt, der in Santa Fe praktiziert. Ein befreundeter Kardiologe hatte einen Studienkollegen, der sich in Santa Fe niedergelassen hat, und er machte uns miteinander bekannt. Es stellte sich heraus, dass dieser Arzt Ahriman aus der Zeit kannte, als dieser seine Praxis noch in Santa Fe hatte … und dass er ihm keinen Deut sympathischer war als mir. Und jetzt kommt der Knaller … Es gab dort einen aufsehenerregenden Prozess um Kindesmissbrauch in einem Kindergarten, und Ahriman war der psychologische Gutachter, der die Befragung der Kinder durchführte, genau wie hier. Auch damals wurden Zweifel an seinen Befragungsmethoden laut.«

Dusty hatte ein flaues Gefühl im Magen, und obwohl er nicht glaubte, dass der Kaffee dafür verantwortlich war, schob er seine Tasse von sich.

»Eines der Kinder, ein fünfjähriges Mädchen, beging damals zu Prozessbeginn Selbstmord«, sagte Roy Closterman. »Eine *Fünfjährige*. Man hat ein Bild gefunden, das sie gemalt hatte: Ein kleines Mädchen … das vor einem nackten Mann kniete. Der Mann war anatomisch korrekt gezeichnet.«

»Du meine Güte«, sagte Martie. Sie schob den Stuhl zurück, um aufzustehen, wusste aber nicht, wohin gehen, und setzte sich wieder.

Dusty fragte sich, ob die Leiche des kleinen Mädchens während der nächsten Panikattacke in grausiger Deutlichkeit durch Marties Kopf geistern würde.

»Der Fall war damit eigentlich schon entschieden, die Verteidigung war so gut wie erledigt. Der Staatsanwalt erreichte

einen einstimmigen Schuldspruch.«

Der Arzt nahm eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank und machte sie auf.

»Rechtschaffenen Menschen passieren schlimme Dinge, wenn sie Mark Ahrimans Wege kreuzen, und er steht am Ende immer wie ein rettender Engel da. Bis zu dem Pastore-Mord in Santa Fe. Mrs. Pastore, eine nette Frau, von der jeder wusste, dass sie nie ein böses Wort gegen andere sagte und die Ausgeglichenheit in Person war, lädt urplötzlich einen Revolver und beschließt, ihre Familie umzubringen. Macht den Anfang mit ihrem zehnjährigen Sohn, den sie mit zwei Schüssen erledigt.«

Die Geschichte war Wasser auf den Mühlen von Marties Angst vor ihrem eigenen gewalttätigen Potenzial, und diesmal wusste sie, wohin sie gehen sollte. Sie stand vom Tisch auf, ging zum Spülbecken, drehte den Wasserhahn auf, pumpte Flüssigseife aus dem Spender und wusch sich wie besessen die Hände.

Dr. Closterman schien ihr Verhalten weder unangebracht noch absonderlich zu finden, obwohl sie kein Wort zu ihm gesagt hatte.

»Der Junge war bei Ahriman in Behandlung. Er war ein starker Stotterer. Es gab Gerüchte, dass Ahriman eine Affäre mit der Mutter hatte. Und ein Zeuge wollte ihn in der Mordnacht am Haus der Pastores gesehen haben. Er behauptete sogar, Ahriman hätte vor dem Haus gestanden und das Gemetzel durch ein offenes Fenster mit angesehen.«

»Mit angesehen?«, sagte Martie, indem sie Papiertücher von einer Wandrolle riss. »Er hat es einfach so … mit angesehen?«

»Wie ein sportliches Ereignis«, sagte Roy Closterman. »Als … wäre er hingefahren, weil er wusste, was sich dort abspielen würde.«

Jetzt konnte auch Dusty nicht mehr still sitzen. Er sprang auf und sagte: »Ich hatte heute Abend zwar schon zwei Bier, aber wenn Ihr Angebot noch gilt …«

»Bedienen Sie sich«, sagte der Arzt. »Über Dr. Mark Ahriman redet es sich nicht gut im nüchternen Zustand.«

Martie warf die Papiertücher in den Mülleimer. »Dieser Zeuge hat ihn also am Haus gesehen … Was wurde daraus?«

»Nichts. Ihm wurde kein Glauben geschenkt. Und die Gerüchte über eine Affäre ließen sich nicht beweisen. Abgesehen davon gab es nicht den geringsten Zweifel daran, dass Mrs. Pastore geschossen hatte. Sämtliche kriminalistischen Befunde belegten das. Aber die Pastores waren sehr beliebt in der Gegend, weshalb viele Leute auch davon überzeugt waren, dass Ahriman bei dieser Tragödie *irgendwie* seine Hände im Spiel gehabt haben musste.«

Dusty kehrte mit dem Bier zum Tisch zurück. »Also hat ihm die Stimmung in Santa Fe nicht mehr behagt«, sagte er, »und deshalb ist er nach Scottsdale umgezogen.«

»Wo es wieder rechtschaffene Leute gab, denen schlimme Dinge passierten.« Closterman rührte die Fleischbällchen und Würstchen im Soßentopf um. »Ich habe das ganze Material gesammelt. Ich gebe es Ihnen mit, wenn Sie nachher gehen.«

»All diese Dinge«, sagte Dusty, »müssten Ihnen doch eigentlich genügt haben, um ihn im Ornwahl-Fall abzuschießen.«

Roy Closterman nahm wieder am Tisch Platz, und Martie folgte seinem Beispiel.

»Nein«, sagte der Arzt.

Dusty warf ihm einen verwunderten Blick zu. »Aber allein die Sache mit dem anderen Kindergarten müsste doch für sich gesprochen haben …«

»Ich habe nie Gebrauch davon gemacht.«

Das Gesicht des Arztes verfinsterte sich vor Zorn, lief dunkelrot an, als würde sich unter der tiefen Sonnenbräune ein Sturm zusammenbrauen.

Schließlich räusperte sich Closterman. »Jemand hat Wind davon bekommen, dass ich in Santa Fe und Scottsdale herumtelefoniert und Fragen über Ahriman gestellt habe. Eines

Abends, als ich aus der Praxis nach Hause kam, saßen zwei Männer in meiner Küche, so wie Sie jetzt hier sitzen. Dunkle Anzüge, Krawatten, sehr gepflegt. Aber sie waren mir völlig unbekannt … und als ich auf dem Absatz kehrtmachte, um das Weite zu suchen, stand plötzlich ein Dritter hinter mir.«

Wenn Dusty auch damit gerechnet hatte, dass Closterman sie auf abwegige Pfade führen würde, so lag diese Route doch völlig abseits von allem, was er erwartet hatte. Und er wollte sie nicht beschreiten, denn sie schien ihm für sich selbst und Martie geradewegs in der Hoffnungslosigkeit zu enden.

Dr. Ahriman als Feind war Feind genug. Nur in der Bibel konnte ein David einen Goliath besiegen. Nur im Kino hatte der kleine Mann eine Chance gegen die Allmacht eines Leviathans.

»Ahriman arbeitet mit billigen Schlägern?«, sagte Martie, weil sie entweder nicht zu der Erkenntnis gelangt war, die Dusty schlagartig aufgegangen war – oder diese nicht wahrhaben wollte.

»An dieser Sorte ist nichts billig. Sie haben eine hervorragende Altersversorgung, die beste Krankenversicherung einschließlich aller anfallenden Zahnarztkosten und eine solide, unauffällige Dienstlimousine. Wie dem auch sei, sie hatten ein Videoband mitgebracht und spielten es mir vor. Es waren Aufnahmen von einem Jungen, einem Patienten von mir. Auch seine Eltern sind meine Patienten und außerdem gute Freunde. Sehr gute Freunde.«

Der Arzt müsste innehalten. Er erstickte fast an seiner Wut und Empörung. Er umklammerte sein Bier so krampfhaft, dass es aussah, als wollte er die Flasche mit der bloßen Hand zerbrechen.

Dann fuhr er fort: »Der Junge ist neun Jahre alt, ein liebes Kind. In der Aufnahme ist sein Gesicht tränenüberströmt. Er erzählt einem Zuhörer, der nicht im Bild ist, dass er, seit er sechs ist, von seinem Arzt, von mir, sexuell belästigt wird. Ich

habe den Jungen niemals in dieser Weise berührt, würde und könnte so etwas nie tun. Aber er ist sehr überzeugend, innerlich aufgewühlt und *sehr anschaulich* in dem, was er beschreibt. Jeder, der ihn kennt, weiß, dass er so etwas unmöglich schauspielern könnte, dass er nicht fähig wäre, eine Lüge so gekonnt zu *verkaufen*. Er ist viel zu naiv, um sich so zu verstellen. Er glaubt das, was er sagt, jedes einzelne Wort. In seiner Vorstellung sind all diese scheußlichen Dinge, die ich ihm angetan haben soll, tatsächlich passiert.«

»Der Junge war Ahrimans Patient«, sagte Dusty.

»Nein. Aber die drei feinen Herren, die sich unbefugt Zutritt zu meinem Haus verschafft haben, diese Verbrecher im Maßanzug, haben mir erzählt, dass seine Mutter Patientin von Ahriman ist. Ich hatte keine Ahnung davon. Ich weiß nicht, weshalb sie bei ihm in Behandlung ist.«

»Und über seine Mutter«, sagte Martie, »hat sich Ahriman Zugang zu dem Jungen verschafft.«

»Er hat ihm irgendwie, durch Hypnose oder sonst eine Technik der mentalen Beeinflussung, diese falschen Erinnerungen eingegeben.«

»Es ist mehr als eine mentale Beeinflussung durch Hypnose«, sagte Dusty. »Ich weiß nicht, *was* es ist, aber es geht sehr viel tiefer.«

Nachdem er seine innere Erregung mit einem Schluck Bier gedämpft hatte, fuhr Roy Closterman in seinem Bericht fort. »Die Schweinehunde haben mir erzählt … dass sich der Junge während der Aufnahme in einer Trance befand und dass er, einmal daraus erwacht, nichts mehr von diesen falschen Erinnerungen, von den schrecklichen Dingen, die ich angeblich mit ihm getan habe, wissen würde. Sie würden ihn auch nicht in seinen Träumen oder auf einer unterbewussten Ebene quälen. Sie würden keinerlei Auswirkungen auf seine Psyche, sein Leben haben. Aber diese falschen Erinnerungen wären in seinem, wie sie es nannten, *Unter*-Unterbewusstsein gespei-

chert und würden aus ihm heraussprudeln, sobald er angewiesen werde, sich zu erinnern. Sie machten klar, dass sie entschlossen waren, ihm diese Anweisung zu geben, sollte ich auch nur den Versuch wagen, Mark Ahriman im Ornwahl-Fall oder in irgendeinem anderen Zusammenhang Schwierigkeiten zu bereiten. Dann sind sie mit der Videokassette wieder abgezogen.«

In Dustys Innerem, in den weiten Korridoren seines Bewusstseins, hatte sich Ahrimans Fürsprecher in abgelegene Winkel verirrt, von wo aus seine Stimme ihn nur noch leise und gar nicht mehr überzeugend erreichte.

»Haben Sie irgendeine Vermutung, wer diese drei Männer waren?«, fragte Martie.

»Es spielt für mich keine große Rolle, wie der Verein heißt, der ihnen ihr Gehalt überweist«, sagte Roy Closterman. »Ich weiß, wonach es roch.«

»Staatliche Behörde«, sagte Dusty.

»Es stank förmlich danach«, sagte der Arzt und nickte.

Auf einmal schien Marties Angst vor dem Gewaltpotenzial anderer größer zu sein als ihre Furcht vor sich selbst, denn sie legte ihre Hand auf Dustys und hielt sie ganz fest.

Aus dem Flur war lautes Hecheln und das weiche Tapsen von Hundepfoten zu hören. Valet und Charlotte hatten sich offenbar ausgetobt und kamen jetzt fröhlich grinsend in die Küche zurück.

In ihrem Gefolge hörte man Schritte, und gleich darauf tauchte ein stämmiger, freundlich dreinblickender Mann in der Küchentür auf, der ein Hawaiihemd und wadenlange Hosen trug. In der Linken hielt er einen braunen Umschlag.

»Das ist Brian«, sagte Roy Closterman und stellte seine Besucher vor.

Nachdem sie sich zur Begrüßung die Hände geschüttelt hatten, reichte Brian Dusty den Umschlag. »Das ist das Material, das Roy über Ahriman gesammelt hat.«

»Aber Sie haben es nicht von uns bekommen«, fügte der Arzt warnend hinzu. »Und Sie brauchen es mir nicht zurückzugeben.«

»Um genau zu sein«, sagte Brian, »wir wollen es eigentlich nie wieder sehen.«

»Zeig ihnen dein Ohr, Brian«, sagte Roy Closterman.

Brian strich sein ziemlich langes blondes Haar hinter das linke Ohr zurück, dann drehte und zog er kurz daran – und hielt plötzlich die Ohrmuschel in der Hand.

Martie hielt erschrocken die Luft an.

»Eine Prothese«, sagte Closterman. »Nachdem die drei sauberen Herren gegangen waren, habe ich Brian im ersten Stock gefunden, wo er bewußtlos dalag. Sie hatten ihm das Ohr abgeschnitten – und die Wunde sehr professionell genäht. Das Ohr haben sie in den Müllschlucker geworfen, sodass es nicht wieder angenäht werden konnte.«

»Reizende Menschen«, sagte Brian, tat so, als würde er sich mit dem Ohr Kühlung zufächeln, und setzte eine solch unbeteiligte Miene auf, dass Dusty trotz des Ernstes der ganzen Sache lachen musste.

»Brian und ich sind seit mehr als vierundzwanzig Jahren zusammen«, sagte Closterman.

»Mehr als *fünf*undzwanzig«, fügte Brian hinzu. »Wenn es um Jahrestage geht, ist Roy einfach ein hoffnungsloser Fall.«

»Sie hätten ihm nichts anzutun brauchen«, sagte der Arzt. »Die Videoaufnahmen von dem Jungen waren genug, mehr als genug. Sie haben es nur getan, um ihren Worten noch mehr Gewicht zu verleihen.«

»Mich haben sie jedenfalls überzeugt«, sagte Brian, während er die Ohrprothese wieder an ihrem Platz befestigte.

»Tja«, sagte Closterman, »vielleicht verstehen Sie jetzt auch, dass deren Drohung besonders brisant war, weil manche Leute wegen meines Zusammenlebens mit Brian leicht zu überzeugen wären, dass ich kleine Jungen belästige. Aber ich schwöre

bei Gott, wenn ich je die geringste Neigung in diese perverse Richtung verspüren würde, ich würde ein Messer nehmen und mir die Kehle aufschlitzen.«

»Wenn ich dir nicht schon damit zuvorgekommen wäre«, sagte Brian.

In Brians Gegenwart hatte sich Clostermans schwelender Zorn allmählich gelegt, und die Sturmwolken, die sein Gesicht unter der Sonnenbräune verdunkelt hatten, waren verblasst. Doch jetzt verfinsterte sich sein Gesicht wieder um ein paar Nuancen. »Ich bin nicht sehr stolz darauf, dass ich mich habe kleinkriegen lassen. Die Familie Ornwahl war ruiniert, obwohl die Leute höchstwahrscheinlich überhaupt nichts Unrechtes getan haben. Wäre es nur um Mark Ahriman und mich gegangen, so hätte ich die Sache bis zum Letzten durchgefochten. Aber diese Leute, die aus ihren Ritzen gekrochen kommen, um ihn zu schützen … Ich verstehe das nicht. Und gegen etwas, was ich nicht verstehe, kann ich nicht kämpfen.«

»Vielleicht können wir ja auch nicht dagegen kämpfen«, sagte Dusty.

»Vielleicht nicht«, sagte Closterman beipflichtend. »Ihnen ist sicher aufgefallen, dass ich Ihnen keine Fragen darüber gestellt habe, was genau Ihrer Freundin Susan passiert ist und welches Problem Sie mit Dr. Ahriman haben. Mehr will ich einfach nicht wissen, so ist das. Es ist vermutlich feige von mir. Bis zu diesem Erlebnis, bis zu der Sache mit Ahriman, habe ich mich nie für feige gehalten, aber jetzt weiß ich, dass ich meine Belastungsgrenze habe.«

Martie umarmte Closterman spontan. »Die haben wir alle. Und Sie sind ganz bestimmt kein Feigling. Sie sind ein wunderbarer, mutiger Mensch.«

»Das sage ich ihm ständig«, sagte Brian, »aber mir glaubt er ja nicht.«

Closterman erwiderte Marties tröstliche Umarmung. »Sie werden den Mut und die Zuversicht Ihres Vaters brauchen.«

»Die hat sie«, sagte Dusty.

Eine so seltsame Verbrüderung hatte Dusty noch nie erlebt: vier so unterschiedliche Menschen, wie sie es waren, aber zusammengekettet, als wären sie die letzten Menschen, die es nach der Invasion der Außerirdischen auf dem Planeten Erde noch gab.

»Soll ich zwei Gedecke mehr auflegen?«, fragte Brian.

»Danke«, sagte Dusty, »aber wir haben bereits gegessen. Und wir haben noch eine Menge zu tun, bevor die Nacht zu Ende geht.«

Martie legte Valet die Leine an, worauf sich die beiden Hunde zum Abschied noch einmal gegenseitig am Hinterteil beschnupperten.

An der Haustür zögerte Dusty kurz. »Dr. Closterman …«

»Sagen Sie Roy zu mir.«

»Vielen Dank. Roy, ich kann zwar nicht sagen, ob unsere Lage weniger prekär wäre, wenn ich mich von Anfang an auf mein Gefühl verlassen und mich nicht dauernd der Paranoia bezichtigt hätte, aber zumindest wären wir vielleicht einen kleinen Schritt weiter.«

»Paranoia«, sagte Brian, »ist in diesem neuen Jahrtausend das sicherste Zeichen für einen gesunden Geist.«

»Also … so paranoid es auch klingen mag«, fuhr Dusty fort, »ich habe einen Bruder, der in einer Entzugsklinik ist. Bereits zum dritten Mal. Das letzte Mal war er auch in der Klinik, wo er jetzt wieder ist. Als ich gestern dort weggefahren bin, hatte ich plötzlich ein beunruhigendes Gefühl, so eine paranoide Ahnung …«

»Um welche Klinik handelt es sich?«, fragte Closterman.

»Die New-Life-Klinik. Kennen Sie sie?«

»Die in Irvine. Und ob. Ahriman ist einer der Teilhaber.«

Die große, herrische Figur an Skeets Fenster vor Augen, sagte Dusty: »Hätte ich mir denken können. Gestern wäre ich über diese Information noch überrascht gewesen … heute nicht

mehr.«

Nach der behaglichen Atmosphäre in Clostermans Haus schlug ihnen die Januarnacht kalt und schneidend entgegen. Heulende Windstöße rissen schmutzige Schaumfetzen von der Wasseroberfläche des Hafens und trieben sie über die Inselpromenade.

Valet zog an seiner straff gespannten Leine, und seine Besitzer beeilten sich, mit ihm Schritt zu halten.

Kein Mond. Keine Sterne. Keine Gewissheit, dass ein Morgen dämmern würde, und kein Bedürfnis zu sehen, was er wohl bringen mochte.

59. Kapitel

Keine Lichter erloschen, kein Vorhang ging auf, keine Vorschau auf kommende Sensationen kündigte Martie diesmal den Beginn der Vorstellung an, als von einer Sekunde auf die andere Bilder von toten Priestern mit nageldurchbohrten Köpfen und Szenen von offensichtlich schlimmerer Natur über die Leinwand des Multiplex-Kinos flimmerten, das im gespenstischsten Viertel ihres Bewusstseins angesiedelt war. Mit einem schrillen Schrei fuhr sie im Beifahrersitz auf, als wäre ihr eine fette, mit heruntergefallenem Popcorn und Eiskonfekt gemästete Kinoratte über die Füße getrippelt.

Diesmal war es kein allmähliches Hineingleiten in die Panik, kein langsames Abrutschen auf einer langen Rampe der Angst: Mitten in einer Unterhaltung über Skeet, mitten im Satz, stürzte Martie in eine tiefe Schlangengrube des Entsetzens. Einmal scharf einatmen, zwei harte kehlige Laute, und dann sofort das Schreien. Sie wollte sich nach vorn beugen, wurde aber durch den Sicherheitsgurt daran gehindert. Die Riemen, die sie festhielten, erschreckten sie fast ebenso sehr wie die Bilder in ihrem Kopf, vielleicht deshalb, weil in ihren blutigen Visionen so viele Fesselungen vorkamen: Ketten, Stricke, Hand- und Fußschellen, festgenagelte Köpfe und Hände. Zu panisch, um sich klar zu machen, was das für ein Ding war, das sie in ihrer Bewegungsfreiheit hinderte, zerrte sie mit beiden Händen an den Nylongurten, ohne sich an den Öffnungsmechanismus zu erinnern.

Sie befanden sich auf einer breiten, wenig befahrenen Straße, und Dusty zog den Wagen scharf über mehrere Fahrspuren nach rechts an den Rand. Mit quietschenden Reifen kam er auf einem Teppich aus trockenen Nadeln unter einer mächtigen Pinie zum Stehen, die sich dem stürmischen Wind entgegenstemmte.

Als er sich zu Martie beugte, um ihren Sicherheitsgurt zu lösen, wich sie vor ihm zurück und kämpfte noch verzweifelter und noch aussichtsloser gegen dessen Fessel an, während sie gleichzeitig nach Dusty schlug, um ihn von sich fern zu halten. Es gelang ihm trotz ihrer Gegenwehr, den Verschluss zu finden und zu öffnen.

In ihrer Hektik verhedderte sie sich zuerst in dem Gurt, doch dann schlüpfte sie heraus und ließ ihn zurückschnellen. Die gewonnene Bewegungsfreiheit brachte ihr keine Erleichterung. Valet winselte ängstlich auf dem Rücksitz, während die Schreie, die sie in zunehmender Panik ausstieß, in krampfhaftes Würgen übergingen.

Diesmal hatte sie etwas im Magen, und als sie sich in ihrer Not zusammenkrümmte, wurde aus dem trockenen Würgen fast Erbrechen. Sie zwang sich, von Ekel geschüttelt, den Mageninhalt wieder hinunterzuschlucken und nestelte mit fahrigen Händen am Türgriff, um aus dem Wagen zu kommen.

Vielleicht wollte sie nur hinausstürzen, um das Wageninnere nicht mit Erbrochenem zu beschmutzen, aber wenn sie erst einmal draußen war, würde sie vielleicht versuchen zu fliehen, nicht nur vor dem unentrinnbaren Spuk in ihrem Kopf, sondern auch vor Dusty und der Gefahr, ihm in ihrer Raserei etwas anzutun. Er durfte sie nicht weglaufen lassen, denn in ihrer Panik war sie imstande, vor ein Auto zu laufen und sich überfahren zu lassen.

Martie drückte die Tür einen Spalt auf, und sofort, als hätte er nur darauf gewartet, blies der Wind wütend zum Angriff. Kalte Sturmböen pfiffen derart ins Wageninnere, dass Marties Haar wie eine Flagge im Wind aufflatterte.

»Raymond Shaw«, sagte Dusty.

Im tosenden Donner der Sturmartillerie, die ihre heulenden Geschütze in unaufhörlichem Trommelfeuer durch den Türspalt jagte, und unter ihren lauten Angstschreien, hatte Martie den Namen nicht gehört. Sie drückte die Tür ein Stück weiter

auf.

»*Raymond Shaw*!«, schrie Dusty.

Weil sie halb von ihm abgewandt war, konnte er nicht hören, was sie sagte, aber sie musste die Worte *Ich höre* ausgesprochen haben, denn sie erstarrte augenblicklich und wartete reglos und schweigend auf ihr Haiku.

Rasch beugte er sich über sie und zog die Wagentür zu.

Bevor Martie blinzeln und die Trance abschütteln konnte, was sie unweigerlich in ihren Panikzustand zurückkatapultieren würde, nahm Dusty ihr Kinn in die Hand, drehte ihr Gesicht zu sich hin und sagte in die verhältnismäßige Stille hinein: »Vom Westen wehen …«

»Du bist der Westen und der Westwind.«

»… die Blätter durch die Lüfte …«

»Die Blätter sind deine Befehle.«

»… im Osten strandend.«

»Ich bin der Osten.«

Vollständig aktiviert und in Erwartung der Instruktionen starrte sie durch Dusty hindurch, als wäre *er* und nicht etwa Ahriman jetzt der unsichtbare Geist.

Dusty musste sich abwenden, so sehr erschütterte ihn Marties ruhiger, ausdrucksloser Blick und der bedingungslose Gehorsam, der darin lag. Sein Herz dröhnte wie ein Dampfhammer, seine Gedanken flogen wie ein Schwungrad im Kreis.

Sie wirkte jetzt so unvorstellbar verletzlich. Wenn er ihr die falschen Instruktionen gab, sie in Worte kleidete, denen vielleicht unbeabsichtigt eine andere Bedeutung beigemessen werden konnte, würde sie vielleicht in einer für ihn nicht vorhersehbaren Weise darauf reagieren. Die Gefahr, dass er ihr, ohne es zu wollen, nicht wieder gutzumachenden psychischen Schaden zufügte, schien ihm erschreckend groß.

Als Skeet auf Befehl eingeschlafen war, hatte Dusty ihm nicht ausdrücklich gesagt, wie lange dieser Schlaf dauern sollte. Skeet war über eine Stunde lang durch nichts zu wecken

gewesen; aber nichts rechtfertigte die Annahme, dass er nicht auch Tage, Wochen, Monate oder für den Rest seines Lebens hätte schlafen können, mit Apparaten am Leben erhalten in der Hoffnung auf ein Erwachen, das es nie geben würde.

Bevor er Martie auch nur die einfachste Anweisung gab, wollte sich Dusty genau überlegen, was er sagte. Seine Formulierungen durften keine Doppeldeutigkeiten enthalten.

Was Dusty belastete, war nicht nur die Angst, Martie unbeabsichtigt Schaden zuzufügen, sondern auch die uneingeschränkte Kontrolle, die er über sie hatte, wie sie so geduldig dasaß und auf seine Instruktionen wartete. Er liebte diese Frau mehr als sein Leben, aber er war der Meinung, dass kein Mensch über einen anderen vollkommene Macht ausüben sollte, so lauter seine Absichten auch sein mochten. Wut vergiftete die Seele weniger als Habgier, Habgier war weniger schädlich als Neid, aber selbst Neid war nicht annähernd so verderblich wie Macht.

Dürre Piniennadeln wurden gegen die Windschutzscheibe geweht und bildeten wie die Schafgarbenstengel des *I-Ging* immer neue Muster, aber sofern sie wie dieses uralte Buch der Wandlungen die Zukunft voraussagten, war Dusty zumindest nicht in der Lage, ihre Weissagungen zu entziffern.

Er sah Martie fest in die Augen, die kurz hin und her zuckten, wie er es auch bei Skeet gesehen hatte. »Martie, ich möchte, dass du mir genau zuhörst.«

»Ich höre.«

»Ich möchte, dass du mir sagst, wo du jetzt bist.«

»In unserem Wagen.«

»Physisch bist du genau da, das stimmt. Aber mir scheint, dass sich dein Geist an einem anderen Ort befindet. Ich wüsste gern, wo dieser Ort ist.«

»In meiner inneren Kapelle«, sagte sie.

Dusty hatte keine Ahnung, was sie damit meinte, aber in diesem Augenblick hatte er weder die Zeit noch die Geistesge-

genwart, den Sinn ihrer Worte näher zu erforschen. Er musste das Risiko eingehen weiterzumachen, ohne sich auf mehr stützen zu können als auf diesen Begriff, die *innere Kapelle*.

»Wenn ich die Hand hochhalte und mit den Fingern schnippe, wirst du in einen tiefen, friedlichen Schlaf fallen. Wenn ich ein zweites Mal schnippe, wirst du wieder aufwachen und aus der inneren Kapelle zurückkehren, in der du dich jetzt aufhältst. Du wirst dich wieder bei vollem Bewusstsein befinden … und deine Panikattacke wird vorüber sein. Verstehst du mich?«

»Verstehe ich dich?«

Feine Schweißperlen prickelten an seinem Haaransatz. Er wischte sich mit einer Hand über die Stirn. »Sag mir, ob du mich verstehst oder nicht.«

»Ich verstehe.«

Er hob die Rechte, die Kuppen von Daumen und Mittelfinger aneinandergelegt, aber ein letzter Zweifel ließ ihn noch zögern. »Wiederhol meine Instruktionen.«

Sie wiederholte sie Wort für Wort.

Seine Zweifel waren nicht beseitigt, aber er konnte auch nicht die ganze Nacht mit erhobener Hand dasitzen und darauf warten, dass sich irgendwann Zuversicht einstellen würde. Er versuchte, aus den tiefen Kammern seines Gedächtnisses alles hervorzuholen, was er über diese Techniken der mentalen Beeinflussung gelernt hatte, indem er Skeet beobachtet und aus den vielen kleinen Anhaltspunkten seine Schlüsse gezogen hatte. Er konnte keinen offensichtlichen Fehler an dem finden, was er vorhatte – außer vielleicht, dass seinem Handeln mehr Unwissen als Wissen zugrunde lag. Er gab Martie drei leise geflüsterte Worte mit auf den Weg, die sie in ihre Dunkelheit begleiten und dort mit ihr ausharren sollten, falls er einen Fehler machte und sie für immer in ein Koma versetzte – »Ich liebe dich« –, dann schnippte er mit den Fingern.

Im selben Augenblick wurde Martie völlig schlaff und war

eingeschlafen, ihr Kopf fiel gegen die Lehne zurück und sackte dann nach vorn, bis das Kinn auf der Brust ruhte und das Haar sich wie schwarze Flügel über ihr Gesicht ausbreitete und es vor Dusty verbarg.

Seine Lunge war wie zugeschnürt, so fest, dass er die Luft mit Gewalt hinauspressen musste, und während er ausatmete, schnippte er ein zweites Mal mit den Fingern.

Martie setzte sich gerade auf, hellwach, aufmerksam, in den Augen keine Spur von Abwesenheit mehr. Sie sah sich verwundert um. »Was zum Teufel …?«

Eben noch hatte sie in blinder Panik um Luft gerungen und in verzweifelter Hektik aus dem Wagen stürzen wollen – und in der nächsten Sekunde saß sie hier ganz ruhig, und die Tür war geschlossen. Der Zirkus des Todes, der seine Zelte in ihrem Kopf aufgeschlagen hatte, war mitsamt seinen verstümmelten Priestern und verwesenden Leichen so plötzlich verschwunden, als hätte ihn der Nachtwind davongeweht.

Sie warf Dusty einen Blick zu, und er sah, dass sie begriffen hatte. »Du.«

»Ich hatte keine andere Wahl. Das war die übelste Attacke, die wir bisher erlebt haben, und es wurde immer schlimmer.«

»Ich fühle mich … frei.«

Valet schob den Kopf zwischen den Sitzen nach vorn und rollte ängstlich und Trost heischend die Augen.

Martie streichelte den Hund. »Frei. Kann es sein, dass damit alles vorbei ist?«

»Ich glaube nicht, dass es so einfach ist«, sagte Dusty unsicher. »Wenn wir es klug und umsichtig anstellen … gelingt es uns vielleicht, uns von dem Einfluss zu befreien. Aber zuerst …«

»Zuerst«, fiel sie ihm ins Wort, während sie ihren Sicherheitsgurt wieder einschnappen ließ, »sehen wir zu, dass wir Skeet aus diesem verdammten Laden rausholen.«

60. Kapitel

Die rußschwarze Katze, die sich auf ihrer Rattenpirsch geschmeidig wie Rauch bewegte, blickte mit glühend orangegelben Augen in das Scheinwerferlicht des Saturn und verschwand dann in der nächtlichen Dunkelheit.

Dusty parkte neben einem Müllcontainer auf der Rückseite des Gebäudes, ohne den schmalen Weg zu verstellen.

Der Hund drückte die Nase am Seitenfenster des Wagens platt, das von seinem warmen Atem beschlug, und sah ihnen nach, als sie zum Lieferanteneingang des New Life eilten.

Obwohl die offizielle Besuchszeit seit zwanzig Minuten vorbei war, hätte man sie wahrscheinlich dennoch zu Skeet nach oben gelassen, wenn sie den Haupteingang benutzt hätten, vor allem wenn sie behauptet hätten, dass sie gekommen seien, um ihn abzuholen. Dieser direkte Weg hätte jedoch nicht nur Diskussionen mit der diensthabenden Stationsschwester und einem möglicherweise noch anwesenden Arzt mit sich gebracht, sondern sie hätten sich auch mit allen möglichen Formalitäten aufhalten müssen.

Darüber hinaus trug Skeets Patientenakte möglicherweise einen Vermerk, dass Dr. Ahriman zu unterrichten sei, sofern der Patient auf eigenes Verlangen entlassen werden wolle oder dessen Familie auf seine Entlassung dringe. Das Risiko einer Konfrontation mit Ahriman wollte Dusty unter keinen Umständen eingehen, zumindest zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht.

Glücklicherweise war der Lieferanteneingang unverschlossen. Dahinter lag ein kleiner, schwach beleuchteter Eingangsraum, in dessen Mitte ein Abfluss in den Betonfußboden eingelassen war. Das scharfe Kiefernnadelaroma eines Desinfektionsmittels überdeckte nur unzulänglich einen säuerlichen Geruch, wahrscheinlich Milch, die bei der Anlieferung aus

einem undichten Karton getropft und in dem porösen Estrich versickert war. Für Dusty roch es jedoch nach geronnenem Blut und altem Erbrochenen, Spuren von Gewalttätigkeiten und verbrecherischem Tun. In diesem neuen Jahrtausend mit seiner grellen Bilderwelt konnte er ohne weiteres einen so nüchternen Ort wie diesen betrachten und einen Schlachthof vor sich sehen, in dem bei Vollmond Schlag Mitternacht geheime Opferrituale stattfanden.

Von dem Empfangsraum ging ein langer Gang ab, der einen zweiten Korridor kreuzte und an einer Doppeltür endete, hinter der vermutlich die Haupteingangshalle des Gebäudes lag. Rechts und links des Gangs befanden sich Büros, Lagerräume und möglicherweise auch die Klinikküche.

Es war kein Mensch zu sehen, aber irgendwo unterhielten sich zwei Personen in einer fremden, möglicherweise asiatischen Sprache. Die Stimmen klangen ätherisch, als kämen sie nicht aus einem der angrenzenden Räume, sondern würden durch einen Schleier aus einer anderen, fremden Welt herüberdringen.

Gleich rechts hinter dem Empfangsraum entdeckte Martie eine Tür mit der Aufschrift TREPPE, und als lebten sie noch vor der Jahrtausendwende, in einer Welt der verlässlichen Realität, befand sich dahinter tatsächlich eine Treppe.

*

Mark Ahriman trug einen nüchternen grauen Anzug, ein weißes Hemd mit offenem Kragen und eine blau-gelb gestreifte, locker gebundene Krawatte, hatte aber auf ein Einstecktuch verzichtet und sich das dichte Haar vom Wind zerzausen lassen, das er jetzt, als er die Eingangshalle des New Life betrat, nachlässig mit den Fingern kämmte; seiner Kostümierung und Attitüde nach der Inbegriff des Arztes mit Leib und Seele, der auch abends kein Privatleben kannte, wenn seine

Patienten ihn brauchten.

Am Aufsichtsschalter saß Wally Clark, pausbäckig, sommersprossig, rosig und lächelnd, als würde er nur darauf warten, in eine mit heißen Kohlen gefüllte Sandgrube gepackt und als Höhepunkt eines festlichen hawaiischen Luau serviert zu werden.

»Dr. Ahriman«, rief Wally, als der Psychiater mit einer schwarzen Arzttasche in der Hand die Eingangshalle durchquerte, »weder Rast noch Ruhe für die Müden?«

»›Weder Rast noch Ruhe für die Gottlosen‹ müsste es richtiger heißen«, antwortete der Arzt.

Wally lachte pflichtschuldigst über die selbstironische Anspielung.

Der Arzt grinste insgeheim bei der Vorstellung, wie schnell Wally das Lachen im Halse stecken bleiben würde, wenn er ein gewisses Glas mit zwei berühmten Augen darin sehen würde. »Aber die Befriedigung, heilen zu können, macht ein hier und da verpasstes Abendessen mehr als wett«, sagte er.

Wally machte eine anerkennende Miene. »Wäre es nicht schön, wenn alle Ärzte Ihre Einstellung hätten, Sir?«

»Ach, ich bin mir sicher, dass die meisten meiner Kollegen diese Einstellung teilen«, sagte Ahriman edelmütig, während er den Aufzugknopf drückte. »Aber ich gebe Ihnen Recht, es gibt nichts Schlimmeres als einen Arzt, der gleichgültig geworden ist, für den die Arbeit nur noch Routine ist. Wenn ich je die Freude an meiner Arbeit verliere, Wally, hoffe ich, dass ich genug Verstand besitze, mir einen anderen Beruf zu suchen.«

Die Lifttür öffnete sich.

»Hoffentlich wird dieser Tag nie kommen«, sagte Wally. »Sie würden Ihren Patienten sehr fehlen, Dr. Ahriman.«

»Wenn das so ist, muss ich sie wohl alle umbringen, bevor ich meinen Beruf an den Nagel hänge.«

»Machen Sie nicht solche Witze, Dr. Ahriman«, sagte Wally lachend.

»Bewachen Sie die Tür vor Barbaren«, entgegnete Ahriman und betrat den Aufzug.

»Sie können sich auf mich verlassen, Sir.«

Wenn die Nacht nicht so kühl gewesen wäre, überlegte der Arzt bedauernd, während er in den ersten Stock hinauffuhr, hätte er mit locker über die Schulter gehängtem Jackett und aufgekrempelten Hemdsärmeln in die Klinik marschieren und so das gewünschte Bild erzeugen können, ohne lange Dialoge führen zu müssen.

Ahriman war sicher, dass er nicht nur im eigenen Land berühmt, sondern sogar ein internationaler Star geworden wäre, wenn er den Beruf des Schauspielers gewählt hätte. Er wäre mit Preisen überschüttet worden. Anfangs wäre vielleicht noch von Vetternwirtschaft gemunkelt worden, aber früher oder später hätte sein Talent alle Unkenrufe verstummen lassen.

Als einer, der in den illustren Kreisen Hollywoods und den dortigen Produktionsstudios groß geworden war, machte sich Ahriman jedoch keine romantischen Vorstellungen mehr vom Filmgeschäft; darin glich er vielleicht dem Sohn eines Diktators in irgendeinem unterentwickelten Land, der selbst das prächtigste Spektakel in gut ausgerüsteten Folterkammern und bei Massenhinrichtungen nur noch gelangweilt und unwillig mit ansah.

Abgesehen davon, brachte es der Filmruhm – und der Verlust der Privatsphäre, der damit einherging – mit sich, dass man seine sadistischen Neigungen nur noch an Filmcrews, teuren Callgirls, die den perverseren Vertretern der Branche zu Diensten waren, und den jungen Nachwuchsschauspielerinnen, die dumm genug waren, sich benutzen zu lassen, ausleben konnte. Eine so leichte Beute hätte den Arzt niemals zufriedengestellt.

Ding. Der Aufzug hatte die erste Etage erreicht.

*

Auch als sie vorsichtig aus dem hinteren Treppenhaus in den Flur des ersten Stockwerks traten, blieb ihnen das Glück treu. In der Schwesternstation, etwa dreißig Schritte vor ihnen, wo sich die beiden hell erleuchteten Hauptkorridore kreuzten, waren zwei Frauen zu sehen, aber keine der beiden blickte in ihre Richtung. So gelangten Dusty und Martie unbemerkt zu Skeets nahe gelegenem Zimmer.

Die einzige Lichtquelle im Raum war der Fernseher. Eine wilde Actionszene mit Raubüberfall, Polizeieinsatz und allem Drum und Dran flimmerte über den Bildschirm und warf fahle, gespenstisch zuckende Schatten auf die Wände.

Skeet saß mit einem Kissenberg im Rücken wie ein Pascha im Bett und schlürfte mit einem Strohhalm ein Vanillegetränk der Marke Yoo-hoo. Als er seine Besucher bemerkte, blies er wie in ein Signalhorn gurgelnd in den Strohhalm und begrüßte sie freudestrahlend.

Während Martie an Skeets Bett trat, um ihn zu umarmen und ihm einen Kuss auf die Wange zu drücken, begrüßte Dusty frohgelaunt Jasmine Hernandez, die den bei selbstmordgefährdeten Patienten üblichen Nachtdienst versah, und öffnete dann den kleinen Wandschrank.

Als Dusty sich mit Skeets Reisetasche in der Hand wieder umdrehte, hatte sich Schwester Hernandez inzwischen aus dem Sessel erhoben und warf einen prüfenden Blick auf das Leuchtzifferblatt ihrer Armbanduhr. »Es ist nicht mehr Besuchszeit.«

»Ja, ich weiß«, sagte Dusty, »aber das hier ist auch kein Besuch.«

»Es ist ein Notfall«, sagte Martie, während sie Skeet drängte, sein Getränk wegzustellen und sich auf die Bettkante zu setzen.

»Krankheitsfall in der Familie«, fügte Dusty erklärend hinzu.

»Wer ist denn krank geworden?«, fragte Skeet.

»Mutter«, sagte Dusty zu ihm.

»Wessen Mutter?«, fragte Skeet, der offensichtlich nicht

glauben konnte, was er da hörte.

Claudette krank? Claudette, die ihm Holden Caulfield als Vater und anschließend Dr. Derek Lampton, »die Echse«, als Stiefvater eingebrockt hatte? Die Frau mit der Schönheit und der kalten Gleichgültigkeit einer Göttin? Diese Buhle der drittklassigen Gelehrten? Diese Muse der Romanschriftsteller, die dem geschriebenen Wort keine Bedeutung abringen konnten, der Westentaschenpsychologen, die für die Menschheit nur Verachtung übrig hatten? Claudette, die kaltschnäuzige Existenzialistin, für die es keine Regeln und Gesetze gab und keine Erklärung der Wirklichkeit, die nicht mit der eigenen Person begann? Wie konnte dieses durch nichts zu erschütternde und allem Anschein nach unsterbliche Wesen in dieser Welt irgendeine Unbill erleiden?

»Unsere Mutter«, sagte Dusty bekräftigend.

Skeet hatte seine Socken schon an, und Martie kniete vor dem Bett und bemühte sich, seine Füße in die Turnschuhe zu bekommen.

»Martie«, sagte Skeet, »ich bin noch im Schlafanzug.«

»Es ist jetzt keine Zeit zum Umziehen, Schatz. Eure Mutter ist wirklich ernsthaft krank.«

»Im Ernst? Claudette ist ernsthaft krank?«, sagte Skeet, dessen Tonfall freudiges Staunen verriet.

Während er Skeets Kleider, so schnell er sie aus dem Schrank zerren konnte, in die Reisetasche stopfte, sagte Dusty: »Es hat sie ganz plötzlich umgehauen.«

»Was, ein Zwanzigtonner oder so?«

Jasmine Hernandez war der fast begeisterte Ton in Skeets Stimme nicht entgangen. Sie setzte eine mißbilligende Miene auf. »*Chupaflor*, das klingt ja, als würden Sie sich vor Freude fast in die Hose machen.«

»Aber nein«, sagte er mit einem Unschuldsblick auf seine Pyjamahose, »ich doch nicht. Keine Spur.«

*

Dr. Ahriman sagte den Stationsschwestern im ersten Stock Bescheid, dass er nicht gestört werden wolle, solange er mit dem Patienten auf Zimmer 146 beschäftigt sei.

»Er hat mich angerufen, weil er morgen früh die Klinik auf eigenen Wunsch zu verlassen gedenkt, was aber vermutlich sein Tod wäre. Seine Sucht hat ihn immer noch fest im Griff. Wenn er erst einmal draußen ist, dauert es keine Stunde, und er hat sich Heroin beschafft. Und wie ich seine psychische Verfassung einschätze, ist er wirklich darauf aus, Schluss zu machen und sich den goldenen Schuss zu setzen.«

»Ausgerechnet er«, stieß Schwester Ganguss hervor. »Er hat doch alles, was man sich im Leben nur wünschen kann.«

Sie war ungefähr Mitte dreißig, attraktiv und im Allgemeinen die Tüchtigkeit in Person. In der Gegenwart dieses speziellen Patienten benahm sie sich jedoch eher wie ein liebeskrankes Schulmädchen, immer am Rande einer Ohnmacht infolge mangelnder Durchblutung des Gehirns, weil ihr bei seinem Anblick alles Blut in die Genitalien strömte.

»Und er ist so süß«, fügte sie noch hinzu.

Die jüngere der beiden, Schwester Kyla Woosten, teilte ihre Begeisterung für den Patienten auf Zimmer 146 nicht, zeigte aber deutliches Interesse an Dr. Ahriman selbst. Wann immer es sich ergab, dass der Arzt ein paar Worte mit ihr wechselte, griff sie in dieselbe alte Trickkiste der Kunststückchen, die sie mit ihrer Zunge beherrschte. Scheinbar ohne es selbst zu merken – in Wirklichkeit aber steckte mehr Berechnung dahinter, als ein Cray-Supercomputer in vierundzwanzigstündigem Nonstopbetrieb hätte leisten können –, leckte sie sich ständig über die Lippen, um sie zu befeuchten: langsame, laszive Zungenbewegungen. Manchmal, wenn sie über etwas nachdachte, was Ahriman gesagt hatte, streckte sie wie ein kleines Mädchen die Zungenspitze heraus und biss darauf, als

könnte das ihrer Denkfähigkeit auf die Sprünge helfen.

Ja, da war sie schon, die Zunge, spielte im rechten Mundwinkel und suchte in dieser sinnlichen, weichen Spalte offensichtlich nach einem Kuchenkrümel, der sich dort eingenistet hatte. Und jetzt teilten sich ihre Lippen vor Staunen, und die Zunge flatterte am Gaumen. Und wieder das Befeuchten der Lippen.

Obwohl Schwester Woosten hübsch war, interessierte sie den Arzt nicht. Vor allem deshalb nicht, weil es gegen seine Prinzipien war, Leute, die für ihn arbeiteten, einer Gehirnwäsche zu unterziehen. Eine solche Beeinflussung der Angestellten in seinen diversen Unternehmen hätte ihn zwar vor lästigen Forderungen nach höheren Löhnen und besseren Zusatzleistungen bewahrt, aber es lohnte sich in seinen Augen nicht, die damit verbundenen Risiken einzugehen.

Vielleicht hätte er bei Schwester Woosten sogar eine Ausnahme gemacht, weil er ihre Zunge faszinierend fand. Es war ein vorwitziges, rosiges kleines Ding. Er hätte sich gern etwas Besonderes dafür einfallen lassen. Aber in einer Zeit, in der sich kein Mensch mehr über ein Bodypiercing aufregte, in der sich jeder Hinz und Kunz Ohren, Augenbrauen, Nasenflügel, Lippen, Nabel und sogar die Zunge durchstechen ließ, um irgendeinen billigen Tand darin zu tragen, konnte er bedauerlicherweise nicht viel mit Schwester Woostens Zunge anstellen, worüber diese beim Erwachen entsetzt oder auch nur empört gewesen wäre.

Manchmal fand er es frustrierend, als Sadist in einer Zeit zu leben, in der Selbstverstümmelung der absolute Renner war.

Also weiter zu Zimmer 146, zu seinem Starpatienten.

Dr. Ahriman war zwar der Haupteigner der New-Life-Klinik, aber er hatte nur selten eigene Patienten dort. Im Allgemeinen interessierte er sich nicht für Suchtkranke; sie ruinierten ihr Leben selbst so gründlich, dass jedes weitere Unglück, das er hätte über sie bringen können, nichts weiter gewesen wäre als

ein winziger Schnörkel in einer filigranen Schnitzerei.

Derzeit war der Bewohner von Zimmer 146 sein einziger Patient im New Life. Natürlich hatte er ein besonderes Auge auf Dustin Rhodes' Bruder auf Zimmer 150 im selben Flur, aber der war offiziell nicht sein Patient; Skeets Behandlung tauchte in keinen Unterlagen auf.

Als er Zimmer 146 betrat, das eigentlich kein Zimmer war, sondern eine Suite mit zwei Räumen und einem voll ausgestatteten Bad, stand der bekannte Schauspieler auf dem Kopf, die Handflächen auf den Boden gestützt, Fersen und Hinterteil an der Wand, und sah fern.

»Mark? Was führt Sie denn um diese Zeit hierher?«, fragte der Schauspieler, ohne seine Yogahaltung – oder was immer es sein mochte – aufzugeben.

»Ich war wegen eines anderen Patienten hier im Haus und dachte, ich schaue mal bei Ihnen vorbei, um zu sehen, wie es Ihnen geht.«

Dass der Schauspieler ihn angerufen und damit gedroht habe, am nächsten Morgen die Klinik zu verlassen, war nichts als ein Vorwand. Ahriman wollte lediglich beim mitternächtlichen Schichtwechsel hier im Haus sein, damit er Skeet programmieren konnte, wenn diese übertrieben pflichtbewusste Schwester Hernandez die Klinik verlassen hatte. Der Schauspieler war sein Alibi. Wenn er sich zunächst ein paar Stunden in Zimmer 146 aufhielt, würde der kurze Besuch bei Skeet wie eine zufällige Angelegenheit aussehen, und sollte einer der Angestellten Ahrimans Anwesenheit dort bemerken, würde er sich nichts dabei denken.

»Ich bringe ungefähr eine Stunde am Tag in dieser Position zu«, sagte der Schauspieler. »Das fördert die Durchblutung im Gehirn. Es wäre schön, wenn ich einen zweiten, kleineren Fernseher hätte, den ich bei Bedarf auf den Kopf stellen könnte.«

Mit einem Seitenblick auf die Sitcom, die über den Bild-

schirm flimmerte, sagte Ahriman: »Wenn Sie sich diesen Mist ansehen, ist es wahrscheinlich sowieso besser, Sie sehen ihn verkehrt herum.«

»Kritiker sind keine gern gesehenen Menschen, Mark.«

»Don Adriano de Armado.«

»Ich höre«, sagte der Schauspieler, der kurz ins Schwanken geriet, es aber schaffte, im Kopfstand zu bleiben.

Um dieses Objekt zu aktivieren, hatte der Arzt den Namen einer Figur aus William Shakespeares *Verlorene Liebesmüh'* gewählt.

Der kopfstehende Schauspieler, der für jede Hauptrolle zwanzig Millionen Dollar plus Beteiligung einstrich, hatte sich in den gut dreißig Jahren seines Lebens keine nennenswerte Allgemeinbildung angeeignet und nie eine Schauspielschule von innen gesehen. Wenn er ein neues Drehbuch bekam, sah er sich meist nur den eigenen Text an, und eher würde es Frösche regnen, als dass er jemals eine Zeile Shakespeare las. Solange die Theater des Landes nicht von Schimpansen und Pavianen geleitet wurden, bestand nicht die geringste Gefahr, dass er eines Tages in einem Stück des berühmten Barden aus Stratford-upon-Avon auf der Bühne stehen und den Namen *Don Adriano de Armado* von einer anderen Seite als von Ahriman selbst hören würde.

Ahriman führte den Schauspieler durch dessen persönliches Haiku.

*

Martie hatte eben die Schnürsenkel von Skeets Turnschuhen fertig gebunden.

»Wenn Sie ihn mitnehmen wollen«, sagte Jasmine Hernandez, »müssen Sie unterschreiben, dass er auf eigene Verantwortung geht.«

»Wir bringen ihn morgen zurück«, sagte Martie, richtete sich

auf und drängte Skeet mit Blicken und Gesten, von der Bettkante aufzustehen.

»Genau«, sagte Dusty, der immer noch damit beschäftigt war, Kleider in die Reisetasche zu stopfen. »Wir wollen nur, dass er unsere Mutter kurz besucht, dann ist er schon wieder hier.«

»Sie müssen das Formular trotzdem unterschreiben.« Schwester Hernandez war unerbittlich.

»Dusty«, sagte Skeet warnend, »lass Claudette bloß nie hören, dass du sie *Mutter* nennst, sonst kratzt sie dir garantiert die Augen aus.«

»Er hat erst gestern einen Suizidversuch unternommen«, sagte Schwester Hernandez an Dusty und Martie gerichtet. »Die Klinik übernimmt keine Verantwortung, wenn Sie ihn in dieser Verfassung mitnehmen.«

»Na gut, wir entbinden die Klinik von ihren Pflichten und übernehmen die volle Verantwortung«, sagte Martie.

»Dann hole ich jetzt das Formular für die Haftungserklärung.«

Martie überließ es Skeet, sich allein auf den wackligen Beinen zu halten, und vertrat der Schwester den Weg. »Warum helfen Sie uns nicht, alles fertig zu machen? Dann können wir zusammen ins Schwesternzimmer gehen, um die Haftungserklärung dort zu unterschreiben.«

Jasmine Hernandez' Augen nahmen einen misstrauischen Ausdruck an. »Was geht hier eigentlich vor?«, sagte sie.

»Wir haben es eilig, das ist alles.«

»Ach ja? Dann werde ich dieses Formular eben blitzschnell holen«, entgegnete Schwester Hernandez und schob Martie zur Seite. Schon an der Tür, wandte sie sich mit ausgestrecktem Zeigefinger noch einmal an Skeet. »Dass Sie mir ja nicht verschwinden, bevor ich zurück bin, *Chupaflor*!«

»Klar, geht in Ordnung«, sagte Skeet. »Aber können Sie sich bitte beeilen? Wenn es Claudette wirklich ernsthaft schlecht

geht, möchte ich ungern etwas verpassen.«

*

Ahriman befahl dem Schauspieler, wieder auf die Füße zu kommen und sich dann auf das Sofa zu setzen.

Von Natur aus exhibitionistisch, wie er war, trug der Publikumsschwarm nichts außer einem schwarzen Tangaslip. Trotz der beeindruckenden Liste an selbstzerstörerischen Lastern, denen er frönte, wirkte er so schlank, muskulös und durchtrainiert wie ein Sechzehnjähriger.

Er bewegte sich mit der geschmeidigen Anmut eines Balletttänzers. Obwohl sein Ich vollständig unterdrückt war und er sich in etwa auf der Bewusstseinsebene einer Kohlrübe befand, agierte er, als müsste er sich vor laufenden Kameras in Szene setzen. Offensichtlich war die Überzeugung, ständig im Rampenlicht seiner Bewunderer zu stehen, nicht erst mit dem verderblichen Einfluss des Ruhms in ihm gewachsen, sondern schon in seinen Genen angelegt.

Während der Schauspieler in Wartehaltung ausharrte, zog Dr. Ahriman in aller Ruhe sein Jackett aus und krempelte die Hemdsärmel auf. Dann warf er einen prüfenden Blick in den Spiegelaufsatz über der Anrichte. Großartig. Seine Unterarme waren sehnig, maskulin, stark behaart, wirkten deshalb aber keineswegs affenartig. Wenn er um Mitternacht, das Jackett lässig über eine Schulter gehängt, den Gang entlangschlendern und sich Skeets Zimmer nähern würde, konnte er sicher sein, dass jeder ihn für den Inbegriff des müden, hart arbeitenden, aufopfernden und höchst erotischen Arztes hielt.

Er schob einen Sessel zum Sofa und setzte sich dem Schauspieler gegenüber. »Sei ganz ruhig.«

»Ich bin ganz ruhig.«

Die blauen Augen, bei deren Anblick Schwester Ganguss sonst immer schwach wurde, zuckten hin und her.

Der Prinz der Einspielquoten hatte Ahriman junior anderen Therapeuten ausschließlich wegen dessen Hollywood-Verbindung vorgezogen. Es war ihm nie vergönnt gewesen, mit Ahriman senior zusammenzuarbeiten, da dieser bereits an einer Petits-Fours-Vergiftung gestorben war, als er selbst noch in der Schule saß und in Mathematik, Geschichte und diversen anderen Fächern versagte. Aber er war unverrückbar davon überzeugt gewesen, dass der Sohn eines großen Regisseurs, der zwei Oscars gewonnen hatte, der beste Psychiater der Welt sein müsste. »Außer Freud vielleicht«, hatte er zu Ahriman gesagt, »aber der sitzt irgendwo in Europa, und ich kann ja nicht ständig zu den Therapiesitzungen hin und her fliegen.«

Nachdem sein Kollege Robert Downey wegen illegalen Drogenbesitzes für lange Zeit hinter Gitter gewandert war, hatte er, der sich auf der Höhe seiner Vermarktbarkeit wähnte, befürchtet, dass er ebenfalls ins Visier der »faschistischen Drogenfahnder« geraten könnte. Und so sehr ihm auch der Gedanke widerstrebte, seinen Lebensstil zu ändern, nur um einer autoritären Staatsgewalt Genüge zu tun, war ihm das immer noch lieber als die Vorstellung, eine Zelle mit einem stiernackigen gemeingefährlichen Verbrecher zu teilen, dem die Geschlechtszugehörigkeit seiner Lustobjekte völlig gleichgültig war.

Obwohl Ahriman Patienten, die ein ernsthaftes Drogenproblem hatten, generell abwies, hatte er in diesem Fall eine Ausnahme gemacht. Der Schauspieler verkehrte in den gehobenen gesellschaftlichen Kreisen, in denen er genau das Unheil anrichten konnte, das für Ahriman einen unvergleichlich hohen Unterhaltungswert hatte. Und tatsächlich wartete bereits ein Spiel darauf, in Szene gesetzt zu werden, in dem der Schauspieler eine tragende Rolle übernehmen sollte, ein Spiel, das weit reichende nationale und internationale Folgen nach sich ziehen sollte.

»Ich habe einige sehr wichtige Instruktionen für dich«, sagte

Ahriman.

Jemand klopfte stürmisch an die Tür der Suite.

*

Martie wollte, dass Skeet sich einen Bademantel anzog, aber er sträubte sich.

»Schatz«, sagte sie, »es ist kalt draußen. Du kannst unmöglich nur in diesem dünnen Schlafanzug rausgehen.«

»Der Bademantel ist kratzig«, sagte Skeet angewidert. »Es ist auch nicht meiner, Martie. Der ist von hier. Total verfilzt, und außerdem finde ich das Streifenmuster scheußlich.«

In besseren Zeiten, bevor ihn die Drogen völlig ruiniert hatten, waren die Frauen auf Skeet geflogen wie Fliegen auf ein rohes Stück Fleisch. In jenen Tagen hatte er es verstanden, sich vorteilhaft zu kleiden, ein Gockel mit stolz gespreiztem Gefieder. Aber selbst heute, in seiner desolaten Verfassung, blitzte Skeets Sorge um die äußere Erscheinung noch gelegentlich auf, obwohl Martie wenig Verständnis dafür hatte, dass es ausgerechnet *jetzt* sein musste.

Dusty zog den Reißverschluss der Reisetasche zu. »Gehen wir.«

Aus Verzweiflung zog Martie die Decke von Skeets Bett und legte sie ihm über die Schultern. »Wie ist es damit?«

»Irgendwie indianisch«, sagte er und zog die Decke fester um sich. »Gefällt mir.«

Sie fasste Skeet am Ellbogen und schob ihn zur Tür, wo Dusty bereits wartete.

»Moment mal!« Skeet blieb plötzlich wie angewurzelt stehen und drehte sich um. »Die Lotterielose.«

»Welche Lotterielose?«, fragte Martie.

»Die sind im Nachttisch«, sagte Dusty. »Ich habe sie in die Bibel gesteckt.«

»Ohne die gehen wir nicht«, sagte Skeet hartnäckig.

*

Ahriman reagierte ungehalten auf das stürmische Klopfen. »Ich wünsche, nicht gestört zu werden.«

Es folgte eine kurze Stille, dann neuerliches Klopfen.

An den Schauspieler gewandt, sagte Ahriman leise: »Geh ins Schlafzimmer, leg dich auf dein Bett und warte dort auf mich.«

Der Schauspieler erhob sich vom Sofa und schwebte aus dem Raum, als wäre die Aufforderung, die er gerade erhalten hatte, aus dem Mund einer Geliebten gekommen, die ihm den Gipfel der Sinneslust verhieß. Jeder seiner geschmeidigen Schritte, jede Bewegung aus der Hüfte heraus war verführerisch genug, dass er damit die Kinos rund um den Erdball hätte füllen können.

Es klopfte ein drittes Mal an die Tür. »Dr. Ahriman? Dr. Ahriman?«

Während er zur Tür ging, beschloss der Arzt, sich doch eingehender mit der Frage zu befassen, was er mit Schwester Woostens Zunge anstellen sollte, falls er diese Störung ihr zu verdanken hatte.

*

Martie nahm die beiden Lose aus der Bibel und reichte sie Skeet.

Der hielt mit der Linken seinen Deckenumhang zusammen und winkte abwehrend mit der Rechten. »Nein, nein! Wenn ich sie anfasse, sind sie nichts mehr wert, ich bringe nur Pech.«

Während Martie die Lose in die Tasche steckte, hörte sie, wie irgendwo im Gang jemand Dr. Ahrimans Namen rief.

*

Als Ahriman die Tür öffnete und sah, dass es Jasmine Hernandez war, die geklopft hatte, war er noch weniger begeistert, als wenn Schwester Woosten mit ihrer aufreizenden rosigen Zunge vor ihm gestanden hätte.

Jasmine war eine ausgezeichnete Krankenschwester, aber sie erinnerte ihn allzu sehr an eine bestimmte Sorte von Mädchen, die ihm als Kind und als Heranwachsender begegnet waren und die er als die »Alleswisser« zu bezeichnen pflegte. Das waren diejenigen, die ihn mit den Augen verspotteten, mit vielsagenden Blicken und selbstgefälligem Grinsen, das er gerade noch aus den Augenwinkeln wahrnahm, bevor er ihnen den Rücken zukehrte. Die Alleswisser schienen ihn zu durchschauen und ihn so zu erkennen, wie er nicht erkannt werden wollte. Er hatte damals sogar, schlimmer noch, immer das Gefühl gehabt, dass sie etwas ungeheuer Komisches über ihn wussten, etwas von dem er selbst keine Ahnung hatte, dass er für sie eine Witzfigur war aufgrund von Charaktereigenschaften, die er in sich selbst nicht entdecken konnte.

Nachdem er sich etwa im Alter von sechzehn, siebzehn Jahren von einem hübschen, schlaksigen Jugendlichen zu einem umwerfend gut aussehenden jungen Mann gemausert hatte, hatten ihm die Alleswisser kaum noch Schwierigkeiten bereitet. Die meisten schienen die Fähigkeit, ihn zu durchschauen, verloren zu haben. Jasmine jedoch gehörte zu den wenigen Ausnahmen, und obwohl sie ihn noch nie mit Röntgenblick gemustert hatte, gab es Momente, in denen er nur darauf wartete, dass sie mit einem überraschten Blinzeln näher hinsah und dass dann dieser ganz bestimmte spöttische Ausdruck in ihre Augen treten und ihre Mundwinkel sich zu einem kaum merklichen höhnischen Grinsen verziehen würden.

»Entschuldigen Sie bitte die Störung, Dr. Ahriman, aber als Schwester Ganguss mir gesagt hat, dass Sie im Haus sind, war ich der Meinung, dass Sie erfahren sollten, was hier vorgeht.«

Sie strahlte eine solche Energie aus, dass der Arzt zwei

Schritte zurückwich, was sie, ganz gegen seine Absicht, als Aufforderung einzutreten verstand.

»Einer der Patienten ist im Begriff, eigenmächtig die Klinik zu verlassen«, erklärte Schwester Hernandez, »und wenn Sie mich fragen, unter sehr merkwürdigen Umständen.«

*

»Könntest du bitte mein Yoo-hoo mitnehmen?«, sagte Skeet.

Martie sah ihn an, als wäre er verrückt geworden. Da allerdings, wenn sie es genau betrachtete, einiges dafür sprach, dass sie *beide* nicht alle Tassen im Schrank hatten, beschloss sie, Nachsicht mit ihm zu üben. »Dein *was*?«

»Seine Limo«, sagte Dusty, der die Tür immer noch nicht geöffnet hatte. »Nimm sie mit und beeil dich, damit wir hier endlich rauskommen!«

Martie horchte auf. »Jemand hat gerade Ahrimans Namen gerufen«, sagte sie. »Er ist also hier.«

»Ich habe es auch gehört«, sagte Dusty. »Jetzt hol die verdammte Limo, mach schnell!«

»Vanille-Yoo-hoo und im Übrigen auch das mit Schokoladengeschmack«, sagte Skeet, während Martie um das Bett herum eilte und sich die Flasche vom Nachttisch schnappte, »ist keine Limo. Es hat keine Kohlensäure. Es ist eher eine Art flüssiger Nachtisch.«

Martie drückte ihm die Flasche Yoo-hoo in die Hand. »Hier hast du deinen flüssigen Nachtisch, Kleiner. Und jetzt *beweg* deinen Hintern, sonst verpasse ich dir einen Tritt.«

*

In seiner ersten Verwirrung nahm Ahriman an, dass Schwester Hernandez mit dem Patienten, der sie so beschäftigte, weil er die Klinik eigenmächtig verlassen wollte, den Schauspieler

meinte. Wahrscheinlich hatte Schwester Ganguss ihr das erzählt, was er den Schwestern vorhin aufgetischt hatte, um die wahren Gründe seiner Anwesenheit in der Klinik zu verschleiern.

Er versuchte sie zu beschwichtigen. »Keine Sorge, Schwester Hernandez, er hat es sich anders überlegt und bleibt nun doch hier.«

»Wie bitte? Was reden Sie da? Sie sind in diesem Moment im Begriff, mit ihm das Weite zu suchen.«

Ahriman drehte sich um und warf einen Blick ins Wohnzimmer und durch die offen stehende Tür ins angrenzende Schlafzimmer. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn er dort eine Horde junger Frauen, vielleicht Mitglieder eines Fanclubs, gesehen hätte, die im Begriff waren, den halbnackten und mehr toten als lebendigen Schauspieler aus dem Fenster zu hieven, um ihn irgendwo einzusperren und zu ihrem Liebesdiener zu machen.

Keine Entführerinnen. Kein Filmstar.

Er wandte sich wieder zu der Krankenschwester um. »Wen meinen Sie eigentlich?«

»*Chupaflor*«, sagte sie. »Den kleinen Kolibri. Holden Caulfield.«

*

Martie führte Skeet, der sich schwer auf sie stützte, die Treppe hinunter.

Der Junge sah in seinem Schlafanzug und der weißen Decke so bleich und zerbrechlich aus, dass man ihn für ein Gespenst hätte halten können, das in den entlegeneren Winkeln des Gebäudes herumspukte. Ein schwächliches Gespenst. Mit zittrigen Knien, immer in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, tastete sich Skeet von Stufe zu Stufe, und bei jedem Schritt drohte sich die nachschleifende Decke um seine Füße zu

wickeln und ihn zu Fall zu bringen.

Dusty, der Skeets Reisetasche schleppte, bildete die Nachhut. Er ging seitwärts die Stufen hinunter und deckte ihren Rückzug für den Fall, dass Ahriman über ihnen im Treppenhaus auftauchte. Er hatte den .45er Colt aus der Jackentasche genommen.

Man würde ihm kein Denkmal neben Strahlebob Woodhouse in der Ruhmeshalle der Helden setzen, wenn er einen bekannten Psychiater niederschoss. Anstatt bei Banketten zu seinen Ehren gefeiert zu werden, würde er an der Essensausgabe im Knast Schlange stehen.

Denn so viel sie auch über Dr. Ahriman wussten oder sich erschlossen hatten, mussten sie sich doch die bittere Wahrheit eingestehen, dass sie ihm keinen einzigen Verstoß gegen geltende Gesetze oder auch nur gegen moralische Grundsätze nachweisen konnten. Das Band aus dem Anrufbeantworter kam von allem, was sie gegen ihn in der Hand hatten, einem verwertbaren Beweisstück noch am nächsten, aber selbst das nützte ihnen wenig, weil Susan in ihrer Nachricht keine konkreten Anschuldigungen geäußert hatte. Sofern Susan wirklich, wie von ihr behauptet, eine Videoaufnahme von Ahriman gemacht hatte, so war die Kassette verschwunden.

Skeet bewegte sich die Treppe hinunter wie ein Kleinkind, das noch nicht sehr sicher auf den Beinen ist: Er setzte den rechten Fuß auf eine Stufe, zog den linken nach und stellte ihn neben den ersten und schien dann einen Moment über den nächsten Schritt nachzudenken, bevor er denselben Vorgang wiederholte.

Als sie den Treppenabsatz erreichten, war über ihnen noch immer nichts von einem Verfolger zu hören. Hier blieb Dusty stehen und wartete, bis Martie mit seinem Bruder die Tür im Erdgeschoss erreicht hatte.

Wenn Ahriman ins Treppenhaus kam und sah, dass sie vor ihm auf der Flucht waren, wüsste er sofort, dass sie nunmehr

eine Gefahr für ihn waren, dass sie sich ihm unerbittlich an die Fersen heften würden. Dusty würde den Arzt auf der Stelle erschießen müssen, denn wenn er ihm Zeit ließ, den Namen *Viola Narvilly* auszusprechen und anschließend das Haiku mit dem Reiher aufzusagen, würde Ahriman die Kontrolle über die Pistole haben, auch wenn Dusty selbst sie noch in der Hand hielt. Und dann konnte alles geschehen.

*

Ahriman war ein zu erfahrener Schauspieler, um sich seinen Schrecken und seine Sorge anmerken zu lassen, und so schob er Schwester Hernandez mit sanfter Gewalt aus Zimmer 146 in den Korridor hinaus und versicherte ihr, dass Dustin und Martine Rhodes keine vorschnellen Entscheidungen treffen würden, die geeignet waren, Skeets Genesung zu gefährden. »Mrs. Rhodes ist übrigens seit kurzem meine Patientin, und ich weiß, dass sie volles Vertrauen in die Behandlung hat, die ihr Schwager bei uns genießt.«

»Sie haben davon geredet, dass *Chupaflors* Mutter plötzlich krank geworden ist …«

»Das wäre natürlich ein Jammer.«

»… aber wenn Sie mich fragen, klang das alles völlig an den Haaren herbeigezogen. Und wenn man bedenkt, dass die Klinik haftbar gemacht werden könnte …«

»Ja, ja, schon gut, ich bin mir sicher, dass ich die Sache regeln kann.«

Nachdem Dr. Ahriman die Tür des Zimmers 146 fest hinter sich geschlossen hatte, folgte er Jasmine Hernandez gemächlich zur Nummer 150. Er legte absichtlich keine Eile an den Tag, weil er seine Begleiterin nicht merken lassen wollte, dass er die Angelegenheit sehr viel ernster nahm, als er vorgab.

Er war jetzt froh, dass er sich die Zeit genommen hatte, das Jackett auszuziehen und die Ärmel aufzukrempeln. Diese

Hemdsärmeligkeit unterstrich, zumal in Verbindung mit seinen maskulinen Unterarmen, die selbstbewusste und kompetente Ausstrahlung, die er nach außen hin vermitteln wollte.

In Nummer 150 erweckte nur der eingeschaltete Fernseher den trügerischen Anschein von Leben. Das Bett war zerwühlt, die Schubladen waren herausgezogen und leer, ein klinikeigener Bademantel lag zusammengeknüllt auf dem Boden, und der Patient war verschwunden.

»Gehen Sie bitte, und fragen Sie Schwester Ganguss, ob sie die vordere Treppe oder den Aufzug benutzt haben«, sagte der Arzt im Befehlston zu Jasmine Hernandez.

Da Schwester Hernandez nicht programmiert war und nach eigenem, freiem Willen handelte, von dem sie, wie Ahriman fand, viel zu viel besaß, setzte sie zum Widerspruch an. »Aber sie können gar nicht genug Zeit gehabt haben, um …«

»Es ist nur einer von uns beiden nötig, um auf der Hintertreppe nachzusehen«, fiel Ahriman ihr ins Wort. »Und jetzt tun Sie bitte, was ich gesagt habe.«

Mit so finsterer Miene, dass es niemandem eingefallen wäre, ihr zu widersprechen, wenn sie behauptet hätte, die weibliche Reinkarnation Pancho Villas zu sein, kehrte Jasmine Hernandez ihm den Rücken und stolzierte zur Schwesternstation davon.

Ahriman ging in entgegengesetzter Richtung zum hinteren Treppenhaus, wo er die Tür öffnete, lauschend auf den Treppenabsatz trat und dann, da er nichts gehört hatte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinuntersprang. Das Echo seiner schweren Schritte hallte vielfach von den Wänden wider, sodass es, als er unten anlangte, klang, als würde er eine begeistert applaudierende Menge hinter sich lassen.

Der Flur im Erdgeschoss lag verlassen da.

Er schob sich durch eine Tür in den Eingangsraum auf der rückwärtigen Seite des Gebäudes. Auch hier war kein Mensch zu sehen.

Die gegenüberliegende Tür führte auf den schmalen Zufahrtsweg hinaus.

Als Ahriman ins Freie trat, klapperte der Deckel eines Müllcontainers im Wind, und ein roter Saturn *flog* förmlich vorbei.

Hinter dem Steuer saß Dustin Rhodes. Er blickte kurz in Ahrimans Richtung. Angst und viel zu viel Wissen waren dem Malermeister ins Gesicht geschrieben.

Im Fond saß der vom Dope ausgezehrte, rotznäsige kleine Scheißer von einem Bruder. Er winkte.

Der Saturn schoss mit blitzschnell kleiner werdenden Rücklichtern wie ein Rakete, die zum Eintritt in den Hyperraum ansetzte, mit halsbrecherischer Geschwindigkeit in die nächtliche Dunkelheit davon.

Der Arzt hoffte, sie würden gegen einen der Müllcontainer rasen, die den Weg säumten, hoffte, der Wagen würde außer Kontrolle geraten, sich überschlagen und in Flammen aufgehen. Er hoffte, Dusty, Martie und Skeet würden bei lebendigem Leib verbrennen, sodass nur noch angesengte Knochen und verkohlte Fleischklumpen von ihnen übrig blieben, und dann, so hoffte er, sollte ein großer Schwarm mutierter Aaskrähen vom Himmel herunterstoßen, sich in den Trümmern des Saturn niederlassen und so lange an dem verbrannten Fleisch reißen und zerren und hacken und fetzen, bis kein essbares Fäserchen mehr übrig war.

Nichts von alledem geschah.

Der Wagen fuhr unbehelligt weiter geradeaus und bog an der zweiten Kreuzung nach links in die breitere Straße ein.

Ahriman stand noch mitten auf dem Weg und starrte dem Saturn nach, als dieser schon längst aus seinem Sichtfeld verschwunden war.

Der Wind blies stürmisch gegen ihn an. Er begrüßte die kalten Luftstöße, als könnten sie die Verwirrung aus seinem Kopf vertreiben und Klarheit in seinen Gedanken schaffen.

Im Wartezimmer seiner Praxis hatte Dusty Rhodes am

Nachmittag in *Botschafter der Angst* gelesen, dem Buch, das er Martie als Joker zugedacht hatte, der, wenn er je ausgespielt wurde, eine spannende Bereicherung des Spiels sein sollte. Beim Lesen hatte ihm der Thriller wahrscheinlich eine Gänsehaut über den Rücken gejagt, die durch die Geschichte selbst nicht zu erklären war, besonders dann, wenn er auf den Namen *Viola Narvilly* gestoßen war. Vielleicht waren ihm die rätselhaften Parallelen zu den Ereignissen in seinem Leben aufgefallen, und er hatte angefangen, zu grübeln und sich Fragen zu stellen.

Aber die Wahrscheinlichkeit, dass Dusty allein aufgrund der Lektüre von Condons Roman weit reichende Erkenntnisse gewinnen konnte, die ihm die wahre Natur und die Absichten des Arztes offenbarten, war ungefähr so groß wie die Chance einer Raumschiffbesatzung, auf dem Mars eine Kentucky-Fried-Chicken-Niederlassung zu finden, in der Elvis in einer Nische saß und fröhlich vor sich hin schmauste. Und Ahriman hielt es für absolut unmöglich – Betonung auf *unmöglich* –, dass der Malermeister alle diese Erkenntnisse an einem *einzigen Nachmittag* gewonnen haben sollte.

Folglich musste es Joker geben, die der Arzt nicht unter die Karten gemischt hatte, die vielmehr vom Schicksal ausgeteilt worden waren.

Einer dieser Joker war vermutlich Skeet. Skeet, dessen Gehirn ja auch durch jahrelangen Drogenkonsum derartig benebelt war, dass er nicht vollständig programmiert werden konnte.

Und genau aus dieser Sorge über die Unzuverlässigkeit des Malergehilfen war Ahriman an diesem Abend schließlich eigens in die Klinik gefahren, um Skeets Unter-Unterbewusstsein ein Selbstmordszenario einzuprägen, das diesen kläglichen Versager veranlasst hätte, sich noch vor dem Morgengrauen auf die Socken zu machen und sich umzubringen. Jetzt musste er sich wohl eine neue Strategie überlegen.

Gab es noch andere Joker außer Skeet? Zweifellos waren da noch welche im Spiel. Wie viel Dusty und Martie auch wissen mochten – vielleicht war ihr Wissen in Wirklichkeit ja gar nicht so umfassend, wie es den Anschein hatte –, es war jedenfalls unmöglich, dass sie den Großteil des Puzzles zusammengesetzt hatten, ohne mehr zu haben als das Buch und Skeet.

Die unerwartete Entwicklung sagte Ahrimans Sportsgeist gar nicht zu. Er liebte in seinen Spielen durchaus ein gewisses Risiko, aber nur solange das Risiko kalkulierbar blieb.

Er war ein Spieler, kein Hasardeur. Er zog die geordnete Struktur eines Regelwerks dem Wildwuchs des Glücks vor.

61. Kapitel

Die Wohnwagen drängten sich Schutz suchend im stürmischen Wind zusammen, als erwarteten sie einen jener Wirbelstürme, die sie unfehlbar in ihren Parks aufzuspüren und zum boshaften Vergnügen der Fernsehkameras in der ganzen verwüsteten Gegend zu zerstreuen pflegten. Zum Glück waren Wirbelstürme in Kalifornien selten, von mäßiger Stärke und kurzer Dauer. Den Bewohnern des Parks würde das aufgesetzte Mitleidsgetue von Reportern erspart bleiben, die sich nicht entscheiden konnten zwischen dem Reiz, eine Geschichte der Zerstörung bis ins Letzte auszuschlachten, und dem Rest von Anstand und Menschlichkeit, den sie sich in ihren Jahren im Dienste der Abendnachrichten erhalten haben mochten.

Die Straßen waren nach einem Gittermuster angelegt, eine glich exakt der anderen. Sie waren von Hunderten dieser mobilen Heimstätten auf Betonsockelfundamenten gesäumt, die deutlich mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede aufwiesen.

Dennoch erkannte Dusty den Caravan von Fester »Fig« Newton auf den ersten Blick. Die Siedlung war verkabelt, aber Figs Heim war das Einzige mit einer Satellitenschüssel.

Genauer gesagt, hoben sich auf Figs Dach sogar drei Satellitenempfänger vom tief hängenden nächtlichen Himmel ab, den der trübe Nebel der Vorstadtlichter mit einem schmutzigen gelblichschwarzen Schein überzog. Die drei Schüsseln waren von unterschiedlicher Größe. Eine war auf das südliche, eine andere auf das nördliche Firmament ausgerichtet; beide waren fest eingestellt. Die dritte, die auf einem Stativ mit kompliziertem kardanischem Gelenk montiert war, neigte und drehte sich pausenlos, als wollte sie die besonderen Leckerbissen flüchtiger Informationen wie ein Nachtfalke, der Insekten im Flug aus der Luft schnappt, aus dem Äther picken.

Zusätzlich zu den Satellitenschüsseln ragte ein Sammelsuri-

um exotischer Antennen vom Dach auf: ein bis anderthalb Meter hohe Stangen mit jeweils einer unterschiedlichen Anzahl kurzer Querstreben; eine Doppelspirale aus Kupferdraht; ein Gebilde, das aussah wie das auf dem Kopf stehende kahle Gerippe eines metallenen Christbaums, dessen sämtliche Zweigspitzen himmelwärts zeigten; und etwas, das einem gehörnten Wikingerhelm auf der Spitze eines fast zwei Meter hohen Pfahls ähnelte.

Gespickt mit diesen Ortungsinstrumenten, hätte Figs Heim auch ein flugerprobtes außerirdisches Raumschiff sein können, das notdürftig als Caravan getarnt war: eines dieser Objekte, von deren Sichtung die Anrufer in Figs bevorzugten Radiosendungen immer berichteten.

Dusty, Martie, Skeet und Valet drängten sich auf einem quadratischen Eingangspodest von zweieinhalb Metern Seitenlänge, über dem ein Aluminiumvordach schwebte, das nach dem Start als Solarsegel dienen mochte. Da Dusty keinen Klingelknopf entdecken konnte, klopfte er an die Tür.

Mit seinem Deckenumhang, der sich flatternd im Wind bauschte, hätte man Skeet für den Helden eines Fantasy-Romans halten können, der, erschöpft von seinen abenteuerlichen Wanderungen und von boshaften Trollen gepiesackt, unermüdlich den Spuren eines flüchtigen Zauberers folgte. Mit erhobener Stimme gegen den Lärm des Windes ankämpfend, sagte er: »Seid ihr euch sicher, dass Claudette nicht krank ist?«

»Wir sind uns da ganz sicher. Sie ist kerngesund«, sagte Martie.

Skeet wandte sich an Dusty. »Aber du hast doch behauptet, sie ist krank.«

»Das war eine Finte, die wir uns ausgedacht haben, um dich aus der Klinik rauszuholen.«

»Und ich hab ehrlich gedacht, sie ist krank«, sagte Skeet enttäuscht.

»Du willst doch nicht echt, dass sie krank ist«, sagte Martie.

»Nicht unbedingt todkrank. Magenkrämpfe und Erbrechen würden schon reichen.«

Über der Tür ging ein Licht an.

»Und schlimmer Durchfall«, sagte Skeet noch.

Dusty hatte das Gefühl, durch den Türspion beobachtet zu werden.

Gleich darauf wurde die Tür geöffnet. Fig stand auf der Schwelle und blinzelte ihnen durch seine dicken Brillengläser entgegen.

Die grauen Augen, die vor Kummer überflossen, selbst wenn er lachte, wirkten hinter den Vergrößerungsgläsern riesig. »He, was ‘ne Überraschung!«

»Fig«, sagte Dusty, »entschuldige bitte, dass wir dich hier zu Hause überfallen, noch dazu zu dieser späten Stunde, aber wir wussten einfach nicht, wohin wir sonst gehen sollten.«

»Klar«, sagte Fig und ging einen Schritt zur Seite, um ihnen den Eingang frei zu machen.

»Stört dich der Hund?«, fragte Dusty.

»Nein.«

Martie half Skeet die Stufen hinauf. Dusty folgte mit Valet.

Nachdem Fig die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, sagte Dusty: »Wir stecken ziemlich in der Klemme, Fig. Wir hätten auch zu Ned gehen können, aber der würde Skeet wahrscheinlich früher oder später erwürgen, darum …«

»Wollt ihr euch nicht setzen?«, sagte Fig und lotste sie zu einem Klapptisch.

Die drei Besucher folgten seiner Aufforderung und zogen Stühle an den Tisch, während sich der Hund darunter verkroch.

»Wir hätten auch zu meiner Mutter fahren können, aber sie würde …«, sagte Martie.

»Saft?«, fragte Fig.

»Saft?«, echote Dusty.

»Orange, Pflaume oder Traube«, sagte Fig.

»Hast du vielleicht Kaffee?«, erkundigte sich Dusty.

»Nein.«

»Dann Orangensaft«, sagte Dusty. »Vielen Dank.«

»Ich hätte gern Traubensaft«, sagte Martie.

»Hast du Vanille-Yoo-hoo?«, fragte Skeet.

»Nein.«

»Okay, Traubensaft.«

Fig ging zum Kühlschrank in der angrenzenden Küche.

Während er den Saft einschenkte, unterhielten sich irgendwelche Leute im Radio über »aktive und interaktive außerirdische DNS, die der menschlichen Genstruktur nachgebildet ist«, und machten sich Gedanken über die Frage, »ob die gegenwärtige Besiedlung der Erde durch Außerirdische der Versklavung der Menschheit oder deren Erhebung auf eine höhere Seinsstufe« dienen solle oder ob die »Invasoren einfach nur auf der Jagd nach menschlichen Organen sind, um daraus Pastetchen für außerirdische Schlemmertafeln zu machen«.

Martie zog eine Augenbraue hoch und sah Dusty an, als wollte sie ihn fragen: *Glaubst du wirklich, dass wir hier richtig sind?*

Skeet sah sich nach allen Seiten um und nickte lächelnd. »Mir gefällt es hier. Es ist überall so ein angenehmes Gesumme.«

*

Nachdem er Schwester Hernandez mit der Aussicht auf volle Bezahlung nach Hause geschickt hatte, obwohl ihre Nachtwache zwei Stunden kürzer gewesen war, als in ihrem Vertrag vorgesehen, nachdem er Schwester Ganguss zum wiederholten Mal versichert hatte, dass der Filmstar im Augenblick nichts weiter benötige, und nachdem Schwester Woosten den einen oder anderen Vorwand gefunden hatte, das akrobatische Können ihrer biegsamen rosigen Zunge zu demonstrieren, konnte Dr. Ahriman endlich zum Zimmer 146 zurückkehren,

wo ihn eine noch nicht zu Ende geführte Arbeit erwartete.

Der Schauspieler lag in seinem schwarzen Tangahöschen wartend auf dem Bett, wie es ihm befohlen worden war. Sein starr zur Decke gerichteter Blick war so beseelt wie seine Darbietungskünste, wenn er für einen seiner zahllosen Erfolgsfilme vor der Kamera stand.

Der Arzt setzte sich zu ihm auf die Bettkante. »Sag mir, wo du dich befindest, nicht physisch, sondern geistig.«

»Ich bin in der Kapelle.«

»Gut.«

Bei einem seiner vorangegangenen Besuche hatte Ahriman den Schauspieler angewiesen, nie wieder Heroin, Kokain, Marihuana oder andere verbotene Substanzen zu konsumieren. Der Mann war, entgegen dem, was Ahriman den Schwestern gegenüber behauptet hatte, restlos von seiner Drogensucht geheilt.

Weder Mitgefühl noch ärztliches Verantwortungsgefühl hatten Dr. Ahriman dazu bewegt, den Patienten von seinen selbstzerstörerischen Gewohnheiten zu befreien. Nein, der Mann war nüchtern einfach besser zu gebrauchen als im Drogenrausch.

Der Filmstar sollte schon bald eine tragende Rolle in einem gefährlichen Spiel übernehmen, das Geschichte schreiben würde; es durfte also nicht der Hauch einer Gefahr bestehen, dass er im Moment seines geplanten Auftritts wegen unerlaubten Drogenbesitzes in einer Gefängniszelle festsaß und darauf wartete, auf Kaution freigelassen zu werden. Wenn der Augenblick seiner Begegnung mit dem Schicksal gekommen war, musste er frei und bereit sein.

»Du verkehrst in illustren Kreisen«, sagte der Arzt. »Ich denke da besonders an ein Ereignis, an dem du am Samstag nächster Woche, also in genau zehn Tagen, teilnehmen wirst. Bitte beschreib mir das Ereignis, von dem ich spreche.«

»Es ist ein Empfang für den Präsidenten.«

»Den Präsidenten der Vereinigten Staaten.«

»Ja.«

Der Empfang gehörte zu den wichtigeren Veranstaltungen, mit denen die Partei des Präsidenten für eine Aufstockung ihres Kapitals zu sorgen pflegte. Er wurde im Haus eines Regisseurs in Bel Air ausgerichtet, der mehr Geld verdient, mehr Oscars eingeheimst und mehr Möchtegern-Schauspielerinnen vernascht und dabei die Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit riskiert hatte als selbst der selige Josh Ahriman, König der Tränen. Zweihundert Hollywoodstars und -sternchen würden zwanzigtausend Dollar pro Nase für das Privileg bezahlen, den erlauchtesten Politiker des Landes so anhimmeln zu dürfen, wie sie selbst täglich von aller Welt, von berühmten Talkmastern bis zum Plebs auf der Straße, angehimmelt wurden. Für ihr Geld würden sie einen Abend lang ein Wechselbad der Gefühle erleben: einerseits einen Egotrip, der so gewaltig war, dass er einen Orgasmus nach dem anderen auslösen musste, andererseits den perversen Kitzel, im Glanz der Macht nicht mehr zu sein als der servile Bodensatz der Popkultur.

»Nichts wird dich daran hindern, an diesem Empfang teilzunehmen«, sagte der Arzt im Befehlston.

»Nichts.«

»Krankheit oder Verletzungen, Erdbeben, die erotischen Reize jugendlicher Fans gleich welchen Geschlechts – weder das noch irgend ein anderer Grund wird dich davon abhalten, rechtzeitig bei dem Empfang zu sein.«

»Ich verstehe.«

»Soweit ich weiß, ist der Präsident einer deiner treuen Fans.«

»Ja.«

»Wenn du an diesem Abend mit dem Präsidenten sprichst, wirst du all deinen Charme und deine Verführungskünste aufbieten, damit er sich in deiner Gegenwart wohl fühlt. Dann tust du so, als wolltest du ihm ein ungeheuer interessantes Gerücht über eine der schönsten Schauspielerinnen im Saal

erzählen, und bringst ihn dazu, sich ganz dicht zu dir zu beugen. Wenn sein Gesicht unmittelbar vor dir und völlig ungeschützt ist, packst du seinen Kopf mit beiden Händen und beißt ihm die Nase ab.«

»Ich verstehe.«

*

Der Raum war tatsächlich, wie Skeet bemerkt hatte, von einem atmosphärischen Summen erfüllt, das Martie allerdings weniger angenehm als lästig fand. Ein Geräuschteppich aus elektronischen Lauten – manche gleichbleibend in Tonhöhe und Lautstärke, andere von längeren Pausen unterbrochen, wieder andere an- und abschwellend – hing knisternd, zirpend, ächzend und piepsend in der Luft. Es war wie ein leises, beständiges, niemals schrilles Geflüster, und die Gesamtwirkung glich in etwa dem Eindruck, an einem lauen Sommerabend auf einer Wiese zu sitzen, umgeben von Grillen, Zikaden und anderen geflügelten Troubadouren, die von der Liebe der Insekten sangen. Vielleicht war das der Grund, warum das Summen Martie so nervös und kribbelig machte.

An zwei Wänden des Wohnzimmers mit dem offenen Essbereich, in dem sie jetzt saßen, befanden sich deckenhohe Regale, auf deren Borden Computermonitore, aber auch gewöhnliche Fernsehapparate standen. Die meisten der Bildschirme waren eingeschaltet und zeigten Zahlenkolumnen, Flussdiagramme und abstrakte Gebilde aus sich verändernden Formen und Farben, in denen Martie keinen Sinn erkennen konnte. Daneben reihten sich unzählige geheimnisvolle Instrumente und Apparaturen auf den Borden, unter anderem Oszillographen, Radarbildschirme, alle möglichen Messgeräte und Kontrollinstrumente mit ausschlagenden Lichtpunktanzeigen und digitalen Datenanzeigen in sechs verschiedenen Farben.

Als jeder seinen Saft hatte, setzte sich auch Fig Newton an

den Tisch. Hinter seinem Rücken hingen astronomische Karten der nördlichen und südlichen Hemisphäre an der Wand. Er sah aus wie Captain Kirks Vetter vom Lande, der in einer *Enterprise* aus dem Schnäppchenmarkt durch die Galaxien schipperte.

Valet, das Maskottchen der Raumschiffbesatzung, schlabberte Wasser aus einem Napf, den ihm der Commander gebracht hatte. Seiner zufriedenen Miene nach zu urteilen, machte dem Hund das permanente Summen in der Luft nichts aus.

Martie fragte sich, ob Figs ständig gerötetes Gesicht und die leuchtende Kirschnase nicht eher von der Strahlung herrührten, die von diesem Sammelsurium elektronischer Instrumente ausging, als von der Sonne, der er bei seiner Tagesbeschäftigung als Maler ausgesetzt war.

»Also?«, sagte Fig.

»Martie und ich, wir müssen nach Santa Fe fahren«, sagte Dusty, »und wir brauchen …«

»Einen Energieschub?«

»Wie bitte?«

»Es ist ein Energiepunkt«, sagte Fig feierlich.

»Was? Santa Fe? Was für ein Energiepunkt?«

»Ein mystischer.«

»Ehrlich? Tja, also, nein, wir wollen uns nur mit ein paar Leuten unterhalten, die vielleicht Zeugenaussagen zu … einer Straftat machen können. Wir müssten Skeet für ein paar Tage irgendwo unterbringen, wo ihn niemand sucht. Könntest du …«

»Wirst du springen?«, sagte Fig, an Skeet gewandt.

»Springen, wohin?«

»Von meinem Dach.«

»Ich will dich nicht beleidigen«, sagte Skeet, »aber das ist nicht hoch genug.«

»Dich erschießen?«

»Nein, nichts dergleichen«, sagte Skeet.

»In Ordnung«, sagte Fig und nahm einen Schluck von seinem

Pflaumensaft.

Das war leichter gegangen, als Martie erwartet hatte. »Uns ist klar, dass es eine Zumutung sein könnte, Fig«, sagte sie, »aber hättest du auch Platz für Valet?«

»Den Hund?«

»Ja. Er ist ein ganz Lieber, bellt nicht, beißt nicht, und es ist schön, ihn um sich zu haben, wenn …«

»Seine Haufen?«

»Was?«

»Im Haus?«, sagte Fig.

»Ach so, nein, niemals.«

»In Ordnung.«

Marties und Dustys Blicke begegneten sich, und offensichtlich hatte er ein ebenso schlechtes Gewissen wie sie, denn er sagte: »Fig, ich will ganz ehrlich mit dir sein. Ich glaube, dass jemand nach Skeet suchen wird, und vielleicht ist dieser Jemand nicht allein. Wahrscheinlich werden sie nicht hier auftauchen, aber wenn doch … Sie sind gefährlich.«

»Drogen?«, fragte Fig.

»Nein. Damit hat es nichts zu tun. Es ist …«

Während Dusty noch zögerte und nach Worten suchte, mit denen er ihre absurde Lage erklären konnte, ohne Figs Gutgläubigkeit überzustrapazieren, ergriff Martie das Wort. »Es klingt vielleicht verrückt, aber wir sind in irgendeine gefährliche Sache hineingeraten, in der es um Bewusstseinskontrolle, Gehirnwäsche und so geht …«

»Außerirdische?«, sagte Fig.

»Nein, nein. Wir …«

»Wesen aus einer anderen Dimension?«

»Nein. Es ist …«

»Geheimdienst?«

»Vielleicht«, sagte Martie.

»Der amerikanische Psychologenverband?«

Martie blieb der Mund offen stehen.

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Dusty.

»Gibt nur fünf Möglichkeiten«, sagte Fig.

»Wie würde denn die fünfte lauten?«

Fig beugte sich nach vorn über den Tisch, der Ausdruck in seinem rosigen Mondgesicht so feierlich, wie es überhaupt möglich war, die klaren grauen Augen übervoll vom Kummer über den Zustand der Menschheit, der sein ständiger Begleiter war. »Bill Gates«, sagte er.

»Nicht schlecht, der Saft«, bemerkte Skeet.

*

Der nackte Mime. Schamloser Held der Kinos. Unrühmlicher Ruhm.

Grässlich. Konnten schon schöne Frauen den Arzt nur schwer zu Höhenflügen der dichterischen Komposition inspirieren, so taugte dieser Schmierenschauspieler mit seiner vom Schönheitschirurgen gemeißelten Nase und den kollagengepolsterten Lippen noch viel weniger zum Objekt eines unsterblichen Haiku.

Indem er sich von der Bettkante erhob und auf das ausdruckslose Gesicht mit den hin und her zuckenden Augen hinunterblickte, sagte Ahriman: »Wenn du die Nase abgebissen hast, wirst du sie nicht hinunterschlucken. Du wirst sie augenblicklich so wieder ausspucken, dass sie von einem Team erstklassiger Chirurgen wieder angenäht werden kann. Es geht hier *nicht* um ein tödliches Attentat und *nicht* um eine bleibende Verstümmelung. Es gibt ein paar Leute, die dem Präsidenten eine Botschaft zukommen lassen wollen – eine Warnung, wenn du so willst –, die er nicht ignorieren kann. Du bist nur der Überbringer der Botschaft. Sag mir, ob das klar ist oder nicht.«

»Es ist klar.«

»Wiederhol meine Anweisungen!«

Der Schauspieler wiederholte die Instruktionen Wort für Wort, präziser als er je einen Rollentext auswendig gelernt hatte.

»Obwohl du dem Präsidenten ansonsten kein Haar krümmst, wirst du alle anderen Anwesenden bei deiner Flucht als Freiwild betrachten.«

»Ich verstehe.«

»In der ersten Schrecksekunde nach dem Anschlag wird deine Chance liegen, dich außer Reichweite der Sicherheitsbeamten zu bringen, bevor sie reagieren können.«

»Ja.«

»Aber sie werden dir innerhalb kürzester Zeit auf den Fersen sein. Dann tust du, was getan werden muss … aber *du wirst dich nicht lebendig ergreifen lassen*. Du könntest dir zum Beispiel vorstellen, du bist Indiana Jones und wirst von Naziverbrechern und ihren Schergen verfolgt. Sei erfinderisch, wenn es darum geht, Chaos zu verbreiten, benutz alltägliche Gebrauchsgegenstände als Waffen, kämpf dir ohne Rücksicht auf Verluste deinen Weg frei, bis du niedergeschossen wirst.«

Die hübsche kleine Episode mit dem Schauspieler war eine Auftragsarbeit, wie er sie von Zeit zu Zeit anzunehmen gezwungen war. Das war der Preis dafür, dass er seine Methoden der Bewusstseinsveränderung auch zum Privatvergnügen anwenden konnte, ohne ernsthaft mit einer Gefängnisstrafe rechnen zu müssen, wenn bei einem seiner Spiele etwas schief ging.

Hätte es sich in diesem Fall um ein eigenes Projekt gehandelt, wäre das Szenario nicht so simpel ausgefallen. Aber wenn es diesem Spielchen auch an Raffinesse mangelte, hatte es doch einen hohen Spaßfaktor aufzuweisen.

Nachdem er wie üblich den Schauspieler so programmiert hatte, dass er sich später an nichts mehr erinnern würde, was während der Trance passiert war, kehrte er mit ihm ins Wohnzimmer der Suite zurück.

Ursprünglich hatte er mindestens eine Stunde darauf verwenden wollen, dem Schauspieler noch alle möglichen mehr oder weniger unzusammenhängenden psychotischen Ergüsse zu diktieren, die dieser in sein handgeschriebenes Tagebuch übertragen hätte, als wären es seine eigenen düsteren Fantasien. Ahriman hatte Ähnliches bereits während einiger der vorangegangenen Sitzungen getan, und inzwischen füllten die wie im Delirium hingekritzelten Hasstiraden, Weltuntergangsprophezeiungen und Ausbrüche paranoider Ängste – die ausnahmslos in irgendeinem Zusammenhang mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten standen – fast zweihundert Seiten des Tagebuchs. Der Schauspieler hatte keinerlei Erinnerung daran, so etwas je geschrieben zu haben, und schlug das Tagebuch nur auf, wenn es ihm von Ahriman befohlen wurde; war der Idiot aber nach seinem heimtückischen Anschlag auf die Nase des Präsidenten erst einmal niedergestreckt, würden die Ermittlungsbeamten unter einem Berg von Slips, die der Filmstar den Heerscharen der von ihm verführten Frauen als Erinnerungsstücke abgeschwatzt hatte, dieses anrüchige Dokument finden.

In seiner Sorge wegen Skeets überfallartiger Entführung aus der Klinik durch das Ehepaar Rhodes beschloss der Arzt jedoch, diesmal auf das gewohnte Diktat zu verzichten. Die vorhandenen zweihundert Seiten würden reichen, sowohl die Beamten des FBI als auch die Leser der Boulevardzeitungen zu überzeugen.

Gehorsam folgte der Schauspieler Ahrimans Anweisungen und ging, behände wie ein zwanzig Jahre jüngerer, durchtrainierter Sportler, an der Wand gegenüber dem Fernseher wieder in den Kopfstand.

»Du wirst dich nicht daran erinnern, dass wir vorhin schon miteinander gesprochen haben. Fang jetzt an zu zählen«, sagte Ahriman.

Bei *zehn* kehrte der Schauspieler aus seiner inneren Kapelle zurück und war wieder bei vollem Bewusstsein. Seiner Wahr-

nehmung nach hatte der Psychiater erst in diesem Augenblick den Raum betreten.

»Mark? Was führt Sie denn um diese Zeit hierher?«

»Ich war wegen eines anderen Patienten hier im Haus. Und was machen Sie da?«

»Ich bringe ungefähr eine Stunde am Tag in dieser Position zu. Es fördert die Durchblutung im Gehirn.«

»Das Ergebnis ist nicht zu übersehen.«

»Ja, nicht wahr?«, sagte der Filmstar, und sein strahlendes Lächeln stand dabei Kopf.

Sich selbst zur Ruhe mahnend, erging sich Ahriman, damit sein Gegenüber wenigstens *etwas* hatte, woran er sich nach seinem Besuch erinnern würde, in einer todlangweiligen Unterhaltung über die gewaltigen Summen, die der neueste Megahit des Schauspielers derzeit einspielte. Als er das Zimmer Nummer 146 endlich verließ, wusste er mehr über Besucherzahlen und Zuschauerverhalten in den Kinos der Einkaufszentren im Großraum Chicago, als ihm lieb war.

Gefeierter Star. Beißt der Macht die Nase ab. Applaus der Massen.

Nicht umwerfend, aber schon viel besser. Daran konnte man arbeiten.

*

Draußen toste der Januarwind, und im Innern des Wohnwagens zirpten elektronische Heuschrecken, als Dusty seinen Bruder mit dem Namen *Dr. Yen Lo* aktivierte.

Der Junge richtete sich am Tisch etwas gerader auf, und erst jetzt, als Dusty dessen völlig ausdruckslose Miene sah, wurde ihm bewusst, welche heimliche Verzweiflung zuvor darin gestanden hatte. Diese Erkenntnis verstärkte seine latente Trauer über die Tatsache, dass Skeet in so jungen Jahren schon die Chance, ein erfülltes und sinnvolles Leben zu führen,

verbaut worden war.

Er führte Skeet durch dessen persönliches Haiku und erhielt die drei entsprechenden Antworten.

»Genau«, sagte Fig Newton, als würde er sich mit solchen Techniken der Bewusstseinsbeeinflussung bestens auskennen.

Wenige Minuten zuvor hatte Dusty während einer kurzen Beratung unter vier Augen mit Martie in Figs Bibliothek – einem kleinen Raum, der voll gestopft war mit Büchern über Ufos, Entführungen durch Außerirdische, Spontanverbrennungen von Menschen, Wesen aus einer anderen Dimension und das Bermuda-Dreieck – dieser erklärt, welche Wirkung er bei Skeet zu erzielen hoffe. Was er vorhabe, erscheine ihm allerdings angesichts der labilen psychischen Verfassung seines Bruders ziemlich riskant. Es stehe zu befürchten, damit möglicherweise mehr Schaden als Gutes anzurichten. Zu seiner Überraschung hatte Martie seinen Plan jedoch ohne Zögern gutgeheißen. Da er fester auf Marties gesunden Menschenverstand baute als darauf, dass die Sonne jeden Morgen im Osten aufging, war er nun, da er sich ihrer Unterstützung sicher war, bereit, die furchtbare Verantwortung für die möglichen Folgen seines Handelns zu übernehmen.

Jetzt saß er Skeet gegenüber, der, während seine Augen unablässig hin und her zuckten, auf seine Anweisungen wartete. »Sag mir, ob du mich hören kannst, Skeet.«

»Ich kann dich hören.«

»Skeet … wenn ich dir jetzt Anweisungen gebe, wirst du sie dann befolgen?«

»Werde ich sie befolgen?«

Indem er sich in Erinnerung rief, was er während Skeets letzter Trance im New Life gelernt hatte, formulierte Dusty die Frage zu einer Feststellung um. »Skeet, du wirst alle Anweisungen befolgen, die ich dir gebe. Bestätige oder verneine die Richtigkeit dieser Feststellung.«

»Ich bestätige sie.«

»Ich bin Dr. Yen Lo.«

»Ja.«

»Und ich bin die klaren Kaskaden.«

»Ja.«

»Ich habe dir in der Vergangenheit viele Anweisungen gegeben.«

»Kiefernnadeln blau«, sagte Skeet.

»Genau. Skeet, in ein paar Minuten werde ich mit den Fingern schnippen. Wenn das geschieht, wirst du in einen tiefen, ruhigen Schlaf fallen. Bestätige oder verneine, dass du mich so weit verstanden hast.«

»Ich bestätige es.«

»Dann werde ich ein zweites Mal mit den Fingern schnippen. Daraufhin wirst du aufwachen und dein volles Bewusstsein wiedererlangen, aber du wirst auch *sämtliche* Anweisungen, die ich dir je gegeben habe, vergessen. Meine Macht über dich endet damit. Ich – Dr. Yen Lo, die klaren Kaskaden – werde nie wieder die Möglichkeit haben, dein Bewusstsein zu beeinflussen. Skeet, sag mir, ob du verstehst, was ich gesagt habe, oder nicht.«

»Ich verstehe.«

Dusty warf Martie einen hilfesuchenden Blick zu.

Sie nickte.

Fig, der in ihren Plan nicht eingeweiht war, beugte sich gespannt vor. Sein Pflaumensaft war vergessen.

»Du wirst zwar alle früheren Anweisungen vergessen, Skeet, aber du wirst dich an jedes Wort erinnern, das ich dir jetzt sage, und du wirst daran glauben und für den Rest deines Lebens danach handeln. Sag mir, ob du verstehst, was ich gerade gesagt habe, oder nicht.«

»Ich verstehe.«

»Skeet, du wirst niemals wieder unerlaubte Drogen nehmen. Du wirst kein Bedürfnis danach haben. Die einzigen Drogen, die du nehmen wirst, sind Medikamente, die dir der Arzt

verschreibt, wenn du krank bist.«

»Ich verstehe.«

»Skeet, von diesem Moment an wirst du begreifen, dass du im Grunde deines Herzens ein guter Mensch bist, der nicht mehr und nicht weniger charakterliche Mängel hat als jeder andere. Die negativen Dinge, die dein Vater in all den Jahren über dich gesagt, das verächtliche Urteil, das deine Mutter über dich gefällt, die kritischen Bemerkungen, die Derek Lampton dir gegenüber gemacht hat … all das wird dich nie mehr berühren, verletzen oder in irgendeiner Weise einschränken.«

»Ich verstehe.«

Martie waren die Tränen in die Augen geschossen.

Dusty musste einen Moment innehalten und tief Luft holen, bevor er fortfahren konnte. »Skeet, du wirst in deine Kindheit zurückblicken und die Zeit wiederentdecken, in der du an die Zukunft geglaubt hast und voller Träume und Hoffnungen warst. Du wirst wieder an die Zukunft glauben. Du wirst an dich selbst glauben. Du wirst Hoffnung haben, Skeet, und du wirst diese Hoffnung nie wieder fahren lassen.«

»Ich verstehe.«

Skeet starrte ins Nichts. Fig sah Skeet wie gebannt an. Valet, der brave Hund, blickte ernst in die Runde. Martie wischte sich mit dem Blusenärmel über die Augen.

Dusty hob die Hand und presste Daumen und Mittelfinger gegeneinander.

Er zögerte. Dachte an die vielen Dinge, die schief gehen konnten, und an die möglichen unbeabsichtigten Folgen einer gutgemeinten Tat.

Schnipp.

Skeet fielen die Augen zu, er sackte auf seinem Stuhl in sich zusammen und war eingeschlafen. Das Kinn fiel ihm auf die Brust.

Überwältigt von der Last der Verantwortung, die er gerade auf sich genommen hatte, erhob sich Dusty vom Tisch, blieb

einen Moment lang unentschlossen stehen und ging dann in die Küche. Dort drehte er den Kaltwasserhahn am Spülbecken auf, hielt die Hände in den Wasserstrahl und spritzte sich immer wieder das Gesicht nass.

Martie war ihm gefolgt. »Es wird alles gut werden, Liebling.«

Das Wasser mochte seine Tränen unsichtbar machen, aber die innere Bewegung, die seine Stimme ganz gepresst klingen ließ, konnte er nicht verbergen. »Was ist, wenn ich alles noch schlimmer gemacht habe, als es schon ist?«

»Das hast du nicht«, sagte Martie im Brustton der Überzeugung.

Er schüttelte den Kopf. »Das kann man nie wissen. Die Psyche ist ein so empfindliches Ding. Eine der ganz großen Gefahren in unserer Welt ist doch … dass so viele Menschen immer das Denken anderer manipulieren wollen, und sie richten damit so viel Unheil an. So viel Unheil. Du kannst nicht wissen, wie das hier ausgeht. Keiner von uns weiß es.«

»Ich weiß es«, sagte sie bestimmt und strich ihm sanft mit der Hand über das nasse Gesicht. »Denn was du getan hast, hast du aus reiner Liebe getan, aus tief empfundener Liebe zu deinem Bruder, und daraus kann niemals etwas Schlechtes entstehen.«

»Klar. Und der Weg zur Hölle ist mit guten Absichten gepflastert.«

»Genau wie der Weg zum Himmel, meinst du nicht auch?«

Ein Schaudern durchlief ihn, und er musste schlucken, weil ihn ein dicker Kloß im Hals am Sprechen hinderte. Als er seine Sprache wieder fand, drückte sich in seinen Worten eine noch tiefere Furcht aus. »Ich habe Angst davor, was passieren könnte, wenn es funktioniert … aber noch größere Angst habe ich, dass es nicht funktioniert. Ist das nicht Wahnsinn? Was ist, wenn ich mit den Fingern schnippe, und es ist immer noch der alte Skeet, der dann aufwacht, immer noch voller Selbstverach-

tung, immer noch verwirrt, immer noch der alte sanftmütige Versager? Es ist seine letzte Chance, und ich möchte so gern daran glauben, dass es funktioniert, aber was ist, wenn ich schnippe, und es stellt sich heraus, dass seine letzte Chance gar keine Chance war? Was dann, Martie?«

»Dann hast du es zumindest versucht.«

Die Kraft in ihrer Stimme richtete ihn auf, wie Martie es stets schaffte, ihm Kraft zu geben.

Dusty drehte sich zu Skeet um, der immer noch im Esszimmerbereich am Tisch saß, und nahm dessen Hinterkopf mit dem ungekämmten, zerzausten Haar, dessen mageren Hals, die zerbrechlichen Schultern in sich auf.

»Auf geht's«, sagte Martie leise. »Gib ihm ein neues Leben.«

Dusty drehte den Wasserhahn zu.

Er riss Papiertücher von einer Rolle und trocknete sich das Gesicht.

Er knüllte die Tücher zusammen und warf sie in den Abfalleimer.

Er rieb die Handflächen aneinander, als könnte er das Zittern aus den Händen herausmassieren.

Klicketi-klick, Klauen auf Linoleum: Mit fragendem Blick kam Valet in die Küche getapst. Dusty strich dem Hund über den goldenen Kopf.

Endlich folgte er Martie ins Esszimmer, und sie setzten sich wieder zu Fig und Skeet an den Tisch.

Daumen und Mittelfinger wieder aneinander gelegt.

Und nun die Magie, gut oder schlecht, Hoffnung oder Verzweiflung, Freude oder Trauer, Sinn oder Leere, Leben oder Tod: *Schnipp.*

Skeet schlug die Augen auf, hob den Kopf, richtete sich gerade auf, blickte in die Runde und sagte: »Also, wann geht es los?«

Er hatte offensichtlich keinerlei Erinnerung an das, was passiert war.

»Typisch«, sagte Fig und unterstrich seine Bemerkung mit einem energischen Kopfnicken.

»Skeet?«, sagte Dusty.

Der Junge sah ihn an.

Dusty holte tief Luft und stieß mit dem Ausatmen den Namen hervor: »Dr. Yen Lo.«

Skeet legte den Kopf schief. »Hä?«

»Dr. Yen Lo.«

Jetzt wagte auch Martie einen Versuch: »Dr. Yen Lo.«

»Dr. Yen Lo«, fiel Fig in den Chor ein.

Skeet blickte in die erwartungsvollen Gesichter, darunter auch das von Valet, der die Vorderpfoten auf den Tisch gestützt hatte. »Was soll das sein, eine Rätselstunde, ein Quiz oder was? Ist dieser Lo eine Figur aus der Geschichte? Ich war nie gut in Geschichte.«

»Tja«, sagte Fig.

»Klare Kaskaden«, sagte Dusty.

»Klingt wie ein Geschirrspülmittel«, sagte Skeet verständnislos.

Dieser Teil der Rechnung war zumindest aufgegangen. Skeet war nicht mehr programmiert, nicht mehr manipulierbar.

Aber erst mit der Zeit würde sich erweisen, ob Dusty auch sein zweites Ziel erreicht hatte, ob er Skeet von den Qualen der Vergangenheit hatte befreien können.

Dusty schob den Stuhl zurück und erhob sich. »Steh auf«, sagte er zu Skeet.

»Hä?«

»Komm schon, Bruderherz, steh auf!«

Beim Aufstehen rutschte dem Jungen die Klinikdecke von den Schultern. Er sah aus wie eine dürre Vogelscheuche aus Stecken und Stroh im Pyjama eines beleibten Mannes.

Dusty schlang die Arme um seinen Bruder und drückte ihn fest, ganz fest an sich, und als er endlich seine Sprache wiedergefunden hatte, sagte er: »Bevor wir gehen, gebe ich dir Geld für Vanille-Yoo-hoo, in Ordnung?«

62. Kapitel

Das Glücksrad drehte sich weiter zu ihren Gunsten. Sie bekamen noch zwei Plätze für die erste Maschine der United Airlines, die am nächsten Morgen vom John Wayne Airport auf dem Flug nach Denver in Santa Fe zwischenlandete. Über eine seiner Kreditkarten buchte Dusty die Flüge telefonisch von Fig Newtons Küche aus.

»Knarre?«, sagte Fig ein paar Minuten später, als Dusty und Martie schon an der Tür standen und im Begriff waren, Bruder und Hund in seiner Obhut zurückzulassen.

»Was ist damit?«, fragte Dusty.

»Braucht ihr eine?«

»Nein.«

»Ich glaube schon«, sagte Fig.

»Sag bitte nicht, dass du hier ein Waffenarsenal hast, mit dem du eine Armee ausrüsten könntest«, sagte Martie, der offensichtlich Zweifel kamen, ob sich hinter Foster Newton nicht doch etwas Gefährlicheres verbarg als ein schlichter Exzentriker.

»Hab ich nicht«, versicherte ihr Fig.

»Egal, ich habe das hier«, sagte Dusty und zog seinen modifizierten Colt Commander aus der Jackentasche.

»Und damit wollt ihr fliegen?«, sagte Fig.

»Ich nehme ihn nicht im Handgepäck mit. Ich packe ihn in einen unserer Koffer.«

»Könnte bei einer Stichprobe durchleuchtet werden«, sagte Fig.

»Auch wenn es kein Handgepäck ist?«

»Neuerdings ja.«

»Selbst auf Kurzstreckenflügen?«

»Selbst dann«, sagte Fig bestimmt.

»Wegen der vielen Terroranschläge in letzter Zeit«, warf

Skeet ein. »Die Leute sind nervös, und die Bundesluftfahrtbehörde hat ein paar neue Sicherheitsbestimmungen erlassen.«

Dusty und Martie hätten ihn nicht erstaunter ansehen können, wenn sich mitten auf seiner Stirn ein drittes Auge geöffnet hätte. Als überzeugter Anhänger einer Weltanschauung, der zufolge die Wirklichkeit unerträglich ist, las Skeet *niemals* Zeitung und schaltete auch nie die Fernseh- oder Radionachrichten ein.

Da ihm der Grund ihrer Verwunderung offenbar dämmerte, zuckte Skeet die Achseln. »Das habe ich jedenfalls zufällig aus einem Gespräch zwischen zwei Dealern herausgehört.«

»Dealer?«, sagte Martie. »Meinst du etwa *Drogendealer*?«

»Na ja, an der Börse pflege ich eigentlich nicht zu verkehren.«

»Drogendealer sitzen herum und unterhalten sich über tagespolitische Ereignisse?«

»Ich glaube, die Sache hatte Auswirkungen auf das Kuriergeschäft. Sie waren deswegen ziemlich auf der Palme.«

»Und wie viele Gepäckstücke werden bei diesen Stichproben durchleuchtet?«, fragte Dusty, an Fig gewandt. »Jeder zehnte Koffer? Jeder fünfte?«

»Bei manchen Flügen vielleicht fünf Prozent.«

»Na, dann …«

»Bei anderen vielleicht hundert Prozent.«

»Es ist zwar eine gesetzlich erlaubte Waffe …«, sagte Dusty mit einem Blick auf seine Pistole, »aber ich bin nicht berechtigt, eine Waffe zu führen.«

»Und ihr überquert Staatsgrenzen«, sagte Fig.

»Das macht die Sache noch schlimmer, was?«

»Besser jedenfalls nicht.« Dann fügte er mit einem eulenhaft listigen Zwinkern hinzu: »Aber ich hab da was.«

Er verschwand irgendwo in den hinteren Abteilen des Caravans, kehrte aber gleich darauf mit einer Schachtel zurück. Aus der Schachtel zog er eine glänzende Spielzeugfeuerwehr

hervor. Er fuhr mit der Hand über die Räder und versetzte sie in schwungvolle Drehungen. »Brumm, brumm! Das richtige Transportmittel.«

*

Himmel schwarz, Wind schwarz. Schwarz die Fenster des Hauses. Wohnt der Wind darin?

Auf der rückwärtigen Veranda des viktorianischen Miniaturhäuschens der Rhodes', das für seinen Geschmack viel zu verschnörkelt war, blieb Ahriman kurz an der Tür stehen und lauschte auf die nächtlichen Rumbakugelrhythmen der windgepeitschten Bäume und auf das Haiku in seinem Kopf, das von schwarzem Wind erzählte und ihm ausnehmend gut gefiel.

Als er vor zwei Monaten zum ersten Mal hier gewesen war, um Dusty zu programmieren, hatte er einen der Ersatzschlüssel für das Haus an sich gebracht, wie er sich auch heimlich einen Schlüssel zu Susans Wohnung besorgt hatte. Jetzt trat er ein und machte leise die Tür hinter sich zu.

Sofern der Wind hier wohnte, war er nicht zu Hause. Das Schwarz war von Ruhe und behaglicher Wärme durchdrungen. Auch sonst befand sich niemand im Haus, nicht einmal der Golden Retriever.

Gewohnt, das Wegerecht des Herrschers im Haus seiner Untertanen für sich in Anspruch zu nehmen, schaltete er unbekümmert die Lichter in der Küche ein.

Er wusste zwar nicht, wonach er suchte, war sich aber sicher, dass er es erkennen würde, wenn er es sah.

Die erste Entdeckung ließ nicht lange auf sich warten: eine aufgerissene Versandtasche, die achtlos auf dem Esstisch lag. Was seinen Blick magisch anzog, war der Name des Absenders auf dem Adressenaufkleber: Dr. Roy Closterman.

Weil Ahriman sowohl als praktizierender Psychiater als auch als Autor ungeheuer erfolgreich war, weil er ein beträchtliches

Vermögen geerbt hatte und darum beneidet wurde, weil er Dummheit nicht ausstehen konnte, weil er seinen Medizinerkollegen mit ihrem selbstgerechten Moralkodex und ihren dogmatischen Ansichten, die er als beklemmend empfand, mehr Verachtung als Bewunderung entgegenbrachte, und aus einer Vielzahl anderer Gründe hatte er nur wenige Freunde, dafür aber umso mehr Feinde unter den Ärzten aller erdenklichen Fachrichtungen. Folglich wäre er überrascht gewesen, wenn der Internist der Rhodes' *nicht* zu denen gehört hätte, die eine schlechte Meinung von ihm hatten. Die Tatsache, dass sie bei dem sich selbst beweihräuchernden Sankt Closterman in Behandlung waren, war für ihn auch nicht wesentlich unangenehmer, als wenn sie Patienten bei einem der anderen Ärzte gewesen wären, die Ahriman verächtlich als tatterige Stümper zu bezeichnen pflegte.

Was ihm dagegen echte Sorgen bereitete, war eine handschriftliche Notiz, die neben dem aufgerissenen Umschlag lag. Sie war auf Clostermans Briefpapier geschrieben und trug seine Unterschrift.

Meine Sprechstundenhilfe kommt auf dem Heimweg an Ihrem Haus vorbei, und ich habe sie gebeten, das Buch bei Ihnen abzugeben. Ich dachte, Sie könnten Dr. Ahrimans neuestes Werk interessant finden. Vielleicht haben Sie noch nie etwas von ihm gelesen.

Schon wieder ein Joker.

Dr. Ahriman faltete das Blatt Papier zusammen und steckte es in die Tasche.

Das Buch, auf das sich Closterman in seiner Notiz bezog, war nicht da. Wenn es wirklich sein neuestes Werk war, musste es sich um die Hardcoverausgabe von *Lerne dich selbst lieben* handeln.

Es gefiel dem Arzt, dass selbst seine Feinde dazu beitrugen, seine Tantiemen zu mehren.

Nach erfolgreicher Krisenbewältigung würde Ahriman sich

allerdings mit Sankt Closterman beschäftigen müssen. Vielleicht konnte man das Haupt seines Lovers wieder ins Gleichgewicht bringen, indem man ihm auch das zweite Ohr abschnitt. Closterman selbst konnte man den Mittelfinger der rechten Hand entfernen und ihn so der Möglichkeit berauben, obszöne Gesten zu zeigen; ein Heiliger musste eigentlich dankbar sein, wenn man ihn von einem Finger befreite, der ein so unflätiges Potenzial in sich barg.

*

Das Feuerwehrauto – zwölf Zentimeter breit, zwölf Zentimeter hoch und dreißig Zentimeter lang – war aus Blech. Detailgetreu, handbemalt und von einer holländischen Firma gefertigt, der man den Stolz auf die handwerkliche Qualität ihrer Produkte anmerkte, hätte es jedes Kind begeistert.

Vor den Augen seiner Gäste, die sich wieder um den Esstisch versammelt hatten, schraubte Fig mit einem kleinen Schraubenzieher mit Viertelzollschneide die acht Messingschrauben auf, die das Fahrgestell samt Rädern mit der Karosserie verbanden.

Im Innern des Wagens befand sich ein kleiner Filzbeutel, wie man sie benutzte, um Schuhe für die Reise zu verpacken, damit sie im Koffer nichts beschmutzten oder beschädigten.

»Knarre«, sagte Fig.

Dusty reichte ihm den Colt.

Fig wickelte die Waffe in den Schuhbeutel ein, damit sie nicht gegen das Blech klappern konnte, und legte ihn in den Hohlraum im Innern des Feuerwehrautos. Da die Waffe klein und kompakt war, passte sie gerade hinein.

»Ersatzmagazin?«, fragte Fig.

»Ich habe keins«, sagte Dusty.

»Solltest du aber.«

»Hab halt keins.«

Fig schraubte Chassis und Karosserie wieder zusammen, klebte den kleinen Schraubenzieher mit Klebeband am Fahrzeugboden fest und reichte Dusty das Feuerwehrauto über den Tisch. »Jetzt können sie meinetwegen die Koffer durchleuchten.«

»Wenn man ihn auf die Seite legt, sind auf dem Röntgenschirm die Umrisse eines Spielzeugautos erkennbar«, sagte Martie mit Bewunderung in der Stimme.

»So ist es«, sagte Fig.

»Kaum einer würde einen Koffer öffnen, um so etwas näher in Augenschein zu nehmen.«

»Bestimmt nicht.«

»Wir könnten ihn sogar im Handgepäck mitnehmen«, sagte Dusty.

»Wäre sogar besser.«

»Besser?«, sagte Martie. »Ach so, stimmt, weil Gepäckstükke, die man aufgibt, ja manchmal verloren gehen.«

Fig nickte. »Genau.«

»Hast du das Ding überhaupt schon mal benutzt?«, fragte Skeet.

»Noch nie.«

»Wozu hast du es dann?«

»Nur so, für alle Fälle.«

Dusty betrachtete das Feuerwehrauto von allen Seiten. »Du bist schon ein seltsamer Mensch, Fester Newton«, sagte er dann.

»Danke«, sagte Fig. »Kevlar-Weste?«

»Wie bitte?«

»Kevlar. Kugelsicher.«

»Kugelsichere Westen?«, sagte Dusty.

»Habt ihr welche?«

»Nein.«

»Wollt ihr welche?«

»Du hast kugelsichere Westen?«, sagte Martie erstaunt.

»Klar.«

»Hast du die schon mal gebraucht, Fig?«, fragte Skeet.

»Bis jetzt noch nicht«, sagte Fig.

Martie schüttelte den Kopf. »Als Nächstes wirst du uns eine Alien-Laserpistole anbieten.«

»Hab ich leider nicht«, sagte Fig mit sichtlichem Bedauern.

»Wir verzichten auf die kugelsicheren Westen«, sagte Dusty. »Sonst merken die beim Sicherheitscheck vielleicht, wie unförmig wir aussehen.«

»Könnte sein«, sagte Fig mit ganzem Ernst.

*

Im Erdgeschoss fand Ahriman nichts weiter, was seine Aufmerksamkeit erregt hätte. Obwohl er ein reges Interesse für Kunst und Innenarchitektur hatte, hielt er sich nicht damit auf, auch nur ein Bild, ein Möbelstück oder einen Kunstgegenstand zu bewundern. Die Einrichtung ließ ihn kalt.

Im Schlafzimmer deutete einiges auf eine überstürzte Abreise der Bewohner hin. Zwei Kommodenschubladen waren herausgezogen. Eine Schranktür stand offen. Ein Pullover war achtlos auf den Boden geworfen worden.

Als er sich im Wandschrank genauer umsah, entdeckte er auf dem oberen Bord zwei identische Koffer. Daneben klaffte eine Lücke, in der sich zuvor zwei kleinere Koffer befunden haben mochten.

Im Zimmer nebenan und auch im angrenzenden Bad konnte er nichts Aufschlussreiches finden. Dann war Marties Arbeitszimmer an der Reihe.

Blauäugige Frau. Schafft emsig ihr Hobbitspiel. Mordor bringt den Tod.

Ihr hufeisenförmiger Schreibtisch war mit Bücherstapeln, Karten von Fantasylandschaften, Figurenskizzen und anderen Dingen übersät, die sie für die Arbeit am Entwurf ihres *Herr-*

der-Ringe-Videospiels brauchte. Seine Begeisterung für alles, was mit Spielen zu tun hatte, verleitete Ahriman, sich länger mit diesen Dingen aufzuhalten, als eigentlich ratsam war.

Während er die Computerentwürfe für Hobbits, Orks und andere Fantasywesen sichtete, wurde dem Arzt einer der Gründe bewusst, warum er im Zusammenhang mit Martie mühelos bessere Haikus komponieren konnte, als wenn Susan oder andere Frauen der Gegenstand seiner dichterischen Fantasie waren. Seine und Marties Faszination am Spiel hatte etwas Verbindendes. Sie liebte es ebenso wie er, in einem Spiel die Fäden zu ziehen. Zumindest dieser Wesenszug stand in Einklang mit seinem eigenen Denken.

Er fragte sich, ob er mit der Zeit noch andere Verhaltensmuster und Interessen entdecken würde, die sie mit ihm teilte. Wäre es nicht eine Ironie des Schicksals, wenn er, sobald die gegenwärtigen Turbulenzen in ihrer Beziehung erst einmal überwunden waren, feststellen würde, dass ihnen eine vielschichtigere gemeinsame Zukunft bestimmt war, als er es sich je hatte träumen lassen, solange ihn Susans außergewöhnliche Schönheit und Marties familiärer Hintergrund vom Wesentlichen abgelenkt hatten?

Dem heimlichen Romantiker in Ahriman gefiel die Vorstellung, sich zu verlieben oder doch zumindest Gefühle zu entwickeln, die der Verliebtheit nah kamen. Auch wenn sein Leben ausgefüllt und von tief verwurzelten Gewohnheiten bestimmt war, war er den Irrungen und Wirrungen einer romantischen Liebe nicht grundsätzlich abgeneigt.

Während er sich von den Dingen, die auf dem Schreibtisch lagen, zu den Schubladen vorarbeitete, kam er sich plötzlich nicht mehr wie ein Detektiv vor, sondern wie ein vorwitziger Liebhaber, der in den Tagebüchern seiner Geliebten schnüffelte, um die am sorgfältigsten gehüteten Geheimnisse ihres Herzens zu ergründen.

In den drei Seitenschubladen fanden sich nur Dinge, die we-

der für einen Detektiv noch für einen Liebhaber von Interesse gewesen wären. In der breiten, aber flachen mittleren Schublade entdeckte er jedoch zwischen Linealen, Stiften, Radiergummis und sonstigem Krimskrams eine Mikrokassette, auf die jemand in roten Druckbuchstaben SUSAN geschrieben hatte.

Das Gefühl, das er in diesem Augenblick erlebte, mochte dem einer Wahrsagerin gleichen, wenn sie den Bodensatz der Teeblätter auf einen Teller kippte und aus dem Muster dieser feuchten Masse ein besonders düsteres Schicksal herauslas: ein Kälteschauer, der die weiche Haut seines Rückenmarks zu einer dünnen Eisschicht gefrieren ließ.

Er suchte in den restlichen Schubladen nach einem Recorder, mit dem er die Mikrokassette abspielen konnte, fand aber keinen.

Als sein Blick auf den Anrufbeantworter am Rand des Schreibtischs fiel, dämmerte ihm, was er da in der Hand hielt.

*

Das Vibrieren des Aluminiumvordachs im Wind hörte sich an wie das kehlige Knurren eines hungrigen Tiers, das in der Dunkelheit lauerte und nur darauf wartete, dass Dusty die Tür des Caravans aufmachte.

»Wenn man der Wettervorhersage glauben kann, wird es für den Rest der Woche scheußlich«, sagte Dusty zu Fig. »Versuch gar nicht erst, die Arbeit bei den Sorensons fertig zu machen. Kümmer dich mir zuliebe einfach nur um Skeet und Valet.«

»Bis wann?«, fragte Fig.

»Ich weiß nicht. Kommt darauf an, was wir in Erfahrung bringen. Wahrscheinlich sind wir übermorgen wieder zurück, also am Freitag. Es kann aber auch Samstag werden.«

»Wir werden uns die Zeit schon vertreiben«, sagte Fig.

»Wir können ja Karten spielen«, sagte Skeet.

»Und die Kurzwellenbereiche auf verschlüsselte Botschaften aus dem All abhören«, fügte Fig hinzu, was für ihn einer langen Ansprache gleichkam.

»Das läuft wahrscheinlich darauf hinaus, dass wir den ganzen Tag Radio hören, was?«, sagte Skeet.

Fig stieß Skeet an. »Hast du vielleicht Lust, ein Gerichtsgebäude in die Luft zu sprengen?«

»He«, sagte Martie.

»Kleiner Scherz«, sagte Fig mit einem listigen Zwinkern.

»Aber ein schlechter.«

Als Dusty und Martie die paar Stufen zum Eingangspodest hinunterstiegen, zerrte der Wind an ihren Kleidern, und auf dem Weg zum Auto huschten dürre braune Magnolienblätter raschelnd wie Ratten um ihre Füße.

Aus dem Wohnwagen drang durch die offen stehende Tür ein herzzerreißend klägliches Winseln zu ihnen heraus, als ahnte Valet mit seinem Hundeinstinkt, dass er sie nie wieder sehen würde.

*

Das Display des Anrufbeantworters zeigte zwei neue Nachrichten an. Ahriman beschloss, diese zuerst abzuhören, bevor er sich der Kassette mit der Aufschrift SUSAN zuwandte.

Der erste Anruf war von Marties Mutter. Sie schien außer sich vor Sorge zu sein, weil niemand auf ihre vorangegangenen Anrufe reagiert hatte und sie keine Ahnung hatte, was los war.

Als Zweites erklang auf dem Band die Stimme einer Frau, die sich als Flugticketverkäuferin zu erkennen gab. *»Mr. Rhodes, ich habe vergessen, Sie zu fragen, wie lange Ihre Kreditkarte gültig ist. Könnten Sie mich bitte zurückrufen und mir das Datum noch durchgeben, sofern Sie diese Nachricht abhören?«* Darauf nannte sie ihm eine gebührenfreie Nummer. *»Sollte ich nichts von Ihnen hören, Ihre beiden Tickets nach*

Santa Fe liegen morgen früh trotzdem für Sie bereit.«

Es erstaunte Dr. Ahriman, dass sie so schnell darauf gekommen waren, welche wichtige Rolle seine Zeit in New Mexico spielte. Anscheinend handelte es sich bei Martie und Dusty um Gegner, die übernatürliche Kräfte hatten … Doch dann fiel ihm ein, dass Sankt Closterman ihre Aufmerksamkeit auf Santa Fe gelenkt haben musste.

Dennoch ging Ahrimans Puls, der sich selbst während einer Mordtat selten um mehr als zehn Schläge in der Minute beschleunigte, um einiges schneller, als er die Neuigkeit von den Reiseplänen der Rhodes' hörte.

Ahriman, der das Körperbewusstsein eines Sportlers hatte und stets auf seine Gesundheit achtete, setzte sich auf den Schreibtischstuhl, atmete mehrmals tief durch und überprüfte dann mit Hilfe seiner Armbanduhr den Puls. Da er in außergewöhnlich guter körperlicher Verfassung war, betrug sein Puls im Sitzen gewöhnlich sechzig bis zweiundsechzig Schläge pro Minute. Jetzt zählte er siebzig, einen um acht Punkte erhöhten Wert, und es gab hier nicht einmal eine Frauenleiche, die er dafür hätte verantwortlich machen können.

*

Während Dusty nach einem Hotel in Flughafennähe Ausschau hielt, rief Martie vom Wagen aus endlich ihre Mutter an.

Sabrina war völlig aufgelöst und in höchster Aufregung. Minutenlang ließ sie sich durch nichts davon überzeugen, dass Martie weder verletzt noch für alle Zeiten verkrüppelt war, dass sie nicht das Opfer eines Verkehrsunfalls, eines Killerkommandos, einer Feuersbrunst, eines Blitzschlags, eines amoklaufenden Postbeamten oder dieser sämtliche Organe auflösenden Viruserkrankung geworden war, von der zur Zeit wieder einmal in allen Medien berichtet wurde.

Martie hörte sich die Tiraden mit der liebevollen Rührung an,

die nur ihre Mutter in ihr hervorrufen konnte.

Sabrina liebte ihr einziges Kind mit einer Inbrunst, die alle vernünftigen Grenzen sprengte, und hätte Martie nicht praktisch von dem Augenblick an, als sie auf eigenen Füßen stehen konnte, einen unbeirrbaren Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit entwickelt, wäre sie vermutlich spätestens mit elf eine hoffnungslose Neurotikerin gewesen. Aber es gab Schlimmeres in dieser Welt als den Wahnsinn der Liebe. Wahnsinnigen Hass beispielsweise. Und das nicht zu knapp. Und einfachen, schlichten Wahnsinn im Überfluss.

Sabrinas Liebe für ihren Mann hatte der für ihre Tochter in nichts nachgestanden, und als Strahlebob im Alter von nur dreiundfünfzig Jahren gestorben war, hatte ihre ängstliche Sorge um Martie noch übertriebenere Formen angenommen. Dass ihr Mann und ihre Tochter aus unterschiedlicher Ursache jung sterben würden, mochte so unwahrscheinlich sein wie die Chance, dass die Erde bis zum nächsten Tag durch einen Asteroideneinschlag zerstört wurde, aber leblose Statistiken und versicherungsmathematische Berechnungen waren kein Trost für ein verwundetes, ängstliches Herz.

Aus diesem Grund dachte Martie gar nicht daran, ihrer Mutter etwas von Gehirnwäsche oder Haikus, vom Blättermann oder dem Priester mit dem Schienennagel im Kopf, von abgetrennten Ohren und Flugreisen nach Santa Fe zu erzählen. Angesichts dieser Flut absurder Neuigkeiten hätte sich Sabrinas Angst unweigerlich schlagartig zur Hysterie gesteigert.

Sie hatte auch nicht die Absicht, ihrer Mutter etwas von Susan Jaggers Tod zu sagen, weil sie sich einerseits nicht sicher war, ob sie schon über den Verlust ihrer besten Freundin sprechen konnte, ohne in Tränen auszubrechen, und zweitens, weil Susan für Sabrina wie eine Tochter gewesen war. Es war eine Nachricht, die sie persönlich überbringen musste, bei der sie die Hand ihrer Mutter halten musste, um Trost zu spenden und Trost zu empfangen.

Um einen plausiblen Grund dafür zu nennen, dass sie ihre Mutter nicht früher zurückgerufen hatte, erzählte ihr Martie alles über Skeets Selbstmordversuch und seinen freiwilligen Aufenthalt in der New-Life-Klinik. Natürlich hatten sich diese Ereignisse bereits am Dienstagmorgen, also am Vormittag des Vortages ereignet, aber Martie drehte und wendete die Geschichte so, dass es sich anhörte, als wäre Skeet an dem einen Tag vom Dach gesprungen und hätte sich erst am nächsten in die Klinik begeben, was zwei Tage voller Hektik und Chaos erklären würde.

Sabrinas Reaktion entsprach nicht ganz Marties Erwartung – und sie war erstaunlich emotionsgeladen. Sie kannte Skeet nicht besonders gut und hatte auch nie den Wunsch geäußert, ihn näher kennen zu lernen. In Sabrinas Augen war Skeet mindestens genauso gefährlich wie ein x-beliebiges, bis an die Zähne bewaffnetes Mitglied der kolumbianischen Drogenmafia aus Medellin, ein skrupelloser Kerl, der über Leichen ging und Kindern auf Spielplätzen mit Gewalt Heroin in die Venen jagte. Und jetzt das – Tränen, haltloses Schluchzen, atemlose Fragen über die Schwere seiner Verletzungen, über seine Zukunftsaussichten und wieder Tränen.

»Genau das habe ich befürchtet, das ist es, was mich so wahnsinnig macht«, jammerte Sabrina. »Ich wusste, dass so etwas passieren würde, es konnte gar nicht anders kommen, und jetzt haben wir den Schlamassel, und das nächste Mal wird es nicht so glimpflich abgehen. Das nächste Mal fällt Dusty vielleicht vom Dach, bricht sich den Hals und ist tot oder zumindest für den Rest seines Lebens gelähmt. Und was dann? Ich habe dich angefleht, keinen Maler zu heiraten, sondern dir einen ehrgeizigeren Mann zu suchen, einen, der ein ordentliches Büro hat, wo er an einem Schreibtisch sitzt und nicht dauernd von Dächern stürzt, wo gar nicht erst die *Gefahr* besteht, dass er von Dächern stürzt.«

»Mutter …«

»Ich habe bei deinem Vater immer mit dieser Angst gelebt. Dein Vater und Feuer. Ständig irgendwelche Feuer und brennende Gebäude, Häuser, die in die Luft fliegen oder über ihm einstürzen konnten. *Mein ganzes Eheleben hindurch* habe ich Angst gehabt, wenn er zur Arbeit ging, bin in Panik geraten, wenn ich die Feuerwehrsirenen gehört habe, konnte mir keine Nachrichten im Fernsehen anschauen, weil ich immer dachte, ihm ist etwas passiert, wenn sie über irgendeine Brandkatastrophe berichtet haben. Und er *ist* ja auch immer wieder verletzt worden. Und vielleicht hatte sein Krebs auch etwas damit zu tun, dass er ständig Rauch eingeatmet hat. Die vielen Giftstoffe, die bei einem Großbrand freigesetzt werden und in der Luft herumfliegen. Und jetzt bist du mit einem Mann verheiratet, für den die Dächer das sind, was für meinen die Brände waren. Dächer und Leitern, die ständige Gefahr abzustürzen, und du wirst nie Ruhe finden.«

Ihre Worte, in denen sich nichts als aufrichtige Sorge ausdrückte, verschlugen Martie die Sprache.

Sie hörte, wie Sabrina am anderen Ende der Leitung weinte.

Dusty, der offensichtlich die ungewöhnliche Gefühlsintensität dieses Gesprächs zwischen Mutter und Tochter spürte und annahm, dass er wie immer schlecht dabei wegkam, ließ den Straßenverkehr kurz aus den Augen und flüsterte: »Was jetzt?«

»Mutter«, sagte Martie schließlich, »darüber hast du noch nie ein Wort zu mir gesagt. Du …«

»Die Frau eines Feuerwehrmanns spricht darüber nicht, sie behelligt ihn nicht damit, spricht ihre Sorgen nicht laut aus«, sagte Sabrina. »Niemals, nicht ein einziges Mal, denn, mein Gott, wenn man darüber redet, genau dann *passiert* es. Die Frau eines Feuerwehrmanns muss stark sein, sie muss optimistisch sein, ihm den Rücken stärken, ihre Angst herunterschlucken und immer lächeln. Aber sie trägt sie immer im Herzen, diese Angst, und dann hast du nichts Besseres zu tun, als einen Mann zu heiraten, der ständig auf Leitern herumklet-

tert und von Dächern stürzt, obwohl du dir auch einen hättest suchen können, der an einem Schreibtisch arbeitet und im schlimmsten Fall vom Stuhl fallen könnte.«

»Es ist nur so, dass ich ihn liebe, Mutter.«

»Das weiß ich doch, Liebling«, schluchzte Sabrina. »Es ist einfach schrecklich.«

»Und *deshalb* machst du mir wegen Dusty seit ewigen Zeiten die Hölle heiß?«

»Ich mache dir nicht die Hölle heiß, Liebes. Ich mache mir Sorgen um dich.«

»Für mich hat es sich aber immer so angehört. Mutter … Kann ich daraus schließen, dass du Dusty irgendwie, gewissermaßen, wenigstens ein ganz kleines bisschen *gern* haben könntest?«

Dusty ließ vor Schreck das Lenkrad los und wäre um ein Haar von der Fahrspur abgekommen, als er diese Frage hörte.

»Er ist ein netter Junge«, sagte Sabrina, als wäre Martie noch ein Schulmädchen und hätte sie um ihre Meinung zu ihrem neuesten Schwärm gebeten. »Er ist ein netter, kluger und höflicher Mensch, und ich weiß, dass du ihn liebst. Aber eines Tages wird er von einem Dach stürzen und sich dabei umbringen, und dann ist dein ganzes Leben ruiniert. Du wirst nie darüber hinwegkommen. Dein Herz wird mit ihm sterben.«

»Warum hast du das nicht einfach *gesagt*, anstatt ständig an ihm herumzukritisieren?«

»Ich habe ihn nicht kritisiert, Liebes. Ich habe nur versucht, meiner Sorge Ausdruck zu geben. Ich konnte doch nicht *sagen*, dass ich Angst habe, er könnte von einem Dach fallen, nicht so direkt. Niemals, denn, mein Gott, wenn man darüber redet, genau dann passiert es. Und siehst du wohl, schon reden wir darüber! Jetzt wird er von einem Dach stürzen, und ich bin schuld daran!«

»Mutter, das ist völlig absurd. Nichts dergleichen wird passieren.«

»Es *ist* doch schon passiert«, sagte Sabrina. »Und jetzt wird es noch mal passieren. Feuerwehrmänner und Brände. Maler und Dächer.«

Indem sie das Telefon so zwischen sich und Dusty hielt, dass ihre Mutter verstehen konnte, was sie beide sagten, fragte Martie: »Dusty, wie viele Maler kennst du insgesamt, Leute, mit denen du zusammengearbeitet hast und andere?«

»Ich weiß nicht genau. Fünfzig? Sechzig? Vielleicht noch mehr.«

»Und wie viele von ihnen sind je von einem Dach gestürzt?«

»Außer mir und Skeet?«

»Außer dir und Skeet.«

»Ich weiß nur von einem. Er hat sich dabei ein Bein gebrochen.«

Martie drückte das Telefon wieder ans Ohr. »Hast du das gehört, Mutter? Einer. Hat sich das Bein gebrochen.«

»Einer, *von dem er weiß*«, entgegnete Sabrina. »Einer, und er wird der Nächste sein.«

»Er ist bereits von einem Dach gestürzt. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mensch zweimal von einem Dach stürzt, muss ungefähr bei eins zu einer Million liegen.«

»Der erste Sturz zählt nicht«, sagte Sabrina. »Er hat versucht, seinem Bruder das Leben zu retten. Das war kein Unfall. Der Unfall steht noch bevor.«

»Mutter, ich liebe dich wirklich sehr, aber du bist nicht mehr ganz bei Trost.«

»Ich weiß, Liebes. So ist es, wenn man sich jahrelang nichts als Sorgen macht. Und dir wird es genauso gehen. Am Ende bist du auch nicht mehr ganz bei Trost.«

»Wir werden in den nächsten paar Tagen sehr viel um die Ohren haben, Mutter. Lass dir keine Nierensteine wachsen, wenn ich dich das nächste Mal nicht sofort zurückrufe, ja? Wir werden von keinem Dach stürzen.«

»Ich würde gern noch mit Dusty reden.«

Martie reichte ihm das Telefon.

Er warf ihr zwar einen misstrauischen Blick zu, nahm es aber an. »Hallo, Sabrina. Ja. Na ja, wie es so geht. Mhm. Klar. Nein, mache ich nicht. Nein, wirklich nicht. Nein, ich verspreche es dir. Ja, da hast du Recht. Was? Nein, nein, das habe ich nie so ernst genommen. Mach dir keine Vorwürfe. Ja, ich hab dich auch gern, Sabrina. Wie? Klar. Mutter. Ich liebe dich auch, Mutter.«

Er gab Martie das Telefon zurück, und sie schaltete es aus.

Eine Weile schwiegen sie beide, dann sagte Martie: »Wer hätte das gedacht – mitten in diesem Tohuwabohu eine Mutter-Kind-Versöhnung.«

Eigenartig, wie die Hoffnung manchmal ihr schönes Gesicht zeigt, wenn man es am wenigsten erwartet, eine Blume in der Wüste.

»Du hast sie angelogen, Schatz«, sagte Dusty.

Sie wusste, dass er weder ihre zeitlich sehr vage Schilderung der Ereignisse um Skeets Sprung und den Antritt seines Klinikaufenthalts meinte noch ihr Stillschweigen über Susans Tod und den restlichen Schlamassel, in dem sie steckten.

Sie nickte. »Ja, ich habe gesagt, wir würden von keinem Dach stürzen … aber leider fallen wir alle früher oder später einmal vom Dach.«

»Es sei denn, wir wären die Ersten, die ewig leben.«

»Wenn wir das vorhaben, sollten wir uns sehr viel intensiver um unsere Rentenversicherung kümmern.«

Martie hatte schreckliche Angst, Dusty zu verlieren. Wie ihre Mutter brachte sie es nicht über sich, ihre Gefühle in Worte zu fassen, weil sie Angst hatte, dass sie damit genau das, wovor sie sich fürchtete, heraufbeschwören würde.

New Mexico war der Staat, in der die Hochebene auf die Rocky Mountains traf, das Dach des amerikanischen Südwestens, und Santa Fe lag zweieinhalbtausend Meter über dem Meeresspiegel: ein Fall aus großer Höhe.

*

Von den fünf Nachrichten, die auf der Mikrokassette gespeichert waren, erwies sich nur eine als wichtig. Aber als Ahriman diese eine abhörte, beschleunigte sich sein Herzschlag noch einmal.

Wieder ein Joker.

Nachdem er auch die beiden Nachrichten von Marties Mutter abgehört hatte, die auf Susans Bombe folgten, löschte er das Band.

Nach dem Löschen nahm er die Kassette aus dem Anrufbeantworter, ließ sie auf den Boden fallen und trampelte so lange darauf herum, bis das Kunststoffgehäuse völlig zertrümmert war.

Aus den Trümmern zog er das schmale Magnetband und die beiden kleinen Spulen, um die es aufgewickelt war. Das Ganze füllte nicht einmal seinen Handteller aus: eine solche Gefahr, auf ein so winziges Volumen kondensiert.

Wieder im Erdgeschoss, öffnete er die Rauchabzugsklappe im Wohnzimmerkamin und legte das Band mit den beiden Plastikspulen auf die Keramikscheite.

Aus einer seiner Jackentaschen nahm er ein elegantes, solide gearbeitetes schmales Cartier-Feuerzeug.

Seit er elf war, trug er stets ein Feuerzeug mit sich herum, zuerst eines, das er seinem Vater heimlich entwendet hatte, und später dann das jetzige, wesentlich teurere Modell. Der Arzt rauchte nicht, aber es bestand immer die Möglichkeit, dass er einmal etwas in Brand stecken wollte – oder musste.

Im Alter von dreizehn, als er gerade das erste Collegejahr absolvierte, hatte er seine Mutter abgefackelt. Hätte er damals, als er es plötzlich dringend brauchte, kein Feuerzeug zur Hand gehabt, hätte das Leben an jenem düsteren Tag vor fünfunddreißig Jahren vielleicht eine sehr unangenehme Wendung für ihn genommen.

Obwohl seine Mutter eigentlich beim Skifahren hätte sein *sollen* – sie verbrachten die Weihnachtsferien in ihrem Ferienhaus in Vail –, überraschte sie ihn, als er gerade die letzten Vorbereitungen für die Vivisektion einer Katze traf. Er hatte die Katze mit Chloroform betäubt, das er aus den im Haushalt vorhandenen normalen Reinigungsmitteln zusammengebraut hatte, ihre Pfoten mit Klebeband an der Plastikunterlage fixiert, die ihm als Seziertisch dienen sollte, ihr das Maul zugeklebt, damit sie nicht schreien konnte, wenn sie während der Operation aus der Narkose aufwachte, und die chirurgischen Instrumente zurechtgelegt, die er bei einer Firma für medizinische Geräte mit dem bei diesem Anbieter üblichen Rabatt für angehende Medizinstudenten erstanden hatte. Dann … oh, hallo, Mutter! Manchmal, wenn sie zu Dreharbeiten an Außendrehorten unterwegs war oder eine der Fotosafaris unternahm, die sie so liebte, bekam er sie monatelang nicht zu Gesicht, aber jetzt hatte sie plötzlich das schlechte Gewissen gepackt, weil sie ihn allein gelassen hatte, um mit ihren Freundinnen skilaufen zu gehen, und sie hatte sich in den Kopf gesetzt, ausgerechnet an diesem Nachmittag irgendein trautes Mutter-und-Kind-Spiel mit ihm zu spielen. Was für ein miserables Timing.

Er konnte sehen, dass seine Mutter sofort begriff, was am Thanksgiving-Tag mit dem Hündchen seiner Cousine Heather passiert war, und vielleicht ahnte sie auch unwillkürlich den wahren Grund für das Verschwinden des vierjährigen Sohnes ihres Gutsverwalters im Jahr zuvor. Seine Mutter war hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt, die typische Schauspielerin in den Dreißigern, die ihre Titelfotos rahmte und die Wände ihres Schlafzimmers damit verschönerte, aber sie war nicht dumm.

Selbst ein blitzschneller Denker, wie immer, hatte der junge Ahriman den Stöpsel aus der Chloroformflasche gerissen und ihr den Inhalt in das fotogene Gesicht geschüttet. Dadurch

gewann er Zeit, die Katze zu befreien, die Plastikunterlage und das Chirurgenbesteck wegzuräumen, die Sicherheitsflammen am Küchenherd zu löschen, das Gas aufzudrehen, seine Mutter lichterloh anzuzünden, bevor sie das Bewusstsein wiedererlangte, sich die Katze zu schnappen und zu rennen, so schnell ihn die Füße trugen.

Die Explosion ließ ganz Vail in seinen Grundfesten erzittern, und löste mit ihrer Druckwelle, die wie ein Donnergrollen durch das schneebedeckte Gebirge hallte, mehrere Lawinen aus, die aber zu klein waren, um echten Unterhaltungswert zu besitzen. Das zu Kleinholz zerlegte Zehn-Zimmer-Chalet aus Redwoodholz brannte wie Zunder.

Als Feuerwehrleute dreißig Meter vom Haus entfernt den jungen Ahriman fanden, im Schnee sitzend, die Katze, die er vor den Flammen gerettet hatte, an die Brust gedrückt, war er in einem solchen Schockzustand, dass er anfangs nicht sprechen konnte und sogar zu benommen war, um zu weinen. »Ich habe die Katze gerettet«, erzählte er ihnen schließlich mit einem Schmerz in der Stimme, der die Feuerwehrmänner noch jahrelang in ihren Träumen verfolgte, »aber meine Mama konnte ich nicht retten. Ich konnte meine Mama nicht retten.«

Später wurde seine Mutter durch Gebissvergleiche anhand ihrer zahnärztlichen Unterlagen identifiziert. Als ihre kümmerlichen sterblichen Überreste verbrannt waren, reichte die Asche nicht einmal, um die Urne zu füllen. (Ahriman wusste es genau, denn er hatte sich mit eigenen Augen überzeugt.) Der Beisetzung wohnte die Crème de la crème von Hollywood bei, während die bei Prominentenbegräbnissen übliche lärmende Ehrengarde der Medienhubschrauber ihre Kreise am Himmel drehte.

Er bedauerte es, keine neuen Filme mit seiner Mutter in der Hauptrolle mehr sehen zu können, weil sie sehr wählerisch mit Drehbüchern gewesen war und im Allgemeinen nur in guten Filmen mitgespielt hatte, aber sie selbst fehlte ihm genauso

wenig, wie er ihr gefehlt hätte, wenn das Schicksal die Rollen vertauscht hätte. Sie hatte Tiere geliebt und sich heldenhaft für alle ihre Belange eingesetzt; Kinder hatten in ihr einfach nicht die Gefühle ausgelöst, die sie für alles empfand, was vier Beine hatte. Auf der Kinoleinwand konnte sie die Herzen anrühren, sie mit Freude erfüllen oder in tiefe Verzweiflung stürzen; dieses Talent erstreckte sich aber nicht auf das wirkliche Leben.

Zwei schreckliche Feuersbrünste im Abstand von fünfzehn Jahren hatten Ahriman zur Vollwaise gemacht (wenn man von den vergifteten Petits Fours absah): die erste ein bedauerlicher Unfall, für den der Hersteller des Gasherds tief in die Tasche greifen musste, die zweite im Lustrausch und in blinder Mordgier absichtlich herbeigeführt von dem betrunkenen Hausmeister Earl Ventnor, der mittlerweile bei einer Gefängnisschlägerei vor zwei Jahren von einem Mithäftling erstochen worden war.

Während er jetzt das Rädchen des altmodischen Feuerzeugs mit Feuersteinzündung mit dem Daumen drehte und das Band aus dem Anrufbeantworter im Kamin anzündete, dachte er über die Tatsache nach, dass Feuer sowohl in seinem Leben als auch in dem von Martie, deren Vater der höchstdekorierte Feuerwehrmann in der Geschichte der Vereinigten Staaten gewesen war, eine so entscheidende Rolle gespielt hatte. Wieder etwas, das sie miteinander verband.

Schade. Nach der neuesten Entwicklung der Dinge konnte er es wohl nicht zulassen, dass sich ihre Beziehung vertiefte. Der Gedanke, dass sie beide, er und diese schöne Frau, die Spiele liebte, eines Tages etwas ganz Besonderes füreinander empfinden würden, hatte ihm aber auch zu gut gefallen.

Wenn es ihm gelang, sie und ihren Mann ausfindig zu machen, würde er sie aktivieren können, sie in ihre innere Kapelle führen und herausfinden, was sie sonst noch über ihn in Erfahrung gebracht und wem sie davon erzählt hatten. Höchstwahr-

scheinlich konnte man den Schaden wieder gutmachen, das Spiel wieder aufnehmen und in der gewünschten Weise zu Ende führen.

Er hatte ihre Mobiltelefonnummer, aber sie wussten, dass er sie hatte, und würden in ihrer gegenwärtigen paranoiden Gemütsverfassung vermutlich keinen Anruf entgegennehmen. Abgesehen davon, konnte er am Telefon nicht beide gleichzeitig aktivieren, sodass derjenige, der nicht als Erster betroffen war, augenblicklich in Alarmbereitschaft versetzt würde. Zu gefährlich.

Das Problem war, sie jetzt zu finden. Sie waren auf der Flucht, misstrauisch und wachsam, und sie würden sich nicht aus ihrem Versteck rühren, bis sie am Morgen das Flugzeug nach Santa Fe bestiegen.

Sie auf dem Flughafen am Abflugschalter abzufangen kam nicht in Frage. Selbst wenn sie nicht die Flucht ergriffen, konnte er sie nicht in aller Öffentlichkeit aktivieren, durch ihr Haiku führen und ihnen Instruktionen geben.

Wenn sie erst einmal New Mexico erreichten, waren sie aber so gut wie tot.

Als das Band unter giftigem Gestank in Flammen aufging, drehte der Arzt den Gashahn auf. Zisch, und binnen zwei Minuten war nichts mehr davon übrig als ein klebriger Fleck auf dem obersten Keramikscheit.

Er hatte schlechte Laune, der Arzt, und Traurigkeit war nicht der Hauptauslöser seiner miserablen Stimmung.

Das Spiel machte überhaupt keinen Spaß mehr. Er hatte sich so viel Mühe damit gegeben, hatte so ausgeklügelte Strategien entwickelt, und jetzt sah alles danach aus, als würde es nicht, wie geplant, an den Stranden von Malibu seinen glorreichen Höhepunkt erleben.

Er hatte gute Lust, dieses Haus niederzubrennen.

Nicht nur aus purer Bosheit und auch nicht, weil ihm dessen Architektur und Inneneinrichtung missfielen. Vielmehr konnte

er sich, wenn er nicht das ganze Haus Zentimeter für Zentimeter absuchte, nicht sicher sein, ob die Mikrokassette mit Susans Anschuldigungen wirklich das einzige Belastungsmaterial gewesen war, das Martie und Dustie gegen ihn gesammelt hatten. Und da er keine Zeit zu verlieren hatte, konnte er sich selbst am sichersten schützen, indem er das Haus bis auf die Grundfesten abbrannte.

Zugegeben, Susans Nachricht auf dem Band hätte nicht als Beweismittel ausgereicht, um ihn unter Anklage zu stellen, geschweige denn, ihn zu verurteilen. Aber er war ein Mensch, der sich niemals auf einen Handel mit dem Gott des Zufalls einließ.

Es wäre aber viel zu gefährlich für ihn, das Haus selbst anzuzünden. Wenn der Brand erst gelegt war, konnte er beim Verlassen des Hauses von irgendjemandem gesehen werden, der später vielleicht in der Lage war, ihn vor Gericht zu identifizieren.

Er drehte den Gashahn im Kamin zu.

Beim Hinausgehen schaltete er Raum für Raum die Lichter aus.

Auf der rückwärtigen Veranda schob er den Ersatzschlüssel unter die Fußmatte, wo ihn der nächste Besucher auf seine Anweisung hin finden würde.

Noch vor dem Morgengrauen würde er das Haus abgefackelt haben, nicht eigenhändig, sondern durch einen Beauftragten. Es gab einen geeigneten Kandidaten für diese Aufgabe, programmiert und telefonisch jederzeit erreichbar, der die Brandstiftung begehen würde, wenn man es ihm befahl, sich aber später nicht mehr erinnern würde, je ein Streichholz entzündet zu haben.

Die Nacht war immer noch vom Lärmen des Windes erfüllt.

Auf dem Weg zu seinem Auto, das er drei Straßen weiter abgestellt hatte, bemühte sich der Arzt erfolglos, ein Wind-Haiku zu komponieren.

Als er am trauten viktorianischen Heim der Rhodes' vorbeifuhr, stellte er sich vor, wie es aussehen würde, wenn die Flammen aus dem Dach schlugen, und er zermarterte sich das Hirn nach einem Siebzehn-Silben-Gedicht zum Thema Feuer, aber die Worte entzogen sich ihm.

Stattdessen kamen ihm die Zeilen in den Sinn, die er so mühelos aus dem Stegreif gedichtet hatte, als er beim Eintritt in Marties Arbeitszimmer das auf ihrem Schreibtisch gestapelte Entwurfsmaterial gesehen hatte.

Blauäugige Frau. Schafft emsig ihr Hobbitspiel. Mordor bringt den Tod.

Er überarbeitete das Werk, brachte es auf den neuesten Stand, sodass es der aktuellen Entwicklung Rechnung trug:

Blauäugige Frau. Spielt emsig Detektivin. Tod in Santa Fe.

63. Kapitel

Größer als ein Privatquartier im St. Quentin und völlig anders als das triste Gefängnisgrau, wirkte das Hotelzimmer mit seinem aufdringlich gemusterten, farbenfreudigen Dekor auf Martie doch wie eine Zelle. Beim Anblick der Wanne im Bad sah sie Susan in blutrotem Wasser vor sich, obwohl ihr der Anblick ihrer toten Freundin erspart geblieben war. Keines der Fenster im Raum ließ sich öffnen, und die durch die Klimaanlage einströmende Warmluft war, obwohl auf die niedrigste, noch angenehme Stufe geschaltet, erdrückend. Sie fühlte sich allein, gehetzt, mit dem Rücken an der Wand. Ihre Autophobie, die seit neun Uhr auf kleinster Flamme vor sich hin köchelte, schien im Begriff, als ausgewachsene Klaustrophobie wieder in Erscheinung zu treten.

Aktiv werden. Durch aktives, von Klugheit und einem moralischen Ziel gelenktes Handeln lassen sich die meisten Probleme lösen. Nachzulesen auf Seite eins der Lebensregeln von Strahlebob Woodhouse.

Und sie wurden aktiv, obwohl erst die Zukunft zeigen würde, ob die Klugheit, die ihr Handeln lenkte, ausreichte, um ihre Probleme zu lösen.

Als Erstes sichteten sie das Material, das Roy Closterman über Mark Ahriman zusammengetragen hatte, und richteten dabei ihr besonderes Augenmerk auf die Informationen, die im Zusammenhang mit den Pastore-Morden und dem Fall von Kindesmissbrauch in dem Kindergarten in New Mexico standen. Sie schrieben die Namen von Beteiligten aus den Kopien von Zeitungsartikeln ab und stellten eine Liste der Opfer auf, deren Schicksal ihnen vielleicht Fingerzeige und Beweise liefern konnte.

Nachdem sie Clostermans Unterlagen durchgesehen hatten, aktivierte Dusty seine Frau mit deren Schlüsselnamen *Ray-*

mond Shaw und führte sie mithilfe des Blätter-Haiku in ihre innere Kapelle – allerdings nicht, bevor er das feierliche Versprechen abgelegt hatte, ihr Wesen einschließlich aller Schwächen gänzlich unangetastet zu lassen, was sie sowohl mit Belustigung als auch mit Rührung zur Kenntnis nahm.

Wie er es mit Skeet getan hatte, wies er sie gewissenhaft an, alles zu vergessen, was Raymond Shaw je zu ihr gesagt hatte, die Bilder des Todes zu vergessen, die Shaw ihrem Unterbewusstsein eingepflanzt hatte, und für alle Zeiten von ihrer Autophobie frei zu sein. Auf der Ebene ihres bewussten Seins hörte sie nichts von dem, was er sagte, und erinnerte sich später nicht mehr, was von dem Moment an passiert war, als er den Schlüsselnamen aussprach, bis –

– *schnipp*, woraufhin sie aufwachte und sich so frei und unbeschwert fühlte wie schon seit zwei Tagen nicht mehr. Ihre alte Freundin, die Hoffnung, hielt wieder Einzug bei ihr. Ein Versuch bewies, dass sie nicht mehr auf den Namen *Raymond Shaw* reagierte.

Nun befreite Martie ihrerseits Dusty, nachdem sie ihn mit dem Namen *Viola Narvilly* und dem Reiher-Haiku aktiviert hatte.

Mit einem Fingerschnippen brachte sie ihn in die Wirklichkeit zurück.

Sie blickte in seine wunderschönen Augen, die jetzt wieder so klar wie eh und je wurden, und begriff plötzlich, wie schwer die Verantwortung, die auf seinen Schultern gelastet hatte, gewesen sein mußte, als er Skeet in Trance versetzt und instruiert hatte. Es war ein zutiefst beeindruckendes und beängstigendes Gefühl, ihren Mann so verwundbar vor sich zu sehen, die innersten Kammern seines psychischen Seins nach Gutdünken umformen zu können; und wie überwältigend und zugleich demütigend auch die Vorstellung, ihm ihr elementares Selbst so nackt und wehrlos präsentiert zu haben, ohne einen anderen Schutz als ihr absolutes Vertrauen.

Sie machten die Probe aufs Exempel und stellten fest, dass der Zugangsmechanismus nicht mehr funktionierte.

»Frei«, sagte er.

»Besser noch«, sagte sie, »von jetzt an wirst du sofort springen, wenn ich dir sage, du sollst den Müll rausbringen.«

Sein Gelächter stand in keinem Verhältnis zu ihrem harmlosen kleinen Scherz.

Martie spülte, als persönliche Unabhängigkeitserklärung, die Valiumtabletten in der Toilette hinunter.

*

Der Hochstimmung entsprechend, in der er früher am Abend aus dem Haus gegangen war, hatte Ahriman seinen kirschroten Ferrari Testarossa genommen, der flach und schnell wie eine Eidechse war, ihm aber jetzt zu glamourös für seine gegenwärtige Laune vorkam. Auch sein Mercedes wäre das falsche Fahrzeug gewesen, viel zu seriös und gesetzt für einen Mann in seiner üblen, unflätigen, mörderischen Gemütsverfassung. Einer seiner schnittigen Straßenkreuzer hätte besser gepasst: allen voran der schwarze Buick Riviera, Baujahr 63, der mit seinem verkürzten Verdeck, dem geteilten Kühlergrill, den elliptischen Ausbuchtungen an der Motorhaube, der gehörnten, zweiteiligen hinteren Stoßstange und allen anderen Extras aussah wie eines dieser dämonischen Autos, die in Filmen, von einem bösen Geist gelenkt und unzerstörbar, auf blutiger Amokfahrt durch die Gegend rasen.

Er machte an einem kleinen Supermarkt Halt, um einen Anruf zu erledigen, weil er weder sein Mobiltelefon noch sein heimisches Telefon benutzen wollte.

Die Welt des schönen neuen Millenniums war ein einziger riesiger Beichtstuhl, hinter dessen elektronischem Vorhang die Beichtväter der weltlichen Kirche jedes Gespräch belauschten. Der Arzt pflegte einmal im Monat sein Haus, seine Praxisräu-

me und seine Fahrzeuge nach Abhörgeräten zu durchsuchen, eine Arbeit, die er selbst erledigte, weil er keiner der privaten Sicherheitsfirmen, die solche Dienste anboten, über den Weg traute. Eine Telefonleitung konnte jedoch auch aus der Entfernung angezapft werden, weshalb es wichtig war, verräterische Anrufe von einem Telefon aus zu tätigen, das nicht auf seinen Namen angemeldet war.

Das Telefon vor dem Supermarkt war an der Außenwand des Gebäudes montiert. Der Wind würde das Belauschen mit einem Richtmikrofon unmöglich machen, sofern ihm ein Überwachungsteam auf den Fersen war, was Ahriman aber ohnehin für unwahrscheinlich hielt. Wenn dieses Telefon als Kontaktstelle für Drogendealer bekannt war, konnte zwar unter Umständen irgendwo ein Aufnahmegerät angeschlossen sein, das alle von hier geführten Gespräche aufzeichnete, sodass eine Stimmanalyse vor Gericht als Belastungsmaterial gegen Ahriman hätte herangezogen werden können; aber das war ein unbedeutendes und eben nicht zu vermeidendes Restrisiko.

Obwohl sich der Arzt darauf verlassen konnte, dass ihn seine Freunde praktisch vor jeder Strafverfolgung schützen würden, war er auf der Hut. In Wirklichkeit war nämlich gerade die Möglichkeit, dass er von diesen *Freunden* überwacht wurde, der Hauptgrund für den monatlichen elektronischen Kehraus in seinem Haus, und wenn es darum ging, seine privaten Spielchen zu verheimlichen, galt seine Sorge eher jenen Freunden als der Polizei. Ahriman hätte ohne Zögern einen Freund ans Messer geliefert, wenn es zu seinem Vorteil war, und er ging davon aus, dass er von seinen Freunden auch nichts anderes erwarten konnte.

Er tippte eine Nummer ein, warf Münzen in den Apparat, legte die Hand um die Sprechmuschel, um sie gegen das Heulen des Windes abzuschirmen. Nach dem dritten Klingelzeichen wurde am anderen Ende der Leitung abgehoben. »Ed Mavole«, sagte er, ebenfalls der Name einer Figur aus *Bot-*

schafter der Angst.

»Ich höre.«

Es folgten die Initialfloskeln des persönlichen Haiku und gleich darauf Ahrimans Aufforderung: »Sag mir, ob du allein bist oder nicht.«

»Ich bin allein.«

»Ich möchte, dass du zum Haus von Dusty und Martie in Corona del Mar hinausfährst.« Er warf einen Blick auf die Armbanduhr. Fast Mitternacht. »Ich möchte, dass du um drei Uhr morgens dort hinfährst, das ist in etwas mehr als drei Stunden. Sag mir, ob du mich verstanden hast oder nicht.«

»Ich habe verstanden.«

»Du wirst einen Zwanzig-Liter-Kanister Benzin und ein Streichholzbriefchen mitnehmen.«

»Ja.«

»Sei bitte vorsichtig. Achte besonders sorgfältig darauf, dass dich niemand sieht.«

»Ja.«

»Du wirst das Haus durch die Hintertür betreten. Unter der Fußmatte liegt ein Schlüssel, den ich dort für dich deponiert habe.«

»Vielen Dank.«

»Gern geschehen.«

Da er dieser Person die technischen Kenntnisse nicht zutraute, über die man verfügen musste, um eine wirklich wirkungsvolle Brandstiftung zu begehen, und weil er sichergehen wollte, dass das Haus bei dem Brand komplett zerstört wurde, drehte er sich mit dem Rücken gegen den Wind und erklärte volle fünf Minuten lang, wie man sich brennbare Flüssigkeiten und leicht entflammbare Materialien im Haus zunutze machen konnte, um die Wirkung des Benzins zu verstärken. Darüber hinaus klärte er seinen aufmerksamen Zuhörer über die vier entscheidenden architektonischen Merkmale auf, die den Zielen eines Brandstifters zugute kamen.

*

Trotz der Gefahr, in der sie schwebten, oder vielleicht gerade ihretwegen, trotz ihrer Trauer oder vielleicht auch wegen ihr schliefen Dusty und Martie in dieser Nacht miteinander. Ihr ruhiges, harmonisches Verschmelzen war weniger ein sexueller Akt als eine Bejahung: ein Ja zum Leben, eine Bekräftigung ihrer Liebe zueinander und ihres Glaubens an die Zukunft.

Ein paar verliebte Minuten lang wurden sie von keinen Ängsten, weder inneren noch äußeren Dämonen heimgesucht, und auch das Hotelzimmer erschien ihnen weder klein noch bedrückend. Für die Dauer dieser seidig fließenden Rhythmen gab es keine verwischte Grenze mehr zwischen Tatsache und Erfindung, zwischen Wirklichkeit und Fantasie, weil die Wirklichkeit nur noch aus zwei Körpern und der Zärtlichkeit zwischen ihnen bestand.

*

Wieder zu Hause in seinem filigran getäfelten Arbeitszimmer, setzte sich Ahriman auf den ergonomischen, mit Straußenleder bezogenen Stuhl, drückte einen der vielen Knöpfe, die in ein ausziehbares Schreibpaneel eingelassen waren, und sah zu, wie sein Computer leise schnurrend aus der Tischplatte nach oben glitt.

Er schrieb eine Nachricht, in der er den Empfänger in allen Einzelheiten über Dustin und Martine Rhodes' Reisepläne unterrichtete und als persönlichen Gefallen darum bat, die beiden von dem Augenblick an, in dem sie in New Mexico landeten, zu beschatten. Wenn ihre Nachforschungen ergebnislos verliefen, solle man sie unbehelligt nach Kalifornien zurückkehren lassen. Erhielten sie jedoch Informationen, die ihm, Ahriman, gefährlich werden konnten, so hielte er es für das Beste, wenn sie gleich an Ort und Stelle, im Land der

Verzauberung, wie es die indianischen Einwohner der Gegend zu nennen pflegten, getötet wurden, was ihm die Mühe sparen würde, sich nach ihrer Rückkehr ins goldene Kalifornien ihrer entledigen zu müssen. Würde ihre Beseitigung in New Mexico für notwendig erachtet, so solle man die beiden zuerst dazu bringen, den gegenwärtigen Aufenthaltsort von Mr. Rhodes' Bruder, Skeet Caulfield, zu verraten.

Ahriman las das Geschriebene noch einmal durch, um zu prüfen, ob er sich auch klar ausgedrückt hatte. Zwar bewertete er die Chance, Dusty oder Martie je lebend wieder zu sehen, nicht allzu optimistisch, aber er hatte auch nicht jegliche Hoffnung begraben. Sie hatten bis jetzt bei ihrem Vorgehen einen erstaunlichen Einfallsreichtum bewiesen, aber er ging davon aus, dass ein Malermeister und eine Videospiele-Erfinderin irgendwann einmal an ihre Grenzen stoßen mussten.

Sollte sich erweisen, dass sie beim Detektivspiel keine allzu große Begabung an den Tag legten, konnte er nach ihrer Rückkehr nach Kalifornien vielleicht ein Treffen mit ihnen arrangieren. Dann konnte er sie in Trance versetzen, herausfinden, wie viel sie über sein wahres Ich wussten, und die Sache wieder ins Lot bringen, indem er alles aus ihrem Gedächtnis tilgte, was geeignet war, ihren Willen zum bedingungslosen Gehorsam und ihre vorprogrammierte Bewunderung für seine Person zu beeinträchtigen.

Wenn er das bewerkstelligen konnte, war das Spiel gerettet.

Er hätte seine Gewährsleute in New Mexico bitten können, die beiden zu entführen und ihn einzeln mit ihnen am Telefon reden zu lassen, was ihm die Möglichkeit gegeben hätte, sich aus der Ferne Zugang zu ihrem Unterbewusstsein zu verschaffen, sie auszufragen und umzuprogrammieren. Nur hätte er seine Freunde in diesem Fall leider über die Natur seines privaten Spielchens aufklären müssen, und er wollte nicht, dass sie etwas über seine Strategien, seine Beweggründe und seine heimlichen Freuden erfuhren.

Die Art der Beziehung, die derzeit zwischen ihm und der Gesellschaft der Marionettenspieler in New Mexico bestand, war für ihn ideal, und beide Seiten profitierten davon. Vor zwanzig Jahren hatte Dr. Ahriman die Formel für das wirkungsvolle Drogengemisch, das einen programmierbaren Bewusstseinszustand beim Menschen herbeiführte, entwickelt und seither ständig verbessert. Außerdem hatte er das Standardwerk über Methoden der psychischen Beeinflussung geschrieben, das andere bis zum gegenwärtigen Tag als ihre Bibel betrachteten. Eine Handvoll Männer – und zwei Frauen – waren in der Lage, diese Wunder der Bewusstseinssteuerung zu vollbringen, aber kein anderes Mitglied der Gesellschaft konnte dem Arzt in dieser Hinsicht das Wasser reichen. Er war der Meister der Marionettenspieler, und wenn es um eine besonders schwierige oder heikle Aufgabe ging, wandten sie sich stets an ihn. Er wies sie nie ab, ließ sich nie für seine Dienste bezahlen – erhielt aber eine Erstattung seiner Reisekosten, großzügige Tagesspesen, wenn er unterwegs war, und alljährlich ein kleines, aber erlesenes persönliches Geschenk (Autohandschuhe aus Lammleder, lapislazulibesetzte Manschettenknöpfe, eine Krawatte, handbemalt von den künstlerisch begnadeten Kindern eines tibetischen Waisenhauses für mystisch Taube) zu Weihnachten.

Drei bis vier Mal im Jahr flog er auf ihre Bitte hin nach Albany oder Little Rock, nach Hialeah, Des Moines oder Falls Church, Städte meistens, in die er sonst nie einen Fuß gesetzt hätte, Städte, wo er unter falschen Namen wie Jim Shaitan, Bill Sammael oder Jack Apollyon abstieg und in einer Kostümierung auftrat, in der er unter den Einheimischen nicht weiter auffiel. Dort führte er, assistiert von einem Team williger Mitarbeiter, für die Dauer von drei bis fünf Tagen Programmiersitzungen durch – gewöhnlich mit nicht mehr als zwei Personen –, bevor er ins wohltuende Klima der Pazifikküste zurückkehrte. Sein Sonderstatus brachte es mit sich, dass

Ahriman als Anerkennung und Entschädigung für seine Dienste als einzigem Mitglied der Gesellschaft von den Vorständen das Recht eingeräumt wurde, seine Fähigkeiten auch im privaten Interesse einzusetzen.

Einmal hatte ein anderer am Projekt beteiligter Psychologe – ein junger deutschstämmiger Amerikaner mit dem für amerikanische Ohren unglücklichen Nachnamen Fugger – den Versuch gemacht, diese Ausnahmeregel heimlich auch einmal für sich in Anspruch zu nehmen, hatte sich aber dabei erwischen lassen, woraufhin ein Exempel an ihm statuiert wurde, indem man ihn vor den Augen seiner Programmierkollegen in handliche Stücke zerlegte und den gierigen Krokodilen in einem aufgepeitschten Tümpel zum Fraß vorwarf.

Da das Verbot der privaten Anwendung Ahriman nicht betraf, hatte man ihm keine Einladung geschickt, und er hatte erst im Nachhinein von der Strafaktion erfahren. Er hatte sein Leben so gestaltet, dass er nur wenig Grund hatte, irgendetwas zu bedauern, aber dass er Fuggers Abschiedsparty verpasst hatte, tat ihm in der Seele weh.

Jetzt fügte der Arzt, vor der Onyxplatte seines Schreibtischs sitzend, seiner Nachricht noch ein zweizeiliges Postskriptum hinzu, in dem er berichtete, dass der Schauspieler wie verlangt programmiert war und die Nase des Präsidenten schon bald mindestens eine Woche lang Thema Nummer eins in sämtlichen Medien sein würde, einschließlich der überaus klugen Kommentare von den üblichen Experten und von dem einen oder anderen führenden Nasologen.

Eine Gruppe übereifriger Ermittler, die derzeit im Auftrag des Weißen Hauses die weitreichende Aktivität gewisser geschäftstüchtiger Beamter im Wirtschaftsministerium unter die Lupe nahmen, würden zweifellos, innerhalb von vierundzwanzig Stunden nachdem das Riechorgan ihres Chefs wieder angenäht war, zurückgepfiffen werden, und die Staatsmacht würde sich wieder mit den Belangen ihres Volks befassen

können.

Ahriman, stets Diplomat, hängte abschließend ein paar persönliche Worte an: einen Geburtstagsgruß an einen der Programmierer; eine Nachfrage nach dem Befinden des ältesten Kindes eines der Projektleiter, das an einer besonders schweren Grippeinfektion erkrankt war; und schließlich herzliche Glückwünsche an den technischen Mitarbeiter Curly, dessen Heiratsantrag von der Freundin angenommen worden war.

Er schickte das Schreiben per E-Mail an das Institut in Santa Fe, wobei er sich eines für die Öffentlichkeit nicht verfügbaren, absolut wasserdichten Kodierungsprogramms bediente, das eigens für die Gesellschaft und ihren Mitarbeiterstab entwickelt worden war.

Was für ein Tag.

Welche Höhen, welche Tiefen.

Um seine Stimmung zu heben und sich dafür zu belohnen, dass er im Angesicht solcher Widrigkeiten Ruhe und Besonnenheit bewahrt hatte, ging Ahriman in die Küche und mixte sich ein großes Glas Kirscheislimonade. Außerdem gönnte er sich einen Teller Mailänder Plätzchen mit Schokoguss der Marke Pepperidge Farm, die auch zu den Lieblingsnaschereien seiner Mutter gehört hatten.

*

Kreischende Sturmgespenster fuhren vom Himmel herunter, vom Boden heulten die Koboldschreie der Sirenen auf, dazwischen peitschend-brüllend die gemarterten Bäume, Palmen und Lorbeer-Fici, durch deren Zweige zerrissene Kaskaden glühender Funken stoben: Halloween im Januar oder ein Tag wie jeder andere in der Hölle. Jetzt barsten die Fensterscheiben im ersten Stock, und Glassplitter, in denen sich glitzernd das Feuer spiegelte, regneten klirrend wie eine unmelodische Klavierpassage in einer Partitur der Zerstörung auf das Vordach über dem

Eingangspodest herunter.

Dicht an dicht standen Löschfahrzeuge und Notarztwagen in der schmalen Straße, Blaulichter und Scheinwerfer tauchten die Szene in grelles, zuckendes Licht, aus Funkgeräten dröhnten knisternd wie Funkengestöber die Durchsagen von den Leitstellen. Feuerwehrschläuche wanden sich schlangengleich über das nasse Pflaster, wie verzaubert vom rhythmischen Pulsieren der Pumpen.

Als der erste Feuerwehrzug eintraf, hatte das Haus der Rhodes' bereits lichterloh gebrannt, und weil in dieser Gegend die Häuser so dicht beieinander standen, hatten die Feuerleute zuerst die Nachbardächer und die Bäume in Gärten und Vorgärten gewässert, um zu verhindern, dass die Flammen auf andere Gebäude übergriffen. Nachdem diese Gefahr in letzter Sekunde gebannt war, schwenkte die Motorspritze auf dem Dach des größten Löschfahrzeugs zu dem viktorianischen Häuschen hinüber.

Das Haus mit seiner reichen Ornamentik leuchtete hell im Feuerschein, aber unter den Flammenzungen war der farbenfrohe, an San Francisco erinnernde Anstrich schon rußgeschwärzt und verkohlt. Als die Straßenfassade sich zu neigen begann, zerbarst das letzte noch intakte Fenster. Das Dach gab nach. Das Vordach über der Eingangstreppe stürzte herunter. Alle Löschschläuche waren jetzt auf das Haus gerichtet, aber sie konnten dem Feuer, das die Wassermassen gierig zu verschlucken schien, nichts anhaben.

Als ein großer Teil des Dachstuhls einbrach und in die Gluthölle im Innern des Hauses stürzte, ging ein entsetzter Schrei durch das Grüppchen der Nachbarn, die sich auf der anderen Straßenseite versammelt hatten. Dunkle Rauchwolken quollen aus dem plötzlich offenen Dach und jagten, vom Wind gescheucht, in wildem Galopp wie eine Herde albtraumhafter Pferde in Richtung Westen davon.

*

Martie wurde durch eine Feuersbrunst getragen, und die starken Arme, die sie umfangen hielten, gehörten ihrem Vater, Strahlebob Woodhouse. Er trug seine Arbeitskleidung: Helm mit Frontplakette, auf der Einheit und Kennnummer zu lesen waren, Einsatzjacke mit reflektierenden Schutzstreifen, feuerfeste Handschuhe. Schwelender Schutt knirschte unter den Sohlen seiner Feuerwehrstiefel, als er sie mit energisch ausholendem Schritt der Sicherheit entgegentrug.

»Aber Daddy, du bist doch tot«, sagte Martie, worauf Strahlebob antwortete: »Nun ja, ich bin tot und auch wieder nicht, Miss M., aber selbst wenn ich tot bin, heißt das noch lange nicht, dass ich nicht für dich da wäre.«

Sie waren von Flammen eingeschlossen, die einmal züngelnd und durchsichtig waren, dann wieder massiv wie Stein, als wäre dies nicht ein Haus, das durch ein Feuer zerstört wurde, sondern eines, das aus Feuer erbaut war, der Parthenon des Feuergottes selbst mit Säulen, Gesimsen und Bögen aus Feuer, Fußböden aus kunstvollem Flammenmosaik, Deckengewölben aus Feuer, Raum um Raum eine ewige Feuersbrunst, durch die sie auf der Suche nach einem Ausgang irrten, den es nicht zu geben schien.

Und doch fühlte sich Martie geborgen in den Armen ihres Vaters, und sie hielt sich, einen Arm um seine Schultern geschlungen, an ihm fest, überzeugt, dass er sie früher oder später hier herausbringen würde ... bis sie den Kopf hob und hinter seinem Rücken ihren Verfolger erblickte: Der Blättermann war ihnen auf den Fersen, und obwohl er durch und durch lichterloh brannte, nahmen ihm die Flammen, die von ihm zehrten, nichts von seiner Substanz. Wenn sie überhaupt etwas bewirkten, dann höchstens, dass er immer größer und stärker wurde, weil das Feuer nicht sein Feind war: Es war die Quelle seiner Kraft. Von einem Regen aus glühenden Blättern

und Asche umgeben, kam er näher, griff mit beiden Händen nach dem Feuerwehrmann und seiner Tochter, zerfetzte mit Klauenfingern die glutheiße Luft vor ihrem Gesicht. Selbst in den Armen ihres Vaters begann sie zu zittern und vor Angst zu weinen, haltlos zu schluchzen. Näher, immer näher, dunkle Augenhöhlen und ein hungriger schwarzer Schlund, gezackte Blätterlippen und Flammenzähne, näher, immer näher, und schon konnte sie die Herbststimme des Blättermanns hören, kalt und stachlig wie ein Distelfeld unter dem Oktobervollmond: »Ich will es schmecken. Ich will deine Tränen schmekken –«

Sie fuhr aus dem Schlaf auf und sprang aus dem Bett, aber obwohl sie augenblicklich hellwach war, fühlte sich ihr Gesicht so heiß an, als wäre sie immer noch von Flammen umgeben, und ein schwacher Rauchgeruch stieg ihr in die Nase.

Damit es in dem ohnehin schon beklemmenden Hotelzimmer nicht auch noch stockdunkel war, hatten sie im Bad ein Licht angelassen und die Tür nicht ganz zugemacht. Martie sah genug, um zu erkennen, dass die Luft klar war; es hing kein Rauchschleier im Zimmer.

Der schwache, aber beißende Geruch war jedoch immer noch wahrnehmbar, und Martie fing an, sich Sorgen zu machen, ob nicht irgendwo im Hotelgebäude ein Feuer ausgebrochen war, dessen Geruch – wenn schon nicht der Rauch selbst – vom Gang durch die Türritzen in ihr Zimmer drang.

Dusty schlief, und sie war eben im Begriff, ihn zu wecken, als sie den Mann bemerkte. Er stand außerhalb der Reichweite des Lichtkeils, der durch den Spalt der Badezimmertür hereinfiel.

Martie konnte sein Gesicht nicht deutlich sehen, aber die Form seines Feuerwehrhelms erkannte sie sofort. Ebenso wie die phosphoreszierenden Streifen an seiner Schutzjacke.

Eine optische Täuschung, die ihr die Schatten vorgaukelten. Klar, ganz gewiss. Aber … nein. Das war nicht nur ein Trug-

bild.

Sie wusste, dass sie hellwach war, wusste es so sicher, wie sie je etwas im Leben gewusst hatte. Und doch stand er da, nur drei oder vier Meter von ihr entfernt, derselbe, der sie aus den lodernden Flammen ihres Albtraums getragen hatte.

Plötzlich schienen die Traumwelt und die Welt, zu der dieses Hotelzimmer gehörte, gleichwertig nebeneinander zu existieren als zwei Teile einer Wirklichkeit, voneinander getrennt nur durch einen Schleier, der noch dünner war als der Vorhang des Schlafs. Hier war die Wahrheit, so rein und unverfälscht, wie sie sich einem nur selten zeigte, und Martie war starr und atemlos vor Staunen, als ihr dies bewusst wurde.

Am liebsten wäre sie zu ihm hingegangen, aber ein Gefühl sagte ihr, dass es nicht richtig gewesen wäre, eine tiefe innere Einsicht, dass das eine ihre und das andere seine Welt war, dass die augenblickliche Überschneidung der beiden Welten ein flüchtiger Moment war, ein Geschenk, das sie nicht missbrauchen durfte.

Ihr kam es vor, als würde der Feuerwehrmann – und Wächter – in der Dunkelheit angesichts ihrer Zurückhaltung beifällig nicken. Sie glaubte schimmernde Zähne zu erkennen, die sich im vertrauten Lächeln eines geliebten Mundes zeigten.

Sie schlüpfte ins Bett zurück, stopfte sich zwei Kissen unter den Kopf und zog die Decke bis zum Kinn hoch. Ihr Gesicht fühlte sich nicht mehr heiß an. Der Rauchgeruch war verschwunden.

Die Uhr auf dem Nachttisch zeigte fünf nach halb vier an. Martie glaubte nicht, dass sie noch einmal einschlafen würde.

Voller Staunen blickte sie noch einmal in diese besondere Dunkelheit, und er war immer noch da.

Sie nickte lächelnd und schloss die Augen und öffnete sie auch nicht wieder, als sie nach einer Weile das unverkennbare Quietschen der Gummisohlen seiner Feuerwehrstiefel und das Knistern seiner Schutzjacke hörte. Sie öffnete sie weder, als sie

spürte, wie sich ein Asbesthandschuh auf ihren Kopf legte, noch, als er ihr das Haar aus der Stirn nach hinten strich.

Entgegen ihrer Erwartung, dass sie sich bis zum Morgen ruhelos im Bett herumwälzen würde, übermannte sie schon bald wieder der Schlaf, und sie schlief besonders tief und friedlich, bis sie eine gute Stunde später, nur wenige Minuten vor der Zeit, zu der sie von der Hotelrezeption telefonisch geweckt werden wollten, in der frühmorgendlichen Stille erwachte.

Sie konnte nicht den Hauch eines Rauchgeruchs mehr wahrnehmen, und in der samtenen Dunkelheit hielt kein Besucher Wache. Sie lebte wieder in der einen Welt, ihrer Welt, die so vertraut, so furchteinflößend und doch voller Verheißung war.

Keinem anderen gegenüber hätte sie den Beweis antreten können, was in dieser Nacht Wirklichkeit gewesen war und was nicht, aber ihr genügte es völlig, selbst die Wahrheit zu kennen.

Als das Telefon neben dem Bett klingelte und anzeigte, dass es Zeit war aufzustehen, wusste sie, dass sie Strahlebob in dieser Welt nie wieder begegnen würde, aber sie fragte sich, wie lange es wohl dauern würde, bis sie ihn in der seinen wiedersah, ob fünfzig Jahre oder nur einen Tag.

64. Kapitel

Auf hoch gelegenen Wüstenplateaus ist es im Winter selten warm, und als Martie und Dusty am Donnerstagvormittag auf dem Municipal Airport von Santa Fe aus dem Flugzeug stiegen, schlug ihnen kalte, trockene Luft aus einer fahlen Ebene entgegen, über der es so windstill war wie auf dem Mond.

Sie hatten ihre beiden kleinen Koffer als Handgepäck mit ins Flugzeug genommen, nachdem die Tasche mit Figs Feuerwehrauto in der Orange County unbeanstandet den Sicherheitscheck passiert hatte. So mussten sie nicht am Gepäckband warten und konnten sich direkt zur Autovermietung begeben.

Als Martie in den zweitürigen Ford stieg, atmete sie die Zitrusduftwolke eines Lufterfrischers ein, die einem Orangenhain alle Ehre gemacht hätte, aber dennoch nicht ausreichte, um den unangenehmen Geruch von kaltem Zigarettenrauch, der im Wageninnern hing, ganz zu überdecken.

Als sie auf dem Weg zum Stadtzentrum die Cerillos Road erreicht hatten, entfernte Martie die Messingschrauben vom Boden des Feuerwehrautos. Sie nahm den Filzbeutel aus dem Innern und zog die Pistole heraus.

»Willst du sie an dich nehmen?«, sagte sie zu Dusty.

»Nein, nur zu, nimm du sie, du kannst ohnehin besser damit umgehen als ich.«

Dusty hatte die Springfield Armory Champion, eine hochmodifizierte Version der Colt Commander, die in der Waffenschmiede Springfield maßangefertigt wurde, mit zahlreichen Extras bestellt: einem abgeschrägten Magazinschacht, ausgekehltem Lauf, abgesenktem, ausgestelltem Ausstoßfenster, niedrig montiertem Novak-Visierkamm, einem ausgefeilten Zuführer, ausgefeilten Auszieher und Auswerfer und einem auf zwei Kilogramm Widerstand eingerichteten A-1-Abzug. Die siebenschüssige Pistole war leicht, kompakt und benutzer-

freundlich.

Ursprünglich war Martie gegen den Kauf dieser Waffe gewesen. Nach einem Dutzend Besuchen auf dem Schießplatz und zweitausend abgefeuerten Schuss hatte es sich jedoch gezeigt, dass sie mit der Waffe viel besser zurechtkam als Dusty, was sie allerdings mehr überraschte als ihn.

Sie steckte die Pistole in ihre Schultertasche, was beileibe nicht der ideale Aufbewahrungsort war, weil sie die Waffe so nicht schnell und ungehindert ziehen konnte. Dusty hatte sich zwar für die Verwendung auf dem Schießstand nach Holstern umgesehen, war aber noch nicht dazu gekommen, einen geeigneten auszusuchen.

Da Martie über ihren Jeans einen marineblauen Pullover und eine blaue Tweedjacke trug, hätte sie die Waffe auch am Bauch oder am Rücken in den Hosengürtel stecken können, ohne dass sie sonderlich aufgefallen wäre. Aber das hätte ihr auf Dauer allzu großes Unbehagen bereitet, und so blieb als Notlösung nur die Tasche.

»Jetzt sind wir von Rechts wegen Gesetzesbrecher«, sagte sie trocken. Um leichteren Zugriff zu der Waffe zu haben, ließ sie den Reißverschluss des Mittelfachs offen.

»Das waren wir schon von dem Moment an, in dem wir das Flugzeug bestiegen haben.«

»Na ja, jetzt sind wir halt auch in New Mexico Gesetzesbrecher.«

»Wie fühlst du dich dabei?«

»Kam Billy Bonney nicht aus Santa Fe?«, sagte sie.

»Billy the Kid? Keine Ahnung.«

»Jedenfalls kam er aus New Mexico. Ich fühle mich allerdings kein bisschen wie Billy the Kid, das kann ich dir flüstern. Es sei denn, er war auch ständig in Sorge, sich vor Angst in die Hosen zu machen.«

An einem Einkaufszentrum machten sie Halt, um ein Diktiergerät und einen Vorrat an Minikassetten und Ersatzbatterien

zu kaufen.

In einem Telefonbuch, das angekettet in einer öffentlichen Telefonzelle hing, suchten sie mit über die Seiten gebeugten Köpfen – ihr Atem dampfte in der frostigen Luft – die wenigen Namen, die sie aus den Zeitungsausschnitten in Roy Clostermans Unterlagen herausgeschrieben hatten. Einige der Personen auf ihrer Liste konnten sie nicht finden, wahrscheinlich weil diese gestorben oder in eine andere Stadt umgezogen waren – oder weil sie, sofern sie zu den damals betroffenen Mädchen gehörten, inzwischen verheiratet waren und dadurch einen neuen Namen angenommen hatten. Immerhin fanden sie einige der Namen und Adressen.

Wieder im Auto, aßen sie Hühnchentacos zu Mittag, die sie bei einer Imbissbude geholt hatten. Dusty studierte dabei den Stadtplan, den sie von der Autovermietung bekommen hatten, während Martie Batterien in das Diktiergerät einlegte und die Bedienungsanleitung überflog. Das Aufnahmegerät war ein denkbar einfaches Modell und kinderleicht zu bedienen.

Sie wussten nicht, wie viel belastendes Material sie auf diese Weise sammeln konnten und ob irgendetwas davon geeignet war, die Geschichte, die sie der Polizei in Kalifornien erzählen wollten, glaubhafter zu machen, aber sie hatten schließlich nichts zu verlieren, und es war einen Versuch wert. Wenn sie die eigenen Anschuldigungen nicht durch die Aussagen anderer, denen Ahriman Schaden zugefügt hatte, untermauern konnten, würde man sie garantiert trotz der Kassette mit der Aufnahme von Susans Anruf als paranoide Unruhestifter mit allzu lebhafter Fantasie abtun. Kein Mensch würde sie ernst nehmen.

Zwei Pluspunkte hatten sie, die ihnen Mut machten. Zum einen wussten sie aufgrund der Nachforschungen von Roy Closterman, dass es Menschen gab, die Ahriman hassten, die ihm die schlimmsten Verstöße gegen seinen Eid als Arzt und Therapeut anlasteten, aber in ohnmächtigem Zorn hatten mit

ansehen müssen, dass er sich nicht nur jeder Strafverfolgung entzog, sondern erhobenen Hauptes und im Besitz seiner Approbation den Staat verlassen konnte, um anderswo unbehelligt weiter seinen Beruf auszuüben.

Zum Zweiten würde Ahriman sie kaum in Santa Fe suchen, da er wahrscheinlich nicht ahnte, dass sie über seine Vergangenheit informiert waren, da er sie vermutlich weder für ehrgeizig noch für intelligent genug hielt, den Anfängen seiner Versuche auf dem Gebiet der Gehirnwäsche auf die Spur zu kommen. Das bedeutete, dass sie sich ein, zwei Tage, vielleicht sogar noch länger, frei bewegen konnten, ohne die beängstigende Aufmerksamkeit der geheimnisvollen Männer auf sich zu ziehen, die Brian das Ohr abgeschnitten hatten.

Hier, auf dem Boden seiner Vergangenheit, die Spürgeräte des Arztes und seiner unbekannten Verbündeten unterlaufend, würde es ihnen vielleicht gelingen, so viele Informationen zusammenzutragen, dass man ihnen glaubte, wenn sie sich mit ihrer Geschichte an die kalifornische Polizei wandten.

Nein. *Vielleicht* war ein unannehmbares Wort. Es war das Wort eines Verlierers. *Bestimmt* musste es heißen, aus dem Wortschatz der Sieger. Sie *mussten* genügend Informationen zusammentragen; und weil sie es mussten, würden sie es auch tun.

Initiative ergreifen.

Als sie das Einkaufszentrum verließen, übernahm Martie das Steuer, während Dusty ihr anhand des Stadtplans den Weg wies.

Der tief über dem Hochland hängende Himmel hatte die Farbe der Gipsdünen von New Mexico. Die träge sich stauenden Wolken waren eisig, und dem Wetterbericht zufolge würden sie sich gegenseitig noch Schnee abklopfen, bevor der Tag zu Ende ging.

*

Das Haus war nur ein paar Straßenzüge von der Saint Francis Cathedral entfernt. Es wurde von einer Adobemauer umgeben, die von einem Stufenbogen, in den ein Tor aus dünnen Palisaden eingelassen war, überragt wurde.

Martie parkte den Wagen am Bordstein. Martie und Dusty kamen als Besucher, die mit Aufnahmegerät und Revolver in der Tasche ein wenig kalifornisches Flair in das mythenumwobene Santa Fe brachten.

Neben dem Tor, unter einer Kupferlaterne mit glimmerbeschichteten kupferfarbenen Scheiben, ergoss sich eine Kaskade geflochtener roter Chilischoten über die Ziegelmauer. Dieser leuchtende Herbstschmuck, der seine Jahreszeit schon lange überlebt hatte, war an manchen Stellen grau vom Reif, aber rot und glänzend dort, wo die Schoten mit einer dünnen Eisschicht überzogen waren.

Hinter dem Tor, das nur angelehnt war, lag ein backsteingepflasterter Vorhof. Niedrige Agavengewächse spreizten ihre stachligen Blätter, und hohe Pinien hätten dunkle Schatten über den Hof geworfen, hätte die Sonne geschienen.

Das eingeschossige, im Pueblostil gebaute Haus allein rechtfertigte schon den Beinamen New Mexicos als Land der Verzauberung. Massiv und mit abgerundeten Kanten, weichen Linien und warmen Erdfarben, wohin man schaute. Tiefe Tür- und Fensteröffnungen mit einfachen Holzfenstern darin.

Eine Veranda, deren Dach von rohen, mit der Zeit geglätteten Tannenholzpfosten und einem geschnitzten, mit blauem Sternenmuster bemalten Holzgesims getragen wurde, zog sich über die gesamte Breite des Hauses. Die Decke der Veranda bestand aus den für diese Gegend typischen *vigas*, dicken Tannenholzrundbalken, und einem Paneel aus Espenholzstangen, den sogenannten *latillas*, mit dem die Zwischenräume zwischen den Balken verkleidet waren.

Die bogenförmig abgerundete Eingangstür war mit traditionellen Schnitzereien in Rosetten-, Muschel- und Zopfmustern

verziert. Der handgeschmiedete Kojote, der als Türklopfer diente, hing an den Hinterpfoten, mit den Vorderpfoten schlug er gegen einen großen, in die Tür versenkten Knauf. Als Dusty klopfte, hallte der Ton laut in dem kalten, stillen Vorhof wider.

Die Frau, die ihnen die Tür öffnete, war schätzungsweise Anfang dreißig, und eine Seite ihrer Familie konnte noch nicht länger als zwei Generationen aus Italien ausgewandert sein. Aber ein anderer Zweig ihres Stammbaums trug unverkennbar den Stempel der Navajo. Mit ihrem schön geschnittenen Gesicht, den hohen Wangenknochen und dem rabenschwarzen Haar, schwärzer noch als Marties, stand sie vor ihnen, eine Prinzessin New Mexicos in einer weißen, am Kragen mit blaugefiederten Rotkehlchen bestickten Bluse, einem ausgeblichenen Jeansrock, umgeschlagenen Söckchen und abgelatschten weißen Turnschuhen.

Dusty und Martie stellten sich vor. »Wir suchen Chase Glyson«, sagte Dusty dann.

»Das ist mein Mann, ich bin Zina Glyson«, sagte die Frau. »Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen.«

Da Dusty zögerte, sagte Martie: »Wir würden uns gern mit ihm über Dr. Ahriman unterhalten. Mark Ahriman.«

Mrs. Glysons offenes Gesicht ließ keine Anspannung erkennen, und ihre Stimme blieb unverändert freundlich. »Sie kommen an meine Tür und nehmen den Namen des leibhaftigen Teufels in den Mund. Warum sollte ich mit Ihnen reden?«

»Er ist nicht der Teufel«, sagte Martie, »eher ein Vampir, und wir haben die Absicht, diesem Verbrecher einen Pfahl ins Herz zu stoßen.«

Mrs. Glysons direkter, forschender Blick war so durchdringend wie der einer Ältesten beim Stammestribunal. Nach einer Weile trat sie einen Schritt zurück und führte die Besucher aus der Kälte der Veranda in ihr warmes Heim im Schutz der dicken Adobemauern.

*

Normalerweise pflegte der Arzt keine Waffe bei sich zu tragen, aber bei allen Unabwägbarkeiten, die der Fall Rhodes mit sich brachte, schien ihm diese Vorsicht geboten.

Martie und Dusty waren, solange sie sich in New Mexico aufhielten, keine unmittelbare Gefahr für ihn. Sie würden ihn auch nicht in Gefahr bringen, wenn und falls sie nach Kalifornien zurückkehrten, vorausgesetzt, er kam ihnen nah genug, um sie mit ihren Schlüsselnamen – *Shaw*, *Narvilly* – zu aktivieren.

Mit Skeet sah die Sache anders aus. Sein von Drogen durchlöchertes Sieb von einem Gehirn war offensichtlich nicht in der Lage, die entscheidenden Informationen eines Kontrollprogramms dauerhaft zu speichern. Wenn dieser kleine Freak mit seinem dopeumnebelten Hirn nun aus irgendeinem Grund auf die Idee kam, Ahriman auf den Pelz zu rücken, war es durchaus möglich, dass er nicht sofort auf den Namen *Dr. Yen Lo* reagierte und somit Zeit haben würde, ihn mit einem Messer, einer Pistole oder sonst einer Waffe, die er bei sich hatte, anzugreifen.

Der graue Nadelstreifenzweireiher von Ermenegildo Zegna war elegant geschnitten, und es hätte aus modischer Sicht eigentlich gesetzlich verboten gehört, die Linie eines solchen Meisterwerks an Maßarbeit durch ein Schulterholster zu ruinieren. Zum Glück hatte sich der Arzt in weiser Voraussicht ein Spezialholster aus weichem Leder fertigen lassen, in dem sich die Pistole so unauffällig unter der Achselhöhle und so dicht am Körper tragen ließ, dass sie selbst dem geschulten Auge eines italienischen Stardesigners nicht aufgefallen wäre.

Andererseits verursachte die Waffe schon deshalb keine unschöne Ausbuchtung, weil es sich um eine kompakte Automatikpistole handelte, eine Taurus PT-111 Millennium mit einem Pearce-Griffverlängerer. Klein, aber effektiv.

Nachdem es am Vorabend so spät geworden war, hatte der Arzt ziemlich lange geschlafen, was auch kein Problem war, weil er jetzt, da Susan Jagger tot war, den üblichen Donnerstagvormittagstermin mit ihr nicht mehr wahrnehmen musste. Da ihn bis zum frühen Nachmittag keine weiteren Pflichten riefen, gönnte er sich eine Stippvisite in seinem Lieblingsladen für altes Spielzeug, wo er ein vorzüglich erhaltenes Dodge-City-Figurenset der Firma Marx für nur 3250 Dollar und das Spritzgussmodell eines Ferrari aus der Johnny-Lightning-Kollektion für lediglich 115 Dollar erstand.

Außer ihm stöberten zwei weitere Kunden in dem Laden herum. Sie unterhielten sich mit dem Besitzer, und es bereitete Ahriman diebische Freude, sich vorzustellen, was sie für Gesichter machen würden, wenn er ohne jeden Anlass seine Pistole zog und ihnen ein paar Kugeln in den Wanst jagte. Natürlich setzte er seine Fantasie nicht in die Tat um. Schließlich freute er sich über sein Schnäppchen, und ihm war daran gelegen, bei dem Ladenbesitzer auch in Zukunft noch ein gern gesehener Kunde zu sein.

*

In der Küche roch es aus der Backröhre verführerisch nach frischem Maisbrot, und auf dem Herd stand ein großer Topf, aus dem das kräftige Fleischaroma eines Chili aufstieg, dem die Bohnen noch nicht zugefügt waren.

Zina rief ihren Mann an seinem Arbeitsplatz an. Er betrieb eine Kunstgalerie in der Canyon Road. Nachdem er gehört hatte, warum Martie und Dusty mit ihm reden wollten, dauerte es nicht einmal zehn Minuten, bis er zu Hause war.

Während sie auf ihn warteten, stellte Zina rote Tontassen mit starkem Kaffee auf den Tisch. Das bittere Aroma des Gebräus wurde durch die Beigabe von Zimt gemildert. Dazu servierte sie mit gerösteten Pinienkernen verziertes Geleegebäck.

Als Chase Glyson die Küche betrat, sahen sie einen Mann vor sich, der den Eindruck machte, als verdiente er seinen Lebensunterhalt nicht als Kunsthändler, sondern als Cowboy auf der Weide: groß und schlaksig, zerzaustes blondes Haar und ein sympathisches, von Wind und Sonne gegerbtes Gesicht. Er sah aus wie ein Mann, der einen Stall nur zu betreten brauchte, um das Vertrauen der Pferde zu gewinnen, sodass sie ihm leise zur Begrüßung zuwieherten, die Hälse über ihre Boxentüren reckten und mit weichen Nüstern in seinen Händen nach Leckereien schnupperten.

In ruhigem, aber konzentriertem Ton fragte er, nachdem er sich zu den Besuchern an den Küchentisch gesetzt hatte: »Was hat Ahriman Ihnen und den Ihren angetan?«

Martie erzählte ihm von Susan. Von der Agoraphobie, die immer schlimmer geworden war, von dem Vergewaltigungsverdacht, von Susans völlig überraschendem Selbstmord.

»Er hat sie dazu gebracht, es zu tun«, sagte Chase Glyson. »Davon bin ich überzeugt. Hundertprozentig. Sind Sie nur wegen Ihrer Freundin von so weit her gekommen?«

»Ja. Sie war meine beste Freundin.« Martie sah keinen Grund, ihm mehr zu erzählen.

»Es ist jetzt mehr als neunzehn Jahre her«, sagte Glyson, »dass er meine Familie zerstört hat, und mehr als zehn, dass er seinen verdammten Hintern aus Santa Fe herausgeschafft hat. Eine Zeitlang hatte ich gehofft, er wäre tot. Dann ist er mit seinen Büchern berühmt geworden.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir unser Gespräch aufnehmen?«, fragte Dusty.

»Nein, überhaupt nicht. Aber was ich zu sagen habe … mein Gott, ich habe das alles im Laufe der Jahre mindestens hundert Mal der Polizei und verschiedenen Beamten der Staatsanwaltschaft erzählt, ich habe mir den Mund fusselig geredet. Keiner hat mir zugehört. Das heißt, selbst wenn mir einmal jemand zugehört und geglaubt hat, dass ich möglicherweise die Wahr-

heit sagen könnte, hat er prompt Besuch von ein paar einflussreichen Freunden Ahrimans bekommen, die ihm derart die Leviten gelesen haben, dass er hinterher genau wusste, was er über meine Eltern zu denken hatte.«

Während sich Dusty und Martie mit Chase Glyson unterhielten, saß Zina nahe beim Kamin auf einem Hocker vor ihrer Staffelei und zeichnete eine Bleistiftskizze von einem schlichten Stillleben, das sie zuvor an einer Ecke des Tischs aus gebürstetem Pinienholz, an dem die anderen saßen, arrangiert hatte. Fünf indianische Tongefäße von ausgefallener Form, darunter ein Hochzeitskrug mit zwei Schnäbeln.

Im Wesentlichen erzählte Glyson das, was sie bereits aus Roy Clostermans Zeitungsausschnitten erfahren hatten. Teresa und Carl Glyson hatten jahrelang einen beliebten Kindergarten, die Häschenschule, geführt, bis man ihnen und drei ihrer Angestellten vorwarf, Kinder beiderlei Geschlechts sexuell missbraucht zu haben. Ahriman hatte, wie auch etliche Jahre später im Ornwahl-Fall in Laguna Beach, angeblich nach allen Regeln des psychologischen Wissens eingehende Gespräche mit den Kindern geführt und – in manchen Fällen mit Hilfe von Rückführungshypnosen – übereinstimmende Muster in ihren Geschichten festgestellt, die den Missbrauchsvorwurf erhärteten.

»Das Ganze war ein einziger Hokuspokus, Mr. Rhodes«, sagte Chase Glyson. »Meine Eltern waren die freundlichsten Menschen, die man sich vorstellen kann.«

»Terri, Chases Mutter, hätte sich lieber die Hände abgehackt, als sie gegen ein Kind zu erheben«, sagte Zina.

»Und mein Vater genauso«, sagte Glyson. »Abgesehen davon war er fast nie in dem Kindergarten. Nur hin und wieder, wenn es etwas zu reparieren gab, weil er handwerklich sehr geschickt war. Ansonsten war der Kindergarten die Sache meiner Mutter. Mein Vater war Mitinhaber eines Autohauses, und damit hatte er alle Hände voll zu tun. Es gab viele Leute

hier in der Stadt, die kein Wort von all diesen Gerüchten geglaubt haben.«

»Aber andere haben sie geglaubt«, sagte Zina mit finsterer Miene.

»Nun ja«, sagte Glyson, »es wird immer Leute geben, die alles glauben, was ihnen über andere erzählt wird. Es braucht ihnen nur jemand ins Ohr zu flüstern, dass Jesus ein Trunkenbold war, weil es beim letzten Abendmahl Wein zu trinken gab, und schon werden sie den Tratsch ohne Rücksicht auf ihr Seelenheil überall verbreiten. Die meisten Leute haben es erst einmal nicht für möglich gehalten, und da die medizinischen Untersuchungen keinerlei Hinweise ergeben haben, wäre es vielleicht nie zu einer Verurteilung gekommen … wenn Valerie-Marie Padilla nicht Selbstmord begangen hätte.«

»Eines der Kindergartenkinder«, sagte Martie, »dieses fünfjährige Mädchen.«

»Ganz genau.« Glysons Miene verdunkelte sich, als wären plötzlich Wolken im Haus aufgezogen. »Sie hat zum Abschied dieses Bild zurückgelassen, eine Buntstiftzeichnung, diese traurige Strichmännchenzeichnung, die alles verändert hat. Von ihr und einem Mann.«

»Der anatomisch korrekt gezeichnet war.«

»Schlimmer. Der Mann hatte einen Schnurrbart … wie mein Vater. Und er trug einen Cowboyhut, weiß mit rotem Band, in dem eine schwarze Feder steckte. Genau so einen Hut, wie ihn mein Vater immer trug.«

Zina Glyson riss das oberste Blatt von ihrem Skizzenblock so heftig ab, dass die drei anderen Anwesenden die Köpfe hoben, knüllte es zusammen und warf es in den Kamin. »Chases Vater war mein Taufpate, der beste Freund meines Vaters. Ich kannte ihn, seit ich denken kann. Er war ein Mann … der die Menschen respektiert hat, egal, ob sie arm oder reich waren, und egal, welche Schwäche sie hatten. Er hat auch Kinder respektiert, er hat ihnen zugehört und sich für ihre Probleme und Nöte

interessiert. Nicht ein einziges Mal hat er mich in *dieser* Weise angefasst, und ich weiß, dass er Valerie-Marie nicht angefasst hat. Sofern sie sich umgebracht hat, dann deshalb, weil Ahriman ihr diese entsetzlichen Dinge eingeflüstert hat, diese perversen Geschichten über Sex im Kindergarten und satanische Opferrituale mit Tieren, deren Blut sie hätten trinken müssen. Das Mädchen war *fünf*. Welches Chaos richtet man in der Psyche eines kleinen Kindes an, welche furchtbaren Depressionen erzeugt man in ihm, wenn man es unter Hypnose nach solchen Dingen ausfragt, wenn man es dazu *bringt*, sich an Dinge zu erinnern, die nie geschehen sind?«

»Beruhige dich, Liebes«, sagte ihr Mann leise. »Das alles ist längst vorbei.«

»Für mich ist es das nicht, o nein!« Mit diesen Worten ging sie zum Herd hinüber. »Für mich ist es erst vorbei, wenn dieser Mann tot ist.« Sie fuhr mit der Rechten in einen wattierten Topfhandschuh. »Und ich würde mich nicht auf seine Todesanzeige verlassen.« Mit einem Ruck zog sie die Backform mit dem fertigen Maisbrot aus der Röhre. »Ich muss seine Leiche vor mir liegen sehen und ihm einen Finger ins Auge bohren, um zu sehen, ob er sich noch bewegt.«

Wenn sie italienische Vorfahren hatte, dann waren es Sizilianer, und wenn ein Teil ihrer Familie indianischen Ursprungs war, dann gehörten sie nicht zu den friedliebenden Navajos, sondern zum kriegerischen Volk der Apachen. Sie strahlte eine ungewöhnliche Kraft und Entschlossenheit aus, und wenn sich ihr eine Möglichkeit geboten hätte, Ahriman eigenhändig den Hals umzudrehen, ohne dabei erwischt zu werden, so hätte sie sich diese Gelegenheit vermutlich nicht entgehen lassen.

Sie gefiel Martie ausnehmend gut.

»Ich war damals siebzehn«, murmelte Glyson, und es klang fast, als würde er mit sich selbst reden. »Der Himmel weiß, warum sie mich nicht auch beschuldigt haben. Wieso nicht mich? Wenn schon eine Hexenverbrennung, warum dann nicht

die ganze Familie?«

Dusty war ein Satz nicht aus dem Kopf gegangen, den Zina gesagt hatte. »*Sofern* sie sich umgebracht hat? Was wollten Sie damit sagen?«

»Erzähl es ihnen, Chase!« Zina stellte das Brot ab und wandte sich dem Chilitopf zu. »Mal sehen, ob sie der Meinung sind, dass das klingt, als könnte ein kleines Kind sich so etwas antun.«

»Ihre Mutter war im Nebenzimmer«, sagte Glyson. »Sie hat den Schuss gehört, ist hinübergerannt und hat Valerie-Marie dort, vielleicht eine Sekunde nachdem es passiert ist, vorgefunden. Es konnte niemand außer ihr im Zimmer gewesen sein. Das Mädchen hat sich eindeutig mit der Pistole seines Vaters erschossen.«

»Sie musste die Pistole aus einer Schachtel im Schrank holen«, sagte Zina. »Außerdem eine Schachtel mit Munition. Dann musste sie das Ding laden. Ein Kind, das noch nie eine Schusswaffe in der Hand gehabt hatte.«

»Selbst das könnte man irgendwie noch glauben«, sagte Glyson. »Was einfach nicht zu begreifen ist …« Er hielt inne. »Es ist eine schreckliche Geschichte, Mrs. Rhodes.«

»Ich fange an, mich daran zu gewöhnen«, sagte Martie mit grimmiger Miene.

»Es war die Art, wie Valerie-Marie sich umgebracht hat«, fuhr Chase fort. »Ahriman wurde in der Presse zitiert, er nannte es ›einen Akt der Selbstverachtung, der Ablehnung ihres Geschlechts, einen Versuch, den sexuellen Aspekt ihrer Person zu zerstören, der sie dazu gebracht hat, sich missbrauchen zu lassen‹. Dieses kleine Mädchen also hat sich, bevor es auf den Abzug gedrückt hat, nackt ausgezogen, und dann hat sie den Lauf … in ihre …«

Martie war auf den Füßen, bevor ihr bewusst war, was sie tat. »O nein!« Sie musste sich bewegen, musste irgendetwas tun, wusste aber nicht, was, bis sie – ohne zu überlegen – zu Zina

Glyson eilte und die Arme um sie legte, wie sie Susan in einer solchen Situation umarmt hätte. »Waren Sie damals schon mit Chase zusammen?«

»Ja«, sagte Zina.

»Und Sie haben zu ihm gehalten. Haben ihn geheiratet.«

»Wofür ich Gott danke«, murmelte Chase.

»Wie muss das für Sie gewesen sein«, sagte Martie, »Carl Glyson nach diesem Selbstmord den Leuten gegenüber in Schutz zu nehmen, mit seinem Sohn befreundet zu sein.«

Zina hatte die Umarmung so spontan erwidert, wie sie von Martie gekommen war. Nach all den Jahren zitterte diese stolze Prinzessin noch unwillkürlich bei der Erinnerung an die damaligen Ereignisse, aber sowohl der Sizilianerin als auch der Apachin in ihr war die Vorstellung zu weinen verhasst.

»Niemand hat Chase direkt beschuldigt«, sagte sie, »aber es gab Verdächtigungen. Und ich … nach außen hin haben die Leute mich angelächelt, aber sie haben ihren Kindern verboten, in meine Nähe zu kommen. Noch jahrelang.«

Martie kehrte mit Zina zum Tisch zurück, wo sie sich zu den beiden Männern setzten.

»Vergessen Sie das Psychologengeschwätz über Ablehnung des Geschlechts und Zerstörung des sexuellen Aspekts«, sagte Zina. »Das, was Valerie-Marie getan hat, würde sich ein Kind nie ausdenken. Niemals. Dieses kleine Mädchen hat es getan, weil jemand sie auf den Gedanken gebracht hat, es zu tun. Auch wenn es unmöglich scheint, und wenn es noch so verrückt klingt: Ahriman hat ihr gezeigt, wie man eine Pistole lädt, Ahriman hat ihr gesagt, was sie tun soll, und sie ist nach Hause gegangen und hat es in die Tat umgesetzt, weil sie … weil sie, ich weiß nicht, hypnotisiert war oder was auch immer.«

»Für uns klingt das weder unmöglich noch verrückt«, sagte Dusty.

Die Stadt war nach dem Tod von Valerie-Marie Padilla in heller Aufruhr, und die Befürchtung, dass andere Kinder, die

den Kindergarten besucht hatten, auch Selbstmordgedanken haben könnten, löste eine Massenhysterie aus, die Zina als das Jahr der Heimsuchung beschrieb. Und in diesem Jahr der Heimsuchung war es auch gewesen, dass eine Geschworenenbank, die aus sieben Männern und fünf Frauen bestand, ein einstimmiges Schuldurteil über alle fünf Angeklagten gefällt hatte.

»Sie wissen sicher«, sagte Chase, »dass Kinderschänder unter Gefängnisinsassen als der letzte Dreck gelten. Mein Vater … er hat noch neunzehn Monate gelebt, bevor er während der Arbeit in der Gefängnisküche umgebracht wurde. Vier Messerstiche, zwei von hinten in die Nieren, zwei von vorn in den Bauch. Sie müssen ihn in die Zange genommen haben. Es war aus niemandem etwas herauszukriegen, also wurde auch niemand je zur Rechenschaft gezogen.«

»Lebt Ihre Mutter noch?«, fragte Dusty.

Chase Glyson schüttelte den Kopf. »Ihre drei Kolleginnen, nette Frauen, allesamt … sie waren vier Jahre im Gefängnis. Meine Mutter haben sie nach fünf Jahren entlassen, aber als sie herauskam, nagte schon der Krebs an ihr.«

»Sie ist zwar an Krebs gestorben, aber was sie in Wirklichkeit umgebracht hat, war Scham«, sagte Zina. »Terri war eine freundliche und liebevolle Frau, und sie war *stolz*. Sie hatte nichts getan, absolut *nichts*, und trotzdem hat sie sich allein bei dem Gedanken, was sie in den Augen der Leute getan haben sollte, zu Tode geschämt. Sie hat noch eine Weile bei uns gelebt. Der Kindergarten war geschlossen worden, Carl hatte seine Anteile am Geschäft verloren. Die Anwaltskosten haben alles verschlungen, was sie besaßen. Wir mussten damals selbst noch jeden Cent umdrehen und hatten deshalb kaum genug Geld, sie anständig zu begraben. Dreizehn Jahre ist es jetzt her, dass sie gestorben ist. Aber für mich ist es so, als wenn es gestern gewesen wäre.«

»Und wie ergeht es Ihnen heute hier in der Stadt?«, fragte

Dusty.

Der Blick, den Zina und Chase wechselten, sprach Bände.

»Es ist sehr viel besser geworden«, sagte Chase dann. »Manche glauben die Geschichte immer noch, aber nach dem Familiendrama bei den Pastores waren es nicht mehr so viele. Und einige der Kinder aus dem Kindergarten … sie haben ihre Aussagen später widerrufen.«

»Aber erst nach zehn Jahren.« Zinas Augen waren bei diesen Worten schwärzer als Kohle und härter als Stahl.

Chase seufzte. »Vielleicht hat es so lange gedauert, bis diese falschen Erinnerungen abgebröckelt sind. Ich weiß es nicht.«

»Haben Sie in all den Jahren je daran gedacht, einfach Ihre Sachen zu packen und von Santa Fe wegzuziehen?«, fragte Martie.

»Wir lieben Santa Fe«, sagte Chase, und man konnte hören, dass diese Worte aus dem Herzen kamen.

»Es ist der schönste Ort der Welt«, sagte Zina. »Außerdem hätte es mit Sicherheit ein paar Leute gegeben, die darin den Beweis gesehen hätten, dass die ganze Geschichte wahr ist, und die behauptet hätten, wir würden uns vor lauter Scham aus dem Staub machen.«

Chase nickte. »Sicher, aber nicht viele.«

»Und wenn es nur ein Einziger gewesen wäre«, sagte Zina, »ich hätte ihm diesen Triumph nicht gelassen.«

Chase strich über Zinas Hände, die vor ihr auf dem Tisch lagen und nun völlig unter seiner Rechten verschwanden. »Mr. Rhodes, vielleicht hilft es Ihnen ja weiter, wenn Sie sich mit Leuten unterhalten, die als Kind in den Fall verwickelt waren. Ich weiß, dass einige derjenigen, die ihre Aussage zurückgenommen haben, bereit wären, mit Ihnen zu reden. Sie sind zu uns gekommen und haben sich entschuldigt. Es sind keine schlechten Menschen. Man hat sie damals benutzt. Ich glaube, dass sie gern helfen würden.«

»Wenn Sie es arrangieren können«, sagte Dusty, »würden

wir gern morgen mit ihnen reden. Heute wollen wir, solange es hell ist und bevor es noch zu schneien anfängt, zur Ranch der Pastores hinausfahren.«

Glyson schob den Stuhl zurück. Als er aufstand, wirkte er größer als bei seiner Ankunft. »Wissen Sie den Weg?«

»Wir haben eine Karte«, sagte Dusty.

»Ich fahre Ihnen ein Stück weit voraus«, sagte Chase. »Auf halbem Weg gibt es nämlich etwas, was Sie sich ansehen sollten. Das Bellon-Tockland-Institut.«

»Was ist das denn?«

»Schwer zu sagen. Steht schon seit fünfundzwanzig Jahren. Und wenn Mark Ahriman überhaupt Freunde auf der Welt hat, dann finden Sie sie dort.«

Ohne eine Jacke oder einen Pullover überzuziehen, begleitete Zina sie auf die Straße hinaus.

Die Pinien im Vorhof standen so reglos da wie Bäume, die man durch die Scheibe eines Guckkastens betrachtete.

Das Kreischen der Eisenscharniere am Palisadentor war das einzige Geräusch, das in der Winterstille zu hören war, als gäbe es keine Menschenseele mehr in der Stadt, als wäre Santa Fe ein Geisterschiff in einem Meer aus Sand.

Kein Fahrzeug bewegte sich auf der Straße. Keine Katze streifte um die Ecken, kein Vogel schwang sich durch die Lüfte. Stille hatte sich wie eine schwere Last über der Welt ausgebreitet.

Dusty wandte sich an Chase Glyson, der seinen Lincoln Navigator vor ihrem Wagen am Straßenrand abgestellt hatte. »Gehört der Lieferwagen auf der anderen Straßenseite einem Ihrer Nachbarn?«

Chase sah in die Richtung und schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Vielleicht. Warum?«

»Nur so. Ich finde ihn ganz schön, das ist alles.«

»Es braut sich etwas zusammen«, sagte Zina mit einem Blick zum Himmel.

Im ersten Moment dachte Martie, Zina meinte vielleicht, dass aus dem angekündigten Schneefall ein Schneesturm werden würde, aber nichts deutete darauf hin.

Der Himmel war eher weiß als grau. Sofern die Wolken sich überhaupt bewegten, war es eine Bewegung im Verborgenen, hinter der fahlen Oberfläche, die sie der Welt zuwandten.

»Etwas Schlimmes.« Zina legte Martie eine Hand auf den Arm. »Mein Apacheninstinkt. Ein Krieger spürt es in den Knochen, wenn Gewalt bevorsteht. Seien Sie vorsichtig, Martie Rhodes.«

»Das werden wir.«

»Schade, dass Sie nicht in Santa Fe wohnen.«

»Schade, dass Sie nicht in Kalifornien wohnen.«

»Die Welt ist zu groß, und wir Menschen sind zu klein«, sagte Zina. Die beiden Frauen umarmten sich noch einmal.

Während Martie hinter Glysons Navigator anfuhr, warf sie Dusty einen Blick zu. »Was ist mit dem Lieferwagen?«

»Ich dachte, ich hätte ihn vorhin schon einmal gesehen«, sagte Dusty, der sich umgedreht hatte und durch das Rückfenster schaute.

»Wo?«

»Bei dem Einkaufszentrum, in dem wir das Diktiergerät gekauft haben.«

»Folgt er uns?«

»Nein.«

Eine Rechtskurve und drei Straßenzüge weiter fragte sie: »Immer noch nicht?«

»Nein. Wahrscheinlich habe ich mich geirrt.«

65. Kapitel

In Kalifornien, von Santa Fe aus eine Zeitzone weiter im Westen, saß Mark Ahriman in einem schicken Bistro in Laguna Beach allein an einem Tisch für zwei Personen und aß zu Mittag. Zu seiner Linken bot sich ihm ein atemberaubender Blick auf den Pazifik; zu seiner Rechten hatte sich das Lokal mit vorwiegend gut gekleideten und gut betuchten Gästen gefüllt.

Nicht alles war zu seiner Zufriedenheit. Zwei Tische weiter gab ein vielleicht dreißigjähriger Gentleman – wenn man das Wort im allerweitesten Sinn gebrauchte – alle paar Minuten ein wieherndes Gelächter von sich, das so schrill und anhaltend war, dass vermutlich sämtliche Maulesel westlich des Pecos bei jedem neuerlichen Ausbruch die Ohren spitzten. Eine großmütterlich wirkende Frau am Nachbartisch trug einen grotesken senfgelben Glockenhut. Auf der gegenüberliegenden Seite des Lokals unterhielten sich sechs junge Frauen mit albernem Gekicher. Der Kellner brachte die falsche Vorspeise und brauchte dann lange Minuten, bis er endlich mit dem Bestellten wiederkam.

Dennoch erschoss der Arzt niemanden. Für einen echten Sportsmann wie ihn hatte eine plumpe Schießerei wenig Reiz. Sinnloses Herumgeballere war etwas für Verrückte, für hoffnungslose Idioten, für pubertierende Teenager mit maßloser Selbstüberschätzung und mangelnder Selbstdisziplin, für ideologische Fanatiker, die die Welt am liebsten noch heute verändern wollten. Abgesehen davon, fasste das doppelreihige Magazin seiner kleinen 9-mm-Pistole ohnehin nur zehn Schuss.

Nachdem er das Mahl mit einem Stück Schokoladentorte und einem Safraneis beschlossen hatte, zahlte Ahriman und erteilte im Hinausgehen sogar der Frau mit dem grotesken Glockenhut seine Absolution.

Der Donnerstagnachmittag war angenehm frisch, keineswegs kalt. Der Wind hatte sich in der Nacht ins ferne Japan geblasen.

Schwere Wolken hingen am Himmel, aber der Regen, der schon für den frühen Morgen angekündigt worden war, ließ noch auf sich warten.

Während er darauf wartete, dass der Mann vom Parkplatzservice ihm den Mercedes brachte, begutachtete Dr. Ahriman seine Fingernägel. So angetan war er von der perfekten Maniküre, dass er um ein Haar nicht auf seine Umgebung geachtet hätte, um ein Haar den Blick nicht von seinen Händen – kraftvoll, männlich und doch mit den schlanken, sensiblen Fingern eines Konzertpianisten – gehoben, um ein Haar den Mann nicht bemerkt hätte, der auf der anderen Straßenseite lässig an einem dort geparkten Pickup lehnte.

Der Wagen war beige, in gepflegtem Zustand, aber nicht neu, die Art von Fahrzeug, die auch in tausend Jahren kein Sammlerobjekt sein würde und Ahriman darum so wenig interessierte, dass er in diesem Fall nicht einmal hätte sagen können, um welches Fabrikat und welches Baujahr es sich handelte. Die Ladefläche des Pickups hatte einen Wohnmobilaufbau, und der Arzt schüttelte sich bei der Vorstellung, auf diese Weise seine Ferien verbringen zu müssen.

Der Mann auf der anderen Straßenseite war zwar ein Fremder, kam Ahriman aber dennoch irgendwie bekannt vor. Er war um die vierzig, hatte rötliches Haar, ein rundes, rosiges Gesicht und eine Brille mit dicken Gläsern. Zwar starrte er Ahriman nicht direkt an, aber etwas an seinem Verhalten schrie geradezu *Beschattung*. Unter großem Getue sah er demonstrativ auf seine Armbanduhr und blickte dann ungeduldig zu einem benachbarten Laden, als würde er auf jemanden warten, aber sein schauspielerisches Talent war noch jämmerlicher als das des Filmstars, der sich zur Zeit auf seine einmalige Rolle als Feinschmecker in Sachen Präsidentennasen vorbereitete.

Der Spielzeug-Antiquitätenladen. Vor wenigen Stunden.

Eine, halbstündige Autofahrt und sechs Ortschaften von hier entfernt. Dort hatte Ahriman den Mann mit dem roten Gesicht schon einmal gesehen. Als er sich über die Vorstellung amüsiert hatte, welcher Schreck durch den Laden gehen würde, wenn er nur aus einer Laune heraus um sich schießen würde, war *dies* einer der Kunden gewesen, die er im Geist als Ziel anvisiert hatte.

In einer County mit drei Millionen Einwohnern war es schwer zu glauben, dass diese zweite Begegnung innerhalb weniger Stunden ein bloßer Zufall war.

Ein beigefarbener Pritschenwagen mit Campingaufbau war normalerweise nicht das Fahrzeug, das man sich vorstellte, wenn man an eine heimliche Beschattung durch die Polizei oder einen Privatdetektiv dachte.

Als Ahriman genauer hinsah, bemerkte er zusätzlich zu der üblichen Radioantenne jedoch zwei weitere Antennen an dem Pickup. Das eine war eine am Führerhaus montierte Peitschenantenne, die vermutlich mit einem Polizeifunkempfänger verbunden war. Das andere war ein merkwürdiges, an der hinteren Stoßstange befestigtes Objekt: eine gerade, zwei Meterlange silberfarbene Antenne mit einer stachligen Kugel an der Spitze, um die sich eine schwarze Spirale wand.

Es überraschte Dr. Ahriman beim Losfahren nicht, dass ihm der Pickup folgte.

Die Verfolgungstechnik des Mannes war stümperhaft. Er hängte sich zwar nicht gerade an die Stoßstange des Mercedes, sondern ließ, um nicht gesehen zu werden, einen, manchmal sogar zwei Wagen vor sich, wie er es wahrscheinlich aus irgendwelchen blödsinnigen Krimiserien im Fernsehen gelernt hatte, aber er war zu ängstlich, um Ahriman länger als zwei Sekunden aus den Augen zu lassen; er hielt sich entweder dicht am Mittelstreifen oder so nah wie irgend möglich an den am rechten Straßenrand geparkten Autos und wechselte diese Positionen ständig, wenn ihm die vor ihm fahrenden Autos die

Sicht auf den Mercedes nahmen. So war der Pickup im Rückspiegel des Arztes der einzige Wagen, der aus der Reihe des ruhig fließenden Verkehrs tanzte, nicht zu übersehen, wie er sich mit seinen langen, im Fahrtwind peitschenden Antennen wie ein Autoskooter auf dem Jahrmarkt im Zickzackkurs bewegte.

In einer Zeit, in der es Funk- und Radartechnik und sogar Satellitenüberwachungssysteme gab, war es für einen Profi ein Leichtes, eine Person Tag und Nacht zu beschatten, ohne sich ihr auf weniger als zwei Kilometer zu nähern. Sein Verfolger in dem Pickup war ein solcher Idiot, dass man es ihm schon als erstaunlich professionelle Leistung anrechnen musste, wenn er seine Antennen nicht mit neonfarbenen Styroporkugeln schmückte.

Ahriman war verblüfft … und fasziniert.

Er fing an, in regelmäßigen Abständen die Richtung zu ändern und bewegte sich dabei zielstrebig in immer weniger befahrene Wohngebiete, in deren ruhigen Straßen der Pickup keinen Schutz mehr hinter anderen Fahrzeugen fand. Wie erwartet, glich der Verfolger den Verlust seiner Deckung aus, indem er fast einen ganzen Straßenzug zurückfiel, offensichtlich in der Überzeugung, dass der Beschattete über die intellektuellen Fähigkeiten und den Wahrnehmungsradius eines kurzsichtigen Rindviehs verfügte.

Ohne seine Absicht durch ein Blinkzeichen anzuzeigen, bog der Arzt plötzlich scharf nach rechts ab, fuhr mit Vollgas bis zum nächsten Haus, schoss in die Einfahrt, legte den Rückwärtsgang ein, stieß auf die Straße zurück und fuhr die Strecke wieder zurück, die er gekommen war … gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie sein dumpfsinniger Verfolger mit dem Pickup um die Ecke bog.

Als sich die beiden Wagen begegneten, tat Ahriman so, als würde er angelegentlich nach einer bestimmten Adresse suchen und keinen blassen Schimmer davon haben, dass er beschattet

wurde. Zwei unauffällige Blicke nach links genügten, und das Geheimnis dieses Spiels war für ihn zum Großteil gelüftet. An der Kreuzung hielt er an, stieg aus dem Mercedes und ging zum Straßenschild, wo er den Kopf in den Nacken legte, um Straßennamen und Hausnummern dieses Blocks abzulesen, sich dann am Kopf kratzte und nachdenklich die nicht vorhandene Adresse auf einem nicht vorhandenen Zettel in seiner Hand betrachtete, als hätte ihm jemand eine falsche Wegbeschreibung gegeben.

Schließlich stieg er wieder in seinen Wagen und fuhr weiter, trödelte dabei aber so lange herum, bis er sich sicher war, dass der beige Pickup seine Verfolgung wieder aufgenommen hatte. Er wollte ihn nicht verlieren.

Abgesehen von ihrer kurzen Begegnung im Spielzeugladen, war der Fahrer immer noch ein Fremder für ihn; aber er war nicht allein im Wagen. Der Mann, der mit vor Überraschung offen stehendem Mund neben ihm gesessen und rasch den Kopf weggedreht hatte, als sich die beiden Wagen begegneten, war Skeet Caulfield gewesen.

Während Dusty und Martie in New Mexico in der Vergangenheit des Arztes herumschnüffelten, spielte Skeet also ebenfalls Detektiv. Zweifellos war diese schwachsinnige Idee seinem eigenen Kopf entsprungen, denn sein Bruder war mit Sicherheit zu klug, um ihm einen solchen Floh ins Ohr zu setzen.

Der rotgesichtige Mann mit der Flaschenbodenbrille war höchstwahrscheinlich einer von Skeets doperauchenden, dopefressenden, dopespritzenden Kumpels. Sherlock Holmes und Watson, gespielt von Cheech und Chong.

Gleichgültig, wie sich die Sache mit Dusty und Martie in New Mexico entwickelte, Skeet war jetzt das Problem, das zuerst gelöst werden musste. Seit zwei Tagen, seit der Arzt ihm eingepflanzt hatte, sich von einem Dach zu stürzen, war es seine erste Priorität, sich dieses halb verblödeten Junkies zu

entledigen.

Jetzt, da er Skeet nicht mehr zu suchen brauchte, musste Ahriman nur noch aufpassen, dass der Junge ihm auf den Fersen blieb, bis er die Zeit hatte, die Situation in Ruhe einzuschätzen und zu entscheiden, wie er den größtmöglichen Vorteil aus diesem glücklichen Zufall ziehen konnte. Das Spiel war in vollem Gang.

*

Einige Kilometer außerhalb der Stadtgrenze bog Martie hinter Chase Glysons Navigator in den Parkplatz eines Rasthauses ein, wo sich auf einem Reklameschild ein riesiger Cowboy mit einem ebenso riesigen Cowgirl in wildem Tanz verrenkte. Die Neonsilhouetten der beiden Tänzer waren jetzt, einige Stunden bevor hier die Musik losdröhnen und der Alkohol fließen würde, noch nicht eingeschaltet. Sie parkten den Wagen mit dem Heck zum Gebäude und blickten zum Highway hinüber.

Chase Glyson kletterte aus seinem Geländewagen, und Dusty ließ ihn in den Fond ihres gemieteten Ford einsteigen. »Das da drüben ist das Bellon-Tockland-Institut.«

Das Institutsgelände nahm inmitten einer sonst unbebauten Prärielandschaft eine etwa acht Hektar große Fläche ein. Rund um das Gelände zog sich eine zwei Meter fünfzig hohe Natursteinmauer.

Der Architekt des Gebäudes, das hinter der Mauer aufragte, hatte sich offensichtlich von Frank Lloyd Wright inspirieren lassen, vor allem von dessen berühmtestem Werk, dem Haus Fallingwater in Pennsylvania. Nur war es Fallingwater ohne den Wasserfall, und es war in Missachtung – oder gar Verachtung – des von Wright vertretenen Prinzips, dass ein Gebäude in harmonischem Bezug zu seiner Umgebung stehen müsse, völlig überdimensioniert. Dieser massive Klotz aus Stein und Gips mit einer Grundfläche von mindestens 18 000 Quadratme-

tern schmiegte sich mitnichten in die Wüstenlandschaft mit ihren klaren Konturen ein; er schien vielmehr daraus hervorzubersten, ein Akt der Gewalt eher als ein Kunstwerk der Architektur. Etwas wie dieses Haus hätte aus einem Entwurf Wrights hervorgehen können, hätte Hitlers Stararchitekt Albert Speer ihn nach seinen Vorstellungen umgemodelt und ausgeführt.

»Ein bisschen unheimlich«, sagte Dusty.

»Was machen die da drin?«, fragte Martie. »Das Ende der Welt planen?«

Glysons Antwort war nicht dazu angetan, sie zu beruhigen. »Vermutlich, ja. Ich konnte mir nie einen Reim aus dem machen, was man dort zu tun behauptet, aber vielleicht sind Sie ja nicht so begriffsstutzig wie ich. Forschung, heißt es, Forschung, die darauf hinausläuft, dass …« – hier zitierte er offensichtlich einen Text, den er irgendwo gelesen hatte – »die neuesten psychologischen und pharmakologischen Erkenntnisse umgesetzt werden, um gerechtere und stabilere Grundlagenmodelle für Staat, Wirtschaft, Kultur und die Gesellschaft insgesamt zu entwerfen, die zu einer gesünderen Umwelt, einem verlässlicheren Rechtssystem, einem erfüllteren Leben für den Einzelnen und zum Weltfrieden beitragen …«

»Und schließlich das Ende der wilden und ungestümen Zeiten der Rock-and-Roll-Generation einläuten werden«, sagte Dusty verächtlich.

»Gehirnwäsche also«, sagte Martie.

»Tja«, sagte Glyson, »da möchte ich Ihnen nicht widersprechen … ebenso wenig wie in den meisten anderen Dingen, die Ihnen dazu möglicherweise einfallen. Wer weiß, vielleicht haben die sogar ein abgestürztes Ufo da drin.«

»Außerirdische«, sagte Dusty, »selbst von der garstigsten Sorte, solche, die eine Vorliebe für Menschenleber haben oder so, wären mir jedenfalls lieber und würden mir weniger Angst machen als der Große Bruder.«

»Oh, das hier ist kein staatliches Projekt«, sagte Chase Gly-

son. »Zumindest gibt es keine nach außen erkennbare Verbindung.«

»Wer sind diese Leute dann?«

»Ursprünglich wurde das Institut von zweiundzwanzig namhaften Universitäten und sechs kapitalstarken privaten Stiftungen im ganzen Land finanziert, und sie sind es auch, die das Ganze, unterstützt durch großzügige Spenden einiger Großkonzerne, über die Jahre am Laufen gehalten haben.«

»Universitäten?« Martie sah missmutig drein. »Das enttäuscht die eingefleischte Paranoikerin in mir. Der Große Professor statt der Große Bruder, das klingt in meinen Ohren nicht gerade unheimlich beängstigend.«

»Das würdest du nicht sagen, wenn du einmal mit Lampton der Echse unter einem Dach gelebt hättest«, sagte Dusty.

»Lampton die Echse?«, sagte Glyson.

»Dr. Derek Lampton. Mein Stiefvater.«

»Jedenfalls, dafür, dass die hier angeblich für den Weltfrieden arbeiten«, sagte Glyson, »ist es ein verdammt streng bewachtes Gelände.«

Kaum fünfzig Meter nördlich von ihnen war die Steinmauer von einer imposanten Toreinfahrt unterbrochen. Vor dem Wachhaus hatte sich eine kleine Schlange wartender Fahrzeuge gebildet. Drei uniformierte Männer nahmen jedes Fahrzeug genauestens in Augenschein, wenn es die Spitze der Schlange erreicht hatte. Einer der Männer ging sogar mit einem an einer Stange befestigten abgewinkelten Spiegel um den Wagen herum und inspizierte das Fahrgestell.

»Was suchen die da?«, sagte Dusty verwundert. »Blinde Passagiere, Bomben?«

»Vielleicht beides. Darüber hinaus gibt es hier übrigens ein elektronisches Sicherheitssystem, das wahrscheinlich besser ist als das in Los Alamos.«

»Das muss nicht viel heißen«, sagte Dusty, »schließlich sind die Chinesen fröhlich mit allen Geheimunterlagen der Kernfor-

schung dort herausmarschiert.«

»Nach den Sicherheitsvorkehrungen hier zu urteilen«, sagte Martie, »brauchen wir nicht zu befürchten, dass sich die Chinesen hier mit den Geheimunterlagen unserer Friedensforschung aus dem Staub machen.«

»Ahriman hatte enge Verbindungen zum Institut«, sagte Glyson. »Er hatte eine Privatpraxis in der Stadt, aber sein eigentlicher Arbeitsplatz war hier. Und als nach dem Pastore-Drama Fäden gezogen werden mussten, um seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, saßen hier die Leute, die sie gezogen haben.«

»Aber wenn es keine staatliche Einrichtung ist, wieso können die Leute hier Polizisten und Staatsanwälte und jeden anderen dazu bringen, nach ihrer Pfeife zu tanzen?« fragte Martie irritiert.

»Sehr viel Geld zum einen. Und Beziehungen. Dass es keine staatliche Einrichtung ist, heißt nicht, dass sie nicht in sämtlichen Ministerien ihre Verbindungsleute sitzen haben … und bei der Polizei und bei den Medien. Sie haben bessere Verbindungen als die Mafia und einen wesentlich besseren Ruf.«

»Weil sie als Stifter des Weltfriedens auftreten, nicht als Drogendealer, CD-Raubkopierer und Kredithaie.«

»Genau. Und wenn man es bedenkt, sind die Bedingungen hier günstiger, als wenn es eine staatliche Einrichtung wäre. Keine Kontrolle durch den Kongress. Keine Rechenschaftspflicht politischen Dummschwätzern gegenüber. Bloß ein paar anständige Jungs, die gute Arbeit für eine gute Zukunft leisten. Wer sollte da auf die Idee kommen, sich etwas näher umzusehen? Ich bin mir sogar sicher, dass sich die meisten Leute, die hier arbeiten, wirklich als die Retter der Menschheit sehen.«

»Sie, Mr. Glyson, sehen das offenbar nicht so.«

»Weil ich weiß, dass Ahriman einen so guten Draht zu dem Institut hat, und weil ich ihn, nach allem, was er meiner Familie angetan hat, kenne. Aber die meisten Leute hier in der

Gegend denken nicht weiter über das Institut nach. Es ist ihnen gleichgültig. Und wenn sie sich überhaupt Gedanken machen, dann haben sie dabei höchstens ein etwas flaues Gefühl.«

»Wer sind Bellon und Tockland?«, fragte Martie.

»Kornell Bellon, Nathaniel Tockland. Zwei große Namen in Psychologenkreisen, ehemalige Professoren. Das Institut war ihre Idee. Bellon ist vor ein paar Jahren gestorben. Tockland ist jetzt neunundsiebzig, lebt im Ruhestand, ist mit einer umwerfend schönen, intelligenten, witzigen Frau verheiratet – Millionenerbin noch dazu! –, die ungefähr fünfzig Jahre jünger ist als er. Wenn man die beiden zusammen sieht, kann man sich nicht vorstellen, was sie an ihm findet, denn er ist genauso humorlos und langweilig, wie er alt ist.«

Martie sah Dusty mit einem viel sagenden Blick an. »Haiku.«

»Oder etwas in dieser Art«, sagte Dusty.

»Na ja«, sagte Glyson, »ich dachte, Sie sollten es gesehen haben. Ich weiß zwar nicht, wie, aber irgendwie erklärt es Ahriman. Und es vermittelt Ihnen eine Vorstellung davon, mit wem Sie es zu tun haben.«

Auch wenn das Institutsgebäude von Wright beeinflusst sein mochte, machte es den Eindruck, als müsste es eher hoch in den Karpaten in unmittelbarer Nachbarschaft einer Burg Frankenstein stehen, eingehüllt in ewige Nebelschwaden und in regelmäßigen Intervallen von mächtigen Blitzschlägen getroffen, die es nicht etwa zerstörten, sondern vielmehr am Leben erhielten.

*

Eigentlich hatte Dr. Ahriman geplant, nach einem gepflegten Mittagessen dem Haus der Rhodes' eine Stippvisite abzustatten und sich mit eigenen Augen anzusehen, was das Feuer angerichtet hatte. Nachdem sich Skeet und die Reinkarnation von Inspektor Clouseau an seine Fersen geheftet hatten, schien es

ihm jedoch nicht mehr klug, diese Sightseeingtour zu unternehmen.

Ohnehin hatte er nicht den ganzen Tag Zeit, sich seinem Vergnügen hinzugeben, denn am Nachmittag erwartete ihn noch ein Patiententermin. Also fuhr er auf direktem Weg, wenn auch ohne Eile, zu seiner Praxis im Fashion-Island-Komplex.

Als der Pickup nur zwei Reihen hinter dem Mercedes in einen Parkplatz einbog, tat Ahriman so, als würde er ihn nicht bemerken.

Bevor er sich in seine Praxis im vierzehnten Stock begab, deren Fenster auf den Pazifik hinaus gingen, stattete er einem Hals-Nasen-Ohren-Arzt auf der Ostseite des Gebäudes einen Besuch ab, von dessen Wartezimmerfenster aus man den Parkplatz überblicken konnte.

Die Frau am Empfang, die gerade mit Tippen beschäftigt war, hob nicht einmal den Kopf, als Ahriman ans Fenster trat. Sie hielt ihn zweifellos für einen Patienten, der gefälligst zu warten hatte wie das restliche Häuflein verlorener Gestalten, die hier mit triefender Nase, geröteten Augen und entzündetem Hals auf unbequemen Stühlen hockten und in zerfledderten, keimverseuchten Zeitschriften blätterten.

Er machte seinen Mercedes aus und entdeckte gleich darauf auch den beigefarbenen Pickup mit dem weißen Campingaufbau. Das Duo der beiden Unerschrockenen war aus dem Wagen ausgestiegen. Sie streckten die Beine, lockerten die Schultern, schnappten frische Luft, offensichtlich fest entschlossen zu warten, bis ihr Jagdwild wieder auftauchte.

Sehr gut.

In seiner Praxis angekommen, erkundigte sich Ahriman bei seiner Sprechstundenhilfe Jennifer, ob ihr das Roggenknäckebrot mit Tofu und Sojasprossen, ihr üblicher Donnerstagsimbiss, geschmeckt habe. Nachdem sie ihm versichert hatte, es sei ganz köstlich gewesen – sie war eine fanatische Naturkostanhängerin und vermutlich von Geburt an mit maximal der Hälfte

der beim Menschen üblichen Geschmacksknospen ausgestattet –, hielt er sich noch ein paar Minuten bei ihr auf und heuchelte Interesse an ihren ernährungswissenschaftlichen Ausführungen zur Notwendigkeit, sich täglich eine große Dosis Ginkgo biloba zuzuführen. Dann schloss er sich in seinem Sprechzimmer ein.

Von dort aus rief er seinen Verwalter Cedric Hawthorne an und bat ihn, den unauffälligsten Wagen aus seinem Fuhrpark von Straßenkreuzern – einen Chevrolet El Camino, Baujahr 1959 – nach Fashion Island zu bringen und auf dem Parkplatz des Gebäudes, das an seine Praxis angrenzte, abzustellen. Die Schlüssel solle er in einen Magnetkasten legen, der unter dem rechten hinteren Kotflügel angebracht sei. Cedrics Frau solle in einem anderen Wagen folgen, um ihn wieder nach Hause zu fahren, sobald er den Chevrolet abgestellt habe.

»Ach ja, und bringen Sie eine Balaklava-Mütze mit«, fügte der Arzt hinzu. »Sie können sie unter den Fahrersitz legen.«

Cedric fragte nicht, wozu Ahriman die Sturmhaube brauchte. Es stand ihm nicht an, Fragen zu stellen. Dazu hatte er eine zu gute Ausbildung genossen. Eine sehr gute Ausbildung. »Selbstverständlich, Sir, eine Balaklava-Mütze.«

Eine Pistole trug der Arzt ja bereits bei sich.

Er hatte eine Strategie entwickelt.

Alle Spielfiguren waren jetzt aufgestellt.

Der Startschuss konnte fallen.

66. Kapitel

Die Fußböden im Wohnhaus der Ranch waren mit Terrakottaplatten gefliest, denen man die Jahre ansah, die Decken bestanden aus den landesüblichen *vigas* und *latillas*, freiligenden Rundbalken und Fischgrätpaneelen aus Espenholz. In den eigentlichen Wohnräumen verbreiteten prasselnde Feuer in geschmackvoll geformten Adobekaminen den aromatischen Duft von Pinienzapfen und Zedernspänen. Abgesehen von den gepolsterten Sesseln und Sofas stammte der größte Teil des Mobiliars, Tische, Stühle und Schränke, aus den späten dreißiger Jahren und erinnerte an die funktionalen Stücke aus den Arts-and-Crafts-Werkstätten Gustav Stickleys. Überall lagen schöne Navajo-Webteppiche … nur nicht in dem Zimmer, in dem sich die Tragödie abgespielt hatte.

Hier brannte kein Feuer. Bis auf ein einziges Möbelstück war alles ausgeräumt und verkauft worden. Der Fußboden war kahl.

Fahlgraues Licht fiel durch die vorhanglosen Fenster, und die Wände strahlten eine ungemütliche Kälte ab. Gelegentlich glaubte Martie aus den Augenwinkeln zu sehen, wie sich graue Schatten verformten, als würde eine fast durchsichtige Gestalt lautlos durch den Raum gehen, aber wenn sie direkt in die Richtung blickte, war dort nichts; das Licht war kalt und schattenlos. Und doch war es nicht schwer, sich an diesem Ort Geister und Gespenster vorzustellen.

In der Zimmermitte stand ein einfacher, ungepolsterter Holzstuhl mit einer Rückenlehne aus dünnen Stäben. Vielleicht war die Wahl gerade deshalb auf ihn gefallen, weil er so unbequem war, wie ein Stuhl nur sein konnte. Manche Mönche glauben, dass bequemes Sitzen ihre Fähigkeit zur meditativen Versenkung beeinträchtigt.

»Ein paar Mal in der Woche sitze ich hier«, sagte Bernardo Pastore, »gewöhnlich für zehn bis fünfzehn Minuten … aber

manchmal auch stundenlang.«

Seine Stimme war belegt und seine Aussprache ein wenig undeutlich. Die Worte waren wie Murmeln in seinem Mund, aber er legte sie sich geduldig zurecht, bis er bereit war, sie über die Lippen zu bringen.

Dusty hielt das Aufnahmegerät mit dem integrierten Mikrofon so, dass er sicher sein konnte, die schwerfälligen Worte des Ranchers verständlich auf dem Band zu haben.

Bernardo Pastore konnte seine von plastischen Chirurgen rekonstruierte rechte Gesichtshälfte nicht bewegen, die Nerven waren unwiderruflich zerstört. Man hatte seinen rechten Unterkiefer und Teile des Kinns mit Hilfe von Metallplatten, Drähten, Schrauben, Silikon und Knochentransplantaten wieder aufgebaut. Das Ergebnis war leidlich funktional, aber kein Meisterwerk der Ästhetik.

»Im ersten Jahr«, fuhr Bernardo fort, »habe ich sehr oft auf diesem Stuhl gesessen und zu begreifen versucht, wie so etwas sein konnte, wie es dazu kommen konnte.«

Als Bernardo Pastore, alarmiert durch die Schüsse, die seinen Sohn im Schlaf getötet hatten, in das Zimmer gestürzt war, hatte seine Frau Fiona ihn mit zwei Kugeln aus nächster Nähe getroffen. Die erste hatte die rechte Schulter durchschlagen, die zweite hatte ihm den Kiefer zerfetzt.

»Nach einer Weile habe ich keinen Sinn mehr darin gesehen, das Ganze begreifen zu wollen. Wenn es keine schwarze Magie war, dann doch etwas, das genauso unbegreiflich ist. Heute sitze ich nur noch hier und denke an sie, sage ihnen, dass ich sie liebe, sage ihr, dass ich ihr keinen Vorwurf mache, dass das, was sie getan hat, für sie ebenso rätselhaft war wie für mich. Denn ich glaube, dass das die Wahrheit ist. Es muss die Wahrheit sein.«

Den Ärzten zufolge war es eigentlich kaum verständlich, dass er überlebt hatte. Das mächtige Geschoss, das seinen Kiefer zertrümmert hatte, war wie durch ein Wunder nach oben

und hinten zum Warzenfortsatz des Schläfenbeins abgelenkt worden und dann über dem Jochbogen ausgetreten, ohne die äußere Schlagader an der Schläfe zu verletzen, was lange vor dem Eintreffen des Notarztes zum Tod geführt hätte.

»Sie hat Dion ebenso sehr geliebt wie ich, und die Anschuldigungen gegen mich, die in ihrem Abschiedsbrief standen, die Dinge, die ich ihr und Dion angeblich angetan habe, waren völlig aus der Luft gegriffen. Aber selbst wenn ich das alles getan hätte, selbst wenn sie Selbstmordabsichten gehabt hätte, hätte sie niemals ein Kind töten können, weder ihr eigenes noch ein fremdes.«

Von zwei Kugeln getroffen, war Pastore gegen eine hohe Kommode in der Nähe des Fensters getaumelt, das sie in der lauen Sommernacht offen gelassen hatten.

»Und da stand er, direkt am Fenster, und hat mit einem entsetzlichen Ausdruck zu uns hereingesehen. Gegrinst hat er, und sein Gesicht war schweißnass vor Erregung. Seine Augen haben geglänzt.«

»Sie sprechen von Ahriman«, sagte Dusty, um diesen Punkt auf dem Band klar zu machen.

»Dr. Mark Ahriman, genau«, sagte Pastore. »Stand da, als hätte er gewusst, was passieren würde, als hätte er eine Eintrittskarte für das Drama, für einen Platz in der ersten Reihe. Er hat mich angeschaut. Und was ich in diesen Augen gesehen habe, kann ich nicht mit Worten ausdrücken. Aber wenn ich im Leben mehr Schlechtes als Gutes getan habe und wenn es einen Ort gibt, an dem wir für alles, was wir in dieser Welt getan haben, Rechenschaft ablegen müssen, dann, das weiß ich genau, werde ich solchen Augen dort wieder begegnen.« Er schwieg, und sein Blick hing lange an dem Fenster, in dem jetzt nichts zu sehen war als das harte Licht. »Dann bin ich gestürzt.«

Mit der nicht zertrümmerten Gesichtshälfte nach unten auf dem Boden liegend, mit immer wieder verschwimmendem

Blick, hatte er mit ansehen müssen, wie sich seine Frau umbrachte und wenige Zentimeter außerhalb seiner Reichweite zusammenbrach.

»Sie war dabei so ruhig, so merkwürdig ruhig. Als wüsste sie nicht, was sie tat. Kein Zögern, keine Tränen.«

Blutend und halb wahnsinnig vor Schmerzen, hatte Bernardo Pastore immer wieder minutenlang das Bewusstsein verloren, aber jedes Mal, wenn er für kurze Zeit zu sich kam, hatte er sich ein Stück weiter zum Telefon geschleppt, das auf dem Nachttisch stand.

»Von draußen habe ich Kojoten gehört, zuerst weit weg, dann immer näher. Ich wusste nicht, ob Ahriman noch am Fenster stand, bin aber nicht davon ausgegangen, und ich hatte Angst, dass die Kojoten, vom Blutgeruch angelockt, durch das Fliegengitter springen würden. Wenn sie allein sind, sind es scheue Tiere … aber nicht im Rudel.«

Er hatte das Telefon erreicht, es zu sich heruntergezogen und Hilfe gerufen, obwohl er mit dem geschwollenen Rachen und dem zerschmetterten Gesicht nur unter Qualen ein halbwegs verständliches Wort hatte herauspressen können.

»Und dann habe ich gewartet und dachte eigentlich, ich würde sterben, bevor Rettung kam. Und das wäre auch in Ordnung gewesen. Vielleicht wäre es sogar das Beste gewesen. Nachdem Fiona und Dion nicht mehr da waren, hat mir nicht mehr viel am Leben gelegen. Nur zwei Dinge haben mich noch aufrecht gehalten. Dr. Ahrimans wahres Gesicht musste den Leuten gezeigt und begreiflich gemacht werden. Ich wollte Gerechtigkeit. Und zweitens … obwohl ich zum Sterben bereit war, wollte ich nicht, dass meine Familie und ich wie zu Tode gehetzte Karnickel zum Fraß für Kojoten wurden.«

So laut, wie die Schreie der Kojoten inzwischen geworden waren, musste sich das Rudel unter dem Fenster versammelt haben. Am Fenstersims kratzende Vorderpfoten. Knurrend ans Fliegengitter gedrückte Schnauzen.

Pastore war immer schwächer geworden, und in seinem zunehmend getrübten Bewusstsein hatte er sich vorgestellt, dass es keine Kojoten waren, die da von draußen Einlass begehrten, sondern Kreaturen, die man nie zuvor in New Mexico gesehen hatte, die sich aus dem Anderswo durch eine Tür in der Nacht in diese Welt gestohlen hatten. Ahrimans Brüder, deren Augen noch unheimlicher waren als die des Arztes. Die sich nicht um das Fenster drängten, weil sie auf das noch warme Fleisch gierig waren, sondern die getrieben wurden von ihrem Hunger nach drei dahinschwindenden Seelen.

*

Ahrimans einzige Patientin an diesem Tag war die zweiunddreißigjährige Ehefrau eines Mannes, der mit Online-Aktiengeschäften in nur vier Jahren ein Vermögen von einer halben Milliarde Dollar gemacht hatte.

Obwohl sie eine attraktive Frau war, hatte er sie nicht wegen ihres Aussehens als Patientin aufgenommen. Er hatte kein sexuelles Interesse an ihr, weil sie zu dem Zeitpunkt, als sie ihn das erste Mal aufsuchte, bereits so neurotisch war wie eine Laborratte, die man mit ständig neuen Labyrinthen und nach dem Zufallsprinzip verteilten Stromschlägen monatelang in ihrem Käfig gefoltert hatte. Für Ahriman waren nur Frauen interessant, die gesund und stark waren und alles zu verlieren hatten, wenn sie zu ihm kamen.

Auch der enorme Reichtum der Patientin war nicht ausschlaggebend gewesen. Da er im Leben nie selbst unter Geldmangel gelitten hatte, empfand er nichts als Verachtung für diejenigen unter seinen Mitmenschen, die sich von ihrer Geldgier leiten ließen. Die besten Leistungen konnte man erzielen, wenn man etwas tat, nur weil es einem Spaß machte.

Die Frau war von ihrem Ehemann gedrängt worden, sich bei Ahriman in Behandlung zu begeben, wozu ihn weniger die

Sorge um ihr Wohlergehen bewegt hatte als die Tatsache, dass er für einen Senatorenposten kandidieren wollte. Er war der Meinung, dass eine Ehefrau, die unter Anfällen von an Wahnsinn grenzender Exzentrik litt, seine Aussicht auf eine Politikerkarriere beeinträchtigen würde, was sicher eine unrealistische Überlegung war, wenn man bedachte, dass solche Anwandlungen unter Politikern beider Parteien wie unter deren Ehegattinnen seit Jahren an der Tagesordnung waren, ohne dass dies je gravierende Auswirkungen auf die Gunst der Wähler gehabt hätte. Außerdem war der Ehemann so langweilig wie eine tote Kröte und hatte schon darum wenig Chancen, von irgendjemandem gewählt zu werden.

Ahriman hatte sie ausschließlich deshalb als Patientin angenommen, weil ihn ihre Krankheit interessierte. Diese Frau steigerte sich unaufhaltsam in eine Phobie hinein, die ihresgleichen suchte und ihm deshalb interessanten Stoff für seine künftigen Spiele liefern konnte. Außerdem dachte er daran, ihren Fall – natürlich aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes unter geändertem Namen – in sein nächstes Buch aufzunehmen, in dem es um Zwänge und Phobien ging. Der beziehungsreiche Arbeitstitel lautete: *Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir*.

Die Frau des Möchtegern-Senators hatte seit geraumer Zeit eine immer obsessivere Leidenschaft für den Schauspieler Keanu Reeves entwickelt. Sie besaß Dutzende von Mappen mit Fotos von Keanu, Artikeln über Keanu und Rezensionen von Filmen, in denen Keanu mitgespielt hatte. Kein Kritiker kannte die Filmografie des Schauspielers auch nur annähernd so gut wie sie, denn sie hatte jeden einzelnen seiner Filme mindestens zwanzig Mal in der Geborgenheit ihres vierzig Zuschauer fassenden Breitwandkinos gesehen und einmal sogar achtundvierzig Stunden am Stück damit verbracht, sich *Speed* immer wieder von vorn anzusehen, bis sie schließlich, erschlagen von zu wenig Schlaf und zu viel Dennis Hopper, ohnmächtig

geworden war. Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie für Zweihunderttausend Dollar einen herzförmigen Cartier-Anhänger aus diamantenbesetztem Gold gekauft und auf der Rückseite *Ich kehöre Keanu* eingravieren lassen.

Dieser Liebesrausch war dann aus Gründen, die der Patientin selbst unverständlich waren, in sein Gegenteil umgeschlagen. Irgendwann begann sie zu vermuten, dass Keanu eine dunkle Seite hatte. Dass er von ihrem Interesse an seiner Person erfahren hatte und nicht erfreut darüber war. Dass er Leute anheuerte, die sie überwachen sollten. Schließlich, dass er selbst sie beobachtete. Wenn das Telefon klingelte und der Anrufer auflegte, ohne sich zu melden, oder wenn der Anrufer: *Tut mir Leid, ich habe mich verwählt* sagte, glaubte sie jedesmal fest daran, dass es Keanu gewesen war. Sie hatte sein Gesicht vergöttert; jetzt fing sie an, sich davor zu fürchten. Sie vernichtete ihre Sammelmappen und verbrannte die Fotos in ihrem Schlafzimmer, weil sie zu argwöhnen begann, dass er sie durch seine Bilder aus der Ferne beobachten konnte. Schließlich wurde sie von Panikattacken befallen, wenn sie sein Gesicht nur sah. Aus Angst, von einem Werbespot für seinen neuesten Film überrascht zu werden, schaltete sie den Fernseher nicht mehr ein. Sie wagte kaum noch, eine Zeitschrift aufzuschlagen, denn auf jeder Seite konnte ihr Keanu entgegenstarren; es versetzte sie schon in Angst und Schrecken, seinen Namen allein nur gedruckt zu sehen, und am Ende umfasste die Liste der Zeitschriften, die sie gefahrlos lesen konnte, wenig mehr als die *Berichte zur Außenpolitik* und medizinische Fachblätter wie *Entwicklungen in der Dialysepraxis*.

Dr. Ahriman wusste aus seiner Kenntnis der Krankheitsmuster solcher Phobien, dass der Verfolgungswahn seiner Patientin bald voll entwickelt sein und sie überzeugt sein würde, dass Keanu Reeves ihr auf Schritt und Tritt heimlich nachschlich. Danach würde sich ihr Zustand entweder stabilisieren und sie

würde sich daran gewöhnen, ein so eingeschränktes Leben zu führen wie Susan Jagger in den Klauen ihrer Agoraphobie, oder sie würde in eine schwere Psychose abgleiten, die eine zumindest vorübergehende Behandlung in einer psychiatrischen Klinik erforderlich machte.

Man konnte Störungen dieser Art durchaus mit einiger Aussicht auf Erfolg medikamentös behandeln, aber Ahriman hatte nicht die Absicht, gerade bei dieser Patientin eine derart konventionelle Therapie anzuwenden. Er hatte vor, sie zu guter Letzt in drei Sitzungen zu programmieren, und zwar nicht mit dem Ziel, ihr Bewusstsein zu kontrollieren, sondern lediglich, um ihr die Anweisung zu geben, ihre Angst vor Keanu zu vergessen. Auf diese Weise würde er Stoff für ein fantastisches Kapitel über eine wundersame Heilung erhalten, die er auf seine genialen analytischen und therapeutischen Fähigkeiten zurückführen würde, indem er eine ausgeklügelte Geschichte über eine Behandlung erfand, die nie stattgefunden hatte.

Er hatte den Programmierungsprozess lediglich deshalb nicht bereits eingeleitet, weil ihre Phobie noch ein wenig Zeit brauchte, um voll zu erblühen. Je größer der Leidensdruck, umso sensationeller würde die Geschichte ihrer Heilung sein und umso grenzenloser ihre Dankbarkeit, wenn ihre Psyche wieder hergestellt war. Wenn er es geschickt anstellte, würde sie vielleicht sogar bereit sein, nach der Veröffentlichung seines Buchs gemeinsam mit ihm in Oprah Winfreys Talkshow aufzutreten.

Jetzt saß er ihr in seinem Sessel an dem niedrigen Tisch gegenüber und hörte sich ihre Wahnfantasien über Mr. Reeves' machiavellistische Intrigen an. Ein verborgenes Aufnahmegerät, das ihren Monolog und seine hie und da eingeworfenen Zwischenfragen aufzeichnete, ersparte ihm die Mühe, sich schriftliche Notizen zu machen.

In spitzbübischer Laune wie so oft, ging ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, wie lustig es doch sein würde, wenn

Keanu der Schauspieler wäre, der im Augenblick nur auf den Moment seiner Attacke gegen die Nase des Präsidenten wartete. Man konnte sich das Entsetzen dieser Patientin vorstellen, wenn sie die Neuigkeit erfuhr, denn sie würde hundertprozentig davon überzeugt sein, dass die verstümmelte Nase ihre eigene gewesen wäre, hätte ein gnädiges Schicksal Keanu nicht das Staatsoberhaupt statt ihrer über den Weg laufen lassen.

Wunderbar. Sofern im Lauf des Universums ein gewisser Sinn für Humor zu erkennen war, war dieser jedenfalls nicht so fein entwickelt wie der des Arztes.

»Dr. Ahriman, Sie hören mir nicht zu!«

»Aber natürlich«, sagte er.

»Nein, Sie waren nicht bei der Sache, und ich zahle diese horrenden Stundenhonorare nicht dafür, dass Sie Ihren Tagträumen nachhängen«, sagte sie in scharfem Ton.

Obwohl diese Frau und ihr Langweiler von einem Ehemann sich noch vor fünf Jahren kaum die Fritten zu ihrem Big Mac hätten leisten können, waren die beiden mittlerweile so arrogant und anspruchsvoll, als wären sie mit einem goldenen Löffel im Mund geboren worden.

Tatsächlich war sowohl ihr Keanuwahn als auch sein Bedürfnis, sich seine Existenzberechtigung an den Wahlurnen bestätigen zu lassen, auf die Plötzlichkeit ihres wirtschaftlichen Aufstiegs zurückzuführen, auf die nagenden Schuldgefühle darüber, dass es sie so wenig Anstrengung gekostet hatte, einen solchen Reichtum zu erwerben, und auf die unausgesprochene Angst, dass dieser Reichtum so schnell zerronnen wie gewonnen sein könnte.

»Sie haben in diesem Fall doch hoffentlich keinen Loyalitätskonflikt?« In ihrer Stimme schwang plötzlich Misstrauen mit.

»Wie bitte?«

»Einen verborgenen Loyalitätskonflikt zwischen Arzt und Patient? Sie *kennen* K-K-Keanu doch nicht etwa, Dr. Ahriman?«

»Nein, nein. Natürlich nicht.«

»Eine Verbindung zu *ihm* zu verschweigen wäre nämlich hochgradig unmoralisch. Hochgradig. Und woher soll ich wissen, ob Sie nicht fähig sind, gegen Ihre Berufsethik zu verstoßen? Was weiß ich überhaupt von Ihnen?«

Anstatt seine Taurus PT-111 Millennium aus dem Schulterholster zu ziehen und dieser neureichen Zicke Benehmen beizubringen, ließ der Arzt seinen ganzen Charme spielen und redete ihr so lange gut zu, bis sie den Faden ihrer Wahnfantasien wieder aufnahm.

Die Wanduhr verriet ihm, dass er sie in weniger als einer halben Stunde in die Keanu-vergiftete Welt entlassen durfte. Dann konnte er sich endlich mit Skeet Caulfield und dem rotgesichtigen Mann befassen.

*

An manchen Stellen war die Oberflache der Terrakottafliesen vollständig abgerieben.

»Dort habe ich immer Blutflecke gesehen«, erklärte Bernardo Pastore. »Während ich im Krankenhaus war, haben Freunde das Zimmer auf den Kopf gestellt, jeden Zentimeter geputzt, die Möbel weggeschafft, alles. Als ich zurückkam, gab es keine Blutspuren mehr … aber ich habe sie trotzdem gesehen. Ein Jahr lang habe ich jeden Tag hier geschrubbt. Aber eigentlich ging es nicht darum, Blut wegzuwaschen. Ich wollte meinen Schmerz loswerden. Als mir das klar wurde, habe ich aufgehört zu schrubben.«

In den ersten Tagen hatte er auf der Intensivstation um sein Leben gekämpft und war nur selten bei Bewusstsein gewesen; und selbst wenn er einmal wach war, hinderten ihn seine schweren Gesichtsverletzungen daran zu reden. Als er schließlich in der Lage war, seine Vorwürfe gegen Ahriman vorzubringen, hatte dieser sich längst ein Alibi zurechtgelegt und

konnte auch die notwendigen Zeugen dafür präsentieren.

Pastore trat ans Fenster und ließ den Blick über seinen Besitz schweifen. »Ich habe ihn gesehen. Er stand genau hier und hat hereingeschaut. Ich habe das nicht erst geträumt, nachdem ich angeschossen war, wie man versucht hat, mir einzureden.«

Das Diktiergerät in der Hand, trat Dusty zu dem Rancher ans Fenster. »Und niemand hat Ihnen geglaubt?«

»Wenige. Und nur einer, dessen Stimme Gewicht hatte. Ein Polizist. Er fing an, Ahrimans Alibi genauer unter die Lupe zu nehmen, und vielleicht hatte er sogar eine Spur, denn man hat ihm daraufhin gründlich den Kopf gewaschen. Und ihn dann auf einen anderen Fall angesetzt, während unsere Akte geschlossen wurde.«

»Glauben Sie, dass er mit uns reden würde?«, fragte Dusty.

»Ja. Ich glaube schon, nach all den Jahren. Ich werde ihn anrufen und Sie ankündigen.«

»Wenn Sie ein Treffen für morgen Abend arrangieren könnten, wäre das sehr gut. Chase Glyson will für den Vormittag ein paar Termine mit Leuten vereinbaren, die früher den Kindergarten seiner Eltern besucht haben.«

»Was immer Sie tun, es wird nichts ändern«, sagte Pastore und sah dabei aus, als würde er eher die Vergangenheit oder die Zukunft vor sich sehen als seine Ranch, wie sie vor seinen Augen lag. »Ahriman ist irgendwie unangreifbar.«

»Das wird sich zeigen.«

Selbst in dem fahlen Licht, das durch die graue Staubschicht auf der Scheibe fiel, konnten sie sehen, dass das wulstige Narbengewebe auf seiner rechten Gesichtshälfte zornrot glühte.

Als hätte er Marties forschenden Blick gespürt, drehte sich der Rancher zu ihr um. »Ich werde Ihnen Albträume bereiten, Ma'am.«

»Mir nicht. Ich mag Ihr Gesicht, Mr. Pastore. Sie haben ehrliche Augen. Im Übrigen, wer Mark Ahriman erst einmal begegnet ist, dem kann nichts anderes mehr Albträume bereiten.«

»Da haben Sie wohl Recht«, sagte Pastore, und sein Blick verlor sich wieder im schwindenden Licht eines Nachmittags, der sich dem Ende zuneigte.

Dusty schaltete das Aufnahmegerät ab.

»Heutzutage kann man solche Narben größtenteils verschwinden lassen«, sagte Bernardo Pastore. »Man hat mich auch dazu überreden wollen, mich noch einmal am Kiefer operieren zu lassen. Es hieß, man könnte ihn noch besser modellieren. Aber was schert es mich noch, wie ich aussehe?«

Dusty und Martie wussten nicht, was sie darauf sagen sollten. Der Rancher war nicht älter als fünfundvierzig, und vor ihm lagen noch viele Jahre, aber niemand konnte ihn dazu bringen, diesen kommenden Jahren etwas abzugewinnen, niemand außer er selbst.

*

Jennifer wohnte etwa drei Kilometer von ihrer Arbeitsstelle entfernt. Sie legte diese Strecke bei gutem wie bei schlechtem Wetter zu Fuß zurück, weil Laufen genauso zu ihrem Gesundheitsprogramm gehörte wie Tofu, Sojasprossen und Ginkgo biloba.

Der Arzt bat sie um den Gefallen, seinen Mercedes für ihn in die Werkstatt zu bringen, weil ein Ölwechsel und ein Austausch der Vorder- und Hinterräder fällig sei. »Es kann Sie jemand mit dem Werkstattwagen nach Hause fahren.«

»Ach, das ist nicht nötig«, wehrte sie ab. »Ich laufe nach Hause.«

»Aber das sind dann mindestens fünfzehn Kilometer.«

»Wirklich? Wunderbar!«

»Was ist, wenn es regnet?«

»Sie haben die Wettervorhersage geändert. Es soll jetzt erst morgen regnen, nicht schon heute. Aber wie wollen Sie nach Hause kommen?«

»Ich werde noch ein bisschen drüben bei Barnes and Nobles stöbern, dann bin ich mit einem Freund zu einem frühen Feierabendumtrunk verabredet«, sagte er. »Er fährt mich dann nach Hause.« Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Machen Sie heute ruhig früher Schluss … Sagen wir, in einer Viertelstunde. Dann kommen Sie trotz des längeren Wegs zur gewohnten Zeit heim. Und nehmen Sie sich dreißig Dollar aus der Kaffeekasse, dann können Sie zum Abendessen in diesem Lokal Halt machen, für das Sie so schwärmen – Grüne Oase oder wie es heißt.«

»Sie sind wirklich sehr entgegenkommend, Dr. Ahriman«, sagte sie.

In einer Viertelstunde blieb Ahriman genug Zeit, das Haus durch den vorderen Eingang zu verlassen, wo ihn die Jungs von ihrem beigefarbenen Pickup aus nicht sehen konnten, zum Nachbargebäude und dann zum dahinter liegenden Parkplatz zu gehen und in seinen 59er Chevrolet El Camino zu steigen, der dort auf ihn warten würde.

*

Die Reitplätze und Koppeln der Ranch lagen verlassen da, die Reitpferde waren rechtzeitig vor dem angekündigten Sturm in die geschützten Ställe gebracht worden.

Als Martie jetzt vor dem Mietwagen stand, kam ihr das im Adobestil gebaute Ranchhaus nicht mehr so anheimelnd und romantisch vor wie noch bei ihrer Ankunft. Wie viele andere Bauten in New Mexico hatte es einen Zauber ausgestrahlt, als wäre es wie durch Hexerei eigenhändig aus der Wüste emporgewachsen; aber jetzt sahen die verwitterten Lehmwände nicht mehr romantischer aus als Wüstenstaub, und das Haus schien sich nicht stolz zu erheben, sondern in sich zusammenzusakken, mit der Erde zu verschmelzen, aus der es entstanden war, und von der Bildfläche zu verschwinden, als ob es nie existiert

hätte, genau wie die Menschen, die in seinen Mauern einmal Liebe und glückliche Momente geteilt hatten.

»Womit haben wir es hier wirklich zu tun, das möchte ich doch zu gern wissen«, sagte Dusty, während Martie den Wagen auf den Weg zurücklenkte. »Wer ist Ahriman … abgesehen von dem, der er nach außen hin zu sein scheint?«

»Du meinst nicht nur seine Beziehungen, das Institut, die Leute, die ihn schützen und die Gründe, warum sie das tun.«

»Nein.« Seine Stimme hatte einen stillen, ernsten Ton angenommen, als würde er mit seinen Worten an ein heiliges Tabu rühren. »Wer ist dieser Mann, über das Offensichtliche und Naheliegende hinaus?«

»Ein Psychopath. Ein Narziss, Closterman zufolge.« Aber sie wusste, dass auch das nicht die Antwort war, nach der er suchte.

Der fast zwei Kilometer lange private Schotterweg, der von der Ranch zur asphaltierten Straße führte, verlief zuerst über eine flache Ebene und dann über abschüssiges Hügelgelände. Unter dem fahlen Gipshimmel, in der letzten Stunde des ausklingenden Wintertages, wirkte das dunkelgrüne Präriegesträuch silbern gefleckt. Die losen Büschel der Steppenläufer lagen in der Windstille so reglos da wie die merkwürdigen Felsengebilde, die wie halb vom Sand verwehte knorrige Knochen prähistorischer Mammuts aussahen.

»Wenn Ahriman jetzt in dieser Sekunde auf uns zugelaufen käme«, sagte Dusty, »würden dann die Klapperschlangen zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln quellen und ihm folgen wie zahme Hauskatzen?«

»Komm mir nicht mit solchen Gruselgeschichten, Kindskopf.«

Aber Martie fiel es dennoch nicht schwer, sich Ahriman vorzustellen, wie er nach den Schüssen, unberührt von den heranschleichenden Kojoten, an Dion Pastores Kinderzimmerfenster stand, wie er, umringt von diesen Raubtieren, als würde

er einen Ehrenplatz in ihrem Rudel einfordern und erhalten, das Gesicht ans Fliegengitter drückte und gierig den süßlichen Blutgeruch einsog, während die Präriewölfe unter leisem, kehligem Grollen mit gebleckten Zähnen neben ihm am Gitterdraht kratzten.

An der Stelle, wo der Schotterweg in einer Biegung um einen Hügel verlief und dann steil abfiel, hatte jemand eine Nagelsperre ausgelegt, wie sie von der Polizei bei innerstädtischen Verfolgungsjagden benutzt wurden, wenn das Objekt der Verfolgung mit anderen Mitteln nicht zu stoppen war.

Martie sah das Hindernis zu spät. Sie bremste erst in dem Moment, als die Vorderreifen schon platzten.

Das Lenkrad ruckte in ihren Händen hin und her. Sie versuchte, den Wagen unter Kontrolle zu bringen.

Gegen den Wagenboden ratternd wie eine wildgewordene Schlange mit gebrochenen Wirbeln, peitschte das Stahlband unter dem Ford durch und schlug seine spitzen Zähne in das nächste Gummi, das es fand. Die Hinterreifen platzten.

Mit vier platten Reifen auf einem abschüssigen, holprigen Schotterweg hatte Martie weniger Kontrolle über den Ford, als wenn sie über Glatteis geschlittert wäre. Der Wagen drehte sich quer zur Straße.

»Halt dich fest!«, schrie sie, als ob es dieser Aufforderung noch bedurft hätte.

Dann das Schlagloch.

Der Ford schleuderte herum, kippte zur Seite, schien den Bruchteil einer Sekunde in der Luft zu stehen und überschlug sich dann.

Überschlug sich zwei-, vielleicht auch dreimal, so genau konnte Martie das nicht sagen, denn ihre erste Sorge galt nicht dem Zählen, vor allem in dem Moment nicht, in dem sie über den Rand der Böschung kippten und in merkwürdig zeitlupenartigem Fall rutschend und rollend in ein breites ausgetrocknetes Flussbett stürzten. Die Windschutzscheibe splitterte, Blech-

teile wurden kreischend und scheppernd von der Karosserie gerissen, dann blieb der Ford endlich auf dem Dach liegen.

67. Kapitel

Kein Riechsalz hätte Martie so schnell aus ihrer Schreckensstarre reißen können wie der durchdringende Benzingeruch. Irgendwo musste ein Schlauch gerissen sein, denn sie hörte auch ein leises Plätschern.

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Ja«, sagte Dusty, der mit seinem Sicherheitsgurt kämpfte und vor sich hin fluchte, weil entweder der Verschluss klemmte oder er zu desorientiert war, um ihn zu finden.

Auch Martie fiel es schwer, sich zu orientieren. Sie hing kopfüber im Gurt, das Lenkrad *über* sich und noch ein Stück weiter oben ihre Füße und der Wagenboden. »Sie werden uns holen.«

»Die Pistole«, sagte er hastig.

Der Colt steckte in ihrer Tasche, aber die Tasche war nicht mehr da, wo sie sich zuvor befunden hatte, nicht mehr auf dem Sitz zwischen ihrer Hüfte und der Tür eingeklemmt.

Ihrem Gefühl nach wollte sie sie auf dem Boden suchen, aber der Boden war jetzt über ihr. Die Tasche konnte schlecht nach oben gefallen sein.

Mit fliegenden Fingern tastete sie nach dem Gurtverschluss, befreite sich hektisch aus den vertrackten Riemen und ließ sich zum Wagenverdeck hinuntergleiten.

Stimmen. Noch ein ganzes Stück entfernt, aber sie kamen näher.

Sie hätte ihr Haus verwettet, dass es keine Sanitäter waren, die ihnen da zu Hilfe eilen wollten.

Dusty wand sich aus seinem Gurt und rutschte auf das Verdeck hinunter. »Wo ist sie?«

»Ich weiß es nicht.« Sie brachte die Worte nur keuchend heraus, weil ihr das Atmen in der benzingeschwängerten Luft immer schwerer fiel.

Im Innern des umgestürzten Wagens herrschte trübes Dämmerlicht. Draußen färbte sich der wolkenverhangene Himmel im Zwielicht des heraufziehenden Abends immer dunkler. Die zersplitterte Windschutzscheibe war dicht mit Grasbüscheln, Strauchzweigen und anderen Pflanzenteilen bedeckt, die der Wind in dem ausgetrockneten Flussbett zusammengeweht hatte, sodass aus dieser Richtung kaum Licht ins Wageninnere drang.

»Da!«, rief Dusty.

Sie hatte die Tasche fast gleichzeitig am Rückfenster entdeckt und robbte jetzt auf dem Bauch dorthin.

Da sie das mittlere Fach der Tasche nicht geschlossen hatte, waren einige Gegenstände herausgefallen. Martie fegte eine Puderdose, einen Kamm, einen Lippenstift und anderen Krimskrams beiseite und griff nach der Tasche. Am Gewicht merkte sie, dass die Waffe noch darin war.

Geröll prasselte auf den himmelwärts gerichteten Fahrzeugboden, losgetreten von Männern, die vom Schotterweg her über die Böschung herunterkamen.

Martie drehte den Kopf nach beiden Seiten zu den Fenstern, die nur wenige Zentimeter vom Boden entfernt waren. Sie rechnete fest damit, dass dort gleich die Füße der Männer auftauchen würden.

Sie bemühte sich, leise zu sein, um die Schritte besser zu hören, die ihr vielleicht Aufschluss darüber geben konnten, von welcher Seite sich die Männer dem Auto nähern würden, aber in dem schweren Benzindunst konnte sie nicht anders, als geräuschvoll nach Luft zu schnappen. Auch Dusty keuchte angestrengt, und dieses verzweifelte Ringen nach Luft war ein Geräusch, das erschreckender klang als das Geprassel der herunterrollenden Steine.

Pittipatt, pittipatt – nicht ihr Herzschlag, denn der war ein dumpfes Dröhnen – *pittipatt, pittipatt*, und dann zuckte sie zusammen, weil ihr etwas Nasses über das Gesicht lief. Als sie

nach oben blickte, sah sie, dass Benzin durch den Wagenboden tröpfelte.

Sie verrenkte den Hals, um hinter sich zu sehen, und erkannte, dass an drei oder vier Stellen Benzin ins Wageninnere sickerte. Die Tropfen fingen das bisschen Licht ein, das durch die Fenster hereinfiel, und schimmerten im Fallen wie Perlen.

Dustys Gesicht. In seinen weit geöffneten Augen stand die Erkenntnis ihrer hoffnungslosen Lage.

Die beißenden Benzindämpfe trieben Martie die Tränen in die Augen, und Sekunden bevor das Gesicht ihres Mannes vor ihr verschwamm, sah sie, deutlicher, als er es mit seiner rasselnden Stimme zu sagen vermochte, wie seine Lippen die Worte *Nicht schießen* formten.

Wenn nicht schon das Mündungsfeuer eine Explosion auslöste – was es zweifellos tun würde –, dann würde der erste Funke, den die Kugel beim Abprallen schlug, den Wagen in die Luft jagen.

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die tränenden Augen und sah vor dem Fenster, das ihr am nächsten war, ein Paar Cowboystiefel auftauchen. Dann begann jemand an der klemmenden Tür zu rütteln.

*

Der weinrote 59er Chevrolet El Camino war perfekt getunt: die Motorhaube von allen Chromteilen befreit und mit Lüftungsschlitzen versehen; einteilige, glatte Stoßstangen; ein ästhetisch gerundeter Kühlergrill; über der Ladefläche ein Hardtop mit luftdruckunterstützten Halterungen; tiefergelegt und mit überbreiten Reifen.

Ahriman hatte den Wagen so am Straßenrand geparkt, dass er die Parkplatzausfahrt hinter dem Praxisgebäude überschauen konnte, und saß nun wartend am Steuer.

Er hatte sich, bevor er den Wagen umgestellt hatte, mit einem

Blick unter den Fahrersitz davon überzeugt, dass die Sturmhaube da war. Guter, verlässlicher Cedric.

Das Gewicht der kleinen 9-mm-Pistole im Holster unter seiner linken Achselhohle war ihm nicht unangenehm. Er empfand das warme Ding eher als beruhigend. Peng, peng, du bist tot.

In diesem Moment tauchte auch schon Jennifer mit dem Mercedes auf. Da auf der Windschutzscheibe des Mercedes eine für einen Monat gültige Parkplakette klebte, hielt sie sich am Kassenhäuschen nur auf, um dem Kassierer kurz hallo zu sagen. Dann ging die gestreifte Schranke hoch, und sie fuhr bis zum Stoppschild an der Straße vor.

Hinter ihr wurde der Pickup so hart an der wieder heruntergelassenen Schranke abgebremst, dass sämtliche Antennen aufgeregt wippten.

Jennifer bog nach links in die Straße ein.

Der Zeitspanne nach zu urteilen, die sie am Zahlhäuschen warten mussten, hatten die beiden kopflosen Detektive vergessen, Kleingeld für eine reibungslose Ausfahrt bereitzuhalten. Als sie endlich den Parkplatz verließen, war der Mercedes bereits am Ende der Straße abgebogen, sodass sie ihn vorübergehend aus den Augen verloren.

Der Arzt hatte befürchtet, dass Skeet und sein Kumpan, wenn sie nur Jennifer und nicht das eigentliche Objekt ihrer Verfolgung sahen, notfalls auf dem Parkplatz warten würden, bis sie schwarz wurden, in der Hoffnung, dass er selbst irgendwann wieder auftauchte. Vielleicht hatten sie es gerade deshalb versäumt, das Kleingeld für die Parkgebühren bereitzuhalten, weil sie darüber diskutiert hatten, ob es klug sei, sich an das Auto zu hängen, wenn er gar nicht darin saß. Zu guter Letzt hatten sie den Köder jedoch geschluckt, genau wie er es erwartet hatte.

Er folgte ihnen nicht. Da er wusste, dass Jennifer zur Mercedes-Werkstatt fuhr, konnte er einen anderen, kürzeren Weg

dorthin nehmen.

Der El Camino hatte einen 5,7-Liter-V8-Motor mit einer Verdichtung von 9,5 : 1 unter der Haube. Es machte dem Arzt Spaß, durch Newport Beach zu rasen. Er hielt eine Hand immer auf der Hupe, um lebensmüde Fußgänger von den Zebrastreifen zu scheuchen, während er mit einem Auge nach Streifenwagen Ausschau hielt.

Er parkte gegenüber der Einfahrt zur Werkstatt des Autohauses, wo er über vier Minuten warten musste, bevor der Mercedes mit dem Pickup im Schlepptau auftauchte. Jennifer bog direkt in die Werkstatteinfahrt ein, während der Pritschenwagen ein Stück weiter fuhr, um dann ein paar Meter vor dem El Camino am Straßenrand zu parken.

Der Campingaufbau versperrte den beiden Insassen den Blick durch das Rückfenster, sodass weder Skeet noch sein treuer Mitstreiter ohne weiteres die Fahrzeuge sehen konnte, die hinter ihnen geparkt waren. Natürlich hätten sie die Straße durch die Seitenspiegel beobachten können, aber Ahrimans Vermutung nach waren sie so sehr von ihrer Rolle als unerschrockenes Beschattungsteam eingenommen, dass sie gar nicht auf die Idee kamen, sie könnten selbst Gegenstand einer Beschattung sein.

*

Der handliche Spezialcolt mit den abgeflachten Griffen ließ sich leichter unter den Gürtel schieben und saß bequemer am Rücken, als Martie erwartet hatte.

Sie zog den Pullover darüber und zupfte gerade ihre Tweedjacke zurecht, als die Fahrertür mit dem knirschend-krachenden Geräusch von verbogenem Blech aufgestemmt wurde.

Ein Mann befahl ihnen auszusteigen.

Halb erstickt von den Benzindämpfen, mit schmerzender Lunge um Atem ringend, robbte Martie über die Wagendecke

und schlängelte sich durch die Tür ins Freie.

Ein Mann packte sie am linken Arm, zerrte sie auf die Füße, schleifte sie hinter sich her und stieß sie dann grob zur Seite. Sie verlor das Gleichgewicht und landete unsanft zwischen dornigem Gestrüpp auf dem harten Sandboden.

Da sie immer noch krampfhaft nach Luft schnappte und ihre Augen dermaßen tränten, dass sie halb blind war, zog sie die Pistole nicht sofort. Ihre Kehle fühlte sich wund an, und ein beißender Geschmack füllte ihren Mund. Ihre Nasenschleimhaut war wie versengt, und die ätzenden Benzindämpfe drangen in Nasen- und Stirnhöhle ein, wo sich jetzt ein heftig klopfender Kopfschmerz bemerkbar machte.

Sie hörte, wie Dusty ebenfalls von dem Ford weggezogen und grob beiseite gestoßen wurde.

Fast gleichzeitig setzten sie sich auf und sogen in gierigen, unregelmäßigen Zügen Luft ein, mussten aber eruptiv wieder ausatmen, bevor sich ihre Lungen ganz gefüllt hatten, die einer solchen Frischluftzufuhr noch nicht gewachsen waren.

Mit ihren tränenblinden Augen sah Martie alles verschwommen und verzerrt, aber sie erkannte zwei Männer, von denen einer, der offensichtlich mit einer Pistole bewaffnet war, sie bewachte, während der andere den umgestürzten Wagen umrundete. Große, kräftige Gestalten. Dunkel gekleidet. Ihre Gesichtszüge noch unkenntlich.

Etwas flatterte ihr ins Gesicht. Mücken. Ein ganzer Schwarm von Mücken. Aber kalt. Keine Mücken, Schneeflocken. Es hatte zu schneien begonnen.

Ihr Atem ging jetzt leichter, wenn auch noch nicht normal, der Tränenfluss versiegte allmählich, und ihr Blick wurde klarer, als sie an den Haaren gepackt und wieder auf die Füße gezerrt wurde.

»Los, los«, knurrte einer der Fremden ungeduldig. »Wenn ihr uns aufhaltet, puste ich euch das Hirn weg und lasse euch hier liegen.«

Martie nahm die Drohung ernst und kletterte die Böschung hinauf, über die kurz zuvor der Ford in das Flussbett gestürzt war.

*

Als Jennifer auf der anderen Straßenseite am Eingang des Autohauses auftauchte und sich zu Fuß auf den Weg machte, schienen die beiden Detektive fassungslos zu sein. Sie hatten wohl damit gerechnet, sie in ihrer albernen Karosse zu verfolgen, aber weder der magere Skeet noch sein mondgesichtiger Begleiter verfügte offenbar über genügend Kondition, eine längere Verfolgung zu Fuß durchzustehen.

Noch dazu legte Jennifer ein Tempo vor, als wären ihr alle Höllenhunde und ein halbes Dutzend aufdringlicher Versicherungsvertreter auf den Fersen. Mit erhobenem Haupt und gestrafften Schultern, mit vorgereckter Brust und energischem Hüftschwung schritt sie unter dem kalten Nachmittagshimmel aus wie eine Frau, die entschlossen ist, die Staatsgrenze von Nevada noch vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Sie trug denselben Hosenanzug wie in der Praxis, aber ihre Füße steckten nicht mehr in hochhackigen Schuhen, sondern in Adidas-Laufschuhen erster Güte. Sie hatte alles, was sie bei sich trug, in einer Gürteltasche verpackt, sodass sie beide Hände frei hatte; mit rhythmisch schwingenden Armen ausschreitend, sah sie aus, als wollte sie einen olympischen Geherrekord aufstellen. Ihr Haar war am Hinterkopf zusammengebunden; der Pferdeschwanz wippte fröhlich im Takt des rasanten Gangs, mit dem sie ihrem Abendessen entgegenstrebte.

Die Fenster des El Camino waren leicht getönt, und zudem hatte Jennifer das Auto noch nie gesehen. Als sie die Straße überquerte und daran vorbeiging, warf sie deshalb keinen Blick in Ahrimans Richtung.

An der nächsten Ecke bog sie, immer noch von seinem

Standort aus sichtbar, in eine Straße ein, die in einer langgestreckten Geraden sacht bergan verlief.

Hüpf, hüpf, hüpf: der Pferdeschwanz. Ihre muskulösen Hinterbacken sahen aus, als könnte sie damit Walnüsse knacken.

Gestikulierend verständigten sich die beiden Detektive, dann setzten sie sich in Bewegung, machten mit quietschenden Reifen kehrt, wobei sie den El Camino passierten, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, fuhren bis zur Straßenecke und parkten dort wieder am Bordstein.

Ein paar hundert Meter weiter bog Jennifer an einer Kreuzung nach rechts in westlicher Richtung ab.

Als sie fast außer Sicht war, nahm der Pickup die Verfolgung auf.

Nach einer angemessenen Wartezeit folgte Ahriman den beiden Verfolgern.

Auf der Anhöhe, etwa hundert Meter hinter Jennifer, hielt das Narrengefährt wieder am Straßenrand an.

Vor ihnen lag eine fast zwei Kilometer lange gerade Steigung, und die beiden Kletten hatten offensichtlich vor zu warten, bis Jennifer den höchsten Punkt erreicht hatte, um ihr dann nachzufahren, wieder am Rand zu parken und sie bis zur nächsten Biegung im Auge zu behalten.

Die Grüne Oase, das kulinarische Mekka der Körner- und Sprossen-Gemeinde, war etwa sieben Kilometer entfernt, und Ahriman sah keinen Grund, dem Pickup im Stop-and-go-Tempo bis dorthin zu folgen. Er fuhr an dem Pritschenwagen vorbei, überholte Jennifer und setzte seinen Weg zum Restaurant zügig fort.

Der Arzt amüsierte sich königlich über die beiden Amateurdetektive, Sherlock und Watson ohne Grips und passende Garderobe. Ihre naive Dummheit verlieh ihnen einen ganz eigenen Reiz. Fast wünschte er, er müsste sie nicht töten, er könnte sie halten wie zwei zahme Äffchen, die ihm den einen oder anderen öden Nachmittag versüßten.

Andererseits war es natürlich lange her, dass er mit eigenen Händen ein Menschenleben vernichtet hatte, anstatt sich einer Mittelsperson zu bedienen, und er freute sich darauf, sich die Hände, sozusagen, nass zu machen.

*

Ein silbernes Vlies schwebte, vom flauschigen Wollhimmel geschoren, durch das windstille Zwielicht zur Erde, und schon strickte jeder Strauch und jeder gefrorene Steppenläufer am eigenen schneeweißen Pullover.

Als sie den Rand der Böschung erreicht hatte, konnte Martie wieder klar sehen; ihr Atem ging zwar noch schwer, aber nicht mehr so unregelmäßig. Sie musste immer noch ausspucken, um den üblen Geschmack der Benzindämpfe loszuwerden, aber das würgende Gefühl im Hals war verschwunden.

Auf dem Schotterweg stand mit offenen Türen und laufendem Motor ein dunkelblauer BMW, an dessen Auspuff sich Wolken aus verdunstetem Kondenswasser bildeten. An den breiten Winterreifen waren Schneeketten aufgezogen.

Martie sah über die Schulter auf das Wrack des Fords hinunter und hoffte, dass es in die Luft fliegen würde. In der Stille dieser weiten Landschaft würde man die Explosion vielleicht noch einen Kilometer weiter im Ranchhaus hören; oder sie hatten Glück und Bernardo Pastore sah im richtigen Moment aus dem Fenster und entdeckte den Feuerschein wie einen Leitstrahl hinter dem Hügel.

Trügerische Hoffnungen, und sie war sich dessen bewusst.

Selbst im trüben Licht des schwindenden Tages konnte Martie sehen, dass beide Männer Maschinenpistolen mit verlängertem Magazin trugen. Sie wusste nicht viel über solche Waffen, nur so viel, dass sie ihre Ladung in weit gestreuten Salven ausspuckten, dass sie schon in den Händen eines miserablen Schützen tödlich waren und noch viel tödlicher, wenn sie von

Männern bedient wurden, die wussten, wie man damit umging.

Diese beiden hier machten den Eindruck, als wären sie im Klonlabor nach einer genetischen Schablone erzeugt worden, die unter der Bezeichnung *vorzeigbare Gangster* firmierte. Sie sahen durchaus nicht schlecht aus, gepflegt und eigentlich fast rührend in ihrem Eddie-Bauer-Winteroutfit, aber sonst waren sie doch ein furchterregendes Paar. Die Nacken so bullig, dass man wahrscheinlich eine Stahlseilwinde gebraucht hätte, um sie zu erwürgen, die Schultern so ausladend, dass sie Ackergäule aus einem brennenden Stall hätten tragen können.

Der blondhaarige der beiden Männer öffnete den Kofferraum des BMW und befahl Dusty, sich hineinzulegen. »Und komm bloß nicht auf die blödsinnige Idee, mir beim Aussteigen nachher einen Schraubenschlüssel überzuziehen, ich puste dich nämlich weg, bevor du ihn auch nur heben kannst.«

Dusty warf Martie einen fragenden Blick zu, aber beiden war klar, dass dies nicht der richtige Zeitpunkt war, um den Colt zu ziehen. Nicht, solange die Maschinenpistolen auf sie gerichtet waren. Ihr Vorteil war nicht der versteckte Revolver, sondern das Überraschungsmoment; ein armseliger Vorteil, aber immerhin eine Chance.

Wütend über Dustys Zögern, trat ihm der Blonde mit einer blitzschnellen Bewegung die Beine weg und brachte ihn zu Fall. *»Steig in den Kofferraum!«*

Dusty war der Gedanke zuwider, Martie mit den beiden allein zu lassen, aber da er keine vernünftige Alternative sah, raffte er sich auf und kletterte in den Kofferraum des Wagens.

Wie er so dalag, seitlich zusammengekrümmt und mit hoffnungsloser Miene, fühlte sich Martie plötzlich an die Bilder erinnert, die auf den Titelseiten von Boulevardzeitungen prangten, wenn die Mafia wieder einmal zugeschlagen hatte. Das Einzige, was an dem Tableau fehlte, waren der gebrochene Blick des Todes und das Blut.

Schnee fiel ins Innere des Kofferraums und blieb in Dustys

Brauen und Wimpern hängen wie die ersten Fäden eines Leichentuchs, das noch gewoben werden musste.

Martie befiel die schreckliche Ahnung, dass sie ihn nie wiedersehen würde.

Der Blonde knallte den Deckel zu und schloss den Kofferraum ab. Dann ging er zur Fahrerseite und setzte sich hinter das Steuer.

Der andere stieß Martie in den Fond und schob sich gleich darauf neben sie auf die Rückbank. Er saß direkt hinter dem Fahrer.

Beide Männer bewegten sich mit der federnden Geschmeidigkeit von Leichtathleten, und ihre Gesichter sahen nicht aus wie die von gewöhnlichen angeheuerten Schlägern. Narbenlos, frisch, mit hoher Stirn, ausgeprägten Wangenknochen, einer schmalen, geraden Nase und markantem Kinn, sah jeder von ihnen aus wie der Mann, den eine junge Erbin mit nach Hause bringen kann, ohne dass Mami und Daddy ihr den monatlichen Scheck streichen und ihr Erbe auf eine schäbige Teekanne reduzieren würden. Sie sahen sich so ähnlich, dass nur ihre Haarfarbe – der eine blond, der andere kupferrot – und ihr unterschiedliches Temperament sie davor bewahrte, gänzlich für Klone gehalten zu werden.

Der Blonde schien der aufbrausendere von beiden zu sein. Offenbar immer noch wütend über Dustys Langsamkeit, legte er mit einem Ruck den ersten Gang ein und fuhr so abrupt los, dass die Reifen durchdrehten und Schotter prasselnd gegen das Bodenblech spritzte, dann raste er in Richtung des etwa einen Kilometer entfernten Highways davon.

Der Rothaarige zog lächelnd eine Augenbraue hoch, als wollte er damit sagen, dass sein Partner manchmal schon eine Nervensäge sein konnte.

Er hielt die Maschinenpistole so in einer Hand, dass die Mündung nach unten zwischen seine Füße zeigte. Offensichtlich rechnete er nicht damit, dass Martie ernsthaft Widerstand

leisten könnte.

Sie hätte es auch tatsächlich nie geschafft, ihn zu entwaffnen oder außer Gefecht zu setzen. So schnell und kräftig, wie er war, hätte er ihr mit einem kurzen Ruck des Ellbogens den Kehlkopf eingedrückt oder sie mit dem Gesicht voran durch die Seitenscheibe geschmettert.

In diesem Moment wünschte sie sich Strahlebob sehnlicher herbei denn je, sei es als Mensch aus Fleisch und Blut oder als Geist. Auf jeden Fall aber mit einer Feuerwehraxt.

Sie dachte, sie würden zum Highway im Süden fahren. Aber nach weniger als einem halben Kilometer bogen sie von dem Schotterweg auf eine Buckelpiste ab, die in gerader Linie nach Osten führte und nur daran zu erkennen war, dass sie eine scharf abgegrenzte Schneise in die Vegetation aus Präriegras, Mesquitesträuchern und Kaktusgewächsen schlug.

Wenn sie die Karte richtig in Erinnerung hatte – und nach dem zu urteilen, was sie auf der Fahrt von Santa Fe zur Ranch von der Umgebung gesehen hatte –, gab es in dieser Richtung nichts als unbewohnte Wüstenlandschaft.

Die Scheinwerfer konnten den Wirbel, der ihnen wie ein wild schäumender Niagarafall aus Schneeflocken entgegenstürzte, nicht durchdringen, es hätte also ebenso gut eine Stadt vor ihnen liegen können. Aber Martie machte sich keine Hoffnung auf eine blühende Metropole, eher erwartete sie ein Schlachtfeld der namenlosen Gräber.

»Wohin fahren wir?«, fragte sie, weil sie annahm, dass eine Flut ängstlicher Fragen von ihr erwartet wurde.

»Zum Liebesnest«, sagte der Fahrer und suchte ihre Augen im Rückspiegel, anscheinend um sich an ihrem Erschrecken zu weiden.

»Wer seid ihr?«

»Wir? Wir sind die Zukunft«, sagte der Fahrer.

Als mokierte er sich über den melodramatischen Ton seines Partners, zog der Mann neben ihr wieder grinsend die Brauen

hoch.

Sie rasten zwar nicht mehr so wie auf dem Schotterweg, aber der BMW war immer noch viel zu schnell für das holprige Gelände. An einem tiefen Schlagloch machte der Wagen einen Satz und schabte beim Aufkommen so mit Auspufftopf und Ölwanne über den Boden, dass eine weitere heftige Erschütterung die Folge war.

Martie und der Rothaarige, die beide nicht angeschnallt waren, wurden von der Rückbank nach vorn geschleudert.

Martie nutzte die Gelegenheit, griff hinter sich und schob die Hand unter den Pullover. Sie zog die Waffe aus dem Gürtel, solange der Fahrer noch darum kämpfte, mit dem ausscherenden Wagen gegenzusteuern.

Als sie wieder geradeaus fuhren, hielt Martie die Pistole, dicht an Schenkel und Sitz gedrückt, in der Hand, die durch ihre lose fallende, offene Jacke verdeckt wurde. Zudem versperrte ihr Oberkörper dem Rotschopf die Sicht auf den Colt.

Der Fahrer hatte seine Waffe vermutlich griffbereit neben sich auf den Beifahrersitz gelegt.

Der Rothaarige hielt seine Maschinenpistole nach wie vor mit der rechten Hand mit gesenktem Lauf zwischen den Knien.

Handeln. Klug vorgehen und sich dabei an moralischen Grundsätzen orientieren. Sie hatte Vertrauen zu ihrer Klugheit. Natürlich war es grundsätzlich nicht moralisch, einen Menschen zu töten, wohl aber, wenn es aus Notwehr geschah.

Aber der Zeitpunkt stimmte noch nicht.

Das richtige Timing. Das Timing war bei einer Schießerei genauso wichtig wie beim Ballett.

Diesen Satz hatte sie irgendwo einmal gehört. Nur hatte sie leider genauso wenig Ahnung von Schießereien wie vom Ballett. Da halfen auch ihre Übungen auf dem Schießstand nichts, wo sie auf nichts anderes als auf Pappschablonen mit den Umrissen eines Menschen geschossen hatte.

»Damit kommt ihr nie durch«, sagte sie und gab sich keine

Mühe, die echte Angst in ihrer Stimme zu unterdrücken, weil es die beiden in ihrer Überzeugung bestärken würde, dass sie ihnen wehrlos ausgeliefert war.

Der Fahrer fand das offensichtlich komisch. Mit einem gespielten Anflug von Unsicherheit fragte er seinen Partner: »Zachary, glaubst du, dass wir damit durchkommen?«

»Klar«, sagte der Rotschopf und zog mit einem Achselzucken die Braue hoch.

»Zachary«, sagte der Fahrer, »wie nennen wir eine Operation wie die hier?«

»Einen simplen Ex-und-hopp-Einsatz«, sagte Zachary.

»Hast du das gehört, Schätzchen? Mit der Betonung auf *simpel*. Nichts Besonderes. Ein Spaziergang im Park. Ein Kinderspiel.«

»Also, Kevin«, sagte Zachary, »für mich liegt die Betonung eher auf *ex*.«

Kevin lachte. »Tja, siehst du, Schätzchen, da ihr diejenigen seid, die hopps gehen, ist es für dich und deinen Mann natürlich eine große Sache. Aber für uns ist es ein Klacks, hab ich Recht, Zachary?«

»Aber immer.«

»Und für die Bullen ist es auch keine große Sache. Sag ihr, wohin's mit ihr geht.«

»Nach Orgasmo City, mit mir.«

»Mann, du bist ein Spinner, aber witzig. Und nach Orgasmo City?«

»Danach macht ihr einen Abgang in einen alten Indianerbrunnen«, sagte Zachary zu Martie, »und wer weiß wie tief ins Grundwasser, das sich da unten gesammelt hat.«

»Er wird seit mindestens dreihundert Jahren nicht mehr benutzt. Da leben schon seit einer Ewigkeit keine Indianer mehr«, sagte Kevin.

»Wir wollen ja niemandem den Brunnen vergiften«, sagte Zachary. »Wäre ja auch eine Straftat.«

»Niemand wird je eure Leichen finden. Vielleicht seid ihr nach eurem Unfall einfach in die Wüste gelaufen, habt die Orientierung verloren, euch im Schneesturm verirrt und seid erfroren.«

Nach einer Weile verlangsamten sie das Tempo, und auf beiden Seiten des Weges tauchten gespenstische Schatten im Schneegestöber auf. Niedrige, wellenförmige Gebilde, fahle Steinformationen in den Lichtkegeln der Scheinwerfer, die lautlos wie Geisterschiffe im Nebel darüber glitten. Verwitterte Ruinen. Mauerreste der Naturstein- und Adobehäuser einer seit langem verlassenen Siedlung.

Als Kevin den Wagen zum Stehen brachte und die Handbremse anzog, drehte sich Martie zu Zachary um und rammte ihm den .45er Colt so fest in die Seite, dass sich sein Gesicht vor Schmerz verzerrte.

Sein Blick offenbarte einen Menschen, der furchtlos und gnadenlos zugleich war, aber keineswegs dumm. Ohne dass sie ein Wort gesagt hätte, ließ er die Maschinenpistole vor sich auf den Wagenboden fallen.

»Was ist los?«, fragte Kevin, der offenbar gefühlsmäßig erfasste, dass etwas nicht stimmte.

Er suchte Marties Augen im Rückspiegel.

»Leg die Hände hinter dich auf die Nackenstütze, du Hurensohn«, sagte Martie.

Kevin zögerte.

»Wird's bald«, brüllte Martie, »und zwar bevor ich diesem Affen hier eine Kugel in den Bauch jage und dir den Hinterkopf wegblase. Hände auf die Nackenstütze, wo ich sie sehen kann.«

»Die Sache ist ernst«, sagte Zachary zu Kevin.

Kevins rechte Schulter sackte leicht ab, als er versuchte, unauffällig nach der Maschinenpistole auf dem Beifahrersitz zu greifen.

»Hände auf die Nackenstütze, aber ein bisschen plötzlich, du

Wichser!«, brüllte Martie und war über sich selbst erschrocken. Sie klang wie eine Wahnsinnige, nicht wie eine Frau, die nur so tat, als wäre sie knallhart, sondern tatsächlich wie eine Verrückte, und wahrscheinlich war sie in diesem Moment auch verrückt, wahnsinnig vor schierer Angst.

Kevin straffte die Schultern wieder, hob beide Hände und legte sie hinter den Kopf auf die Nackenstütze.

Zachary, der den Lauf des Colts in seiner Seite spürte, würde nichts Unüberlegtes tun, denn er wusste, dass sie auf den Abzug drücken würde, sobald er eine falsche Bewegung machte.

»Ihr seid nur mit eurem Handgepäck auf dem Flughafen angekommen«, sagte Kevin.

»Halt den Mund, ich denke nach.«

Martie wollte niemanden umbringen, nicht einmal menschlichen Abschaum wie diesen, wenn es sich vermeiden ließ. Aber wie sollte sie das anstellen? Wie sollte sie selbst aus dem Wagen kommen und diese beiden zum Aussteigen zwingen, ohne ihnen eine Blöße zu bieten?

Die Frage ließ Kevin offensichtlich keine Ruhe. »Nichts als Handgepäck, wie seid ihr also an die Pistole gekommen?«

Zwei Leute, die sie im Auge behalten musste. Die unübersichtliche Situation beim Aussteigen. Sekunden, in denen sie keinen festen Halt unter den Füßen hatte, in denen sie angreifbar war.

»Woher habt ihr die Pistole?«, hakte Kevin störrisch nach.

»Ich hab sie deinem Kumpel aus dem Arsch gezogen. *Und jetzt halt dein Maul!*«

Wenn sie auf der Fahrerseite ausstieg, musste sie irgendwann einem der beiden den Rücken zukehren. Ganz schlecht.

Also vorsichtig rückwärts auf der Beifahrerseite aussteigen. Zachary zwingen, mit ihr zur Seite zu rutschen, ihm die ganze Zeit über die Pistole in den Bauch drücken, dabei Kevin auf dem Fahrersitz keine Sekunde aus den Augen lassen.

Da die Scheibenwischer ausgeschaltet waren, begann sich die Windschutzscheibe mit einer dünnen Schneeschicht zu überziehen. Der Flockenwirbel des fallenden Schnees machte sie schwindlig.

Sieh nicht aus dem Fenster.

Ihre und Zacharys Blicke kreuzten sich.

Er sah die Unentschlossenheit in ihren Augen.

Um ein Haar hätte sie den Blick abgewendet, erkannte aber, wie gefährlich das war, und stieß ihm den Colt noch tiefer zwischen die Rippen, bis er den Blickkontakt abbrach.

»Vielleicht ist es keine echte Pistole«, sagte Kevin. »Vielleicht ist sie ja aus Plastik.«

»Sie ist echt«, sagte Zachary hastig.

Sich rückwärts aus dem Wagen zu tasten würde nicht einfach sein. Sie konnte mit dem Fuß am Türholm hängen bleiben, oder die Tür selbst konnte ihr im Weg sein. Sie konnte stolpern, der Länge nach hinfallen.

»Ihr seid doch nichts als beschissene Anstreicher«, sagte Kevin.

»Ich entwerfe Videospiele.«

»Was?«

»Mein Mann ist der Maler.«

Und wenn sie draußen war und Zachary ihr folgte, dann würde er einen Moment lang, den Pistolenlauf zwischen den Rippen, die Türöffnung ausfüllen und ihr die Sicht auf Kevin versperren.

Das Klügste war vielleicht doch, beide zu erschießen, solange sie noch eindeutig im Vorteil war. Strahlebob hatte ihr nicht gesagt, was sie tun sollte, wenn Klugheit und Moral auf Kollisionskurs gingen.

»Ich glaube, die Lady weiß nicht, was sie jetzt tun soll«, sagte Zachary zu seinem Partner.

»Vielleicht haben wir hier eine Pattsituation«, sagte Kevin.

Handeln. Wenn die beiden zu der Überzeugung kamen, dass

sie nicht fähig war, skrupellos zu handeln, würden sie die Initiative ergreifen.

Denk nach. Streng dem Gehirn an.

68. Kapitel

Eine zu Eis erstarrte Winterszene in einer mit Flüssigkeit gefüllten Kugel: die weichen, abgerundeten Silhouetten alter indianischer Ruinen, versilberte Grasbüschel, ein nachtblauer BMW, darin zwei Männer und eine Frau, ein dritter Mann verborgen im Kofferraum – zwei Entsorger und zwei zu Entsorgende –, und nichts regt sich, alle und alles so still wie das leere Universum vor dem Urknall, mit Ausnahme des Schnees, ein windloses Gestöber, das fällt und fällt, als würde die Kugel von der Hand eines Riesen geschüttelt, feiner weißer Schnee eines arktischen Winters.

»Zachary«, sagte Martie schließlich, »mach deine Tür mit der linken Hand auf, ohne mir den Rücken zuzukehren. Kevin, deine Hände bleiben auf der Nackenstütze.«

Zachary versuchte die Tür aufzumachen. »Verriegelt.«

»Entriegle sie.«

»Geht nicht. Die Kindersicherung ist drin. Die Tür kann nur vom Fahrer entriegelt werden.«

»Wo ist der Knopf zum Entriegeln, Kevin?«, fragte Martie.

»Am Armaturenbrett.«

Wenn sie ihm befahl, die Kindersicherung zu entriegeln, würde seine Hand nur noch Zentimeter von der Maschinenpistole auf dem Beifahrersitz entfernt sein.

»Lass deine Hände auf der Nackenstütze, Kevin.«

»Was für eine Art Videospiele entwerfen Sie denn?«, fragte Kevin. Offenbar wollte er versuchen, sie abzulenken.

Ohne ihn zu beachten, sagte Martie: »Hast du ein Taschenmesser, Zachary?«

»Ein Taschenmesser? Nein.«

»Schlecht für dich. Wenn du auch nur mit dem kleinen Finger zuckst, wirst du ein Messer brauchen, um dir selbst zwei Projektile aus deinen Eingeweiden zu holen, weil du andern-

falls nämlich nicht mehr lang genug lebst, bis sich im Krankenhaus ein richtiger Arzt um dich kümmern kann.«

Martie rutschte ein Stück zur Seite, bis sie sich genau in der Mitte zwischen den beiden Vordersitzen befand, und behielt dabei den Rotschopf im Visier, obwohl sie ihn natürlich wirkungsvoller hätte einschüchtern können, wenn es ihr möglich gewesen wäre, ihm die Waffe weiterhin spürbar in die Seite zu drücken.

»Falls es dich interessiert«, sagte sie, »das Ding hat keinen Double-Action-Abzug. Single-Action. Keine vier Kilo Abzugswiderstand, lediglich zwei, leicht und schnell, kaum Rückstoß, kein Verwackeln des Laufs. Präzise und treffsicher.«

Sie hatte keinen guten Einblick in den Frontraum des Wagens, solange sie auf der Rückbank saß, darum beugte sie sich vor und erhob sich mit angewinkelten Beinen, die Füße gegrätscht und fest auf den Boden gestemmt, ein Stück vom Sitz. Sie wandte sich dabei nicht von Zachary ab, sondern drückte die rechte Schulter gegen die Rückenlehne des Vordersitzes und richtete die Pistole weiterhin auf ihn. Ungünstige Position. Lächerlich ungünstige Position, gefährlich, aber ihr fiel keine andere Möglichkeit ein, Zachary mit der Waffe in Schach zu halten und gleichzeitig darauf zu achten, was Kevin mit seiner Hand am Armaturenbrett machte.

Sie wagte es nicht, selbst nach vorn auf den Vordersitz zu greifen, denn dann wäre sie einen Moment lang aus dem Gleichgewicht gewesen und hätte Zachary aus den Augen lassen müssen.

Zwei wütende Orks und ein Hobbit, eingeschlossen in einem Auto. Wie stehen die Chancen, dass alle drei lebend herauskommen? Sehr schwach.

Entweder gewinnt der Hobbit und gelangt zum nächsten Spiellevel, oder das Spiel ist aus.

Um einen Blick auf den Beifahrersitz zu werfen, müsste sie den Kopf von Zachary wegdrehen, so dass sie ihn nur noch aus

den Augenwinkeln sehen würde. »Ein verdächtiges Geräusch, der Ansatz einer Bewegung, und du bist tot.«

»Wenn Sie ich wären, wäre ich schon tot«, sagte Zachary trocken.

»Tja, schön, ich bin aber nicht du, du Arschgesicht. Wenn du schlau bist, bleibst du ganz still sitzen und dankst Gott dafür, dass du möglicherweise lebend hier rauskommst.«

Ihr Herz hämmerte so gewaltig, dass sie das Gefühl hatte, es müsste ihr den Brustkorb sprengen. Das war aber in Ordnung. Stärker durchblutetes Gehirn. Klarere Gedanken.

Sie drehte den Kopf und beugte sich über die Lehne des Beifahrersitzes.

Wie sie erwartet hatte, lag da die Maschinenpistole, für Kevin bequem erreichbar. Großes Magazin. Dreißig Schuss.

»Also los, Kevin, du kannst jetzt mit der rechten Hand vorsichtig die Kindersicherung entriegeln. Die Betonung liegt auf vorsichtig. Dann legst du die Hand wieder auf die Nackenstütze.«

»Werden Sie bloß nicht nervös, sonst legen Sie mich noch aus Versehen um.«

»Ich bin nicht nervös«, entgegnete sie und staunte selbst, wie ruhig ihre Stimme dabei klang, obwohl sie innerlich zitterte wie eine Feldmaus im Flugschatten einer Eule.

»Ich mache genau, was Sie sagen.« Kevin zog langsam die rechte Hand hinter dem Kopf hervor.

Martie warf einen raschen Blick auf Zachary. Obwohl sie es nicht von ihm verlangt hatte – was eigentlich ein Fehler gewesen war –, hatte er beide Hände auf Kinnhöhe erhoben, damit sie gar nicht erst auf falsche Gedanken kommen konnte. Dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Beifahrersitz.

Während seine Hand förmlich zum Armaturenbrett zu schweben schien, sagte Kevin: »Ich spiele gern *Carmageddon*. Kennen Sie das Spiel?«

»Dich würde ich für *Kingpin* vorschlagen«, sagt Martie.

»He, das ist auch klasse Action.«

»Ruhe jetzt.«

Er drückte auf den Kippschalter.

Was dann geschah, darüber schienen sich die beiden telepathisch verständigt zu haben.

Die Verriegelung löste sich mit einem hörbaren Schnappen.

Im selben Augenblick flog die Tür auf und Zachary hechtete ins Freie, wobei er, wie Martie von der Seite sehen konnte, nach der Maschinenpistole griff, die auf dem Wagenboden lag.

Noch während Martie zwei Schüsse auf den flüchtenden Rotschopf abgab, von denen zumindest einer ihrem Gefühl nach getroffen haben konnte, ließ Kevin sich zur Beifahrerseite fallen und schnappte seine Maschinenpistole vom Sitz.

Der zweite Schuss dröhnte noch wie Kanonenfeuer im engen Innenraum des Wagens, als Martie sich auch schon auf den Boden duckte, um sich aus Kevins Gesichtsfeld zu bringen, den Coltlauf auf die Rückenlehne des Beifahrersitzes richtete und eine horizontal gestreute Salve von eins-zwei-drei-vier Schüssen abgab, ohne zu wissen, ob die Kugeln die dicke Polsterung und den Metallrahmen überhaupt durchschlagen konnten.

Angreifbar von vorn und von oben. Nichts, was Kevin daran hindern könnte, das Feuer durch den Spalt zwischen Sitzfläche und Lehne hindurch zu erwidern, und das mit dreißig Schüssen, die ihm zur Verfügung standen, um sein Ziel zu suchen. Sofern er nicht getroffen war, konnte er sich aufrichten und von oben auf sie herunterschießen. Angreifbar auch von der offen stehenden Tür her, durch Zachary mit der zweiten Maschinenpistole. Nicht zögern. *Handeln, raus aus dem Wagen.* Fast gleichzeitig mit dem vierten Schuss in die Rückenlehne hangelte sie sich verzweifelt in Sicherheit.

Es hätte sie zu viel Zeit gekostet, rückwärts zu kriechen und die hinter ihr liegende Tür zu öffnen, also folgte sie Zachary durch die Tür, die schon offen stand, vielleicht mitten in ein

Sperrfeuer hinein, bewaffnet mit einer Pistole, in deren siebenschüssigem Magazin nur noch eine Kugel steckte.

Kein Sperrfeuer. Zachary – *für mich liegt die Betonung auf* ex – lauerte nicht auf sie. Er war getroffen, am Boden, aber nicht tot. Mit mindestens einer Kugel im breiten Kreuz, wenn nicht zweien, schleppte sich dieses zähe Scheusal auf allen vieren vorwärts.

Martie erkannte sofort, welches Ziel er im Auge hatte. Seine Maschinenpistole. Sie war ihm wohl im Stürzen aus der Hand gefallen und lag nun etwa drei Meter vor ihm auf der schneebestäubten Erde.

Reduziert auf den nackten Überlebenstrieb, nur noch die wilde, von keiner Sonntagsschule und keiner Zivilisation gebändigte animalische Kreatur, trat Martie ihm mit aller Wucht in die Rippen. Er stöhnte vor Schmerz auf, versuchte sie zu packen, sackte dann aber mit dem Gesicht voran zu Boden.

Ihr Herz klopfte so stürmisch, dass ihr die Umgebung vor den Augen pulsierte und mit jedem Herzschlag am Rand des Gesichtsfelds verschwamm. Ihre Kehle war vor Angst wie zugeschnürt. Die Atemzüge stürzten wie Eisklumpen in die Lunge und kämpften sich rasselnd wieder aus ihr heraus. Sie schob sich an Zachary vorbei zur Maschinenpistole. Raffte sie hastig vom Boden auf, immer gefasst darauf, von einer Salve im Rücken getroffen zu werden, die sie von den Füßen riss.

Dusty eingeschlossen im Kofferraum des BMW. Brüllte verzweifelt ihren Namen. Hämmerte von innen gegen die Haube.

Voll Staunen, dass sie noch am Leben war, ließ sie den Colt fallen. Wirbelte, die neue Waffe in beiden Händen, herum und versuchte das nächtliche Schneetreiben mit zusammengekniffenen Augen zu durchdringen, um ihr Ziel auszumachen. Aber da war kein Kevin. Die Fahrertür war geschlossen. Auch im Innern des Wagens konnte sie ihn nicht sehen.

Vielleicht lag er tot auf dem Beifahrersitz.

Vielleicht auch nicht.

Am Winterhimmel kaum noch ein Rest von Tageslicht. Nicht mehr die Farbe von Gips, sondern Asche und im Osten schwarzer Ruß. Der herunterrieselnde Schnee war viel heller als das erlöschende Reich über ihm, als bestünde er aus Lichtflocken, aus den letzten Fetzen des Tages, die eine ungeduldige Nacht von sich abschüttelte.

Perlmuttschimmernd im Licht der Scheinwerfer, täuschte der Schnee – Schleier hinter Schleiern hinter noch mehr Schleiern – das Auge und gaukelte schattenhaft huschende Gestalten vor, wo sich in Wirklichkeit kein Schatten bewegte.

Einem gottgegebenen Überlebenstrieb folgend, ließ sich Martie auf ein Knie fallen, um ein möglichst kleines Ziel abzugeben, und suchte angestrengt die Dunkelheit und die hellen Lichtkegel, die das Dunkel durchbohrten, nach einer Bewegung ab, aber das Einzige, was sich bewegte, war unaufhörlich und schnurgerade senkrecht fallender Schnee, Schnee, Schnee.

Zachary lag reglos auf dem Bauch. War er tot? Bewusstlos? Oder stellte er sich nur tot? Sie behielt ihn lieber im Auge.

Aus dem Kofferraum heraus rief Dusty immer noch ihren Namen und bemühte sich jetzt mit aller Kraft, die Lehne der Rückbank loszutreten, um sich so einen Weg ins Wageninnere zu bahnen.

»Sei ruhig!«, schrie sie. »Alles in Ordnung mit mir. Sei ruhig. Einer erledigt, vielleicht auch beide. Sei leise, sonst kann ich nichts hören.«

Dusty verstummte augenblicklich, aber jetzt registrierte Martie, obwohl ihr Herz wie der Hufschlag eines Pferdes in wildem Galopp hämmerte, dass der Motor im Leerlauf vor sich hin schnurrte. Ruhig wie ein Uhrwerk. Massive, schallgedämpfte Auspufftöpfe, nichts als ein leises, tiefes Grollen.

Aber es reichte, um Laute zu übertönen, die Kevin möglicherweise von sich gab, falls er angeschossen im Wagen lag.

Martie wischte sich ein dichtes Schneegespinst von den Wimpern, und als sie sich ein wenig aus der knieenden Stellung aufrichtete, sah sie, dass die Beifahrertür des BMW offen stand, was sie vorher nicht bemerkt hatte. Ob angeschossen oder nicht, Kevin hatte sich jedenfalls aus dem Wagen gestohlen und war verschwunden.

*

Da er lange vor der ahnungslosen Jennifer und Miss Marples geistig zurückgebliebenen Neffen bei der Grünen Oase ankam, blieb Dr. Ahriman genug Zeit, sich in dem Restaurant einen kleinen Ohnmachtshappen zum Mitnehmen auszusuchen, um die Zeit bis zum Abendessen zu überbrücken, das sich, je nachdem, wie sich die Dinge entwickelten, sicher auf eine ziemlich späte Stunde verschieben würde.

Das Maisfladendekor betäubte seine Sinne, ihm war zumute, als hätte jemand mit einem stahlglänzenden Reflexhammer leicht gegen den freiliegenden Stirnlappen seines Großhirns geklopft. Dielenfußboden aus Eichenholz. Stoffe mit rustikalem Webmuster. Gestreifte Baumwollgardinen. Die Tischnischen waren durch Buntglasscheiben voneinander getrennt, auf denen scheußlich geschmacklose Getreidegarben, Kornähren, Bohnen, Karotten, Broccoli und andere Gaben aus dem reichen Füllhorn der Natur prangten. Als er sah, dass die Kellnerinnen mit Latzhosenröcken aus Jeansstoff, rot-weiß karierten Blusen und winzigen Strohhüten von der Größe eines Scheitelkäppchens ausstaffiert waren, hätte er am liebsten die Flucht ergriffen.

Er blieb an der Kasse stehen und sah sich die Speisekarte an, die er grausamer fand als alle Autopsiefotos, die ihm je unter die Augen gekommen waren. Seiner Meinung nach hätte ein Restaurant, das eine so trostlose Kost servierte, eigentlich spätestens nach einem Monat Bankrott machen müssen, aber es

herrschte selbst zu dieser frühen Stunde schon reges Treiben im Lokal. Die Gäste stopften und schlurften mit glänzenden Augen und geröteten Wangen Berge von Salat mit Joghurtsoße, dampfende Gemüsesuppen, ohne Eigelb gebackene Omelettes und stapelweise trockenen Vollkornweizentoast, Getreidebratlinge, so lecker wie Torfmoos, und breiige Massen von Tofu-Kartoffel-Eintopf in sich hinein.

Angewidert überlegte Ahriman, ob er die Frau hinter der Theke fragen sollte, warum sie den Schwachsinn nicht konsequenterweise einen Schritt weiter trieben und ganze Sache machten, indem sie das Essen einfach in langen Trögen servieren oder auf dem Fußboden ausstreuen ließen, damit die Gäste blökend und muhend nach Herzenslust schlabbern und grasen konnten.

Da der Arzt eher vor Hunger gestorben wäre, als auch nur ein Gericht von dieser Speisekarte zu essen, wandte er sich hoffnungsvoll den großen, einzeln verpackten Plätzchen zu, die neben der Kasse aufgebaut waren. Ein handgeschriebenes Schild wies stolz darauf hin, dass sie SELBSTGEBACKEN UND GESUND waren. Rhabarber-Apfel-Knäckebrot. Nein. Buttermakronen mit Bohnenpaste und Nüssen. Nein. Karotten-Ingwer-Kekse. Nein. Der bloße Anblick der vierten und letzten Sorte begeisterte ihn allerdings, dass er beinahe sein Portemonnaie gezückt hätte, aber dann klärte ihn die Aufschrift darüber auf, dass das, was er für Schokochip-Plätzchen gehalten hatte, in Wirklichkeit aus Ziegenmilch und Roggenmehl gebackene Johannisbrotkekse waren.

»Außerdem haben wir noch die hier«, sagte die Frau an der Kasse, indem sie ihm verlegen einen Korb mit cellophanumwickelten Plätzchen hinhielt, der versteckt hinter einem Sortiment an Trockenobst gestanden hatte. »Sie gehen nicht besonders gut. Wir nehmen sie aus dem Angebot.« Sie hielt den Korb auf Armeslänge von sich und wurde so rot, als hätte sie versucht, ihm Pornovideos anzudrehen. »Schokoladen-

Kokosriegel.«

»Echte Schokolade? Echte Kokosraspel?«, fragte Ahriman misstrauisch.

»Ja, aber ohne Butter, Margarine oder gehärtetes Pflanzenfett … Das kann ich Ihnen versichern.«

»Ich nehme sie trotzdem alle.«

»Aber das sind neun Stück.«

»Ja, sehr schön, alle neun«, sagte er und fing an, Geld auf den Tisch zu blättern, weil er es kaum abwarten konnte, den Kauf perfekt zu machen. »Und eine Flasche Apfelsaft, wenn Sie nichts Besseres haben.«

Die Schokoriegel kosteten drei Dollar das Stück, aber die Frau war so erleichtert, sie loszuwerden, dass sie ihm insgesamt nur achtzehn Dollar berechnete. Als er zum El Camino zurückkehrte, war er in so beschwingter Stimmung, wie er es eine Minute zuvor noch nicht für möglich gehalten hätte.

Ahriman hatte den Wagen so geparkt, dass er sowohl die Parkplatzeinfahrt als auch den Eingang zur Grünen Oase gut im Blick hatte. Er saß in lässiger Haltung hinter dem Steuer und widmete sich gerade dem zweiten Schokoriegel, als Jennifer im rasch trüber werdenden Licht des Spätnachmittags von der Straße her auftauchte.

Sie schritt noch genauso munter und energisch aus wie zu Beginn ihres Fußmarschs, und ihr Armschwung hatte nichts von seiner Lebhaftigkeit verloren. Der Pferdeschwanz wippte fröhlich. Sie sah nicht so aus, als wäre sie auch nur ein kleines bisschen in Schweiß geraten, als sie jetzt mit glänzenden Augen auf die Grüne Oase zusteuerte und es offensichtlich nicht erwarten konnte, sich über die gar köstlichen Körnerteller und Breischüsseln herzumachen.

In wenig diskretem Abstand folgte, blaue Abgaswolken ausspuckend und so auffällig wie ein räudiger, furzender Fuchs auf der Fährte eines Hasen, der bejahrte Pickup und bog in dem Moment auf den Parkplatz ein, als die Jagdbeute die Tür der

Grünen Oase öffnete und mit hüpfendem Pferdeschwanz im Innern verschwand. Die Verfolger parkten dichter bei Ahrimans Wagen, als ihm lieb war; aber sie hätten ihn vermutlich nicht einmal bemerkt, wenn er mit einer bunten Narrenkappe auf dem Kopf in einem Karnevalswagen gesessen hätte.

Die beiden Männer warteten ein paar Minuten, in denen sie vermutlich ihr weiteres Vorgehen diskutierten, dann stieg der rotgesichtige Mann aus dem Wagen, streckte sich und folgte Jennifer in die Grüne Oase. Skeet blieb allein im Pickup zurück.

Vielleicht gingen sie davon aus, dass Jennifer sich hier mit Ahriman zu einem romantischen Tête-à-Tête bei Haferschleim und gedünstetem Gemüsebrei verabredet hatte.

Ahriman erwog kurz, zum Pickup zu gehen, die Beifahrertür zu öffnen und Skeet mit dem Namen *Dr. Yen Lo* in Trance zu versetzen. Wenn er Erfolg hatte, konnte er Skeet zum El Camino lotsen und mit ihm wegfahren, bevor dessen Begleiter wieder auftauchte.

Da Skeet mit seinem von Drogen aufgeweichten Puddinghirn aber nicht immer in der gewünschten Weise auf seinen Schlüsselnamen reagierte, bestand die Gefahr, dass die Sache schief ging und das Pfannkuchengesicht von einem Partner ihn auf frischer Tat ertappte.

Er konnte auch nicht einfach zu dem Pickup hinüber marschieren und Skeet erschießen, denn mit heraufziehender Abenddämmerung begann sich der Parkplatz mit Scharen von Gästen zu füllen, die offensichtlich alle an vollständiger Geschmacksverirrung litten. Gourmets oder Gourmands, Augenzeugen waren Augenzeugen.

Der rotgesichtige Mann kehrte aus dem Restaurant zurück und kaum zwei Minuten später verschwand er gemeinsam mit Skeet in der Grünen Oase. Offensichtlich hatten sie vor, sich auch eine Portion Körnerfraß einzuverleiben, während sie Jennifer beschatteten.

Die Aussicht, beide Männer noch im Laufe des Abends in einer angemessen ruhigen Gegend vors Visier zu bekommen und sich anschließend ein Abendessen zu gönnen, das geeignet war, seinen Wolfshunger zu stillen, versetzte Ahriman zunehmend in Hochstimmung. Er hatte die Absicht, ob notwendig oder nicht, alle Kugeln aus dem Magazin abzufeuern, nur so zum Spaß.

Der angedrohte Regen war ausgeblieben und jetzt brach sogar die Wolkendecke unter dem frühen Abendhimmel auf und gab den Blick auf die ersten Sterne frei. Er hatte gerade den dritten Riegel zur Hälfte verputzt, als er etwas bemerkte, was geeignet war, ihm die gute Laune zu verderben. Eine Reihe hinter ihm in östlicher Richtung hatte ein prachtvoller weißer Rolls-Royce mit getönten Scheiben, der berühmten Kühlerfigur und hochglanzpolierten Radkappen aus Titan geparkt. Ahriman war geradezu entsetzt, dass ein Mensch, der einen so erlesenen Geschmack in der Wahl seines Fahrzeugs bewies und reich genug war, sich einen Rolls-Royce zu leisten, sein Abendessen in der Grünen Oase einzunehmen beabsichtigte, obwohl er nicht mit vorgehaltener Pistole dazu gezwungen wurde.

Mit der Kultur ging es wirklich bergab. Der blühende Kapitalismus hatte seinen Geldsegen so weit gestreut, dass mittlerweile schon wurzelkauende, grasfressende Proleten in königlicher Karosse vorfuhren, um in einer Kaschemme vom Charme eines Wienerwalds für Vegetarier zu dinieren.

Der Anblick der Limousine ausgerechnet an diesem Ort war dem Arzt ein solcher Dorn im Auge, dass er seinen Oldtimer-Rolls-Royce Silver Cloud am liebsten auf der Stelle zur nächsten Schrottpresse geschickt hätte. Er wandte den Blick von der weißen Schönheit ab und zwang sich, nicht mehr hinzusehen. Um sich von dem deprimierenden Gedanken abzulenken, ließ er den Motor des El Camino an, legte eine Kassette mit Radioaufnahmen von alten Spike-Jones-Stücken ein und konzentrierte sich ganz auf seine Schokoriegel.

*

Auf drei Seiten die Geistersiedlung. In früheren Jahrhunderten hatten hier Wachtfeuer, Talglichter und Glimmerlaternen die Nacht in Schach gehalten. Jetzt stieß die kalte Dunkelheit auf keinen Widerstand mehr, war von Gespenstern bevölkert, vielleicht nichts weiter als Trugbilder des Schnees, vielleicht waren aber doch auch ein paar geisterhafte Gestalten darunter.

Im Süden, hinter Marties Rücken, zeichneten sich in der Dunkelheit die schattenhaften Umrisse von bröckelnden, verwitterten Adobemauern mit tiefen Fensteröffnungen ab, an manchen Stellen zwei Stockwerke, an anderen kaum mehr als einen Meter hoch. Türlose Eingänge führten in schuttgefüllte Räume, die in der Mehrzahl keine Decken mehr hatten und bei warmem Wetter Taranteln und Skorpionen als Unterschlupf dienten.

Im Osten, im Licht der Scheinwerfer besser sichtbar, aber doch auch nicht in allen Einzelheiten erkennbar, erhoben sich die Reste hoher Schornsteine über halbkugelförmigen Steingebilden: alte Backöfen vielleicht oder Feuerstellen.

Im Norden sah man die geschwungenen Linien eines niedrigen Gebäudes, das der BMW weitgehend verdeckte.

Erstaunlicherweise ragten überall im Halbkreis der Ruinen hohe Pappeln auf. Es musste also, abgesehen von dem Brunnenschacht, den Zachary erwähnt hatte, so dicht unter der Erdoberfläche Wasser geben, dass die Wurzeln es erreichen konnten.

Möglicherweise schlug Kevin, von Gebäude zu Gebäude, von Baum zu Baum huschend, einen Bogen um Martie. Sie durfte nicht hier bleiben, wo sie völlig ohne Deckung war, aber der Gedanke, sich an diesem merkwürdigen und archaischen Ort an Kevin heranzuschleichen – und von diesem vielleicht belauert zu werden –, war ihr unheimlich.

Geduckt rannte sie zum Wagen und kauerte sich auf der Fahrerseite neben das Hinterrad.

Die Tür stand noch offen. Die Deckenbeleuchtung verbreitete einen fahlen Lichtschein.

Sie ließ sich auf den Bauch fallen und riskierte einen raschen Blick unter den Wagen. Kevin war nicht zu sehen.

Die dünne Schneedecke auf der anderen Seite des BMW schimmerte im Licht, das von den Scheinwerfern nach hinten abstrahlte. Aus ihrer Perspektive sah es aus, als wäre die sonst makellos weiße Fläche an einer Stelle von Fußabdrücken zertreten, die sich vom Wagen entfernten.

Sie richtete sich wieder in die Hocke auf und beugte sich in den Lichtschein, der aus dem Innenraum des BMW herausfiel, um die Maschinenpistole genauer unter die Lupe zu nehmen, damit sie später, wenn und falls sie gezwungen war, sie zu benutzen, keine unliebsamen Überraschungen erlebte. Das verlängerte Magazin bereitete ihr Sorgen. Aus dem hohen Munitionsfassungsvermögen schloss sie, dass es eine vollautomatische Pistole war, keine halbautomatische, und sie hatte erhebliche Zweifel daran, ob sie mit einer solchen Waffe umgehen konnte.

Außerdem hatte sie eiskalte Hände. Sie hatte kein Gefühl mehr in den Fingern.

Sie machte die Wagentür zu, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und beobachtete Zachary. Er lag immer noch bäuchlings auf der Erde und rührte sich nicht. Sofern er sich bewusstlos stellte und auf einen Moment der Unaufmerksamkeit ihrerseits lauerte, verfügte er über ein geradezu unnatürliches Maß an Geduld.

Bevor sie sich mit Kevin befassen konnte, musste sie sich davon überzeugen, dass von Zachary keine Bedrohung mehr ausging.

Nach kurzer Überlegung näherte sie sich ihm, alle Vorsicht außer Acht lassend, mit schnellem, entschlossenem Schritt und

drückte ihm den Lauf der Maschinenpistole in den Nacken.

Er bewegte sich nicht.

Sie zog den Kragen seiner Steppjacke herunter und tastete mit kalten Fingerspitzen nach seiner Halsschlagader. Kein Puls.

Der Kopf war zur Seite gedreht. Mit dem Daumen zog sie ein Lid hoch. Selbst in dem unzulänglichen Licht ließ sein starrer Blick keinen Zweifel offen.

Schuldgefühle verwoben ihr Herz und ihren Verstand zu einer untrennbaren Einheit, sodass ihr beim Gedanken an das, was sie getan hatte, ein Schmerz wie Nadelstiche durch die Brust fuhr. Sie würde für immer ein anderer Mensch sein, denn sie hatte ein Leben vernichtet. Auch wenn die Umstände ihr nur die Wahl gelassen hatten, zu töten oder getötet zu werden, wog die Last der Schuld, die sie auf sich geladen hatte, schwer und sie fühlte sich plötzlich unendlich klein. Sie hatte eine gewisse Unschuld verloren, die sie nie wieder erlangen würde.

Und doch empfand sie zugleich mit dem Schuldgefühl auch Genugtuung, eine kalte, deutlich spürbare Befriedigung, weil sie ihre Sache bis jetzt so gut gemacht hatte, dass ihre und Dustys Überlebenschancen gestiegen waren, und weil es ihr gelungen war, die selbstgefällig zur Schau getragene Überlegenheit der Killer mit einem Schlag zunichte zu machen. Sie war erfüllt von einem erhebenden Gefühl der Rechtschaffenheit, das sie zugleich ermutigend und beängstigend fand.

Zurück zum Auto, geduckt zur Fahrertür, wo sie sich vorsichtig so weit aufrichtete, dass sie durchs Fenster ins Wageninnere spähen konnte. Die Beifahrertür offen. Kevin verschwunden. Blut auf dem Sitz.

Sie duckte sich wieder unter das Fenster und ließ sich das, was sie gesehen hatte, durch den Kopf gehen. Mindestens eine der vier Kugeln, die sie durch den Sitz abgefeuert hatte, musste getroffen haben. Auch wenn es nicht viele Blutspuren waren, bedeutete allein schon die Tatsache ihres Vorhandenseins, dass

Kevin verletzt und damit beeinträchtigt war.

Der Schlüssel steckte im Zündschloss. Den Motor abstellen, den Kofferraum auf schließen, Dusty befreien? Dann wären sie zwei gegen einen.

Nein. Vielleicht wartete Kevin nur darauf, dass sie die Schlüssel holte, vielleicht befand er sich irgendwo, von wo aus er durch die offen stehende Beifahrertür freie Sicht ins Wageninnere hatte. Selbst wenn sie die Wagenschlüssel an sich bringen konnte, ohne erschossen zu werden, würde sie, während sie hinter dem Wagen stand, den Kofferraum aufschloss und die Klappe hochhob, ein leichtes Ziel abgeben.

Obwohl ihr die bloße Vorstellung einen Schauder über den Rücken jagte, hielt sie es für das Sicherste, sich über die freie Fläche zu den südlich gelegenen Ruinen zurückzuziehen. Sich im Schutz der verfallenen Gebäude und der Pappeln im Bogen ostwärts und dann nordwärts zu schlagen. Sich auf die andere Seite des Wagens zu begeben, von wo aus Kevin verschwunden war. Wenn sie einen ausreichend großen Bogen beschrieb, schaffte sie es vielleicht, hinter den Punkt im Norden zu gelangen, von dem er möglicherweise den BMW im Auge hatte.

Aber vielleicht war er gar nicht so angeschlagen, dass er den Wagen von einem festen Punkt aus beobachtete. Vielleicht war er auf denselben Gedanken gekommen wie sie und war jetzt auf der Pirsch, nur in umgekehrter Richtung. Huschte auf der Suche nach ihr im Schatten der verlassenen Häuser und der Bäume im Halbkreis nach Osten, dann nach Süden.

Wenn sie sich in diesem Labyrinth aus Adobemauern und Pappeln anschleichen musste, während er ebenfalls auf der Suche nach ihr das Gelände durchstreifte, standen ihre Chancen, lebend herauszukommen, alles andere als gut. Sie konnte das Überraschungsmoment nicht mehr als Vorteil für sich verbuchen. Und auch wenn er verwundet war, war er doch der Profi, der Übung in solchen Dingen hatte, und sie war die

Amateurin. Das Glück war selten auf der Seite der Amateure.

Das Glück war auch nicht auf der Seite der Zauderer. Sie musste handeln.

Handeln lautete mit Sicherheit auch die Devise, die Kevin in seiner militärischen oder paramilitärischen Ausbildung eingebläut worden war und die ihn wahrscheinlich auch eigene schmerzliche Erfahrungen gelehrt hatten. Mit einem Mal wusste sie, dass er in Bewegung war, und garantiert erwartete er von einer Videospieleerfinderin und Ehefrau eines Malermeisters alles, nur nicht, dass sie ihm tollkühn auf dem direktesten Weg folgte.

Vielleicht stimmte ihre Theorie, vielleicht auch nicht. Jedenfalls redete sie sich ein, dass es besser sei, sich weder im Bogen von hinten anzuschleichen noch auf der Lauer zu liegen, bis er wieder auftauchte, sondern ihn auf den Spuren zu verfolgen, die er zwangsläufig im frischen Schnee hinterlassen haben musste.

Es war ihr zu gefährlich, mitten durch die Lichtkegel der Scheinwerfer hindurchzulaufen. Ebenso gut hätte sie sich selbst erschießen und ihm auf diese Weise die Munition sparen können.

Also schob sie sich in geduckter Haltung rückwärts am Wagen entlang, weg vom Scheinwerferlicht. An der seitlichen Kante der hinteren Stoßstange hielt sie kurz an, dann bewegte sie sich weiter, bis sie sich hinter dem BMW befand.

Die Schlussleuchten gaben ein wesentlich schwächeres Licht ab als die hell strahlenden Scheinwerfer, aber in ihrem rötlichen Schein verwandelten sich die herunterrieselnden Schneeflocken in Blut. Die Abgaswolken sahen aus wie blutroter Nebel.

Die Dunstschwaden boten Martie Deckung, nahmen ihr aber auch die Sicht, es war wie ein Eintauchen in ein furchteinflößendes, purpurrotes Taufbad. Dann hatte sie den Wolkenwirbel hinter sich gelassen und befand sich deckungslos auf der

ungeschützten Nordseite des Wagens.

Ihr Vorhaben, das sie schon während der Planung als tollkühn empfunden hatte, erschien ihr jetzt geradezu selbstmörderisch. Geduckt, aber auch so eine erstklassige Zielscheibe, löste sie sich vom BMW und rannte auf die Fußspuren zu, die von der Beifahrertür wegführten.

Fußabdrücke und eine fast schon wieder zugeschneite Blutspur verrieten ihr, dass Kevin auf ein knapp fünfzehn Meter entferntes kreisrundes Adobegebäude zugelaufen war.

Von der anderen Seite des Wagens aus hatte sie nicht viel von dem Gebäude erkennen können. Jetzt, da sie einen freien Blick darauf hatte, fand sie es eher noch rätselhafter als zuvor. Eine zwei Meter hohe Mauer, die sich bogenförmig in der Dunkelheit verlor. Die Andeutung eines flachen Kuppeldachs. Schwer zu sagen aus dieser Entfernung, wie groß der Durchmesser war, sicher aber zehn bis zwölf Meter. Eine von gestuften Mauern flankierte Treppe führte zum Dach, wo sich offensichtlich der Eingang befand, woraus sie den logischen Schluss zog, dass der Hauptteil des Gebäudes unter dem Bodenniveau lag.

Kiva.

Das Wort kam ihr plötzlich in den Sinn. Sie kannte es aus einem Dokumentarfilm, den sie einmal gesehen hatte. Kiva, ein unterirdischer Zeremonienraum, das spirituelle Zentrum der Siedlung.

Je weiter Martie sich vom BMW entfernte, umso dichter zogen sich die Schatten zusammen und das Schneegestöber verdeckte die Spur mit jeder Sekunde mehr. Dennoch blieb sie erkennbar, weil aus den Fußabdrücken immer längere Schleifspuren wurden und anstelle einzelner Blutstropfen waren jetzt große rote Spritzer zu sehen.

Ihr Herz veranstaltete einen Trommelwirbel in ihrer Brust, der in den Ohren nachzuschwingen schien, während sie Kevins Spur bis zu der Treppe folgte, ängstlich darauf gefasst, dass er

zum Dach hinaufgestiegen und dann im Innern des Kiva verschwunden war, um in der samtenen Dunkelheit der Rundhöhle auf sie zu warten. Am Fuß der Treppe hatte er jedoch, wie ihr eine größere Blutlache verriet, gezögert und seinen Weg dann an der runden Mauer entlang fortgesetzt.

Martie drückte sich mit dem Rücken an die Adobemauer und schob sich, die Maschinenpistole in beiden Händen und den Zeigefinger der Rechten fest auf dem Abzug, seitlich an dem Gebäude entlang in immer tiefere Schatten, bis auch der letzte Lichtschimmer der Scheinwerfer hinter der Biegung verschwunden war. Die Finsternis wäre völlig undurchdringlich und pechschwarz gewesen, hätte der leicht phosphoreszierende Schnee nicht seine schimmernde Soutane auf dem Boden ausgebreitet.

Das Geräusch des laufenden Motors, ohnehin schon leise hinter Schnurvorhängen aus Schnee, wurde durch die zwischen ihr und dem Wagen liegende Mauer so weit gedämpft, dass es nur noch in ihrer Einbildung zu existieren schien, und eine nahezu vollständige Stille senkte sich über sie. Sie lauschte angestrengt, ob sie etwas von dem Verfolgten hören konnte, schlurfende Schritte, schwere Atemzüge, aber da war nichts.

Selbst in der Dunkelheit konnte sie noch erkennen, wo Kevin gelaufen war, wenn auch kaum noch an den Spuren, die seine schlurfenden, schwankenden Schritte hinterlassen hatten. Jetzt wies ihr nur noch das Blut den Weg, schwarzer Sprühregen in jungfräulichem Weiß, als hätte er in geschwungenen Bögen immer wieder dieselbe Zahl in den Schnee geschrieben, und sie dankte Gott dafür, dass er mit der Tinte nicht gegeizt hatte.

Martie zuckte zusammen, als ihr bewusst wurde, dass ihre Dankbarkeit dem vergossenen Blut eines Menschen galt, aber sie konnte einen gewissen Stolz auf ihre eigene Leistung nicht unterdrücken. Dieser Stolz, rief sie sich jedoch warnend in Erinnerung, konnte gefährlich für sie werden und ihr selbst ein paar Kugeln eintragen.

Zentimeter für Zentimeter schob sie sich weiter und vergaß dabei nicht, ab und zu einen Blick in die Richtung zurückzuwerfen, aus der sie gekommen war, falls Kevin das Gebäude umrundet hatte und sich nun von hinten an sie heranpirschte. Als sie gerade wieder den Kopf drehte und suchend hinter sich blickte, stieß sie mit dem Fuß an einen am Boden liegenden Gegenstand und beim näheren Hinsehen bemerkte sie etwas, das geometrischer geformt war als die Umrisse einer Blutlache. Das metallische Klirren war unverwechselbar.

Sie blieb wie angewurzelt stehen, einerseits vor Angst, sich durch das Geräusch verraten zu haben, andererseits auch vor ungläubigem Staunen. Fast wagte sie nicht, ihrer Hoffnung zu trauen, doch schließlich ging sie, mit dem Rücken an die Kivamauer gestützt, in die Hocke, um den Gegenstand zu betasten, den sie mit dem Fuß angestoßen hatte.

Die zweite Maschinenpistole.

Da sie ohnehin beide Hände brauchte, um die Waffe zu bedienen, die sie schon hatte, schob sie Kevins Pistole hinter sich. Sie hatte jetzt keine Angst mehr, dass er sich aus dieser Richtung an sie heranschleichen würde.

Zehn Schritte weiter sah sie seine massige Gestalt, zusammengesackt, die gespreizten Beine hoben sich dunkel vor dem schneebedeckten Untergrund ab. Er lehnte schlaff an der Kivamauer, als wäre er den ganzen Tag zu Fuß gelaufen und nun zu Tode erschöpft.

Sie hielt, die Pistole auf ihn gerichtet und blieb außerhalb seiner Reichweite stehen, wartete, bis sich ihre Augen noch besser an die gnadenlose Finsternis gewöhnt hatten. Sein Kopf war nach links geneigt, die Arme hingen kraftlos herunter.

Soweit sie erkennen konnte, bildete sich vor seinem Mund kein Atemdunst.

Andererseits gab es hier kein Licht, das die Atemwolke hätte reflektieren können. Sie sah auch den eigenen Atem nicht.

Schließlich trat Martie näher, ging in die Hocke und legte

ihm die kältetauben Fingerspitzen an den Hals, wie sie es auch bei Zachary getan hatte. Sie brachte es nicht über sich, sofern er noch am Leben war, einfach davonzumarschieren und ihn allein hier sterben zu lassen. Es war ihr nicht möglich, rechtzeitig Hilfe zu holen, und selbst wenn es möglich gewesen wäre, hätte sie es unter den gegebenen Umständen nicht gewagt, denn damit hätte sie eine Mordanklage riskiert. Aber sie konnte bei dem Sterbenden Wache halten, denn niemand, nicht einmal ein Mensch wie er, hatte es verdient, in der Stunde seines Todes allein zu sein.

Ein unregelmäßig flatternder Puls. Heißer Atemhauch auf ihrem Handrücken.

Wie eine Sprungfederfalle schoss seine Hand hoch und schnappte um ihr Handgelenk zu.

Sie verlor das Gleichgewicht, fiel auf den Rücken, drückte auf den Abzug. Ihre Hand wurde von dem Rückstoß erschüttert und die Kugeln pfiffen wirkungslos durch die hohen Zweige einer in der Nähe stehenden Pappel.

*

Die Zeit völlig aus den Fugen geraten, Sekunden so lang wie Minuten, Minuten so lang wie Stunden, hier im Kofferraum des BMW.

Martie hatte Dusty gebeten zu warten, ruhig zu sein, damit sie hören konnte, was um sie herum geschah. Einer erledigt, hatte sie gesagt. Einer erledigt, vielleicht auch beide.

Das *Vielleicht* war es, was ihm Angst machte. Dieses kleine *Vielleicht* war wie ein Nährboden in einer Petrischale, in dem anstelle von Bakterien Angst gezüchtet wurde, und schon das, was dieser Nährboden bis jetzt hervorgebracht hatte, machte Dusty krank vor Sorge.

Die ganze Zeit über, seit er im Kofferraum eingeschlossen war, hatte er im Dunkeln tastend seine Umgebung erforscht

und besonders an der Unterseite der Haube nach einem Verschlussriegel gesucht. Er hatte keinen gefunden.

In einer seitlichen Vertiefung lagen ein paar Werkzeuge. Eine Kombizange, ein Wagenheber, eine Brechstange. Aber selbst wenn es möglich war, den Kofferraumdeckel aufzustemmen, musste der Hebel von außen angesetzt werden, nicht von innen.

Die Vorstellung, dass sie mit ihnen allein war, und dann auch noch die Schüsse und nun diese unerträgliche Stille. Nur das rhythmische Brummen des laufenden Motors, ein tiefes Vibrieren im Fahrzeugboden. Warten, warten, wahnsinnig vor Angst. Warten, bis das Warten unerträglich wurde.

Auf der Seite liegend, arbeitete er sich mit dem flachen Ende der Brechstange an der teppichverkleideten Trennwand zum Innenraum entlang, sprengte Krampen ab, bog den Rand um, schob seine Finger dahinter, riss sie Trennwand heraus, was ihn einige Anstrengung kostete, und legte sie flach auf den Boden des Kofferraums.

Er legte die Eisenstange aus der Hand, rollte sich auf den Rücken, zog die Beine so dicht an die Brust, wie es in dem beengten Raum möglich war, und ließ sie dann gegen die vordere Wand des Kofferraums schnellen, welche die Rückenlehne der Sitzbank im Fond des Wagens bildete. Und noch einmal und noch einmal, ein viertes, ein fünftes Mal, schwer atmend, mit hämmerndem Herzen …

… das jedoch nicht laut genug hämmerte, um die neuerlichen Schüsse zu übertönen, das harte, hässliche Rattern einer vollautomatischen Maschinenpistole irgendwo in der Ferne, *rat-tat-tat-tat-tat-tat*.

Vielleicht beide erledigt. Vielleicht auch nicht.

Martie hatte keine Maschinenpistole. Damit waren die beiden Gangster bewaffnet.

Lauschend hielt er den Atem an, aber es war keine zweite Salve zu hören.

Wieder trat er gegen die Rückenlehne, trat, trat, bis er hörte, wie Plastik oder eine Holzfaserplatte splitterte, spürte, wie sich etwas bewegte. Ein schmaler Lichtstreifen im Schwarz. Licht, das aus dem Innenraum des Wagens drang. Er drehte sich um, drückte mit beiden Händen gegen die Rückenlehne, stemmte sich mit aller Kraft mit der Schulter dagegen.

*

Der Sterbende hatte sein letztes bisschen Kraft verausgabt, als er Marties Handgelenk packte, vielleicht nicht einmal in mörderischer Absicht, sondern um sicherzugehen, dass sie ihm zuhörte. Als sie das Gleichgewicht verlor und im Fallen acht bis zehn Schüsse in die Baumkrone jagte, löste sich Kevins Hand von ihrem Arm und glitt zu Boden.

Während Zweige und Aststücke aus der hohen Krone der Pappel herunterprasselten, von der Kivamauer abprallten und mit dumpfen Schlägen in den Schnee fielen, schob sich Martie hastig ein Stück zurück, richtete sich auf die Knie auf und packte die Maschinenpistole wieder fester mit beiden Händen. Sie richtete den Lauf auf Kevin, drückte aber nicht ab.

Als die letzten Astfragmente gefallen waren, hatte sich auch Marties Atem wieder beruhigt und in der Stille, die nun wieder eingetreten war, stieß der Mann keuchend hervor: »Was bist du?«

Sie nahm an, dass er in diesen letzten Augenblicken seines Lebens im Fieberwahn redete, dass sein Verstand vom Blutverlust verwirrt war.

»Schließen Sie lieber Frieden mit Gott«, sagte Martie leise, weil sie nicht wusste, was sie sonst sagen sollte. Selbst einem Heiligen hätte man in diesem Moment keinen anderen Rat geben können und er war umso angemessener, wenn man bedachte, wie weit entfernt dieser Mann davon war, ein Heiliger zu sein.

Als er genug Kraft gesammelt hatte, um weiterzusprechen, kamen Martie Zweifel an ihrer ersten Annahme, dass er im Delirium redete. Seine Stimme war so fadenscheinig wie ein jahrtausendealtes Gewebe. »Wer bist du wirklich?« Der schwache Glanz seiner Augen war kaum zu sehen. »Womit hatten wir … es hier zu tun?«

Ein Kälteschauer ging durch Martie hindurch, der nichts mit der Kälte der Nacht und des Schnees zu tun hatte. Seine Worte hatten sie daran erinnert, dass Dusty dieselbe Frage gestellt hatte, bevor sie auf dem Schotterweg über die Spikesperre gefahren waren, nur hatte er Dr. Ahriman damit gemeint.

»Wer … bist du … wirklich?«, wiederholte Kevin seine Frage.

Er rang nach Luft und schien an etwas zu würgen, was ihm den Hals zuschnürte. Ein metallischer Geruch entströmte seiner Lunge mit dem letzten Atemzug und vermischte sich mit der kälteklirrenden Luft, dann ergoss sich ein Blutstrom aus seinem Mund.

Als er sein Leben aushauchte, entstand kein Wirbel in dem still rieselnden Schnee, der dicht verhangene Mond zeigte nicht einmal für den Bruchteil einer Sekunde sein Gesicht, nicht das leiseste Rascheln ging durch die Bäume. In dieser Hinsicht waren sie alle gleich: Auch ihr Tod, wenn er sie früher oder später ereilte, würde die Erde gleichgültig lassen, sie würde sich ruhig und ungerührt weiterdrehen, dem Zauber eines neuen Tages entgegen.

Wie im Traum erhob sich Martie und blieb fröstelnd und nachdenklich vor dem Toten stehen, unfähig, eine Antwort auf seine letzte Frage zu finden.

Sie verfolgte die Spur seiner und ihrer Schritte zurück. Einmal musste sie sich an die Mauer des Kiva lehnen. Dann setzte sie ihren Rückweg fort.

Während sie, der Bogenlinie folgend, durch dichten Schneefall, der nie mehr enden zu wollen schien, wieder auf den

Lichtschein zuging, hielt sie die Maschinenpistole schussbereit in beiden Händen, getrieben von einer fast abergläubischen Ahnung, dass vor ihr immer noch eine gefährliche Kreatur lauerte, doch dann wurde ihr bewusst, dass die Augen, mit denen diese gefährliche Kreatur die Nacht zu durchdringen suchte, ihre eigenen waren, und sie ließ die Waffe sinken.

Auf freies Gelände im Halbrund der umliegenden Ruinen, zu dem leise vor sich hin brummenden BMW, während sich die Welt um sie herum auflöste und im Schneegestöber davongewirbelt wurde.

Dusty war, nachdem er sich aus dem Kofferraum befreit hatte, einer rasch undeutlicher werdenden Spur aus Fußabdrükken und Blut gefolgt.

Als sie ihn auf sich zukommen sah, ließ Martie die Waffe aus der Hand plumpsen.

Sie trafen sich am Fuß der Kivatreppe und fielen sich in die Arme.

Er war wie ein Anker für sie. Die Welt konnte sich nicht auflösen oder davonwirbeln, solange er auf dieser Welt weilte, denn er schien ihr so unvergänglich zu sein wie ein Gebirge. Vielleicht war diese Vorstellung ebenso eine Illusion wie die Unvergänglichkeit des Gebirges, aber sie klammerte sich daran, denn sie gab ihr Halt und Sicherheit.

69. Kapitel

Die Abenddämmerung war längst in Dunkelheit übergegangen, als Skeet und sein rotgesichtiger Begleiter, die sich die Hosen über ihren gefüllten Bäuchen straff zogen und mit Zahnstochern hartnäckige Faserreste aus den Zähnen pickten, im Sturmschritt aus der Grünen Oase kamen und auf ihr luftverpestendes Gefährt zusteuerten, das gleich darauf knatternd eine schwarze Wolke von verbranntem Motoröl ausstieß. Ahriman hätte schwören können, dass er den Gestank riechen konnte, obwohl er bei geschlossenen Fenstern in seinem El Camino saß.

Eine Minute später tauchte auch Jennifer frisch gestärkt und kraftstrotzend wie ein junges Pferd am Eingang des Restaurants auf. Sie machte ein paar Dehnübungen, um die Steifheit aus Hinterteil, Kruppe, Knie-, Fessel- und Kötengelenk zu vertreiben, dann machte sie sich, nun nicht mehr im Renngalopp, sondern in einem leichten Trab, mit wippendem Pferdeschwanz auf den Heimweg und träumte dabei vermutlich von einem frischen Strohlager ohne Stallmäuse und einem leckeren, knackigen Apfel als Betthupferl.

Ebenso unermüdlich wie unbedarft nahmen die Detektive die Verfolgung auf, die durch die langsamere Gangart der Beschatteten und durch die Dunkelheit erschwert wurde.

Obwohl selbst Skeet und seinem Kumpel möglicherweise irgendwann dämmern würde, dass diese Frau nicht zu einem Rendezvous mit Ahriman verabredet war und ihre eigentliche Jagdbeute ihnen ein Schnippchen geschlagen hatte, verzichtete Ahriman darauf, sich an ihre Fersen zu heften. Stattdessen fuhr er ihnen wieder voraus, diesmal in die Straße, in der Jennifer wohnte. Er parkte vor ihrem Apartmenthaus unter der ausladenden Krone eines Korallenbaums, der groß genug war, um der Schweizer Familie Robinson als Gästehaus zu dienen, und

ihm Schutz vor dem Schein der Straßenlaternen bot.

*

Unter anderen Umständen hätten Martie und Dusty sich an die Polizei gewandt, aber in diesem Fall zogen sie eine solche Möglichkeit nicht ernsthaft in Erwägung.

Dusty schauderte bei dem Gedanken, die Polizei zu rufen, wenn er an Bernardo Pastores zusammengeflicktes Gesicht dachte und an die Enttäuschungen, die dem Rancher bei seiner Suche nach Gerechtigkeit für seinen ermordeten Sohn und seine tote Frau, die alle Schuld auf sich genommen hatte, auf Schritt und Tritt begegnet waren. Die Beamten würden sich anhand der Beweislage kaum davon überzeugen lassen, dass ausgerechnet das Bellon-Tockland-Institut, das sich so verdienstvoll für den Weltfrieden einsetzte, gedungene Mörder zu beschäftigen pflegte.

Welche Anstrengungen waren denn eigentlich unternommen worden, um den angeblichen Selbstmord der fünfjährigen Valerie-Marie Padilla aufzuklären? Keine. Und wer war dafür bestraft worden? Niemand.

Carl Glyson, fälschlich eines Verbrechens bezichtigt, in kurzem Prozess verurteilt, im Gefängnis erstochen. Seine Frau Terri, Zina zufolge aus Scham gestorben. Welche Gerechtigkeit hatte es für sie gegeben?

Und Susan Jagger. Durch eigene Hand ermordet, sicher, aber ihre Hand war von einem anderen gelenkt worden.

Die Ermittler davon zu überzeugen, selbst die Ehrenwerten unter ihnen – und das war sicherlich die große Mehrheit –, würde schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein. Hinzu kam, dass es eben auch eine Handvoll korrupter Leute gab, die alles tun würden, um die Wahrheit für immer zu begraben und Unschuldige ans Messer zu liefern.

Im Schein einer starken Taschenlampe, die sie im BMW

gefunden hatten, suchten sie das Gelände ab und entdeckten zwischen den Ruinen schon bald den alten Brunnen, von dem die beiden Männer gesprochen hatten. Es schien ein natürlicher Schacht im weichen Vulkangestein zu sein, der künstlich erweitert und durch Mauerwerk verstärkt worden war. Er hatte als obere Begrenzung ein niedriges Rundmäuerchen, war aber nicht überdacht.

Selbst mit der großen Stablampe konnten sie nicht bis auf den Grund des Brunnens leuchten. Die Schneeflocken, die in den Brunnen fielen, taumelten im Lichtkegel der Taschenlampe wie ein Mottenschwarm, bevor sie in der Dunkelheit verschwanden, aus der ein leichter feucht-modriger Hauch aufstieg.

Mit vereinten Kräften schleppten Dusty und Martie Zacharys Leiche zum Brunnen, hievten sie über die niedrige Mauer und hörten dann, wie sie im Fallen von den unebenen Wänden des Schachts abprallte. Das Geräusch brechender Knochen klang so laut wie Gewehrschüsse, und der Sturz dauerte so lange, dass Dusty sich fragte, ob der Tote jemals den Brunnengrund erreichen würde.

Als die Leiche unten aufprallte, war nicht ein Klatschen und nicht ein dumpfer Schlag zu hören, sondern ein Geräusch, das wie eine Mischung aus beidem klang. Vielleicht war das Wasser dort unten nicht mehr so ungetrübt wie in alten Tagen, sondern versetzt mit den Ablagerungen aus Jahrhunderten, möglicherweise auch mit den grausigen Überresten früherer Opfer, die in anderen dunklen Nächten hier entsorgt worden waren.

Auf den Aufprall folgte ein gespenstisches Brodeln, als würde dort unten ein Wesen hausen, das von dem Toten schmauste oder vielleicht auch nur blind zu ertasten suchte, um was es sich da handelte. Wahrscheinlicher aber war, dass die Leiche eine mit Giftgas gefüllte Blase in dem dickflüssigen Sud aufgewirbelt hatte, die nun blubbernd aufstieg und an der

Oberfläche platzte.

Für Dusty war es ein Vorgeschmack auf die Hölle, und Martie musste es, ihrer Leichenblässe nach zu schließen, genauso empfinden. Ein Ableger der Hölle gleich hinter Santa Fe. Und die Arbeit, die noch vor ihnen lag, war die Arbeit der Verdammten.

Es kostete sie beide große Kraft, die zweite Leiche zum Brunnen zu schleifen, und das nicht nur im physischen Sinn. Der Mann, den sie als Kevin kennen gelernt hatten, hatte mehr Blut verloren als Zachary, anscheinend mehr als die Hälfte der sechs bis sieben Liter, und es war noch nicht vollständig an seinen Kleidern und auf seiner Haut gefroren. Außerdem hatte er offenbar in den letzten Momenten seines Todeskampfs die Gewalt über seinen Schließmuskel verloren, denn er verströmte einen üblen Gestank. Schwer, klebrig, im Tod noch so störrisch wie im Sterben, war er keine leicht zu bewegende Last.

Noch schlimmer aber war sein Anblick, zuerst im forschenden Strahl der Taschenlampe, wie er so zusammengesunken an der Kivamauer saß, dann im Lichtkegel der Scheinwerfer, als sie ihn zum Brunnen schleppten. Sein Kinnbart aus Blut, seine rot gefleckten Zähne und der rote Oberlippenbart, sein Gesicht grau unter Sommersprossen aus Schnee. Ein so reines, tiefes Entsetzen stand in seinen glasigen Augen, dass er in der Sekunde seines Abschieds von der Welt die Fratze des Todes selbst gesehen haben musste, die sich zum kalten Kuss über ihn beugte – und in den leeren Augenhöhlen im Knochenschädel des Schnitters eine unsägliche Ewigkeit.

Die Arbeit der Verdammten, und sie war noch nicht vollbracht.

In grimmigem Schweigen plagten sie sich ab, denn keiner von beiden wagte es, ein Wort zu sagen. Hätten sie über das gesprochen, was sie taten, sie hätten dieses unausweichliche Werk nicht zu Ende führen können. Sie hätten nicht anders gekonnt, als sich mit Grauen davon abzuwenden.

Sie ließen Kevin in den Schacht fallen, und als er mit einem noch härteren Schlag als sein Partner unten aufkam, war wieder das grässliche Brodeln zu hören. Die Fantasie gaukelte Dusty ein gespenstisches Schauspiel vor, in dem Zachary und Kevin von ihren früheren Opfern begrüßt wurden, albtraumhaften Kreaturen in den verschiedensten Stadien der Verwesung, von Rachedurst zum Leben erweckt.

Der Boden in New Mexico ist ausgedörrt und unfruchtbar, aber tief unter der Erde des Staates liegt ein Wasserreservoir von so gewaltigen Ausmaßen, dass bisher nur ein winziger Teil davon erforscht werden konnte. Dieser verborgene See wird von unterirdischen Flüssen gespeist, deren Wasser aus den zentralen Hochebenen der Vereinigten Staaten und aus den Rocky Mountains kommt. Die Tropfsteinhöhlen der Carlsbad Caverns sind durch dieses Wasser, das sich einen Weg durch die feinen Risse im Kalkstein gebahnt und ihn aufgelöst hat, entstanden; und zweifellos gibt es noch unentdeckte Höhlensysteme, die groß genug sind, um ganze Städte zu beherbergen. Wenn Geisterschiffe, bemannt mit verirrten Seelen, auf diesem verborgenen See kreuzten, so würden die beiden Neuankömmlinge das ewige Leben vielleicht als Ruderer auf einer Galeere fristen oder als Matrosen die verrottenden Segel einer fauligen Galeone warten, welche von Phantomwinden unter einem Himmel aus Stein in die unbekannten Häfen unter Albuquerque, Portales, Alamogordo und Las Cruces getragen wurde.

Unter der Erde lag ein ganzer Ozean, aber an ihrer Oberfläche konnten Martie und Dusty keinen Tropfen Wasser finden, um sich das Blut von den Händen zu waschen. Sie scharrten Schnee zusammen und rieben sich die Hände damit ab. Und noch mehr Schnee und noch mehr Reiben, bis die steifgefrorenen Finger wehtaten und die Haut gerötet war, und weiter, bis die Haut weiß vor Kälte war, und noch mehr Schnee und noch kräftigeres Reiben, fester, fester, denn sie hatten nicht nur den Drang, sich zu säubern, sondern sich reinzuwaschen.

Plötzlich hatte Dusty das Gefühl, dass ihnen bei ihrem Tun der Wahnsinn im Nacken saß, und als er von seinen halb wundgescheuerten Händen aufblickte, sah er Martie, wie sie da vornüber gebeugt im Schnee kniete, das Gesicht vor Ekel verzerrt, die schwarzen Haare fast vollständig bedeckt von einer Mantille aus weißer Spitze. Sie scheuerte sich die Hände mit gepresstem Schnee, der fast schon zu hartem Eis gefroren war, scheuerte sie so wütend, dass sie bald blutig sein würden.

Er packte sie an den Handgelenken, zwang sie mit sanfter Gewalt, die eisverkrusteten Schneebrocken fallen zu lassen, und sagte: »Genug.«

Sie nickte, und ihre Stimme zitterte vor Entsetzen, aber auch vor Dankbarkeit. »Ich würde die ganze Nacht weiter scheuern, wenn ich die letzte Stunde damit wegscheuern könnte.«

»Ich weiß«, sagte er. »Ich weiß.«

*

In einer Zeit von fünfzig Minuten – oder fast zwei Hörfunkfolgen der Phil-Harris-und-Alice-Faye-Show, wenn man es nach der Uhr des Klassiksenders maß – trabte Jennifer nach Hause in den warmen heimischen Stall.

Ihre schüchternen Verfolger, Skeet und der Mann mit den geröteten Wangen, folgten dichtauf. Sie scheuten sich nicht, in den zum Wohnhaus gehörenden Parkplatz einzubiegen, von wo aus sie zusahen, wie Jennifer in dem Gebäude verschwand.

Von seinem dunklen Standort unter den ausladenden Zweigen des Korallenbaums aus beobachtete Ahriman die Beobachter, nicht ohne heimlichen Stolz auf seine nahezu übermenschliche Geduld. Ein guter Sportsmann musste wissen, wann er am Zug war und wann es besser war abzuwarten, obwohl das Warten ihn manchmal fast um den Verstand brachte.

Offensichtlich war Skeet von Dusty und Martie bedenkenlos der Obhut des Dicken anvertraut worden. Seine Geduld würde

also mit zwei Toten und damit der Siegestrophäe belohnt werden.

Inzwischen kannte er die beiden Detektive gut genug, um voraussagen zu können, dass es selbst ihnen zu langweilig und frustrierend sein würde, ihre Beschattung fortzusetzen, und dass sie sich nun endlich ihre Schlappe eingestehen würden. Außerdem waren die Jungs jetzt, nachdem sie sich die Bäuche mit Rhabarbergulasch und Süßkartoffelgumbo vollgeschlagen hatten, müde und schlaff und sehnten sich nach allen Behaglichkeiten ihres Heims: speckige Fernsehsessel mit automatisch ausklappbaren Fußstützen, dazu die schwachsinnigsten Sitcoms, die ihnen die mächtige, lärmende, hektische, aufpeitschende, thermonukleare amerikanische Unterhaltungsindustrie zu bieten hatte.

Und dann, in der relativen Abgeschiedenheit ihres Heims, wenn sie sich sicher und geborgen fühlten, würde er zuschlagen. Er hoffte nur, dass Martie und Dusty noch lange genug am Leben blieben, um die sterblichen Überreste der beiden zu identifizieren und zu betrauern.

Zu Ahrimans leisem Erstaunen stieg der Mann mit der Flaschenbodenbrille aus, ging um den Pickup herum und lockte dann einen Hund aus dem Campingabteil. Das war eine unerwartete Komplikation, die möglicherweise eine Änderung seiner Strategie erforderlich machen würde.

Der Mann führte den Hund zu einem Rasenstück innerhalb der Wohnanlage. Nach langem Geschnüffel und etlichen zaghaften Versuchen erledigte der Hund schließlich sein Geschäft.

Ahriman hatte den Hund erkannt. Es war der sanftmütige, scheue Retriever der Rhodes'. Wie war doch gleich sein Name? Volley? Willy? Velvet? Valet.

Eine Änderung seiner Strategie würde nicht nötig sein. Oder doch, eine kleine Änderung. Er musste eine Kugel für den Hund aufheben.

Valet wurde in das Campingabteil zurückgebracht, und der Mann mit den roten Wangen stieg wieder in die Fahrerkabine.

Der Arzt stellte sich auf eine gemütliche Verfolgungsfahrt ein, aber der Pickup setzte sich nicht in Bewegung.

Eine Minute später tauchte Skeet auf. Mit einer Taschenlampe und einem nicht zu identifizierenden blauen Etwas bewaffnet, suchte er die Stelle ab, an der der Hund gerade sein Geschäft gemacht hatte.

Jetzt hatte er die Beute gesichtet. Das Etwas war ein Plastikbeutel. Er sammelte die Gabe ein, drehte den Beutel zu, machte einen Doppelknoten und lieferte seinen Obulus bei dem dekorativen Abfallbehälter aus Redwoodholz ab, in dessen Nähe der Pickup geparkt war.

Herzlichen Glückwunsch, Mr. und Mrs. Caulfield. Ihr Sohn ist zwar ein unfähiger, kiffender, koksender, pillenfressender, durchgedrehter, hirnloser Idiot mit dem Verstand eines Karpfens, aber er steht auf der Leiter der Sozialisierungsfähigkeit eine Stufe über denen, die den Haufen einfach liegen lassen würden.

Der Pickup bog vom Parkplatz in die Straße ein und fuhr am El Camino vorbei in Richtung Osten.

Weil die Straße lang gezogen, gerade und mindestens fünf Kreuzungen weit überschaubar war und der Pickup gemächlich dahinzuckelte, gab Ahriman einer etwas kindischen Laune nach. Er sprang aus dem El Camino, rannte zum Abfallbehälter, schnappte sich den blauen Beutel, kehrte zu seinem Wagen zurück und nahm die Verfolgung auf, bevor der Pickup außer Sicht war.

In den im Zuge der Programmierung geführten Informationsgesprächen hatte der Arzt von dem Streich erfahren, den Skeet einmal Holden Caulfield dem Älteren gespielt hatte. Als Skeets und Dustys Mutter jenem Caulfield senior zugunsten von Dr. Derek Lampton den Laufpass gegeben hatte, waren die beiden Brüder losgezogen und hatten feixend im ganzen Viertel

Hundehaufen eingesammelt und sie dem berühmten Literaturprofessor anonym mit der Post geschickt.

Dr. Ahriman hatte zwar noch keine genaue Vorstellung davon, was er mit Valets Hinterlassenschaft anfangen sollte, aber er war sich sicher, dass ihm bei einigem Nachdenken eine lustige Verwendung dafür einfallen würde. Sie könnte einem der vielen Toten, die es in naher Zukunft geben würde, eine Duftnote mit besonderem Symbolgehalt verleihen.

Er deponierte den blauen Beutel im Fußraum vor dem Beifahrersitz. Die verknotete Plastiktüte war erstaunlich wirkungsvoll: Sie verströmte nicht die Spur eines unangenehmen Geruchs.

Im Vertrauen darauf, dass ihn sein Geschick beim Beschatten so gut wie unsichtbar für Valets Toilettenteam machen würde, hängte sich der Arzt an den Pickup. Dem Abenteuer entgegen, und es waren noch fünf der neun Schokoladen-Kokosriegel übrig, und im Magazin steckten noch alle zehn Kugeln.

*

Körperlich erschlagen, zu keinem klaren Gedanken mehr fähig und seelisch völlig aus dem Gleichgewicht, überstand Martie die folgende Stunde nur, indem sie sich vorsagte, dass die Dinge, die als nächstes getan werden mussten, nichts anderes waren als Hausarbeit. Es war wie Putzen und Aufräumen. Sie machte solche Arbeiten nicht gern, fühlte sich aber stets besser, wenn sie schließlich erledigt waren.

Sie warfen beide Maschinenpistolen in den Brunnenschacht.

Obwohl es unwahrscheinlich war, dass die Leichen gefunden wurden, wollte Martie auch den .45er Colt loswerden. Sofern im Institut jemand wusste, wo sich die Jungs ihrer Leichen hatten entledigen wollen, würden sich diese Leute möglicherweise hier umsehen, wenn Kevin und Zachary sich nicht zurückmeldeten. Anhand der Kugeln in den beiden Leichen

würde man die Pistole leicht als Tatwaffe identifizieren können. Sie wollte kein Risiko eingehen.

Sie konnten den Colt also nicht einfach in den Brunnen werfen, wenn sie vermeiden wollten, dass Dusty mit der Sache in Verbindung gebracht wurde. Von hier bis Santa Fe erstreckte sich aber kilometerweit unbewohntes Wüstengebiet, wo kein Mensch die Pistole je entdecken würde.

Die Blutflecken auf dem Beifahrersitz des BMW waren zwar nicht groß, aber dennoch ein Problem. Dusty holte zwei Putzlappen aus dem Werkzeugfach im Kofferraum. Mit einem der Tücher und einer Handvoll Schnee säuberte er den Sitzbezug, so gut es ging.

Den zweiten Lappen bewahrte Martie auf für den Fall, dass er später noch gebraucht wurde.

Auf dem Boden vor dem Beifahrersitz entdeckte sie das Diktiergerät. Auch ihre Handtasche lag dort zusammen mit dem, was vom Inhalt noch übrig war – einschließlich der Minikassetten, mit denen sie die Gespräche mit Chase Glyson und Bernardo Pastore aufgezeichnet hatten.

Offensichtlich hatten Zachary und Kevin nach den Kassetten gesucht, während sie, von den Benzindämpfen halb erstickt und mit tränenden Augen, in der Nähe des Autowracks auf der Erde gesessen hatte. Zweifellos wären die Kassetten ebenfalls im Brunnenschacht gelandet.

Es war immer noch völlig windstill. Obwohl der Schnee nicht in dichten Böen heruntergeweht wurde, war die Sicht schlecht, und sie waren sich nicht sicher, ob sie von der Ruinensiedlung den Weg zurück zum Schotterweg finden würden.

Die Sträucher und Kakteen am Rand des Wegs bildeten jedoch eine gut sichtbare Seitenbegrenzung, an der sie sich orientieren konnten. Es waren kaum fünf Zentimeter Schnee gefallen, und nirgendwo gab es Schneewehen, die den Weg unkenntlich gemacht hätten. Der BMW war mit Winterreifen und Schneeketten hervorragend für das schlechte Wetter

gerüstet.

Auf dem Schotterweg, der zur Ranch führte, kehrten sie bis zu der Stelle zurück, an der sie mit dem Mietwagen über die Nagelsperre gefahren waren und sich überschlagen hatten. Sie stiegen aus und kletterten im Schein der Taschenlampe die flach abfallende Böschung zu dem ausgetrockneten Flussbett hinunter.

Der auf dem Dach liegende Wagen war nach vorn gekippt, sodass Dusty den Kofferraum weit genug öffnen konnte, um die beiden Gepäckstücke herauszuholen. Mit je einem Koffer beladen, kletterten Martie und Dusty den schneeglatten Hang hinauf. Figs Feuerwehrwagen und die persönlichen Gegenstände, die aus Marties Handtasche herausgefallen waren, ließen sie im Wagen zurück; der Innenraum roch immer noch stark nach Benzin, und sie hatten kein Bedürfnis, das Schicksal herauszufordern.

Bevor sie den Highway erreichten, hielt Dusty den Wagen an. Martie ging etwa zwanzig Meter weit ins Gelände, bis sie eine Stelle fand, wo sie den Colt gut vergraben konnte. Der Sandboden war nicht gefroren. Er ließ sich leicht ausheben. Sie grub mit beiden Händen ein tiefes Loch, legte die Pistole hinein und füllte das Loch wieder mit Erde. Dann suchte sie einen losen Stein, fand einen von der Größe einer Zuckerpackung und legte ihn obenauf.

Sie waren jetzt unbewaffnet, wehrlos, hatten dafür aber mehr Feinde denn je.

Im Augenblick war Martie zu erschöpft, um sich darüber Gedanken zu machen. Sie wusste nur, dass sie nie wieder auf einen Menschen schießen wollte. Vielleicht würde sie morgen oder übermorgen anders empfinden. Vielleicht heilte die Zeit diese Wunde. Vielleicht machte die Zeit sie aber auch nur härter.

Nachdem der letzte Rest des Reinemachens erledigt war, kehrte sie zum Wagen der beiden Toten zurück, und Dusty fuhr

weiter nach Santa Fe.

*

Richtung Süden auf dem Pacific Coast Highway, zwischen Corona del Mar und Laguna Beach. Wenig Verkehr. Die Bewohner des Küstenstreifens beim Abendessen im Restaurant oder gemütlich zu Hause. Am Himmel nur noch vereinzelte Wolkenfetzen, die sich nach Osten hin auflösten.

Sterne, Mond aus Eis. Ein Schattenriss von Flügeln. Nachtvogel auf Jagd.

Heute Abend würde er seine Kompositionen keinem strengen Urteil unterwerfen. Er würde zur Abwechslung einmal von seinen hohen künstlerischen Ansprüchen absehen.

Schließlich war er heute Abend mehr Raubtier als Künstler, obwohl das eine das andere nicht unbedingt ausschloss.

Der Arzt fühlte sich so frei wie ein Nachtvogel und wieder jung, gerade erst flügge geworden.

Er hatte nicht mehr eigenhändig getötet, seit er seinem Vater vergiftete Petits Fours serviert und mit einem 12-mm-Bohrer einen bleibenden Eindruck in Vivecas Herz hinterlassen hatte. Mehr als zwanzig Jahre lang hatte er sich damit zufrieden gegeben, andere zu manipulieren und den Tod durch ihre willigen Hände austeilen zu lassen.

Natürlich war ein ferngelenkter Mord unendlich viel ungefährlicher als eigenhändiges Handeln. Ein Mann, der in seinen Kreisen so bekannt war und so viel zu verlieren hatte wie er, musste in diesen Dingen ein feines Gespür entwickeln, musste lernen, die Macht, andere zu lenken, ihnen das Morden zu befehlen, höher zu schätzen als die Lust am Morden selbst. Und der Arzt war stolz darauf, von sich sagen zu können, dass er dieses Gespür nicht nur verfeinert und doppelt verfeinert hatte, sondern dass er dessen vollendetste, reinste Essenz herauskristallisiert hatte.

Wenn er jedoch ganz ehrlich war, konnte er nicht leugnen, dass er sich manchmal nach den alten Zeiten sehnte. Unverbesserlich sentimentaler Mensch, der er war.

Beim Gedanken daran, sich mitten hineinstürzen zu dürfen in den blutigen, schmutzigen Sumpf der Gewalt, fühlte er sich wieder wie ein Kind.

Diese eine Nacht also. Einmal wieder über die Stränge schlagen. Um der alten Zeiten willen. Und danach wieder zwanzig Jahre unbeugsamer Selbstkasteiung.

Vor ihm bog der Pickup, ohne den Blinker zu setzen, vom Highway nach rechts in eine Stichstraße ein, die über ein unbebautes Küstengrundstück zum Parkplatz eines öffentlichen Strandes führte.

Diese Wendung der Ereignisse traf Ahriman unvorbereitet. Er fuhr auf den Randstreifen, hielt an und schaltete die Scheinwerfer aus.

Der Pickup war hinter der Hügelkuppe verschwunden.

Zu dieser Stunde, zumal an einem kalten Winterabend, würden Skeet und der Dicke mit ziemlicher Sicherheit die einzigen Besucher am Strand sein. Wenn Ahriman ihnen unmittelbar folgte, würden selbst dieses beiden unterbelichteten Trottel auf die Idee kommen, dass sie beschattet wurden.

Er würde zehn Minuten warten. Wenn sie bis dahin nicht wieder auftauchten, musste er ihnen notgedrungen folgen.

Ein einsamer Strand war vielleicht genau der richtige Ort, um ihnen ein paar Kugeln zu verpassen.

70. Kapitel

Bei Tag hatte über Santa Fe noch ein angenehmer Zauber gelegen. In dieser verschneiten Nacht hatten die Straßen, durch die sie nun fuhren, aber etwas Düsteres, Bedrohliches.

Martie war sich der Höhenlage der Stadt jetzt viel deutlicher bewusst als noch am Morgen. Die Luft war zu gehaltlos, um sie zu stärken. Ein hohles Gefühl in der Brust ließ sie den Rücken krümmen, es war, als würde sich ihr der Brustkorb zusammenziehen, als könnte sich die eingefallene Lunge in der dünnen Atmosphäre nicht mehr mit Luft füllen. Sie fühlte sich so unangenehm leicht und schwerelos, als ließe in dieser Höhe die Schwerkraft nach, sodass sie den sicheren Kontakt zur Erde zu verlieren drohte.

Alle diese Gefühle waren jedoch rein gegenständlicher Art, und der wahre Grund, warum sie von Santa Fe weg wollte, war weder die unerträglich dünne Luft noch die Angst, die Verbindung zur Erde zu verlieren. In Wahrheit wollte sie weg, weil sie hier Züge an sich entdeckt hatte, die sie lieber nie kennen gelernt hätte. Je weiter sie sich von Santa Fe entfernte, umso leichter würde es vielleicht für sie sein, sich mit den neu entdeckten Facetten ihres Wesens abzufinden.

Außerdem war es zu gefährlich, in der Stadt zu bleiben, und wenn es nur für eine Nacht war, bis sie den ersten Flug am Morgen nehmen konnten. Möglicherweise würde man Kevin und Zachary noch stundenlang nicht vermissen. Aber es war eher anzunehmen, dass sie irgendjemandem im Institut Bericht erstatten sollten, sobald sie ihren Auftrag erledigt hatten, was mittlerweile der Fall hätte sein müssen. Vielleicht würde man schon bald damit anfangen, nach ihnen zu suchen, nach ihrem Wagen … und dann nach Martie und Dusty.

»Wie wär's mit Albuquerque?«, sagte Dusty.

»Wie weit ist das?«

»Ungefähr hundert Kilometer.«

»Schaffen wir das bei diesem Wetter?«

Es hatte sich nun doch noch ein strenger Wind erhoben, der züchtigend seine Peitsche schwang, bis aus dem stillen Schneien ein Schneesturm geworden war. Gespensterweiße Truppen bliesen in fest geschlossenen Reihen zum Luftangriff auf die Hochebene.

»Vielleicht lässt der Schnee nach, wenn wir ein Stückchen tiefer sind.«

»Ist Albuquerque größer als Santa Fe?«

»Sechs- oder siebenmal so groß. Wir können uns dort jedenfalls leichter bis morgen früh verstecken.«

»Gibt es da auch einen Flughafen?«, fragte sie.

»Einen ziemlich großen sogar.«

»Dann mal zu.«

Die Scheibenwischer fegten den Schnee von der Windschutzscheibe, und schließlich verschwand auch Santa Fe aus ihrem Blickfeld.

*

Ahriman saß noch wartend am Rand des Pacific Coast Highway in seinem Wagen, als eine plötzlich einsetzende, steife auflandige Brise durch das hohe Gras der Küstenwiese pfiff und den El Camino nachhaltiger erschütterte als der Fahrtwind vorbeifahrender Autos und Lastwagen. Ein kräftiger Wind würde die Schüsse übertönen oder zumindest so verwehen, dass es für einen zufälligen Ohrenzeugen schwer sein würde, die Richtung zu orten, aus der sie kamen.

Der Arzt zerbrach sich den Kopf darüber, was sich am Strand wohl abspielen mochte. Was trieben die beiden Spinner dort unten mitten in der Nacht und auch noch bei dieser Kälte?

Was, wenn sie zu diesen komischen Vögeln gehörten, die gern ihre Härte unter Beweis stellten, indem sie in eiskaltem

Wasser schwammen? *Polarbären* nannten diese Typen sich selbst. Und was, wenn sie Polarbären waren, die gern *nackt* badeten?

Die Vorstellung, Skeet und seinen Kumpel im Adamskostüm zu begegnen, änderte Ahrimans Beziehung zu den vier Schokoriegeln, die er im Magen hatte. Der eine ein wandelndes Knochengerippe, der andere ein Teigkloß auf zwei Beinen.

Er nahm nicht an, dass sie schwul waren, obwohl auch das nicht auszuschließen war. Ein kleines heimliches Geturtel auf einem Parkplatz am Strand.

Sollte er sie, wenn er sie in ihrem Wagen überraschte, während sie sich wie zwei unbehaarte Affen übereinander hermachten, erschießen wie geplant oder ihnen einen Aufschub gewähren?

Wenn die Leichen unter diesen Umständen gefunden wurden, würden Polizei und Medien davon ausgehen, dass sie wegen ihrer sexuellen Neigung ermordet worden waren. Das wäre ärgerlich. Der Arzt hatte nichts gegen Homosexuelle. Bigotterie jeglicher Ausprägung war ihm fremd. Er wählte seine Opfer nach den Regeln sportlicher Fairness und im Glauben an eine reelle Chance für alle Beteiligten aus.

Zugegebenermaßen hatten mehr Frauen durch ihn gelitten als Männer. Er war jedoch im Begriff, dieses Ungleichgewicht innerhalb der nächsten Stunde zu verringern – und möglicherweise ganz wettzumachen, bis das Spiel zu Ende war, zu dem diese beiden Morde ja nur ein kleiner Auftakt waren.

Als der Pickup nach zehn Minuten immer noch nicht wieder aufgetaucht war, schob der Arzt seine Bedenken beiseite. Um des guten Sportsgeistes willen schaltete er die Scheinwerfer ein und fuhr los.

Außer dem Pickup war tatsächlich weit und breit kein Fahrzeug auf dem Parkplatz zu sehen.

Der Mond war zwar die einzige Lichtquelle hier, aber sie genügte Ahriman, um zu erkennen, dass sich niemand im

Führerhaus des Pritschenwagens befand.

Wenn Liebeslust im Spiel war, hatten sie sich vielleicht in das Campingabteil zurückgezogen. Dann fiel ihm der Hund ein. Er verzog angewidert das Gesicht. Wohl eher nicht.

Er parkte ein paar Meter von dem Pickup entfernt und mahnte sich selbst zur Eile. Möglicherweise wurden Parkplätze wie dieser nachts von der Polizei kontrolliert, damit keine alkoholisierten Jugendlichen auf die Idee kamen, hier wüste Gelage zu veranstalten.

Sofern eine solche Streife die Kennzeichen notierte, sah es schlecht aus für Dr. Ahriman, wenn am Morgen die Leichen gefunden wurden. Es kam also darauf an, blitzschnell zuzuschlagen und zu verschwinden, bevor vom Highway her irgendjemand auftauchte.

Er zog die Sturmhaube über den Kopf, schaltete den Motor des El Camino ab, stieg aus und verriegelte die Tür. Möglicherweise hätte er bei seiner Rückkehr ein paar wertvolle Sekunden gewonnen, wenn er den Wagen nicht abgeschlossen hätte, aber selbst hier, an der goldenen Küste Kaliforniens in Orange County, wo die Kriminalität viel niedriger war als in den meisten anderen Gegenden, trieben sich leider gelegentlich üble Gestalten herum.

Der Wind war angenehm: kühl, aber nicht eisig, kräftig, aber nicht so schneidend, dass er ihn gestört hätte, und in jedem Fall geeignet, die Schüsse zu dämpfen und zu verwehen. Das nächste an der Küste gelegene Haus befand sich fast zwei Kilometer weiter im Norden.

Als er das entfernte Donnern der Brandung registrierte, wurde ihm bewusst, dass der Wind nicht sein einziger Verbündeter war. In dieser sündigen Welt schien die gesamte Natur auf seiner Seite zu sein, ein Gedanke, der ihn mit einem angenehmen Gefühl der Geborgenheit erfüllte.

Ahriman zog die Taurus PT-111 Millennium aus dem Schulterholster und lief zum Pickup hinüber. Nur um sich zu verge-

wissern, dass sich niemand darin befand, warf er einen raschen Blick durchs Seitenfenster.

Dann ging er um den Wagen herum und legte ein stoffbedecktes Ohr an die Tür des Campingaufbaus, um zu hören, ob irgendwelche animalischen Laute zu vernehmen waren. Zu seiner Erleichterung war alles still.

Er ließ den Pickup hinter sich, und als er in die Dunkelheit spähte, entdeckte er am Strand, etwa fünfzig Meter weiter nördlich, ein eigenartiges Licht. Im Mondschein konnte er zwei Männer erkennen, die etwa sechs Meter von der Wasserlinie entfernt am Boden kauerten und mit irgendetwas beschäftigt waren.

Er fragte sich, ob sie nach essbaren Muscheln suchten. Er hatte keine Ahnung, wo und wann man Muscheln normalerweise ausgrub, weil das Arbeit war, und daran hatte er wenig Interesse. Manche waren zum Arbeiten geboren, andere zum Spielen, und er wusste genau, in welchem der beiden Lager der Storch ihn abgelegt hatte.

Eine Betontreppe mit einem Handlauf aus Stahlrohr führte über eine drei Meter hohe Düne zum Strand hinunter, aber er hatte nicht die Absicht, sich den Männern vom Strand her zu nähern. Sie würden ihn im Mondlicht schon von weitem sehen und vielleicht ahnen, dass er nicht in freundlicher Absicht kam.

Stattdessen lief Ahriman, in sicherem Abstand vom Rand der Böschung, damit ihn die beiden nicht vor dem Hintergrund des mondhellen Himmels sahen, wenn sie zufällig einmal den Kopf hoben, durch weichen Sand und Dünengras in Richtung Norden.

Seine handgearbeiteten italienischen Schuhe füllten sich mit Sand. Wenn er hier fertig war, würden sie so zerkratzt sein, dass kein Glanz mehr in das Leder zu bringen war.

Mondschein auf dem Sand. Schwarze Schuhe hell verkratzt. Trägt der Mond die Schuld?

Hätte er doch nur die Gelegenheit gehabt, sich umzuziehen.

Er trug immer noch den Anzug, in dem er gegen Mittag das Haus verlassen hatte, und der war inzwischen scheußlich zerknittert. Die äußere Erscheinung war ein wichtiger Aspekt der Strategie, und ein Spiel war nicht, wie es sein sollte, wenn man es im falschen Kostüm spielte. Zum Glück sorgten die Nacht und der sanfte Mondschein dafür, dass er immer noch gepflegter und eleganter wirkte, als es der Zustand seiner Kleidung eigentlich rechtfertigte.

Als er nach seiner Berechnung etwa fünfzig Meter zurückgelegt hatte, trat er an den Rand der Böschung – und blickte geradewegs auf Skeet und seinen Kumpel hinunter. Sie standen nur fünf Meter von der Böschung entfernt mit dem Rücken zu ihm und sahen aufs Meer hinaus.

Der Golden Retriever war bei ihnen und blickte ebenfalls auf den Pazifik. Der auflandige Wind, der Ahriman ins Gesicht blies, verhinderte, dass der Hund seine Witterung aufnehmen konnte.

Er versuchte zu ergründen, was die beiden da unten trieben.

Skeet hielt eine batteriebetriebene Lampe mit Signalklappe und umschaltbarem Linsensystem in der Hand, mit dem man die Farbe des Lichtstrahls ändern konnte. Offensichtlich sandte er Signale an irgendjemanden, der sich draußen auf dem Meer befand.

Sein Begleiter hatte in der Rechten einen Gegenstand, den man für ein Richtmikrofon mit einer kleinen Parabolantenne und Pistolengriff halten konnte. In der Linken hatte er ein Paar Kopfhörer, dessen eine Muschel er an sein linkes Ohr hielt, obwohl stark zu bezweifeln war, dass er im Brausen des Windes auch nur Bruchteile einer Unterhaltung auffangen konnte.

Rätselhaft.

Dann bemerkte Ahriman, dass die Lampe und das Mikrofon nicht auf das Meer und irgendein unsichtbares Schiff gerichtet waren, sondern steil in den nächtlichen Himmel.

Noch rätselhafter.

Da er sich beim besten Willen nicht vorstellen konnte, in was er da hineingeraten würde, war der Arzt fast versucht, von seinem ursprünglichen Plan Abstand zu nehmen. Aber sein Tatendurst war zu groß. Also beschloss er, nicht länger zu zögern, und lief rasch die Böschung hinunter. In dem weichen Sand waren seine Schritte nicht zu hören.

Er hätte sie von hinten erschießen können. Aber schon seit dem Mittag, seit seinem kleinen Gedankenspiel in dem Spielzeugladen, juckte es ihm in den Fingern, jemandem eine Kugel in den Bauch zu jagen. Zudem machte es keinen Spaß, einen Menschen von hinten zu erschießen; man konnte sein Gesicht, seine Augen nicht sehen.

Als er an den Männern vorbeiging und sich dann vor ihnen aufbaute, fuhren die beiden erschrocken zusammen. Er richtete die Pistole auf den Dicken und musste fast schreien, um den Wind und das Donnern der Brandung zu übertönen. »Was zum Teufel tut ihr hier?«

»Außerirdische«, antwortete der Mann.

»Wir nehmen Kontakt auf«, sagte Skeet.

Überzeugt, dass die beiden bis zum Hals mit allen möglichen Drogen vollgepumpt und deshalb nicht in der Lage waren, ihm eine halbwegs vernünftige Auskunft zu geben, schoss er Skeets Kumpel zwei Kugeln in den Bauch. Der Mann wurde, entweder auf der Stelle tot oder doch sterbend, nach hinten geschleudert und ließ im Stürzen Mikrofon und Kopfhörer fallen.

Der Arzt drehte sich zu Skeet um, der völlig fassungslos war, und jagte ihm ebenfalls zwei Kugeln in den Bauch, worauf dieser in sich zusammenklappte wie ein Skelett im Biologiesaal, das von seinem Haltegerüst abgeschnitten wird.

Sterne, Mond, Schüsse. Tod, wo das Leben begann. Das Meer und der Gischt.

Auf die Schnelligkeit kam es an. Keine Zeit für die Dichtkunst. Zwei weitere Kugeln in die Brust des am Boden liegen-

den Skeet – *peng, peng* –, um ganz sicherzugehen.

»Deine Mutter ist eine Hure, dem Vater ist ein Schwindler, und dein Stiefvater hat nichts als Schweinescheiße im Kopf«, feixte Ahriman.

Schnelle Drehung, zielen. *Peng, peng.* Zwei Kugeln in die Brust des Dicken, nur der Gerechtigkeit halber. Bedauerlicherweise wusste der Arzt nichts über die Familie dieses Mannes, sodass er den Augenblick nicht mit schillernden Beleidigungen würzen konnte.

Der scharfe Pulvergeruch war befriedigend, aber leider bot das unstete Mondlicht nicht die ideale Beleuchtung, um sich genüsslich am Anblick des Blutes und des zerfetzten Fleischs zu weiden.

Vielleicht blieb ihm ja eine Minute Zeit, sich mit seinem Taschenmesser ein paar Erinnerungsstücke herauszuschneiden?

Er fühlte sich so *jung*. Wie neu geboren. Der Tod war eindeutig das, worum es im Leben wirklich ging.

Noch zwei Schüsse im Magazin.

Der sanftmütige Retriever winselte, jaulte und war sogar so kühn, ein Bellen von sich zu geben. Er war rückwärts zur Brandung hin zurückgewichen und machte keinerlei Anstalten anzugreifen. Dennoch beschloss Ahriman, die letzten beiden Kugeln für ihn aufzuheben.

Noch während ihm der achte Schuss in den Ohren dröhnte, schnellte er zu dem Hund herum und wollte eben auf den Abzug drücken … als ihm bewusst wurde, dass Valet gar nicht ihn anbellte, sondern irgendetwas, was sich hinter ihm auf der Düne befinden musste.

Als er sich umdrehte, sah er eine merkwürdige Gestalt, die am Rand der Böschung stand und auf ihn herunterblickte. Einen Moment lang hatte er die wahnwitzige Vorstellung, dass es einer der Außerirdischen war, mit denen Skeet und sein Begleiter Kontakt aufzunehmen versucht hatten.

Dann erkannte er das cremefarbene Kostüm, das hell im

Mondlicht schimmerte, das blonde Haar und die arrogante Haltung der Neureichen.

In einem Anfall von Paranoia hatte sie ihn erst an diesem Nachmittag bezichtigt, sich in einem Loyalitätskonflikt zu befinden und gegen die ethischen Grundsätze seines Berufs zu verstoßen. *Sie* kennen *K-K-Keanu doch nicht etwa, Dr. Ahriman?*

Er hatte geglaubt, ihr diesen absurden Verdacht unter Aufbietung seines ganzen Charmes ausgeredet zu haben, aber offensichtlich hatte er sich geirrt.

Ausgerechnet er hätte es eigentlich besser wissen müssen. Genau das war sein spezielles Fachgebiet und zudem Thema seines nächsten Bestsellers, *Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir*. Menschen, die unter schweren Zwangsvorstellungen oder Phobien litten – und auf diese Frau traf *beides* zu –, waren in hohem Maße unberechenbar und im schlimmsten Fall zu den irrationalsten Handlungen fähig. Sie war ein Problem in Sechshundert-Dollar-Schuhen.

Genauer gesagt, hielt sie je einen dieser Schuhe in den Händen und stand in Strümpfen da. Er ärgerte sich wieder, dass er seine schönen italienischen Lederschuhe ruiniert hatte.

Er hatte nicht gewusst, was für einen Wagen sie fuhr, jetzt wusste er es. Einen weißen Rolls-Royce.

Während er sich so köstlich damit amüsiert hatte, die beiden Schwachköpfe zu beschatten, war diese Verrückte ihm gefolgt, in der Hoffnung, ihn bei einem heimlichen Treffen mit Keanu Reeves zu ertappen. Seine Kurzsichtigkeit war geradezu beschämend.

Alle diese erschreckenden Erkenntnisse schossen dem Arzt in einer Zeitspanne von nur zwei Sekunden durch den Kopf. In der dritten hob er die Pistole und feuerte eine der Kugeln, die er für den Hund aufgehoben hatte, auf die Frau ab.

Vielleicht lag es am Wind oder an der Entfernung, am Blickwinkel oder am Schock, den ihm ihr Anblick versetzt

hatte – was immer auch der Grund war, jedenfalls verfehlte er sie.

Sie rannte. Weg vom Rand der Düne. Aus seinen Augen.

Obwohl er es bedauerte, dass ihm nun nicht mehr die Zeit blieb, den Hund zu töten und Souvenirs von den beiden Männern mitzunehmen, jagte Ahriman hinter seiner keanuphobischen Patientin her. Er konnte es kaum erwarten, sie gründlich und endgültig von ihrem Leiden zu befreien.

Von *Jagen* konnte allerdings, wenn man seine Gangart beschreiben wollte, nicht mehr die Rede sein, als er die Böschung erreicht hatte. Im Sand des durch Erosion entstandenen Hangs wuchs kein Gras, das einem Fuß Halt geboten hätte. Es erwies sich als wesentlich schwieriger hinaufzuklettern, als herunterzugelangen. Der Boden rutschte ihm praktisch unter den Füßen weg. Er sank bis zu den Knöcheln im Sand ein und erreichte den oberen Rand der Böschung nur, indem er fast auf allen vieren kroch.

Sein Anzug war nun endgültig hinüber.

Leichtfüßig wie eine Gazelle lief die Keanuphobin weit vor ihm in Richtung Parkplatz, aber wenigstens war sie, bis auf einen hochhackigen Schuh in jeder Hand, unbewaffnet. Wenn er sie einholen konnte, hatte er eine gute Verwendung für die eine Kugel, die noch im Magazin seiner Millennium steckte, und wenn er sie aus irgendeinem Grund auch aus nächster Nähe verfehlen sollte, konnte er sich immer noch darauf verlassen, dass er sie aufgrund seiner überlegenen Größe und Kraft überwältigen würde. Und dann würde er ihr den Hals umdrehen.

Nur war es gar nicht so einfach, sie einzuholen. Als sie den Parkplatz erreichte und festen Boden unter den Füßen hatte, legte sie an Geschwindigkeit zu, während er immer noch schwerfällig durch den weichen Sand stapfte. Der Abstand zwischen ihnen wurde größer, und Ahriman bedauerte jetzt, dass er einen dritten und auch einen vierten Schokoriegel

gegessen hatte.

Zum Meer hin geparkt stand der weiße Rolls-Royce da, wo die Zufahrtsstraße ihren höchsten Punkt erreichte und in den Parkplatz mündete. Die Frau erreichte ihn in dem Moment, in dem Ahrimans Ledersohlen auf Asphalt klatschten.

Der Motor sprang mit sattem Röhren an.

Er war noch mindestens fünfzig Meter von ihr entfernt.

Plötzlich flammten die dunklen Scheinwerfer auf.

Vierzig Meter.

Sie legte den Rückwärtsgang ein und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Die Reifen fraßen sich kreischend in den Asphalt.

Der Arzt blieb stehen, hob die Millennium mit beiden Händen und nahm eine perfekt ausbalancierte Schießhaltung ein: Kopf und Oberkörper direkt zu seinem Ziel hin gewandt, das rechte Bein wegen des festeren Standes leicht nach hinten ausgestellt, das linke Knie ein wenig gebeugt, in der Hüfte keinen Millimeter abgeknickt …

Die Entfernung war zu groß. Der Rolls schoss rückwärts. Dann war er hinter dem Rand der Anhöhe in Richtung Pacific Coast Highway verschwunden. Sinnlos, jetzt noch zu schießen.

Die Zeit ist von entscheidender Bedeutung, sagt Anonymus, der wahrscheinlich meistzitierte Dichter der Literaturgeschichte, und für Ahriman lag in seinen Worten in diesem Moment mehr Wahrheit, als sie je enthalten hatten. *Kehr um, kehr um, o Zeit, in deinem Fluge,* schrieb Elizabeth Akers Allen, und Ahriman wünschte sich sehnlichst, eine magische Uhr zu besitzen, die dieses Kunststück zuwege brachte, denn nie hatte Delmore Schwartz etwas Wahreres geschrieben als: *Die Zeit ist das Feuer, in dem wir verbrennen*, und Ahriman fürchtete sich davor zu verbrennen, obwohl der elektrische Stuhl nicht das in Kalifornien verwendete Instrument zur Vollstreckung der Todesstrafe war. *Zeit, eine Wahnsinnige, die Staub verstreut,* schrieb Tennyson, und der Arzt hatte Angst, dass auch sein

Staub verstreut werden würde, wusste aber gleichzeitig, dass er besser daran tat, sich zu beruhigen und sich Edward Youngs Haltung zu Eigen zu machen, der geschrieben hatte: *Trotze dem Zahn der Zeit.* Sara Teasdale behauptet: *Die Zeit ist eine gütige Freundin,* aber sie hatte keine Ahnung, wovon sie sprach, und: *Die erhabenen Dichter, deren ferne Schritte in den Fluren der Zeit widerhallen,* schrieb Longfellow, was nicht den mindesten Bezug zur gegenwärtigen Situation hatte, aber der Arzt war ein Genie, verfügte über eine schon übertrieben exzellente Bildung und war verstört, was dazu führte, dass ihm alle diese Gedanken und noch zahllose andere wie Maschinengewehrfeuer durch den Kopf schossen, während er zu seinem El Camino rannte, den Motor anließ und vom Parkplatz auf die Zufahrtsstraße jagte.

Als Ahriman den Pacific Coast Highway erreichte, war der Rolls Royce nicht mehr zu sehen.

Die reiche Schnalle wohnte mit ihrem Langweiler von einem Gatten im benachbarten Newport Coast, aber möglicherweise fuhr sie nicht auf direktem Weg nach Hause. Sofern ihre Phobie weiter fortgeschritten war, als er gedacht hatte, und sie mittlerweile eine ausgewachsene Psychose entwickelt hatte, war es sogar möglich, dass sie Angst davor hatte, je wieder nach Hause zurückzukehren, weil sie befürchtete, dass Keanu oder einer seiner Helfershelfer – ihr schießwütiger Psychiater beispielsweise – dort auf sie lauern würde.

Aber selbst wenn er angenommen hätte, dass sie nach Hause fuhr, wäre Ahriman ihr nicht dorthin gefolgt. In ihrem Haus gab es mit Sicherheit nicht nur Alarmanlagen aller Art, sondern auch jede Menge Dienstboten und damit potenzielle Augenzeugen.

Also riss Ahriman sich die Sturmhaube vom Kopf und fuhr nach Hause, so schnell es die Vorsicht erlaubte.

71. Kapitel

Auf der Heimfahrt purzelten keine poetischen Schätze mehr aus Mark Ahrimans umgestürzter Truhe der Erinnerungen. Vielmehr sprudelte er während der ersten Hälfte des zehnminütigen Weges eine obszöne Verwünschung nach der anderen hervor – alle gegen die Keanuphobin gerichtet, als ob sie es hören könnte –, unterbrochen nur von glühenden Schwüren, sie auf jede erdenkliche Weise zu demütigen, zu misshandeln, zu verstümmeln und in Stücke zu reißen. Es war eine pubertäre Entgleisung und seiner nicht würdig, was ihm durchaus bewusst war, aber er brauchte ein Ventil für seine Wut.

Während der zweiten Hälfte der Fahrt überlegte er, wann und ob sie die Polizei über die zwei Morde informieren würde. So paranoid, wie sie war, glaubte sie vielleicht, dass ihr ruchloser Feind Keanu die gesamte Polizei des Landes, vom städtischen Revier bis zum FBI, in der Hand hatte, und in diesem Fall würde sie ihr Wissen für sich behalten oder zumindest lange hin und her überlegen, ob sie sich überhaupt an die Polizei wenden sollte.

Möglicherweise verreiste sie für eine Weile oder floh sogar ins Ausland und hielt sich versteckt, bis sie sich eine Strategie zurechtgelegt hatte. Mit einer halben Milliarde Dollar im Rücken kam man sehr weit und war schwer zu finden.

Der Gedanke, dass sie sich absetzen könnte, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Er konnte sich darauf verlassen, dass seine einflussreichen Freunde ohne weiteres bereit waren, seine Verbindung zu jedem beliebigen Verbrechen zu vertuschen, das andere unter seinem Einfluss und stellvertretend für ihn begingen; fraglicher war es jedoch, ob er von ihnen erwarten konnte, dass sie auch ihre schützende Hand über ihn hielten, um ihn vor den Folgen eines Mordes zu bewahren, den er eigenhändig begangen hatte, was ja einer der Gründe war,

warum er ein solches Risiko seit zwanzig Jahren nicht mehr auf sich genommen hatte. Jetzt bildeten sich auch in seinem Nakken Schweißperlen und liefen ihm am Rückgrat hinunter.

Ein Mensch von unerschütterlichem Selbstvertrauen, hatte er sich in seinem ganzen Leben noch nie auch nur annähernd so gefühlt wie jetzt. Ihm war klar, dass er seine Selbstbeherrschung möglichst schnell wiederfinden musste.

Er war der Herr der Erinnerungen, der Vater der Lügen, und er konnte jeder Gefahr die Stirn bieten. Na schön, in letzter Zeit waren ein paar Dinge schief gelaufen, aber ein kleines Hindernis hie und da verlieh dem Spiel eine angenehme Würze.

Als er in die weit verzweigte Tiefgarage unter seinem Haus einfuhr, hatte er seine Gefühle längst wieder vollständig unter Kontrolle.

Er stieg aus und warf einen angewiderten Blick auf die Massen von Sand, die den Bodenbelag und die Sitzpolster des El Camino verunreinigten.

Sand und Erde aller Art konnten als stichhaltige Beweismittel in einem Prozess herangezogen werden. Jede halbwegs kompetente Mordkommission konnte in den kriminaltechnischen Labors die Beschaffenheit, Korngröße und andere Merkmale dieses Sandes analysieren und mit einer Probe vom Schauplatz des Verbrechens vergleichen – und deren Übereinstimmung feststellen.

Ahriman ließ den Schlüssel stecken und nahm nur zwei Dinge aus dem El Camino mit: den verknoteten blauen Plastikbeutel mit Valets kostbarem Produkt und die noch halb volle Tüte mit Schokoriegeln aus der Grünen Oase. Beides legte er vorsichtig neben sich auf den Garagenboden aus geflammtem Granit.

Rasch zog der Arzt seine zerkratzten Schuhe aus, streifte Socken und Hosen ab, schlüpfte aus dem Jackett und legte alles auf einen Haufen auf den Fußboden. Seine Brieftasche, die 9-

mm-Pistole und das Schulterholster schob er beiseite zu den beiden Tüten. Als nächstes entledigte er sich der Krawatte und des Hemdes, die beide völlig versandet waren und ebenfalls auf dem Kleiderberg landeten, allerdings erst, nachdem er die 24-karätige Krawattennadel an sich genommen hatte.

Erstaunlicherweise hatte sich sogar in der Unterwäsche Sand gesammelt. Folglich zog er sich ganz nackt aus und warf auch noch T-Shirt und Unterhose zu den übrigen Kleidungsstücken.

Mit seinem Gürtel schnürte er die Kleider zu einem ordentlichen Bündel, das er dann auf dem Wagensitz deponierte.

Er hatte das Gefühl, dass überall an seinem Körper Sand klebte, keine großen Mengen, aber doch eindeutig unangenehm. Er bürstete sich, so gut es ging, mit den Händen ab.

Nackt bis auf die Armbanduhr, die wenigen Dinge, die er aussortiert hatte, in den Händen, betrat er die unterste Etage seines Hauses und fuhr mit dem Aufzug zu seiner Schlafsuite im ersten Stock.

Mit Hilfe des Crestron-Sensorbildschirms öffnete er den Geheimsafe in der Kaminverkleidung. In dem kleinen stoffverkleideten Safefach, das den Behälter mit den Augen seines Vaters enthielt, verstaute er die Taurus PT-111 Millennium und, nach kurzer Überlegung, auch den blauen Plastikbeutel.

Es war nur ein provisorischer Aufbewahrungsort für die belastende Pistole, nur für ein paar Tage, bis er entschieden hatte, wo er sich ihrer am besten endgültig entledigen konnte. Für die Tüte mit den Exkrementen würde er möglicherweise schon am nächsten Morgen eine sinnvolle Verwendung haben.

Nachdem er einen limonengrünen seidenen Morgenmantel mit schwarzem Seidenkragen und schwarzem Gürtel angezogen hatte, rief er im Erdgeschoss an und bat Cedric Hawthorne zu sich in den Salon der Suite.

Als Cedric gleich darauf erschien, versetzte Ahriman ihn mit dem Namen eines mordverdächtigen Butlers aus einem Krimi von Dorothy Sayers in Trance und aktivierte ihn mit dessen

persönlichem Haiku.

Eigentlich war es gegen die Prinzipien des Arztes, seine Angestellten zu programmieren, aber in diesem Fall war er der Meinung, dass es um der Wahrung seiner Privatsphäre willen unumgänglich war, über die beiden wichtigsten Vertreter seines Hauspersonals absolute Kontrolle ausüben zu können. Natürlich missbrauchte er diese Macht nicht, um sie zu übervorteilen. Sie wurden großzügig bezahlt und hatten eine ausgezeichnete Kranken- und Rentenversicherung und einen angemessenen Urlaubsanspruch – allerdings schloss ihre Programmierung das strikte Verbot ein, ihre freie Verfügung über die Küche zu nutzen, um sich an seinen Lieblingssüßigkeiten zu vergreifen.

Anschließend instruierte er Cedric, mit dem El Camino zum nächsten Altkleidercontainer zu fahren und das Bündel sandverschmutzter Kleidungsstücke dort zu deponieren. Danach sollte er den Wagen voll tanken und unverzüglich nach Tijuana fahren, der Nachbarstadt von San Diego direkt hinter der mexikanischen Grenze. Sofern man ihm die edle Karosse bis dahin noch nicht unter dem Hintern weg gestohlen hatte, sollte er sie mit unverschlossenen Türen und steckendem Zündschlüssel in einem der finsteren Viertel Tijuanas abstellen, wo sie garantiert innerhalb kürzester Zeit auf Nimmerwiedersehen verschwinden würde. Dann sollte er ins nächste größere Hotel gehen, dort einen Mietwagen bestellen und noch vor dem Morgen nach Newport Beach zurückkehren. (Da es jetzt noch nicht einmal acht Uhr abends war, rechnete Ahriman damit, dass Cedric es schaffen würde, bis drei Uhr morgens zurück zu sein.) Nach seiner Rückkehr in Orange County sollte er zum Flughafen fahren, den Mietwagen dort abgeben und ein Taxi nach Hause nehmen. Anschließend sollte er zu Bett gehen, zwei Stunden schlafen und dann völlig ausgeruht und ohne jede Erinnerung an seinen nächtlichen Ausflug aufwachen.

Angesichts der späten Stunde, zu der er in Mexiko ankom-

men würde, waren einige der zu erledigenden Punkte heikel, aber mit fünftausend Dollar in einer Gürteltasche – die er von Ahriman bekam – sollte das alles eigentlich kein Problem sein. Bargeld hinterließ kaum Spuren.

»Ich verstehe«, sagte Cedric, nachdem Ahriman alles erklärt hatte.

»Ich hoffe, dich gesund wiederzusehen, Cedric.«

»Vielen Dank, Sir.«

Nachdem er Cedric entlassen hatte, rief der Arzt ein weiteres Mal im Erdgeschoss an und bat diesmal Nella Hawthorne zu sich in den Raum, von dem aus ihr Mann gerade auf eine Abenteuerreise nach Mexiko geschickt worden war.

Sobald sie eingetreten war, aktivierte Ahriman sie mit dem Namen der intriganten Haushälterin von Manderley, dem Herrenhaus aus dem Roman *Rebecca* von Daphne du Maurier. Er wies sie an, den Sand in der Garage bis auf das letzte Körnchen wegzusaugen und den Staubsaugerbeutel tief in einem der Pflanzbeete im Garten zu vergraben. Wenn diese Aufgaben erledigt seien, solle sie vergessen, was sie getan habe.

»Dann gehst du in deine Wohnung und wartest dort auf weitere Anweisungen.«

»Ich verstehe.«

Nun, da er Cedric auf dem Weg nach Mexiko und Nella fleißig beschäftigt wusste, begab sich Ahriman in sein geschmackvoll eingerichtetes Arbeitszimmer im Erdgeschoss. Es dauerte zwar nur sieben Sekunden, bis der Computer per Knopfdruck aus seiner Versenkung in der Schreibtischplatte auftauchte, aber während Ahriman darauf wartete, dass er in der Halterung einrastete und sich einschaltete, trommelte er dennoch ungeduldig mit den Fingern auf die Tischplatte.

Der Rechner war mit seinem Praxiscomputer vernetzt, damit er auch von zu Hause aus Zugriff auf seine Patientendatei hatte. So konnte er sich jetzt die Telefonnummer der Keanuphobin anzeigen lassen. Sie hatte ihm zwei Nummern

gegeben: die ihres Anschlusses zu Hause und ihre Mobilfunknummer.

Seit ihrem fluchtartigen Verschwinden vom Parkplatz am Strand waren noch keine vierzig Minuten vergangen.

Es war ihm zwar nicht angenehm, dass er sie von seinem Privatanschluss aus anrufen musste, aber die Zeit war von entscheidender Bedeutung – wie sie auch das Feuer war, in dem wir verbrennen –, und er konnte sich unter den gegebenen Umständen keine Gedanken darum machen, ob er eine verfolgbare Spur hinterließ oder nicht. Er versuchte es mit der Mobiltelefonnummer.

Sie antwortete beim vierten Klingelton. Er erkannte ihre Stimme sofort. »Hallo?«

Offensichtlich fuhr sie, wie er vermutet hatte, in einem Zustand paranoider Verwirrung ziellos in der Gegend herum, während sie versuchte, sich Klarheit darüber zu verschaffen, wie sie auf das Geschehene reagieren sollte.

Wie sehr er sich in diesem Augenblick doch wünschte, er hätte sie programmiert.

Es würde ein heikles Gespräch werden. Während er den Hawthornes ihre Anweisungen gegeben hatte und mit verschiedenen anderen Dingen beschäftigt gewesen war, hatte er angestrengt darüber nachgedacht, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte. Ihm war nur eine einzige Strategie eingefallen, von der er sich vorstellen konnte, dass sie Aussicht auf Erfolg hatte.

»Hallo?«, sagte sie noch einmal.

»Sie wissen, wer am Apparat ist«, sagte er.

Sie schwieg. Bestimmt hatte sie seine Stimme erkannt.

»Haben Sie mit irgendjemandem über … den Zwischenfall gesprochen?«

»Noch nicht.«

»Sehr gut.«

»Aber glauben Sie bloß nicht, dass ich es nicht tun werde.«

Ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, sagte der Arzt: »Haben Sie den Film *Matrix* gesehen?«

Die Frage war überflüssig, denn er wusste auch so, dass sie in ihrem Vierzig-Sitze-Heimkino jeden einzelnen Film mit Keanu Reeves mindestens zwanzigmal gesehen hatte.

»Natürlich habe ich ihn gesehen«, antwortete sie. »Wie können Sie mir überhaupt eine solche Frage stellen, wenn Sie mir in den Therapiestunden zugehört haben? Aber Sie sind ja nie mit den Gedanken bei der Sache.«

»Es ist nicht nur ein Film.«

»Was denn sonst?«

»Realität.« Der Arzt bot sein ganzes bemerkenswertes schauspielerisches Talent auf, um dieses eine Wort so geheimnisvoll wie möglich klingen zu lassen.

Sie schwieg.

»Genau wie in dem Film stehen wir nicht am Beginn eines neuen Jahrtausends, wie Sie vielleicht glauben. In Wirklichkeit leben wir im Jahr 2300 … und die Menschheit ist schon seit Jahrhunderten versklavt.«

Sie sagte zwar nichts, aber ihr Atem wurde flacher und beschleunigte sich, für den Psychologen ein sicheres Zeichen, dass in ihrem Kopf jetzt paranoide Wahnvorstellungen abliefen.

»Und«, fuhr er fort, »genau wie in dem Film ist die Welt, die Sie für real halten, *mitnichten* die Realität. Sie ist eine pure Illusion, eine Täuschung, eine virtuelle Welt, eine perfekt ausgearbeitete Matrix, von einer teuflischen künstlichen Intelligenz geschaffen, um Sie zu versklaven.«

Ihr Schweigen erschien ihm nun eher nachdenklich als feindselig, und der Arzt fühlte sich durch ihre leisen, schnellen Atemzüge ermutigt, seine Geschichte weiterzuspinnen.

»In Wirklichkeit werden Sie und mit Ihnen Milliarden anderer Menschen, alle außer einer Handvoll Rebellen, in Kapseln gehalten, wo Sie intravenös ernährt werden und an den Compu-

ter angeschlossen sind, dem Sie bioelektrische Energie liefern, während Sie mit den Träumen dieser Matrix gefüttert werden.«

Sie sagte immer noch nichts.

Er wartete.

Sie hatte den längeren Atem.

Schließlich sagte er: »Die beiden Männer, die Sie … heute Abend am Strand gesehen haben. Das waren keine Menschen. Es waren Maschinen, die die Matrix schützen, genau wie im Film.«

»Sie müssen mich für verrückt halten«, sagte sie.

»Ganz im Gegenteil. Wir haben in Ihnen eine der Personen in den Kapseln erkannt, die begonnen haben, diese virtuelle Welt in Frage zu stellen. Eine potenzielle Kämpferin auf der Seite der Rebellen. Und wir wollen versuchen, Sie zu befreien.«

Sie sagte nichts, atmete aber jetzt so schnell, dass es wie das Hecheln eines Zwergpudels oder eines anderen Wischmops von einem Schoßhündchen beim Gedanken an einen leckeren Hundekuchen klang.

Wenn sich, wie er vermutete, ihre Paranoia bereits voll entwickelt hatte, würde das Szenario, das er ihr ausmalte, einen enormen Reiz auf sie ausüben. Die Welt musste ihr plötzlich viel klarer und überschaubarer erscheinen. Bis jetzt hatte sie sich von Feinden umzingelt gefühlt, deren oft widersprüchliche Motive sie nicht verstand, nun aber gab es einen Feind, auf den sie sich konzentrieren konnte: den monströsen, teuflischen, weltbeherrschenden Computer und seine seelenlosen Roboter. Ihre zwanghafte Beschäftigung mit Keanu Reeves – anfangs in Form einer neurotischen Liebe, dann in der eines zunehmenden Verfolgungswahns – hatte sie oft als unbegreiflich und beängstigend empfunden, weil es ihr grotesk vorkam, einem Menschen, den sie nur als Filmstar aus dem Kino kannte, so große Bedeutung zuzumessen; aber jetzt begriff sie vielleicht, dass er eben nicht nur ein Filmstar war, sondern der Eine, der Auserwählte, der die Menschen von den Robotern befreien würde,

der Held aller Helden, der aus eben diesem Grund verdiente, dass sie sich intensiv mit ihm beschäftigte. Als Paranoikerin war sie davon überzeugt, dass die Welt, wie sie von der Mehrzahl der Menschen wahrgenommen wurde, ein Schwindel war, dass die Wahrheit merkwürdiger und beängstigender war als die trügerische Realität, die von den meisten als Wirklichkeit hingenommen wurde, und nun wurde sie von Ahriman in dieser Überzeugung bestätigt. Er bot ihr Paranoia im Gewand der Logik, Wahn im beruhigenden Rahmen einer festen Ordnung, und dieses Angebot musste eigentlich unwiderstehlich für sie sein.

Endlich brach sie ihr Schweigen. »Sie scheinen damit andeuten zu wollen, dass K-K-Keanu mein Freund ist, mein Verbündeter. Aber ich weiß, dass er … gefährlich ist.«

»Sie haben ihn einmal geliebt.«

»Ja, bis ich die Wahrheit erkannt habe.«

»Nein«, redete Ahriman auf sie ein, »Ihre anfänglichen Gefühle für den Einen waren gerechtfertigt. Ihre Ahnung, die Ihnen sagte, dass er etwas Besonderes ist und deshalb Ihre Bewunderung verdient, war richtig und wahr. Die jetzige Angst vor ihm wurde Ihnen von dem teuflischen Computer eingeimpft, der daran interessiert ist, dass Sie ihm in ihrer Kapsel weiterhin Energie liefern.«

Als er sich das alles in diesem mitfühlenden und ernsthaften Ton sagen hörte, kam sich der Arzt allmählich selbst wie ein Geistesgestörter vor.

Sie verlegte sich wieder auf beharrliches Schweigen. Aber sie beendete nicht die Verbindung.

Ahriman ließ ihr so viel Zeit zum Überlegen, wie sie wollte. Es durfte nicht so aussehen, als wollte er ihr seine Version der Geschichte um jeden Preis andrehen.

Während er auf eine Reaktion wartete, überlegte er, was er gern zum Abendessen haben würde. Ob er sich einen neuen Ermenegildo-Zegna-Anzug kaufen sollte. Was für eine geist-

reiche Verwendung es für die Tüte mit dem Hundehaufen geben könnte. Wie aufregend es war, auf den Abzug zu drükken. Welche Überraschung Capones Sieg im Kampf um El Alamo war.

»Ich brauche Zeit, um darüber nachzudenken«, sagte sie schließlich.

»Natürlich.«

»Versuchen Sie nicht, mich zu finden.«

»Sie können in der virtuellen Realität der Matrix gehen, wohin Sie wollen«, sagte Ahriman. »In der Wirklichkeit bleiben Sie doch immer in Ihrer Batteriekapsel.«

Sie dachte einen Moment über seine Worte nach, dann sagte sie: »Wahrscheinlich haben Sie Recht.«

Weil er spürte, dass sie anfing, sich mit dem Szenario anzufreunden, das er entworfen hatte, wagte er es, noch einen Schritt weiterzugehen. »Ich bin befugt, Ihnen zu sagen, dass der Eine in Ihnen nicht irgendeine beliebige neue Verbündete im Kampf der Rebellen sieht.«

Auf atemlose Stille folgte wieder das leise, flache Wischmop-Schoßhund-Hecheln, nur hatte es jetzt einen anderen, leicht erotischen Unterton.

»Keanu hat ein persönliches Interesse an mir?«, fragte sie.

Diesmal hatte sie beim Namen des Schauspielers nicht gestottert.

Ahriman, der ihre Frage als Fortschritt deutete, wog seine nächsten Worte sorgfältig ab. »Ich habe zu diesem Thema alles gesagt, wozu ich befugt bin. Lassen Sie sich ruhig eine Nacht Zeit, um über alles nachzudenken, was wir besprochen haben. Wann immer Sie bereit sind, mich anzurufen, ich bin morgen den ganzen Tag in der Praxis für Sie zu sprechen.«

»*Falls* ich Sie anrufe«, sagte sie.

»Falls«, sagte er verbindlich.

Sie beendete das Gespräch.

»Blöde bescheuerte reiche Zicke«, sagte Ahriman, während

er den Hörer auflegte. »Und das ist meine *ärztliche* Diagnose.«

Er war zuversichtlich, dass sie ihn anrufen würde und er sie dann zu einem persönlichen Treffen bewegen konnte. Und dann würde er sie programmieren.

Nach ein paar Momenten der Erschütterung saß der Herr der Erinnerungen wieder fest auf seinem Thron.

Bevor er Nella Hawthorne anrief und sie bat, ihm das Abendessen zu bringen, sah Ahriman nach, ob neue E-Mail eingegangen war, und stellte fest, dass er zwei verschlüsselte Nachrichten vom Institut in New Mexico bekommen hatte. Er ließ sie durch das Dekodierungsprogramm laufen und las sie, dann löschte er sie von der Festplatte seines Computers.

Die erste war bereits am Vormittag eingetroffen und bestätigte den Eingang seiner E-Mail vom Vorabend. Man werde Mr. und Mrs. Rhodes von dem Moment an im Auge behalten, in dem sie am Municipal Airport von Santa Fe aus dem Flugzeug stiegen. Ihr Mietwagen sei bereits mit einem Sender ausgestattet worden, sodass man über Funksignale immer über ihren Standort informiert sei. Curly aus der technischen Abteilung lasse Ahriman ausrichten, dass er und seine Verlobte sich näher gekommen seien, nachdem sie ihre gemeinsame Begeisterung für *Lerne dich selbst lieben* entdeckt hatten.

Die zweite Nachricht war erst vor wenigen Stunden eingetroffen und kurz und bündig. Den ganzen Tag über hätten Mr. und Mrs. Rhodes Leuten, die etwas mit den Glyson- und Pastore-Fällen zu tun hatten, bohrende Fragen gestellt und von diesen auch Unterstützung erhalten. Sie würden daher bis in alle Ewigkeit in Santa Fe bleiben oder bis das Universum zu einem Klümpchen Materie von der Größe einer Erbse implodiere, je nachdem, was zuerst komme.

Ahriman war erleichtert festzustellen, dass er sich immer noch auf seine Kollegen verlassen konnte, aber auch ein wenig frustriert, weil er nun sein gegenwärtiges Spiel – eines der wichtigsten seines Lebens – abbrechen und neu entwerfen

musste. Um seine komplexe Strategie zum Erfolg führen zu können, hätte er entweder Skeet oder Dusty oder Martie – am besten jedoch zwei von ihnen – gebraucht, und nun waren sie alle tot oder doch so gut wie tot.

Es war noch keine Bestätigung aus Santa Fe gekommen, dass die beiden eliminiert worden waren, aber sie würde sicher nicht mehr lange auf sich warten lassen. Wahrscheinlich würde sie noch eintreffen, bevor er zu Bett ging.

Nun ja, er war immer noch ein Spieler. Solange er ein Spieler blieb, war es keine Katastrophe, wenn ein einzelnes Spiel einmal anders endete als geplant. Es gab immer ein nächstes Mal, und schon morgen würde er sich ein neues Spiel ausdenken.

Beruhigt bat er Nella Hawthorne, ihm das Abendessen zu bringen: zwei Hotdogs mit Chiliketchup, gehackten Zwiebeln und Cheddar, eine Tüte Kartoffelchips, zwei Flaschen Nährbier und ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte.

Als er in seine Suite im ersten Stock zurückkehrte, stellte er fest, dass der verlässliche Cedric in die Mercedeswerkstatt gefahren war und seine Einkäufe vom Mittag aus dem Wagen geholt hatte; er hatte sie auf den Schreibtisch im Schlafzimmer gestellt. Das Spritzgussmodell eines Ferrari aus der Johnny-Lightning-Kollektion. Das vorzüglich erhaltene Dodge-City-Figurenset der Firma Marx.

Er setzte sich an den Schreibtisch, machte die Schachtel mit dem Figurenset auf und betrachtete prüfend einige der kleinen Plastikfiguren. Sheriffs und Revolverhelden. Eine Saloontänzerin. Wie bei fast allen Erzeugnissen des verstorbenen Spielzeugherstellers Louis Marx war die Detailgestaltung liebevoll und regte zu fantasievollen Spielszenen an.

Der Arzt bewunderte Menschen, die ihre Arbeit, gleich welcher Art, mit Liebe zum Detail erledigten, wie er selbst es stets zu tun pflegte. Eine alte Redewendung kam ihm in den immer beschäftigten, immer produktiven Sinn: *Der Teufel steckt im*

Detail. Der Gedanke reizte ihn zum Lachen, so sehr, dass er gar nicht mehr aufhören konnte. Er lachte und lachte.

Dann fiel ihm eine Abwandlung des Aphorismus ein: *Gott steckt im Detail.* Obwohl Ahriman kein Gläubiger war, sondern ein Spieler, blieb ihm bei diesem Gedanken das Lachen im Hals stecken. Zum zweiten Mal an diesem Abend und gleichzeitig zum zweiten Mal in seinem Leben trat ihm kalter Schweiß auf die Stirn.

Missmutig ließ er den langen, an Überraschungen reichen Tag vor seinem inneren Auge passieren, suchte in seiner Erinnerung nach einem entscheidenden Detail, das er bis dato möglicherweise falsch interpretiert oder übersehen hatte. Wie den weißen Rolls-Royce auf dem Parkplatz der Grünen Oase, der völlig falsche Assoziationen in ihm geweckt hatte.

Ahriman ging ins Bad und wusch sich mit Flüssigseife gründlich die Hände, schrubbte sie mit einer weichen Bürste, die eigentlich zum Reinigen der Fingernägel gedacht war. Er bürstete kräftig von den Fingerspitzen bis zu den Handgelenken und bearbeitete dabei besonders sorgfältig die Hautfalten zwischen den Fingerwurzeln.

Es war unwahrscheinlich, dass die Keanuphobin ihn wegen der beiden Toten am Strand bei der Polizei anzeigen würde, und ebenso unwahrscheinlich war es, dass ihn ein anderer Augenzeuge in der Nähe des Tatorts gesehen hatte. Für den Fall aber, dass dennoch überraschend die Polizei bei ihm auftauchte, durften an seinen Händen keine Schmauchspuren zu finden sein, die im Labor nachweisbar waren und beweisen würden, dass er an diesem Abend eine Waffe abgefeuert hatte.

Ihm fiel kein weiteres Detail ein, dem er Beachtung hätte schenken müssen.

Nachdem er sich die Hände abgetrocknet hatte, kehrte er an den Schreibtisch im Schlafzimmer zurück, wo er Marshal Dillon und einen schurkischen Revolverschützen zum entscheidenden Duell aufstellte.

»Peng, peng, peng«, sagte er und schnippte den toten Marshal in so hohem Bogen vom Tisch, dass er sechs Meter weiter von der Wand abprallte.

Marshal und Bandit. Schüsse im Wilden Westen. Fraß für die Geier.

Jetzt fühlte er sich besser.

Das Abendessen wurde gebracht.

Das Leben war schön.

Genau wie der Tod, wenn man ihn austeilte.

*

Aus höheren Wüstenregionen zum hoch gelegenen Wüstenplateau, von Santa Fe bis zum mehr als siebenhundert Meter tiefer gelegenen Albuquerque, brauchte Dusty für die etwa hundert Kilometer eineinhalb Stunden. Mit abnehmender Höhe ließ das Schneetreiben merklich nach, aber es schneite auch noch in der tiefer gelegenen Stadt unablässig.

Sie fanden ein annehmbares Motel und bezahlten bar, für den Fall, dass man versuchen würde, ihnen über ihre Kreditkarten auf die Spur zu kommen.

Nachdem sie ihr Gepäck im Zimmer abgestellt hatten, fuhren sie etwa zwei Kilometer weit vom Motel weg und ließen den BMW in einer ruhigen Seitenstraße stehen, wo er nicht besonders auffallen und höchstwahrscheinlich tagelang keine besondere Beachtung finden würde. Dusty hatte Martie angeboten, allein zu fahren, während sie im warmen Motelzimmer blieb, aber sie wollte unter keinen Umständen ohne ihn sein.

Mit dem Putzlappen, den sie aufbewahrt hatte, wischte Martie Lenkrad, Armaturenbrett, Türgriffe und sämtliche Flächen ab, die sie möglicherweise angefasst hatten.

Dusty ließ die Schlüssel nicht im Wagen zurück. Wenn der BMW von Jugendlichen für eine Spritzfahrt gestohlen und zu Schrott gefahren wurde, würde die Polizei den Besitzer infor-

mieren, und die Leute vom Institut würden ihre Suche umgehend nach Albuquerque verlagern. Er schloss den Wagen ab und ließ die Schlüssel in den nächsten Gully fallen.

Hand in Hand liefen sie durch den Schnee zum Motel zurück. Die Nacht war kalt, aber nicht eisig, und der Wind, der in den höheren Regionen aufgekommen war, hatte Albuquerque bislang nicht erreicht.

Bis zu diesem Tag hätte Dusty einen solchen nächtlichen Spaziergang vielleicht genossen, ihn sogar romantisch gefunden. Jetzt war Schnee für ihn gleichbedeutend mit Tod, und er vermutete, dass diese beiden Dinge bis ans Ende seines Lebens in seinem Kopf miteinander verbunden sein würden, dass er es von nun an vorziehen würde, die sonnige kalifornische Küste in den Wintermonaten nicht zu verlassen.

In einem Supermarkt, der die ganze Nacht geöffnet hatte, kauften sie ein Weißbrot, eine Packung Käse, ein Glas Senf, Nachos und Bier.

Während sie auf der Suche nach den gewünschten Artikeln an den Warenregalen entlangliefen, eine Beschäftigung, die Dusty normalerweise ungern und eher ungeduldig erledigte, wurde er plötzlich von seinen Gefühlen übermannt, und er war so dankbar, am Leben zu sein, so froh, dass Martie bei ihm war, dass ihm die Knie weich wurden. Er musste sich an ein Regal lehnen und tat dabei so, als würde er den Aufdruck auf einer Dose Eintopf studieren.

Wenn andere Kunden ihn in diesem Moment sahen, ließen sie sich vermutlich täuschen. Martie konnte er nichts vormachen. Sie trat dicht neben ihn, legte ihm eine Hand auf den Nacken, beugte sich mit ihm über die Dose und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich liebe dich so sehr, mein Engel.«

Zurück im Hotelzimmer, wählte er die kostenlose Nummer einer Fluggesellschaft und erkundigte sich nach dem frühestmöglichen Flug. Es waren noch Plätze frei, und er reservierte sie über eine Kreditkartennummer, bat die Firmenangestellte

aber, die Tickets nicht über die Kreditkarte abzubuchen. »Ich möchte lieber bar bezahlen, wenn ich sie morgen früh abhole.«

Danach nahmen sie eine ausgiebige heiße Dusche, so ausgiebig, dass sich die kleinen Hotelseifenstücke in Nichts aufgelöst hatten, bis sie fertig geduscht waren.

Dusty entdeckte eine Abschürfung hinter seinem rechten Ohr. Sie war blutverkrustet. Vielleicht war er mit dem Kopf irgendwo aufgeprallt, als sich der Wagen überschlagen hatte. Er hatte es bis zu diesem Augenblick nicht einmal gemerkt.

Im Bett sitzend, ein Badetuch als Tischdecke vor sich ausgebreitet, belegten sie Weißbrotscheiben mit Käse. Die Bierdosen hatten sie in einem schneegefüllten Papierkorb aus Plastik kalt gestellt.

Die Sandwiches und Nachos schmeckten weder gut noch schlecht. Es war etwas Essbares. Treibstoff, der ihren Motor in Gang hielt. Das Bier war dazu da, sie schläfrig zu machen, sofern überhaupt an Schlaf zu denken war.

Während der Fahrt von Santa Fe nach Albuquerque hatte keiner von beiden viel gesagt, und auch jetzt redeten sie nicht viel. In den Jahren, die vor ihnen lagen, sofern es Jahre waren und nicht nur Stunden oder Tage, würden sie vermutlich nicht oft und nicht allzu viel über das reden, was sich in den indianischen Ruinen abgespielt hatte. Das Leben war so kurz, dass man sich lieber mit seinen Träumen als mit Albträumen beschäftigte.

Zu erschöpft, um zu reden, sahen sie fern, während sie aßen.

In den Nachrichten wurden Aufnahmen von Kampfflugzeugen gezeigt. Nächtliche Detonationen irgendwo in einem anderen Teil der Welt.

Auf Anraten der Experten für internationale Beziehungen versuchte das mächtigste Staatenbündnis der Welt wieder einmal, zwei verfeindete militärische Parteien an den Verhandlungstisch zu zwingen, indem es mit seinen Bomben die zivile Infrastruktur in Schutt und Asche legte. Brücken, Krankenhäu-

ser, Kraftwerke, Videoverleihe, Wasserwerke, Kirchen, Imbisslokale. Den Nachrichten nach zu urteilen, gab es im gesamten Spektrum der Politik und der Medien, in den oberen Regionen der Gesellschaft überhaupt, keine einzige Stimme, die moralische Bedenken gegen den Einsatz erhoben hätte. Die Debatten der Experten kreisten vielmehr um die Frage, wie viele Tonnen Sprengstoff in welchen Hightech-Raketen abgeschossen werden mussten, damit sich die zivile Bevölkerung gegen die angegriffene Regierung erhob und der Ausbruch eines regelrechten Kriegs verhindert werden konnte.

»Für die Menschen, die in dem Imbisslokal waren«, sagte Martie, »ist es schon ein Krieg.«

Dusty schaltete den Fernseher aus.

Nachdem sie gegessen hatten und jeder zwei Bier getrunken hatte, schlüpften sie unter die Decke und lagen dann Hand in Hand in der Dunkelheit.

In der Nacht zuvor war Sex eine Bejahung, ein Ja zum Leben gewesen. Jetzt hätten sie es als Blasphemie empfunden. Was sie in diesem Augenblick brauchten, war nichts als das Gefühl der Nähe.

»Ob es wohl einen Ausweg für uns gibt?«, sagte Martie nach einer Weile.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Dusty aufrichtig.

»Diese Leute im Institut … was immer sie da tun mögen, sie hatten nicht das Geringste mit uns am Hut, bevor wir hierher gekommen sind. Sie waren nur hinter uns her, um Ahriman zu schützen.«

»Aber jetzt gibt es die Sache mit Zachary und Kevin.«

»Sie sehen das vermutlich ganz pragmatisch. Das heißt, sie werden es als normalen Geschäftsverlust abhaken. Wir haben nichts gegen sie in der Hand. Wir sind keine wirkliche Gefahr für sie.«

»Das heißt?«

»Das heißt, wenn Ahriman tot wäre … würden sie uns dann

nicht in Ruhe lassen?«

»Vielleicht.«

Eine Weile lang schwiegen beide wieder.

Es war so still, dass Dusty fast zu hören glaubte, wie draußen der Schnee auf die Erde fiel.

»Könntest du ihn töten?«, fragte er schließlich.

Sie zögerte lange, bevor sie antwortete. »Ich weiß es nicht. Könntest du es? So ganz … kaltblütig? Zu ihm hingehen und abdrücken?«

»Vielleicht.«

Minutenlang sagte sie wieder kein Wort, aber Dusty wusste, dass sie nicht am Wegdösen war.

»Nein«, sagte sie dann. »Ich glaube nicht, dass ich es könnte. Ihn töten, meine ich. Ihn oder irgendjemanden sonst. Nie wieder.«

»Ich weiß, dass du es nicht gern tun würdest. Aber ich glaube, dass du es könntest. Und ich könnte es auch.«

Zu seiner eigenen Verblüffung fing er an, ihr von der optischen Täuschung zu erzählen, die ihn als Kind immer so fasziniert hatte: dem Bild von einem Wald, aus dem durch eine einfache Verschiebung der Perspektive eine pulsierende Stadt wurde.

»Und da gibt es einen Bezug?«, fragte sie.

»Ja. Weil ich selbst heute Abend dieses Bild war. Ich dachte immer, ich wüsste genau, wer ich bin. Dann verschiebt sich die Perspektive und ich sehe plötzlich ein anderes Ich. Welches Bild ist wirklich und welches ist Fantasie?«

»Beide sind wirklich«, sagte sie. »Und das ist in Ordnung so.«

Dadurch, dass sie es sagte, war es für ihn in Ordnung. Auch wenn sie es nicht wusste, und auch wenn er seine Gefühle nie würde in Worte fassen können, die sie verstand, war Martie der Prüfstein, an dem Dusty seinen Wert als Mensch maß.

Später, als er schon fast am Wegdämmern war, sagte sie: »Es

muss einen Ausweg geben. Wir müssen nur … die Perspektive verschieben.«

Vielleicht hatte sie Recht. Ein Ausweg. Aber er konnte ihn weder in der realen Welt noch in seinen Traumen entdecken.

72. Kapitel

Als sie von Albuquerque in den blauen Morgenhimmel aufstiegen, ohne Feuerwehrauto und Pistole im Handgepäck, dafür mit steifen, geschundenen Gliedern von den Strapazen des vergangenen Tages, fühlte sich Martie müde und alt. Während Dusty in *Lerne dich selbst lieben* las, um sich ein besseres Bild von ihrem Feind zu machen, drückte sie die Stirn ans Fenster und blickte auf die schneebestäubte Stadt, die unter ihnen rasch kleiner wurde. Die ganze Welt war so fremd geworden, dass es ebenso gut Istanbul oder eine andere ferne Metropole hätte sein können, die sie jetzt hinter sich ließen.

Vor etwas weniger als zweiundsiebzig Stunden war sie mit Valet zu ihrem üblichen Morgenspaziergang aufgebrochen, und ihr Schatten hatte sie einen Moment lang erschreckt. Nachdem dieser merkwürdige Moment vorübergegangen war, hatte sie über sich selbst gelacht. Ihre beste Freundin hatte noch gelebt. Sie war noch nicht in Santa Fe gewesen. An jenem Morgen hatte sie noch geglaubt, dass das Leben nach einem geheimnisvollen Plan verlief, und sie hatte in den Abläufen ihres Alltags ein beruhigendes Muster erkannt. Sie glaubte immer noch an die Existenz eines übergeordneten Plans, aber die Muster, die sie jetzt sah, hatten sich verändert, sie waren anders und auf beängstigende Weise komplizierter geworden.

Sie hatte in der Nacht mit Albträumen gerechnet – und beileibe nicht von den zwei Dosen Bier und den faden Käsesandwiches. Sie hatte jedoch ruhig und ungestört geschlafen.

Strahlebob war ihr weder im Traum noch in den wachen Momenten erschienen, in denen sie die vertraute Form seines Feuerwehrhelms und die phosphoreszierenden Streifen seiner Schutzjacke in den Schatten des Motelzimmers gesucht hatte.

Martie hatte sich glühend danach gesehnt, ihn zu sehen, sei es im Traum oder im Wachzustand, und sie hatte sich so allein

gelassen gefühlt, als würde sie nicht länger die Gunst genießen, dass er sie beschützte.

Um angesichts dessen, was sie in Kalifornien erwartete, nicht die Hoffnung zu verlieren, brauchte sie die beiden Männer, die ihr im Leben das Liebste waren, Dusty und Strahlebob.

*

Normalerweise hatte Dr. Ahriman nur an den ersten vier Tagen der Woche Sprechstunde. Für diesen Freitag hatte er zwar eine Ausnahme gemacht und mit Martie und Dusty Rhodes einen Termin vereinbart, aber sie würden diesen wohl kaum einhalten.

»Pass bloß auf«, sagte er im Badezimmer zu seinem Spiegelbild. »Du wirst deine Praxis bald zumachen können, wenn du nicht endlich aufhörst, deine Patienten reihenweise um die Ecke zu bringen.«

Nachdem er die Krise der vergangenen zwei Tage überstanden hatte, ohne den Teufelsschwanz kupiert zu bekommen oder ohne sich die Hörner anzustoßen – ein kleiner bildhafter Scherz am Rande –, war er in glänzender Laune, zumal ihm auch noch eingefallen war, wie er das Spiel neu beleben konnte, das am Vorabend noch so festgefahren zu sein schien. Und er hatte sich eine großartige Verwendung für den lieblich duftenden Inhalt des blauen Beutels ausgedacht.

Er wählte heute einen teuren Zegna-Anzug: ein schwarzes, elegant geschnittenes Stück mit hochmodischem Revers und einem einreihigen Jackett. Im dreiteiligen Spiegel seines begehbaren Kleiderschranks gab er damit eine so umwerfende Figur ab, dass er kurz erwog, die Videokamera zu installieren, um zu dokumentieren, wie fantastisch er an diesem historischen Tag ausgesehen hatte.

Leider war, genau wie am Abend zuvor, die Zeit von entscheidender Bedeutung. Er hatte der Keanuphobin verspro-

chen, den ganzen Tag in der Praxis für sie erreichbar zu sein und auf ihre Entscheidung zu warten, ob sie sich den Rebellen im Kampf gegen den teuflischen Computer anschließen würde. Er durfte die neureiche Irre nicht enttäuschen.

Er beschloss, auch an diesem Tag, dem zweiten in Folge, nicht unbewaffnet aus dem Haus zu gehen. Zwar schien die Gefahr nicht mehr ganz so groß zu sein, nachdem nun viele der potenziellen Gegner tot waren, aber es waren eben unsichere Zeiten.

Obwohl die Taurus PT-111 Millennium – die ihm die freundlichen Leute vom Institut besorgt hatten, wie im Übrigen alle seine Waffen – nicht registriert war, konnte er sie nicht noch einmal benutzen. Sie war ein heißes Eisen, jetzt, da man sie mit zwei Morden in Verbindung bringen konnte; er musste sie in ihre Einzelteile zerlegen, um diese dann so unauffällig wie möglich verschwinden zu lassen.

Aus dem hinter einem Bücherbord im Salon der Suite verborgenen Safe, in dem er seine Schusswaffen aufbewahrte, wählte er eine kleinkalibrige Beretta 85F, eine elegante Pistole mit achtschüssigem Magazin, die kaum mehr als 600 Gramm wog. Sie war ebenfalls nicht registriert und hatte keine zurückverfolgbare Geschichte.

In einer handgenähten Ledermappe mit mehreren Innenfächern verstaute er den blauen Beutel, die Tüte aus der Grünen Oase und das Aufnahmegerät, das er für seine Diktate benutzte. Während er auf den Anruf der Keanuphobin wartete, würde er ein paar Spielstrategien entwickeln und ein Kapitel für sein Buch *Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir* entwerfen.

Im Arbeitszimmer sah er nach seinen E-Mail-Eingängen und wunderte sich, dass immer noch keine Bestätigung der Doppelexekution in New Mexico eingetroffen war. Erstaunt, aber keineswegs in Sorge, formulierte er eine kurze verschlüsselte Anfrage und schickte sie an das Institut.

Er nahm seinen Rolls-Royce-Oldtimer, den Silver Cloud.

Der Wagen inspirierte ihn während der kurzen Fahrt zu seiner Praxis, mehrere Haikus zu komponieren.

Tagblau, Silver Cloud. Prunkwagen der Könige. Blauer Beutel Kot.

Der Arzt war in Bestform, und seine übermütige Stimmung brachte ihn, nur zwei Straßenzüge von seiner Praxis entfernt, auf einen weiteren lustigen Vers:

Rolls mit schwarzem Dach. Blinder auf dem Übergang. Mitleid oder Spaß?

Er entschied sich für das Mitleid und ließ den Blinden unbeschadet die Straße überqueren. Davon abgesehen, war der Silver Cloud ein Schmuckstück, und den Arzt schauderte bei dem Gedanken, die herrliche Limousine könnte auch nur einen winzigen Lackschaden davontragen.

*

Als sie sich in Kalifornien in schnellem Sinkflug dem Flughafen näherten, kam Dusty der Gedanke, dass es für ihn und Martie noch lange weiter abwärts gehen würde, wenn die Räder der Maschine längst sicher auf der Landebahn aufgesetzt hatten. Hinter dem sonnigen Tag verbargen sich dunkle Orte, die ihrer noch harrten.

Unbewaffnet, aber ausgerüstet mit seinem Wissen, war er der Meinung, dass ihnen keine andere Wahl blieb, als Ahriman zur Rede zu stellen. Er war nicht so naiv zu glauben, dass der Arzt ein Geständnis ablegen oder auch nur eine Erklärung liefern würde. Sie konnten im Grunde nur hoffen, dass er unbeabsichtigt etwas sagen würde, was ihnen wenigstens einen kleinen Anhaltspunkt gab, zu verstehen, wer er war und welche Rolle das Institut spielte.

»Außerdem glaube ich nicht, dass Ahriman in seinem Leben oft auf Widerstand gestoßen ist. Für ihn ist bis jetzt immer alles reibungslos gelaufen. Nach dem zu urteilen, was ich in seinem

albernen Buch gelesen habe, ist er genau das narzistische Arschloch, als das Closterman ihn bezeichnet hat.«

»Und verdammt eingebildet dazu«, sagte Martie, der Dusty ein paar Passagen aus dem Buch vorgelesen hatte.

»Er mag Macht und Verbindungen haben und schlau sein, aber vielleicht ist er im Kern seines Wesens trotzdem ein schwacher Mensch. Wenn es uns gelingt, ihn aus der Fassung zu bringen, ihn einzuschüchtern, ihn zu erschrecken, wird er zwar vermutlich nicht zusammenbrechen, aber er könnte etwas Unüberlegtes tun, ungewollt etwas verraten, was er eigentlich für sich behalten will. Und im Augenblick müssen wir jede noch so winzige Chance ergreifen, die sich uns bietet.«

Sie holten den Saturn aus dem Flughafenparkhaus und fuhren zum Fashion Island in Newport Beach, zu dem Hochhaus, in dem Ahriman seine Praxis hatte. Martie nannte es den Turm von Cirith Ungol, und das war in *Der Herr der Ringe* ein ziemlich verrufener Ort.

Auf der Fahrt mit dem Aufzug in die vierzehnte Etage hatte Dusty ein flaues Gefühl im Magen, als würden sie nicht aufwärts, sondern abwärts fahren. Am liebsten wäre er gar nicht ausgestiegen, sondern einfach wieder ins Erdgeschoss zurückgekehrt. Auf einmal kam ihm eine Idee.

*

Ahriman saß an seinem Schreibtisch und gönnte sich eine kleine Keksmahlzeit, als sein Computer – der immer eingeschaltet war – einen leisen Signalton von sich gab und der Monitor, wie immer, wenn jemand vom Flur aus die Praxisräume betrat, das Bild übertrug, das die Überwachungskamera im Wartezimmer aufnahm. Hätte er in diesem Moment am Computer gearbeitet, wäre die Aufnahme der Kamera als Bild im Bild erschienen, und er hätte Martie und Dusty Rhodes nicht ganz so deutlich erkennen können.

Ein Blick auf seine Rolex verriet ihm, dass sie nur mit sechs Minuten Verspätung zum ursprünglich vereinbarten Termin kamen.

Offensichtlich war in New Mexico etwas gehörig schief gelaufen.

Am unteren Bildschirmrand waren Symbole für verschiedene Sicherheitssysteme aufgetaucht. Der Arzt klickte mit der Maus auf ein Feld mit einer Pistole.

Ein hochsensibler Metalldetektor zeigte an, dass beide Besucher kleine Mengen Metall bei sich trugen – Münzgeld, Schlüssel und Ähnliches –, aber keinen Metallgegenstand, der so groß war, dass es sich um eine Schusswaffe hätte handeln können.

Zum nächsten Symbol, einem kleinen Skelett. *Klick.*

Während Martie und Dusty am Fenster der Rezeption standen und sich mit Jennifer unterhielten, waren Röntgenröhren auf sie gerichtet, die hinter den Lamellen eines Lüftungsgitters in der Wand zu ihrer Linken verborgen waren. Röntgenbilder erschienen auf Ahrimans Monitor.

Sie hatten einen kräftigen Knochenbau, die beiden. Feste Knochenstruktur, gesunde Gelenke, sehr gute Körperhaltung. Wenn ihre Begabung ihren körperlichen Anlagen entsprach, mussten sie ausgezeichnete Tänzer sein.

Die fluoroskopischen Aufnahmen zeigten alle möglichen Gegenstände, die wie im schwerelosen Raum um die Knochen herumschwebten. Münzen, Schlüssel, Knöpfe, Metallreißverschlüsse, jedoch keine an Armen oder Beinen getragene Messer oder sonst irgendwelches Mordwerkzeug.

Bei dem Durcheinander an kleinen Objekten in Marties Handtasche war es schwierig zu erkennen, um was es sich im Einzelnen handelte. Unmöglich, die Dinge alle mit Sicherheit zu bestimmen.

Das dritte Symbol zeigte eine Nase. Während er den letzten Keksbissen in den Mund steckte, klickte Ahriman das Nasen-

symbol an.

Damit aktivierte er ein Sensorensystem, das Luftproben aus dem Wartezimmer analysierte. Das Instrument war so programmiert, dass es die chemischen Merkmale von zweiunddreißig verschiedenen explosiven Substanzen erkannte, und es registrierte die betreffenden Stoffe bereits, wenn davon nur drei signifikante Moleküle pro Kubikzentimeter Luft vorhanden waren. Negativ. Keiner der beiden Besucher trug eine Bombe bei sich.

Ahriman hatte eigentlich auch nicht angenommen, dass die beiden sich mit Sprengstoffen auskannten oder überhaupt so viel Mut und Entschlossenheit besaßen, mit einer am Körper versteckten Bombe in seine Praxis zu marschieren. Er hatte diese extremen Sicherheitsvorkehrungen getroffen, weil er es gelegentlich mit Patienten zu tun hatte, die um einiges labiler waren als das Ehepaar Rhodes.

Manch einer hätte sein ausgeklügeltes Sicherheitssystem vielleicht als ein Zeichen von Paranoia gedeutet. Der Arzt sah darin nur eine ausgeprägte Liebe zum Detail.

Sein Vater hatte ihm oft gepredigt, wie wichtig es war, sich vor unliebsamen Überraschungen zu schützen. Die Produktionsbüros des großen Regisseurs waren mit (für die damaligen Verhältnisse) hochmodernen Überwachungssystemen ausgestattet gewesen, mit deren Hilfe er sich sitzen gelassene Starlets vom Hals gehalten hatte, manchmal auch cholerische Schauspieler, die nicht damit einverstanden gewesen waren, wie ihre Rolle beim Schnitt geschrumpft war, oder Kritiker, die vielleicht herausgefunden hatten, wer den Unfall bezahlt hatte, durch den ihrer Mutter das Bein gebrochen worden war.

Nachdem er sich nun sicher war, dass weder Dusty noch Martie ihm irgendeinen Schaden zufügen konnten, bevor er dazu kam, sie zu aktivieren, drückte Ahriman auf den Summer der Sprechanlage und bat Jennifer, die beiden Besucher zu ihm ins Sprechzimmer zu schicken. Im Sitzen löste er die elektroni-

sche Verriegelung an der Tür zum Wartezimmer, die daraufhin, von einem elektrischen Mechanismus bewegt, langsam in ihren Scharnieren nach innen schwang.

Der Arzt klickte ein Symbol an, das ein Paar Kopfhörer zeigte.

Als Martie und Dusty eintraten, wirkten sie verärgert, aber wesentlich kleinlauter, als er erwartet hatte. Er deutete auf die beiden schmaleren Stühle, die vor seinem Schreibtisch standen, und sie folgten seiner Aufforderung, sich zu setzen.

Hinter ihnen schloss sich die Tür wieder.

»Dr. Ahriman«, sagte Martie ohne Umschweife, »wir wissen zwar nicht, was zum Teufel hier vorgeht, aber wir wissen, dass es zum Himmel stinkt, und wir erwarten ein paar Erklärungen.«

Während sie redete, beobachtete Ahriman seinen Computerbildschirm. Er zeigte kein schwaches elektromagnetisches Feld an, wie es für eine Funkübertragung typisch war. Martie trug also keinen versteckten Sender.

»Einen Augenblick bitte«, sagte er und klickte auf das Mikrofonsymbol.

»Hören Sie«, sagte Dusty verärgert, »wir haben nicht die Absicht, hier herumzusitzen, während Sie …«

»Pst«, mahnte der Arzt und legte den Zeigefinger an die Lippen. »Nur einen Augenblick Ruhe bitte. Absolute Ruhe.«

Martie und Dusty wechselten einen raschen Blick, während sich Ahriman ansah, was der Monitor zu melden hatte.

»Martie«, sagte er dann, »hier im Raum gibt es hochempfindliche Mikrofone, die die charakteristischen Geräuschsignale der rhythmisch kreisenden Spulen in einem Kassettenrecorder registrieren. Ich sehe, dass Sie Ihre Handtasche offen gelassen haben und sie schräg in meine Richtung halten. Haben Sie ein solches Gerät in Ihrer Tasche?«

Sichtlich erschüttert zog sie das Diktiergerät hervor.

»Legen Sie es bitte auf den Schreibtisch.«

Martie beugte sich vor und stellte das Aufnahmegerät vor ihn hin.

Ahriman schaltete es aus und nahm die Minikassette heraus.

»Nehmen Sie die Kassette ruhig«, sagte Martie böse. »Na schön. Aber wir haben etwas viel Besseres, Sie mieser Kerl. Wir haben Susan Jaggers …«

»Raymond Shaw«, sagte Ahriman.

»Ich höre«, antwortete Martie, und richtete sich augenblicklich etwas gerader auf.

Dusty drehte sich mit fragend gerunzelter Stirn zu seiner Frau um, aber schon fuhr Ahriman fort: »Viola Narvilly.«

»Ich höre«, antwortete nun auch Dusty und nahm die gleiche unnatürlich starre Haltung ein wie seine Frau.

Die beiden gleichzeitig zu aktivieren war nicht ganz einfach, aber machbar. Nur wenn mehr als sechs Sekunden zwischen zwei Zeilen des aktivierenden Dialogs vergingen, würde sein Gegenüber wieder zu vollem Bewusstsein erwachen. Er musste die beiden also in ständigem Wechsel ansprechen wie ein Jongleur, der die kreisenden Teller auf seinen Stäben scheinbar mühelos hin und her springen lässt.

Er wandte sich an Martie. »Vom Westen wehen …«

»Du bist der Westen und der Westwind.«

Dann an Dusty: »Ein Blitz leuchtet auf …«

»Du bist der Blitz.«

Jetzt zu Martie: »… die Blätter durch die Lüfte …«

»Die Blätter sind deine Befehle.«

Und wieder zu Dusty: »… des Nachtreihers schriller Schrei …«

»Die Schreie sind deine Befehle.«

Die letzte Zeile für Martie: »… im Osten strandend.«

»Ich bin der Osten.«

Und für Dusty: »… fliegt in das Dunkel.«

»Ich bin das Dunkel.«

Martie saß mit leicht gesenktem Kopf da und sah auf ihre

Hände hinunter, mit denen sie die Handtasche umklammert hielt.

Schöner Kopf gesenkt. Sie pustet ihr Gehirn weg … wenn man es ihr sagt.

Zugegeben, kein erstklassiges Haiku, aber Ahriman fand die Vorstellung reizvoll.

Dusty saß immer noch mit leicht schräg geneigtem Kopf da und sah seine Frau mit verblüffter Miene an.

Natürlich interessierte sie sich nicht richtig für ihre Handtasche, und ihr Mann nahm sie eigentlich nicht wahr, denn beide warteten nur auf eines: Anweisungen.

Perfekt.

Angenehm überrascht von der Entwicklung der Dinge, ließ Ahriman sich in seinem Sessel zurücksinken und dachte erfreut darüber nach, wie plötzlich das Schicksal sich für ihn zum Positiven gewendet hatte. Das Spiel, für das er sich erst am Morgen eine neue Strategie ausgedacht hatte, konnte nun doch weitgehend nach seinen ursprünglichen Plänen verlaufen. Alle seine Probleme waren gelöst.

Abgesehen von der Keanuphobin natürlich. Aber jetzt, da sich das Universum selbst besonnen zu haben schien, seinen Lauf nach Ahrimans Wünschen zu gestalten, war er zuversichtlich, dass sich das Thema dieser millionenschweren durchgeknallten Verrückten von selbst zu seinen Gunsten erledigt haben würde, noch bevor der Tag zu Ende ging.

Es interessierte ihn ungemein, wie dieses Paar, der Malermeister und die Videospieledesignerin, das unwahrscheinliche Kunststück fertiggebracht hatten, lebend aus New Mexico herauszukommen. Tatsächlich hätte er ihnen sogar mindestens fünfhundert daran anschließende Fragen stellen können; er hätte sie den ganzen Tag lang ausfragen können, wie sie es geschafft hatten, so viel mehr über ihn in Erfahrung zu bringen, als selbst die paar Joker erklären konnten, die sie mit Glück gezogen hatten.

Genauso wichtig wie die Sorgfalt im Detail war es jedoch, das Ziel im Auge zu behalten. In diesem Fall bestand das Ziel darin, das wichtigste Spiel seines Lebens siegreich zu Ende zu bringen. Obwohl er ursprünglich geplant hatte, eine Weile mit Martie zu spielen, bevor sie gemeinsam mit Dusty ihre Aufgabe in Malibu erledigte, war er nun nicht mehr gewillt, Monate, Wochen oder auch nur eine Stunde länger als nötig auf seinen letzten Triumph zu warten.

Bei all ihrer Klugheit waren Martie und Dusty letztlich nichts weiter als Proleten, zwei armselige kleine Durchschnittsbürger, die verzweifelt danach strebten, in eine höhere gesellschaftliche Schicht aufzusteigen, was schließlich alle Proleten wollten, selbst wenn sie es nie zugeben würden, zwei emsige Streber, die von höheren Zielen träumten, als sie mit ihren Fähigkeiten je erreichen konnten. Sicher wäre es amüsant, sie weiterhin bei ihren jämmerlichen detektivischen Bemühungen zu beobachten, aber zu guter Letzt waren ihre Eskapaden auch nicht wesentlich geistreicher als der Unsinn, den Schnüffler Skeet und sein namenloser Kumpel getrieben hatten. Ihn interessierte nicht, wer sie waren, sondern nur die Frage, in welcher Weise er sie lenken und benutzen konnte.

Ahriman musste Dusty und Martie ihre Anweisungen geben und sie auf den Weg zu dem Schlachtfest bringen, das die letzte Runde dieses Spiels beschließen sollte, bevor die Keanuphobin anrief oder durch ihr Auftauchen unnötige Komplikationen ins Spiel brachte.

»Martie, Dusty, ich wende mich jetzt an euch beide. Ich werde euch gleichzeitig instruieren, um Zeit zu sparen. Ist das klar?«

»Ist es klar?«, fragte Martie. »Ist es das?«, fiel Dusty ein.

»Sagt mir, ob ihr mich verstanden habt oder nicht.«

»Ich habe verstanden«, antworteten beide wie aus einem Mund.

Genießerisch, geradezu berauscht vor Begeisterung, nicht

einmal enttäuscht, dass er nun keine Gelegenheit mehr haben würde, sich mit Martie auf seine besondere Weise zu vergnügen, beugte sich Ahriman vor und sagte: »Ihr werdet noch heute nach Malibu fahren …«

»Malibu …«, murmelte Martie.

»Ja, genau. Malibu. Ihr kennt die Adresse. Ihr beide werdet Dustys Mutter Claudette und ihren Mann besuchen … diesen raffgierigen, selbstherrlichen kleinen Scheißer Dr. Derek Lampton.«

»Ich verstehe«, sagte Dusty.

»Ja, da bin ich mir ganz sicher, dass du das tust«, sagte Ahriman belustigt, »da du einmal unter einem Dach mit diesem stinkenden kleinen Pisspott leben musstest. Wenn ihr also nach Malibu kommt und feststellt, dass entweder Claudette oder Drecksack Derek gerade irgendwo unterwegs ist, müsst ihr warten, bis beide zu Hause sind.«

Dem Arzt war klar, dass die Art, wie er Lampton mit lächerlichen Schimpfworten überhäufte, ausgesprochen kindisch war. Aber, ach, wie gut es doch tat, das alles loszuwerden.

Mit wachsender Begeisterung sagte er: »Ihr müsst darüber hinaus warten, bis auch ihr Sohn zu Hause ist, dein bösartiger kleiner Halbbruder, Derek junior … der im Übrigen genauso ein Eiterpickel am Arsch der Menschheit ist wie sein Alter. Jungochse junior wird vermutlich ohnehin schon da sein, weil er, wie ihr ja wisst, zu Hause unterrichtet wird. Dein syphilitischer Stiefvater hat ja so seine eigenen schwachsinnigen Vorstellungen von Erziehung, die dir wahrscheinlich genauso zum Hals heraushängen wie deinem Bruder Skeet. Jedenfalls müssen alle da sein, wenn ihr loslegt. Ihr werdet sie alle außer Gefecht setzen, aber nicht auf der Stelle töten. Ihr werdet sie verstümmeln und zerstückeln, und zwar in der folgenden Reihenfolge: zuerst Claudette, dann Junior und dann Derek Scheiße-im-Hirn Lampton höchstpersönlich. Er muss als Letzter an der Reihe sein, damit er genau sehen kann, was ihr

mit Claudette und Junior macht. Martie, am Mittwoch habe ich dir das Foto eines Mädchens gezeigt, dessen Leiche von seinem Mörder zerstückelt und auf äußerst scharfsinnige Weise neu arrangiert wurde, und ich habe dich gebeten, dir dieses Bild besonders aufmerksam anzusehen. Wenn ihr sie zerstükkelt habt, werdet ihr Claudettes Leiche in derselben Weise arrangieren, mit einer Ausnahme, die ihre Augen betrifft …«

Er merkte, dass er in seiner Aufregung viel zu schnell vorangeprescht war, und hielt jetzt inne, um tief Luft zu holen. Dann nahm er einen gierigen Schluck von seiner Kirschlimonade.

»Tut mir Leid. Ich bitte um Verzeihung. Ich muss ein paar Schritte zurückgehen. Bevor ihr nach Malibu fahrt, haltet ihr erst noch an einer Lagerhalle in Anaheim und holt dort eine Tasche mit chirurgischen Instrumenten. Und eine Autopsiesäge mit auswechselbaren Blättern … darunter ein paar hervorragende Sägeblätter, mit denen man wahrlich jeden Schädel öffnen kann, selbst einen so verkrusteten wie den von Derek. Ihr findet in dem von mir gemieteten Schließfach auch zwei Glock-Pistolen samt Ersatzmagazinen …«

Die ihre Augen betrifft.

Dieser Teil seiner Instruktion kreiste unablässig in seinem Kopf, aber der Arzt begriff nicht, warum.

Die ihre Augen betrifft.

Mit einem Ruck sprang er auf und schob seinen Stuhl, der ihm im Weg war, ungeduldig zurück. »Martie, sieh mich an.«

Nach kurzem Zögern hob Martie langsam den Kopf und sah ihn an.

Er fuhr zu ihrem Mann herum und sagte: »Dusty, warum hast du Martie die ganze Zeit über angesehen?«

»Warum habe ich Martie angesehen?« Dusty beantwortete die Frage mit einer Frage, wie es in dem Zustand tiefer Trance, in dem er sich befand, auch von ihm zu erwarten war.

»Dusty, sieh mich an. Sieh mir direkt in die Augen.«

Dustys Blick wanderte von Martie zu Dr. Ahriman.

Martie starrte wieder auf ihre Hände.

»Martie!«, sagte der Doktor in scharfem Befehlston.

Folgsam sah sie ihm wieder in die Augen.

Ahriman betrachtete Martie, sah ihr prüfend in die Augen, wandte den Blick dann zu Dusty, blickte von einem zum anderen, von einem zum anderen, bis er schließlich, mit einer Stimme, die seine Erschütterung deutlicher verriet, als ihm lieb war, sagte: »Keine REM. Kein Zucken.«

»Kein Scheiß«, sagte Dusty und stand vom Stuhl auf.

Die Haltung der beiden veränderte sich schlagartig. Verschwunden der glasige Blick. Verschwunden die Miene teilnahmslosen Gehorsams.

Das für die REM-Phase typische Hin-und-her-Zucken der Augen konnte man nicht überzeugend simulieren, also hatten sie es gar nicht erst versucht.

»Was sind Sie eigentlich?«, fragte Martie, die ebenfalls aufgestanden war. »Was für ein widerwärtiges, armseliges Subjekt sind Sie bloß?«

Dem Arzt gefiel ihr Ton nicht, ganz und gar nicht. Der Hass. Die Verachtung. So sprach man nicht mit ihm. Eine solche Respektlosigkeit durfte er sich nicht bieten lassen.

Er versuchte, sie wieder unter seine Kontrolle zu bringen. »Raymond Shaw.«

»Sie können mich mal«, sagte sie.

Dusty kam um den Tisch herum auf Ahriman zu.

Der Arzt, der spürte, wie geladen die Atmosphäre war, zog die kleinkalibrige Beretta aus seinem Schulterholster.

Beim Anblick der Pistole erstarrten seine beiden Besucher.

»Eure Programmierung kann nicht aufgehoben sein«, sagte Ahriman kopfschüttelnd. »Es kann einfach nicht sein.«

»Warum?«, sagte Martie. »Weil es noch nie passiert ist?«

»Was haben Sie gegen Derek Lampton?«, fragte Dusty.

Man stellte dem Arzt keine Fragen. Und wenn doch, dann nur einmal. Am liebsten hätte er dieser blöden, albernen,

lächerlichen Null von einem Anstreicher mit seinen billigen Klamotten eine Kugel mitten zwischen die Augen gejagt, ihm die Visage zerfetzt, ihm das Hirn weggeblasen.

Allerdings würde eine Schießerei hier in der Praxis unangenehme Folgen nach sich ziehen. Kriminalbeamte mit ihren endlosen Fragen. Reporter. Flecken, die vielleicht nie mehr aus dem Perser zu entfernen waren.

Im ersten Augenblick vermutete er einen Verräter im Institut. »Wer hat eure Programmierung aufgehoben?«

»Martie hat es für mich getan«, sagte Dusty genüsslich.

»Und Dusty hat mich davon befreit.«

Ahriman schüttelte den Kopf. »Ihr lügt. Das ist unmöglich. Ihr lügt alle beide.«

Dem Arzt entging der Anflug von Panik nicht, der in seiner Stimme mitschwang, und er schämte sich dafür. Er rief sich in Erinnerung, dass er Mark Ahriman, der einzige Sohn des großen Regisseurs, war, größer auf seinem Gebiet, als sein Vater es in Hollywood je gewesen war, ein Puppenspieler, keine Marionette.

»Wir wissen eine Menge über Sie«, sagte Martie.

»Und wir werden noch mehr über Sie herausfinden«, sagte Dusty. »Jedes hässliche kleine Detail.«

Detail. Da war es wieder, dieses Wort. Das ihm am Vorabend wie ein Omen erschienen war, wie ein schlechtes Omen.

Weil er sie in tiefer Trance gewähnt hatte, hatte er ihnen viel zu viel erzählt. Jetzt hatten sie einen Vorteil errungen und würden irgendwann vielleicht eine Möglichkeit finden, ihr Wissen gegen ihn zu verwenden. Ein Punkt für die gegnerische Seite.

»Wir werden herausfinden, was Sie gegen Derek Lampton haben«, sagte Dusty. »Und wenn wir Ihre Motive kennen, wird das ein weiterer Nagel zu Ihrem Sarg sein.«

»Bitte«, sagte der Arzt und winselte in gespielter Qual, »foltern Sie mich nicht mit solchen abgegriffenen Floskeln. Wenn

Sie mich einschüchtern wollen, haben Sie doch bitte die Güte und eignen Sie sich erst einmal ein bisschen Bildung an und kommen Sie dann mit etwas einfallsreicheren Metaphern wieder zu mir.«

Schon besser. Er war nur vorübergehend aus der Rolle gefallen. Schließlich hatte er einen anspruchsvollen Part, vielschichtig, intellektuell und facettenreich. Kein einziger der Schauspieler, die für ihre Darstellung in einem der rührseligen Schinken seines Vaters einen Oscar erhalten hatten, wäre in der Lage gewesen, sich so vollkommen und überzeugend in diese schwierige Rolle hineinzuversetzen. Es war durchaus verständlich, wenn er sich einmal ein Stück aus seiner Rolle entfernte, aber jetzt war er wieder der Herr der Erinnerungen.

Um ihnen zu zeigen, wie armselig ihre Einschüchterungsversuche waren, erteilte er ihnen jetzt eine kleine Lektion, wie man es richtig machte. »Während Sie Ihren Kreuzzug unternehmen, um mich der Gerechtigkeit zu überantworten, werden Sie vielleicht eine Weile bei Ihrer Mutter wohnen müssen. Ihr eigenes hübsches kleines Häuschen ist in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag nämlich abgebrannt.«

Den armen dummen Kindern hatte es für einen Moment die Sprache verschlagen; sie wussten nicht, ob er die Wahrheit sagte oder log, und wenn er log, konnten sie sich nicht vorstellen, was er mit einer solchen Lüge bezwecken wollte.

»Ihr Mobiliar, die ganze herrliche Sammlung von altem Trödel – alles hinüber, fürchte ich. Und die belastende Kassette, die Sie erwähnt haben, die Nachricht von Susan – ebenfalls vernichtet. Was für ein tragischer Brand. Selbst die beste Versicherung kann Dinge nicht ersetzen, die für uns einen Erinnerungswert haben, nicht wahr?«

Sie glaubten ihm jetzt. Ihre Mienen hatten den betäubten Ausdruck von Menschen angenommen, die obdachlos geworden sind, die ihr gesamtes Hab und Gut verloren haben.

Während sie noch um ihr inneres Gleichgewicht rangen,

versetzte der Arzt ihnen den nächsten empfindlichen Schlag. »Der glubschäugige Idiot, in dessen Obhut Sie Skeet gelassen haben. Wie heißt er doch gleich?«

Sie wechselten einen Blick, dann sagte Dusty: »Fig.«

Ahriman runzelte die Stirn. »Fig?«

»Foster Newton.«

»Ah. Ich verstehe. Tja, also, dieser Fig ist tot. Vier Schüsse in Bauch und Brust.«

Dusty schien bis ins Mark erschüttert zu sein. »Wo ist Skeet?«

»Ebenfalls tot. Auch vier Schüsse in Bauch und Brust. Skeet und dieser Fig. Zwei für den Preis von einem, ein ausgezeichnetes Geschäft.«

Als Dusty Anstalten machte, sich auf ihn zu stürzen, richtete er ungerührt den Lauf der Beretta auf dessen Gesicht. Martie fasste ihren Mann am Arm und hielt ihn zurück.

»Bedauerlicherweise«, fuhr der Arzt fort, »hatte ich keine Zeit, auch Ihren Hund zu töten. Es wäre ein wunderbarer dramatischer Effekt gewesen, der uns jetzt einen herrlichen Moment der Offenbarung beschert hätte. Zum Schreien komisch. Aber leider verläuft das Leben nicht nach einer so geordneten Dramaturgie wie ein Film.«

Ahriman war wieder in seinem Element. Am liebsten hätte er sich selbst zugejubelt und auf die Schulter geklopft.

In den beiden brodelte es, denn wie alle Proleten ließen sie sich weniger vom Verstand leiten als von ihren Gefühlen, aber die Beretta sorgte dafür, dass sie die Beherrschung nicht verloren. Gleichzeitig waren sie gezwungen, sich mit der bitteren Erkenntnis abzufinden, dass die Pistole nicht seine einzige Waffe war. Da er bereit war, sich zu den Morden an Skeet und Fig zu bekennen, selbst wenn es nur hier, für keine anderen Ohren hörbar, in seinem Allerheiligsten geschah, musste er sicher sein, dass man ihn nicht vor Gericht bringen würde; er musste davon überzeugt sein, dass er unangreifbar

war. Unwillig, voller Verbitterung, kamen sie wohl zu dem Schluss, dass sie, gleichgültig, wie sehr sie sich auch bemühen mochten, seinem überlegenen spielerischen Können, seiner außerordentlichen Intelligenz, seiner Missachtung aller Regeln, mit Ausnahme von denen, die er selbst aufgestellt hatte, und seinen klugen Täuschungsmanövern nicht gewachsen waren – neben allen diesen Waffen nahm sich die Beretta geradezu unbedeutend aus.

Ahriman ließ ihnen einen Moment Zeit, diese Wahrheit in ihre porösen grauen Zellen einsickern zu lassen, dann beendete er das angespannte Schweigen. »Ich glaube, Sie gehen jetzt lieber wieder. Und damit Sie in diesem Spiel eine faire Chance haben, gebe ich Ihnen einen Rat mit auf den Weg.«

»Spiel?«, sagte Martie.

Die Verachtung und Abscheu, mit der sie das sagte, ließ Ahriman kalt.

»Was wollt ihr eigentlich?«, stieß Dusty mit vor Erregung gepresster Stimme hervor. »Das Institut … warum?«

»Nun ja«, sagte der Arzt, »Sie werden sicherlich verstehen, dass es manchmal sehr praktisch ist, jemanden außer Gefecht setzen zu können, der wichtigen politischen Entscheidungen im Wege steht. Oder diejenigen beeinflussen zu können, die die Macht haben, solche Entscheidungen durchzusetzen. Und manchmal … ein Sprengstoffanschlag von einem Rechtsextremen, in der nächsten Woche vielleicht von einem linken Terroristen, der Amoklauf eines Einzelkämpfers, ein spektakuläres Zugunglück oder eine Ölpest … alle diese Dinge finden ein enormes Echo in den Medien, lenken den Blick der Leute auf ein bestimmtes Problem und bewirken, dass Gesetze erlassen werden, die geordnetere gesellschaftliche Verhältnisse garantieren, die dafür sorgen, dass extremistische Strömungen im politischen Spektrum eliminiert werden.«

»Leute wie Sie wollen uns vor Extremisten schützen?«

Ohne den Hohn in Marties Stimme weiter zu beachten, sagte

der Arzt: »Um auf meinen Rat zurückzukommen … Schlafen Sie von jetzt an nie zur gleichen Zeit. Bleiben Sie immer zusammen. Decken Sie sich gegenseitig den Rücken. Und vergessen Sie nie, dass jeder, der Ihnen auf der Straße begegnet, jeder, den Sie irgendwo in einer Menschengruppe sehen, zu mir gehören könnte.«

Er sah ihnen an, dass sie nicht gehen wollten. Mit hämmerndem Herzen, aufgewühlt von einem Gefühlstumult aus Trauer, Wut und Entsetzen, standen sie da und wollten am liebsten auf der Stelle ihre innere Spannung abreagieren, hier und jetzt, wie es Leute wie sie eben immer wollten, weil sie keinen Sinn für langfristige Strategien hatten. Sie waren unfähig, die Diskrepanz zwischen ihrem sehnlichen Wunsch nach einer Lösung ihres Gefühlskonflikts und der nackten Tatsache ihrer Machtlosigkeit zu ertragen.

»Gehen Sie«, sagte Ahriman und deutete mit der Beretta zur Tür.

Sie gingen, weil ihnen nichts anderes übrig blieb.

Auf seinem Monitor, der die Bilder der Überwachungskamera zeigte, sah er zu, wie die beiden das Wartezimmer durchquerten und in den Gang hinaustraten.

Er steckte die Beretta nicht in das Schulterholster zurück, sondern legte sie griffbereit vor sich auf den Schreibtisch, dann setzte er sich hin und grübelte über diese neue Wendung der Ereignisse nach.

Er musste unbedingt wissen, wie diese beiden Provinzler entdeckt hatten, dass sie programmiert waren, und wie es ihnen gelungen war, die Programmierung unwirksam zu machen. Ihre überraschende Selbstbefreiung war für ihn weniger eine persönliche Leistung als ein regelrechtes Wunder.

Leider würde er vermutlich nur dann mehr erfahren, wenn er sie noch einmal unter Drogen setzen, ihre innere Kapelle wieder aufbauen und das Programm neu laden konnte, was nichts anderes hieß, als dass er den mühsamen dreistufigen

Prozess, den er schon einmal mit beiden einzeln durchlaufen hatte, ein zweites Mal durchführen musste. Inzwischen aber waren sie misstrauisch geworden, hatten gelernt, wie schmal in der modernen Welt der Grat zwischen Wirklichkeit und Fantasie war, und würden ihm daher kaum Gelegenheit zu einer solchen Neuprogrammierung geben, auch wenn er es noch so klug anstellte.

Er würde mit dem Rätsel leben müssen.

Im Augenblick war es wichtiger, zu verhindern, dass sie noch mehr Schaden anrichteten, als die Wahrheit über ihre wundersame Befreiung herauszufinden.

Er hielt ohnehin keine großen Stücke auf die Wahrheit. Die Wahrheit war ein amorphes Ding, eine Amöbe, die vor unseren Augen die Gestalt wechselt. Sein ganzes Leben lang hatte Ahriman die Wahrheit so beliebig geformt wie ein Töpfer, der aus einem Tonklumpen ein Gefäß von jeder gewünschten Form machte.

Jeden Tag konnte man beobachten, dass die Macht über die Wahrheit triumphierte. Er konnte diese beiden nicht mit der Wahrheit töten, aber wenn er seine Macht klug einsetzte, konnte er sie zerquetschen und für alle Zeiten vom Spielbrett fegen.

Er holte den blauen Beutel aus der Ledermappe hervor. Er legte ihn in die Mitte seines Schreibtischs und betrachtete ihn nachdenklich.

Das Ende des Spiels konnte in den nächsten paar Stunden herbeigeführt werden. Er wusste, wohin Martie und Dusty von seiner Praxis aus fahren würden. Alle Hauptfiguren würden an einem Ort versammelt und damit für einen so geschickten Strategen, wie Ahriman es war, bequem erreichbar sein.

Wir werden herausfinden, was Sie gegen Derek Lampion haben. Und wenn wir Ihre Motive kennen, wird das ein weiterer Nagel zu Ihrem Sarg sein.

Wie hoffnungslos naiv sie doch waren. Nach allem, was sie

durchgemacht hatten, glaubten sie immer noch an eine Welt, in der die Dinge so klar geordnet waren wie in einem Kriminalroman. Hinweise, Indizien, Beweise, die Wahrheit – das alles würde ihnen nicht viel nützen. Dieses Spiel wurde von elementareren Kräften bestimmt.

In der Hoffnung, dass die Keanuphobin nicht ausgerechnet während seiner kurzen Abwesenheit anrufen würde, steckte er die Beretta in das Holster zurück, fuhr mit dem Aufzug ins Erdgeschoss, verließ das Gebäude, überquerte den Newport Center Drive und ging zu einem der Restaurants in der benachbarten Einkaufspassage, wo er von einem öffentlichen Telefon aus dieselbe Nummer anrief, die er bereits am Mittwochabend gewählt hatte, als es darum ging, eine Brandstiftung zu arrangieren.

Die Nummer war besetzt. Er musste es viermal versuchen, bis er das Freizeichen hörte.

»Hallo?«

»Ed Mavole«, sagte der Arzt.

»Ich höre.«

Nachdem er mit seinem Gesprächspartner dessen persönliches Haiku durchgegangen war, forderte er: »Sag mir, ob du allein bist oder nicht.«

»Ich bin allein.«

»Geh aus dem Haus. Nimm genügend Kleingeld mit. Fahr ohne Umweg zu einem Münzfernsprecher, an dem du einigermaßen ungestört reden kannst. In genau fünfzehn Minuten rufst du dann die folgende Nummer an.« Er nannte die Durchwahlnummer des Apparats in seinem Sprechzimmer, sodass der Anruf nicht über Jennifers Zentrale zu ihm weitergeleitet werden musste. »Sag mir, ob du mich verstanden hast.«

»Ich habe verstanden.«

Ahriman zählte bis zehn, um seinen Gesprächspartner aus der inneren Kapelle zu vollem Bewusstsein zurückzuführen, dann sagte er: »Verzeihung, ich habe mich verwählt« und legte den

Hörer auf.

Anschließend kehrte er zu seiner Praxis zurück, wo er zuerst einen vorsichtigen Blick ins Wartezimmer warf für den Fall, dass die Keanuphobin dort mit einem spitzhackigen Pump in jeder Hand auf ihn wartete.

Jennifer blickte von ihrem Schreibtisch hinter der Scheibe der Rezeption auf und winkte ihm munter zu.

Er winkte zurück, eilte aber in sein Sprechzimmer weiter, bevor sie ihm einen begeisterten Vortrag darüber halten konnte, wie ungeheuer gesund es sei, täglich 150 Milliliter Pinienrindenextrakt zu sich zu nehmen.

In seinem Sprechzimmer nahm er die Beretta aus dem Schulterholster und legte sie auf den Schreibtisch zurück.

Dann holte er eine neue Flasche Kirschlimonade aus dem Praxiskühlschrank und spülte einen weiteren Keks damit herunter. Er brauchte jetzt einen Zuckerstoß.

Er war wieder in voller Aktion. Es hatte zwar ein paar Momente der Erschütterung gegeben, aber er war aus der Krise gestärkt hervorgegangen. Stets optimistisch, wie es seinem Wesen entsprach, wusste er, dass ihn nur noch wenige Stunden von einem triumphalen Sieg trennten, und er war aufgeregt.

Hin und wieder wurde der Arzt gefragt, wie er es schaffte, sich bei einem so anstrengenden Leben ein so jugendliches Aussehen, eine so jugendliche Figur und die Energie zu bewahren, die er auf Schritt und Tritt an den Tag legte. Seine Antwort lautete immer gleich: Was ihn jung hielt, war seine Fähigkeit, im Leben *Spaß* zu haben.

Als das Telefon klingelte, musste er den Gesprächspartner erneut aktivieren. »Ed Mavole.«

»Ich höre.«

Im Anschluss an das Haiku sagte Dr. Ahriman: »Du fährst jetzt direkt zu einer Lagerhalle in Anaheim.« Er nannte die Adresse, die Nummer des Schließfachs, das er dort unter Vorlage eines falschen Ausweises gemietet hatte, und die

Zahlenkombination des Türschlosses. »In dem Schließfach findest du unter anderem zwei Glock-Pistolen und mehrere Dreiunddreißig-Schuss-Magazine. Nimm eine der Pistolen an dich und … vier Magazine müssten genügen.«

Da in dem Haus in Malibu nunmehr fünf Personen statt dreier zu erledigen waren und nur noch einer da war, um sie zu erledigen, statt derer zwei, würde es bedauerlicherweise nicht möglich sein, das Haus so leise einzunehmen, dass der ursprüngliche Plan, alle Opfer zu zerstückeln und zu einem paradoxen Tableau zu arrangieren, durchgeführt werden konnte. Die vielen Schüsse, die zwangsläufig erforderlich waren, würden sehr schnell die Polizei auf den Plan rufen, und Polizisten hatten bekanntlich leider wenig Sinn für Humor und Ironie.

Aber vielleicht würde die Zeit reichen, um Derek Lampton senior der Lächerlichkeit preiszugeben, die er verdiente.

»Außer der Pistole und den vier Magazinen wirst du aus dem Schließfach nur eine Autopsiesäge und ein Schädelsägeblatt mitnehmen. Nein, nimm lieber zwei Sägeblätter mit, falls eines zerbricht.«

Sorgfalt im Detail.

Er beschrieb das Instrument, um sicherzugehen, dass kein Fehler gemacht wurde, und erklärte dann den Weg zu Derek Lamptons Haus in Malibu.

»Du erschießt alle Leute, die sich im Haus befinden.« Er zählte die Personen auf, die sich seiner Erwartung nach dort aufhalten mussten. »Aber wenn du weitere Personen im Haus antriffst – Nachbarn, ein Angestellter der Stadtwerke, der die Zähler abliest, wen immer –, erschießt du sie ebenfalls. Du verschaffst dir gewaltsam Zutritt zum Haus, gehst unverzüglich von Zimmer zu Zimmer vor, verfolgst sie, wenn sie zu fliehen versuchen, und verlierst keine Zeit. Bevor die Polizei eintrifft, öffnest du Dr. Derek Lamptons Schädel mit der Autopsiesäge.« Er beschrieb die Technik, mit der dies am besten zu bewerk-

stelligen war. »Und jetzt sag mir, ob du mich verstanden hast oder nicht.«

»Ich habe verstanden.«

»Du wirst das Gehirn herausnehmen und beiseite legen. Wiederhol bitte, was ich gesagt habe.«

»Das Gehirn herausnehmen und beiseite legen.«

Der Arzt warf einen bedauernden Blick auf den blauen Beutel, der auf seinem Schreibtisch lag. Er sah keine Möglichkeit, sich rechtzeitig und ohne lästige Augenzeugen mit dem programmierten Mörder zu treffen, um ihm Valets brauchbare Hinterlassenschaft auszuhändigen. »Du musst den leeren Schädel mit etwas füllen. Wenn die Lamptons einen Hund haben, findest du vielleicht, was du benötigst, aber wenn nicht, musst du es selbst produzieren.« Er gab die letzten Anweisungen, zu denen auch der Befehl zur Selbsttötung gehörte.

»Ich verstehe.«

»Ich habe dir einen wichtigen Auftrag erteilt, und ich bin davon überzeugt, dass du ihn zur vollsten Zufriedenheit ausführen wirst.«

»Vielen Dank.«

»Gern geschehen.«

Als Ahriman den Hörer auflegte, ging ihm der Gedanke durch den Kopf, dass er am liebsten die ganze räudige Familie Lampton programmiert hätte – den unerträglichen Derek, seine Frau, die alte Schlampe, und ihren geistig minderbemittelten Sohn –, um sie dann als Marionetten für sich tanzen zu lassen. Bedauerlicherweise waren sie auf der Hut vor ihm und mit Sicherheit viel zu misstrauisch, um ihn so nah an sich heranzulassen, dass er ihnen den notwendigen Drogencocktail verabreichen und drei lange Programmiersitzungen mit ihnen durchführen konnte.

Trotzdem war er bestens gelaunt. Der Triumph war in greifbarer Nähe.

Kirschlimonade. Toter Narr in Malibu. Lern dich selbst

lieben.

Vollendet. Der Arzt gab einen Toast auf sein dichterisches Genie aus.

73. Kapitel

Auf Cape Cod oder Martha's Vineyard hätte das Haus ausgesehen wie das Heim, von dem jeder echte Amerikaner träumt, wie das Haus, vor dem man stand, wenn man an einem kühlen Thanksgiving-Morgen den Fluss überquert hatte und durch ein kleines Wäldchen gelaufen war, das Haus, in dem selbst die Erwachsenen an einem verschneiten Weihnachtstag an das Christkind glaubten, der Inbegriff des Hauses einer Bilderbuchgroßmutter. Obwohl ein solches perfektes Haus – und die dazugehörige vollkommene Großmutter – nur in den Träumen der Menschen existierte, glaubte eine ganze Nation gefühlsduseliger Nostalgiker, dass genau so die Häuser aller Großmütter dieser Welt auszusehen hatten. Schieferdach mit einem begehbaren Gesims vor den Fenstern. Die Mauern mit silbrig verwitterten Zedernholzschindeln verkleidet. Fensterrahmen und Klappläden mit weißglänzendem Schiffslack gestrichen. Eine breite Veranda mit weißen Korbschaukelstühlen und einer Hollywoodschaukel und ein gepflegter Garten, in dem jedes der üppigen Blumenbeete mit einem niedrigen weißen Palisadenzäunchen eingefriedet war. Wäre es auf Cape Cod oder Martha's Vineyard gewesen, so hätte hier in einem bestimmten Augenblick eines zurückliegenden Tages Norman Rockwell im Vorgarten vor einer Staffelei sitzen und zwei allerliebste Kinder malen können, die eine Gans mit einem halb zur Fliege gebundenen roten Band um den Hals jagten, während im Hintergrund ein Hund ausgelassen herumtollte.

Hier in Malibu jedoch, auf einem niedrigen Hang über der Pazifikküste gelegen, zu deren palmenbestandenem Strand eine Treppe hinunterführte, wirkte das Haus selbst an einem milden Wintertag fehl am Platz. Schön, elegant, architektonisch gut durchdacht und solide gebaut, aber eben doch fehl am Platz. Wenn hier irgendjemandes Großmutter wohnte, hatte sie mit

Sicherheit neonblaue Fingernägel, wasserstoffblondierte Haare, einen mit Kollagenspritzen aufgeplusterten Kussmund und Silikonbrüste. Das Haus war eine glänzende Scheinwelt, hinter deren Mauern dunklere Wahrheiten beheimatet waren, und sein bloßer Anblick hatte auf Dusty – dessen fünfter Besuch dies war, seitdem er vor bald zwölf Jahren im Alter von achtzehn ausgezogen war – den Effekt, den er schon immer auf ihn gehabt hatte: Ein eiskalter Schauer lief ihm nicht nur den Rücken hinunter, sondern mitten durchs Herz.

Natürlich war das Haus nicht schuld. Es war schließlich nur ein Haus.

Dennoch sagte Dusty, als sie die Eingangstreppe hinaufstiegen, nachdem sie das Auto in der Auffahrt geparkt hatten: »Cirith Ungol.«

Er verdrängte den Gedanken an ihr kleines Häuschen in Corona del Mar. Sofern es wirklich abgebrannt war, wie Ahriman behauptete, war Dusty noch nicht bereit, das volle Ausmaß der emotionalen Erschütterung, die das für ihn bedeutete, an sich heranzulassen. Ein Haus ist nur ein Haus, sicher, und materieller Besitz kann ersetzt werden, aber wenn man in einem Haus gelebt und geliebt hat und wenn man schöne Erinnerungen damit verbindet, dann kann man nicht anders, als seinen Verlust zu betrauern.

Er verdrängte auch den Gedanken an Skeet und Fig. Wenn Ahriman die Wahrheit sagte und er beide erschossen hatte, dann war in die Welt und in sein Herz eine Dunkelheit eingezogen, die es am Vortag noch nicht gegeben hatte, eine Dunkelheit, die für den Rest seines Lebens nicht mehr von ihm weichen würde. Der mögliche Verlust seines problembeladenen, aber innig geliebten Bruders hatte ihn innerlich betäubt, wie ja auch zu erwarten war; was ihn jedoch verwunderte, war die tiefe Erschütterung, die er beim Gedanken an Figs Tod empfand. Der stille, fleißige Maler war bestimmt ein eigenartiger Mensch gewesen, aber er hatte auch ein freundliches,

gutmütiges Wesen gehabt, und die Lücke, die er in Dustys Leben hinterließ, hatte die Größe und Form einer lockeren, aber doch aufrichtigen Freundschaft.

Seine Mutter, Claudette, öffnete ihnen die Tür, und wie immer fühlte sich Dusty von ihrer Schönheit überwältigt und entwaffnet. Mit ihren zweiundfünfzig Jahren sah sie aus wie fünfunddreißig; und mit fünfunddreißig hatte sie einen überfüllten Raum nur zu betreten brauchen, um die Blicke aller Anwesenden auf sich zu ziehen, eine Wirkung, die sie vermutlich auch mit fünfundachtzig noch erzielen würde. Sein Vater, der zweite ihrer vier Ehemänner, hatte einmal gesagt: »Vom Tag ihrer Geburt an war Claudette so schön, dass man sie hätte fressen können. Jeden Tag schaut die Welt sie an, und das Wasser läuft ihr im Mund zusammen.« Das war so wahr und treffend, dass Trevor, sein Vater, es wohl eher irgendwo gelesen hatte, als dass er selbst darauf gekommen war; es klang vielleicht im ersten Moment grob, aber das war es nicht, sondern es stimmte einfach. Trevor hatte nicht auf ihre erotische Ausstrahlung angespielt. Was er meinte, war Schönheit jenseits aller sexuellen Begierden, Schönheit als Ideal, Schönheit, die so überwältigend war, dass sie die Seele anrührte. Frauen wie Männer, Kinder wie Greise fühlten sich zu Claudette hingezogen, wollten in ihrer Nähe sein; und wenn die Menschen sie ansahen, lag in ihren Augen etwas wie eine geheimnisvolle, unbegreifliche Hoffnung und Verzückung. Die Liebe, die ihr so viele entgegenbrachten, war nicht gerechtfertigt und beruhte auch nicht auf Gegenseitigkeit. Sie hatte graublaue Augen wie Dusty, aber der Blauanteil war geringer als bei ihm; in ihnen hatte er nie das gefunden, was jeder Sohn in den Augen seiner Mutter zu finden hofft, und er hatte auch nie einen Grund gesehen zu glauben, dass sie die Liebe haben wollte oder angenommen hätte, mit der er sie – auch heute noch, wenn auch als Kind mehr als jetzt – gern überschüttet hätte.

»Sherwood«, sagte sie und bot ihm weder einen Kuss noch die Hand zur Begrüßung, »stehen heutzutage alle jungen Leute unangemeldet vor der Tür?«

»Mutter, du weißt, dass ich nicht Sherwood heiße …«

»Sherwood Penn Rhodes. So steht es in deiner Geburtsurkunde.«

»Du weißt genau, dass ich meinen Namen habe ändern lassen …«

»Ja, ich weiß, als du achtzehn, rebellisch und ein noch größerer Dummkopf warst als heute«, sagte sie.

»Schon als Kind haben mich meine Freunde immer nur Dusty genannt.«

»Deine Freunde waren immer die Klassendeppen, Sherwood. Du hast dich immer mit den Falschen zusammengetan, mit solcher Regelmäßigkeit, dass man es für Absicht halten könnte. *Dustin* Rhodes. Was hast du dir dabei nur gedacht? Wie hätten wir dich kultivierten Menschen mit ernster Miene als Dusty Rhodes vorstellen sollen?«

»Genau *das* habe ich mir dabei gedacht.«

»Hallo, Claudette«, sagte Martie, die von Claudette bislang noch nicht beachtet worden war.

»Meine Liebe«, sagte Claudette, »mach bitte deinen guten Einfluss auf diesen Jungen geltend, damit er sich wieder einen erwachsenen Namen zulegt.«

Martie lächelte. »Mir gefällt Dusty – der Name wie der Junge.«

»Martine«, sagte Claudette. »Das ist wenigstens ein Name, den man ernst nehmen kann.«

»Ich werde Martie genannt, und es gefällt mir.«

»Ja, ich weiß. Schade drum. Du gibst Sherwood damit kein sonderlich gutes Beispiel.«

»Dustin«, sagte Dusty beharrlich.

»Nicht in meinem Haus«, sagte Claudette nüchtern.

Jedes Mal, wenn Dusty hierher kam, gleichgültig, wie viel

Zeit seit seinem letzten Besuch verstrichen war, begrüßte Claudette ihn in derselben distanzierten Weise. Es musste nicht unbedingt eine Diskussion um seinen Namen sein, manchmal erging sie sich auch in wortreichen Kommentaren zu seiner unstandesgemäßen Kleidung oder seiner nachlässigen Frisur, oder sie stellte ihm bohrende Fragen darüber, ob er endlich eine »richtige« Arbeit aufgenommen habe oder immer noch Häuser anstreiche. Einmal hatte sie ihn geschlagene fünf Minuten – die ihm allerdings mindestens wie eine Stunde vorgekommen waren – auf der Schwelle stehen lassen und in eine Diskussion über die politische Krise in China verwickelt. Irgendwann ließ sie ihn immer ins Haus, aber zuerst musste sie ihm das Gefühl geben, als dürfte er ihre Schwelle nicht so ohne weiteres überschreiten.

Skeet war einmal in helle Aufregung geraten, als er einen Film gesehen hatte, in dem Nicolas Cage einen Engel spielte. In dieser Geschichte war es den Schutzengeln nicht erlaubt, sich zu verlieben oder andere starke Gefühle zu entwickeln; sie durften nur ihrer rationalen Vernunft folgen, damit sie der Menschheit dienen konnten, ohne sich emotional zu engagieren. Skeet sah darin eine Erklärung für das Wesen seiner Mutter, die so schön war, dass vielleicht sogar die Engel sie darum beneideten, die aber gleichzeitig kälter sein konnte als ein Krug eisgekühlter Limonade im Hochsommer.

Der Himmel wusste, welchen Lustgewinn ihr die routinemäßige Verzögerung einbrachte, aber nachdem sie diesen Zoll eingefordert hatte, wich sie endlich einen Schritt zur Seite und bedeutete den Besuchern ohne Worte oder weitere Gesten dass sie nun eintreten durften. »Ein Sohn taucht kurz vor Mitternacht mit einem … Gast auf, der andere mit seiner Frau, und keiner hält es für nötig, vorher anzurufen. Ich weiß, dass beide einen Lehrer hatten, der ihnen Benimm und gute Sitten beigebracht hat aber offensichtlich war das reine Geldverschwendung.«

Dusty nahm an, dass sie mit dem anderen Sohn Junior meinte der fünfzehn war und noch zu Hause wohnte, aber als er mit Martie an Claudette vorbei in die Diele trat, kam Skeet die Treppe heruntergestürmt, um sie zu begrüßen. Er wirkte blasser und wenn möglich noch magerer als bei ihrem Abschied und hatte dunkle Ringe unter den Augen, aber er war am Leben.

Als Dusty ihn freudig umarmte, rief Skeet: »Autsch, autsch, autsch« und wiederholte die gequälten Aufschreie, als Martie ihn in den Arm nahm.

»Wir dachten, du wärest …«, sagte Dusty verdattert.

»Man hat uns erzählt«, sagte Martie, »du wärst …«

Bevor sie ihren Satz zu Ende sprechen konnten, zog Skeet Pullover und Unterhemd hoch, was seine Mutter veranlasste, angewidert das Gesicht zu verziehen, und präsentierte seinen entblößten Oberkörper. »Kugeleinschüsse!«, verkündete er mit den großen Augen eines staunenden Kindes, das fast vor Stolz platzte.

Auf seiner eingefallenen Brust und seinem Bauch prangten vier hässliche Blutergüsse, die in der Mitte tiefdunkel gefärbt waren und an den Rändern ineinander flossen.

Dusty war froh und erleichtert, Skeet lebendig vor sich zu sehen, aber er war auch einigermaßen erstaunt. »Kugeleinschüsse?«

»Na ja«, sagte Skeet und wiegte den Kopf, »es wären Kugeleinschüsse, wenn ich und Fig …«

»Fig und ich«, korrigierte ihn seine Mutter.

»Genau, also … wenn Fig und ich nicht Kevlar-Westen getragen hätten.«

Dusty musste sich setzen. Auch Martie sah aus, als wären ihr die Knie weich geworden. Aber sie waren in dem Bewusstsein hierher gekommen, dass die Zeit drängte, und es konnte ein tödlicher Fehler sein, das jetzt aus den Augen zu verlieren. »Wieso hattet ihr kugelsichere Westen an?«

»Gut, dass ihr sie nicht mit nach New Mexico genommen

habt«, sagte Skeet. »Ich und Fig …«, mit einem schuldbewussten Seitenblick in Claudettes Richtung verbesserte er sich, »… Fig und ich fanden, dass wir uns ruhig ein bisschen nützlich machen könnten, darum haben wir beschlossen, Dr. Ahriman zu beschatten.«

»Ihr habt *was* getan?«

»Wir sind ihm in Figs Pickup gefolgt …«

»Den sie auf meine Bitte hin in der Garage geparkt haben«, sagte Claudette. »Ich möchte nicht, dass dieses Gefährt in meiner Auffahrt gesehen wird.«

»Der Wagen ist echt cool«, sagte Skeet. »Jedenfalls haben wir sicherheitshalber die Westen angezogen und sind ihm nachgefahren, aber irgendwie hat er es geschafft, den Spieß umzudrehen. Wir dachten, wir hätten ihn verloren, und sind dann an den Strand gefahren, um Kontakt mit einem der Mutterschiffe aufzunehmen. Plötzlich kam er auf uns zumarschiert und hat auf jeden von uns vier Schüsse abgefeuert.«

»O Mann«, sagte Martie.

Dermaßen viele widersprüchliche Gefühle, die er nicht hätte benennen können, stürmten auf Dusty ein, dass er am ganzen Leib zitterte. Aber er sah auch, dass Skeets Augen so klar und strahlend waren, wie er sie seit dem Tag nicht mehr erlebt hatte, als sie gemeinsam ein Paket mit Hundekot gepackt und an Holden Caulfield den Älteren geschickt hatten, nachdem Claudette ihm Dereks wegen den Laufpass gegeben hatte.

»Er hat eine Sturmhaube getragen, wir hätten ihn also der Polizei gegenüber nicht eindeutig identifizieren können. Darum sind wir gar nicht erst zur Polizei gegangen. Schien uns nicht besonders aussichtsreich zu sein. Aber wir wussten trotzdem, dass er es war. Er konnte uns nichts vormachen.« Er strahlte, als hätten sie über den Psychiater einen Sieg auf der ganzen Linie errungen. »Er schießt zweimal auf Fig, dann viermal auf mich, und es ist so, als hätte mir einer einen Hammer in die Magengrube gedonnert, ich krieg keine Luft mehr und bin halb

ohnmächtig, und eigentlich will ich nach Luft schnappen, tue es aber nicht, weil er sonst vielleicht selbst bei dem heulenden Wind gehört hätte, dass ich in Wirklichkeit nicht tot bin. Fig stellt sich auch tot. Und bevor sich der Kerl wieder zu Fig umdreht und noch zweimal auf ihn schießt, sagt er zu mir: ›Deine Mutter ist eine Hure, dein Vater ist ein Schwindler, dein Stiefvater … hat nichts als Schweinescheiße im Kopf.‹«

»Ich bin diesem geifernden Trivialpsychologen in meinem ganzen Leben noch nie begegnet«, sagte Claudette mit eisiger Miene.

»Ich und Fig, Fig und ich, wir haben beide gemerkt, dass Ahriman es plötzlich eilig hatte zu verschwinden, aber wir sind trotzdem liegen geblieben, weil wir Angst hatten. Zuerst konnten wir uns auch gar nicht bewegen. Als wären wir betäubt, ja? Und als wir uns dann wieder bewegen konnten, sind wir hierher gekommen, weil wir wissen wollten, warum er meint, dass unsere Mutter eine Hure ist.«

»Warst du im Krankenhaus?«, fragte Martie besorgt.

»Nee, mir fehlt nichts«, antwortete Skeet, indem er Unterhemd und Pullover endlich wieder über den Bauch herunterzog.

»Du könntest eine gebrochene Rippe haben, innere Verletzungen.«

»Das habe ich ihm alles auch schon erklärt«, sagte Claudette. »Es ist völlig sinnlos. Du weißt ja, wie Holden ist, Sherwood. Er hat schon immer mehr Flausen im Kopf gehabt als gesunden Menschenverstand.«

»Es wäre trotzdem gut, wenn du dich von einem Arzt untersuchen lassen würdest, solange die Verletzungen noch sichtbar sind«, sagte Dusty zu Skeet. »Das wäre dann ein zulässiges Beweismittel, falls es uns gelingt, dieses Arschgesicht vor Gericht zu bringen.«

»*Bastard*«, sagte Claudette mit tadelnder Stimme, »oder *Mistkerl*. Vulgäre Schimpfwörter beeindrucken mich nicht.

Wenn du glaubst, mich mit *Arschgesicht* schockieren zu können, hast du dich geirrt. In diesem Haus haben wir William Burroughs sowieso nie für Literatur gehalten, und das wird auch so bleiben.«

»Deine Mutter gefällt mir«, sagte Martie zu Dusty.

Claudettes Augen verengten sich kaum merklich.

»Wie war New Mexico?«, fragte Skeet.

»Ein Land der Verzauberung«, sagte Dusty.

Die Schwingtür zur Küche am Ende der Eingangsdiele flog auf und Derek Lampton erschien auf der Bildfläche. Er ging mit gestrafften Schultern, herausgestreckter Brust und stocksteifem Oberkörper, aber trotz seiner zackig-militärischen Haltung machte er den Eindruck, als käme er auf sie zugeschlichen.

Praktisch vom Tag seines Auftauchens an hatten Skeet und Dusty ihn insgeheim die Echse genannt, aber in Wirklichkeit sah Lampton eher wie ein Iltis aus, kompakt, glatt, geschmeidig, die Haare so glänzend und dicht wie ein Pelz, mit den flinken, schwarzen, wachsamen Augen eines Tiers, das darauf lauert, den Hühnerstall auszuräubern, sobald ihm der Bauer den Rücken zukehrte. Seine Hände, die er weder Dusty noch Martie zum Gruß bot, waren wie kleine Pfoten, schmalfingrig, die Häute zwischen den Fingern außergewöhnlich dehnbar, die Nägel leicht zugespitzt. Der Iltis gehört zur Familie der Marder.

»Ist jemand gestorben und wir haben hier eine Testamentseröffnung?«, fragte Lampton, was seiner Vorstellung von Humor entsprach und die herzlichste Form einer Begrüßung war, die man je bei ihm erleben würde.

Er musterte Martie von Kopf bis Fuß und verweilte lange bei ihren Brüsten, die sich unter dem Pullover abzeichneten, wie er es stets hemmungslos zu tun pflegte, wenn er eine attraktive Frau vor sich hatte. Als er ihr schließlich in die Augen sah, bleckte er seine kleinen, scharfen, blendend weißen Zähne. Das

war seine Art zu lächeln – und vielleicht sogar das, was er für ein *verführerisches* Lächeln hielt.

»Sherwood und Martine waren tatsächlich in New Mexico«, sagte Claudette zu ihm.

»Ach, wirklich?« Lampton zog die Augenbrauen hoch.

»Das habe ich dir doch erzählt«, sagte Skeet.

»Das stimmt«, sagte Lampton, mehr an Dusty als an Skeet gewandt. »Er hat es uns erzählt. Allerdings hat er uns eine so abenteuerliche Geschichte aufgetischt, dass wir es weniger für die Wahrheit als für eine seiner dissoziativen Fantasien gehalten haben.«

»Ich habe keine dissoziativen Fantasien«, sagte Skeet aufgebracht, der es zwar schaffte, seiner Stimme einen ironischen Unterton zu geben, nicht aber, Lampton bei seinem Protest in die Augen zu sehen. Stattdessen starrte er unverwandt auf seine Fußspitzen.

»Du brauchst nicht gleich in die Defensive zu gehen, Holden«, sagte Lampton ruhig. »Es ist kein Werturteil, wenn ich über deine dissoziativen Fantasien rede, genauso wenig wie ich ein Werturteil abgebe, wenn ich von Dustys krankhafter Abneigung gegen jede Art von Autorität spreche.«

»Ich habe keine krankhafte Abneigung gegen jede Art von Autorität«, sagte Dusty, der bemüht war, seiner Stimme einen ruhigen, sogar freundlichen Klang zu geben, obwohl es ihn ärgerte, dass er sich überhaupt bemüßigt fühlte zu widersprechen. »Ich habe eine legitime Abneigung gegen den Anspruch einer elitären Minderheit, allen anderen sagen zu wollen, was sie tun und denken sollen. Ich habe eine Abneigung gegen selbsternannte Experten.«

»Sherwood«, sagte Claudette, »durch unbeabsichtigte Oxymora wie *selbsternannte Experten* werden deine Argumente kein bisschen überzeugender.«

Mit bewundernswert ernster Miene und in sachlichem Ton sagte Martie: »Das war eigentlich kein Oxymoron, Claudette.

Es war eine Metonymie, in der *selbsternannte Experten* für den vulgäreren, wenn auch treffenderen Ausdruck *arrogante Expertenarschlöcher* steht.«

Wenn er je den leisesten Zweifel daran gehabt hatte, ob er Martie immer lieben würde, so wusste er spätestens in diesem Augenblick, dass sie bis in alle Ewigkeit untrennbar zusammengehörten.

Als hätte sie die Worte ihrer Schwiegertochter nicht gehört, wandte sich Claudette an Skeet. »Derek hat mit beidem völlig Recht, Holden. Er hat kein Werturteil über dich geäußert. So etwas ist nicht seine Art. Und du hast selbstverständlich dissoziative Fantasien. Wenn du deine Krankheit nicht wahrhaben willst, wirst du nie gesund werden.«

So schwierig es schon war, über die Schwelle des Hauses zu gelangen, war es fast ein Ding der Unmöglichkeit, über die Eingangsdiele hinaus vorzudringen.

»Holden hat seine Medikamente abgesetzt«, sagte Derek Lampton zu Dusty, während sein Blick nach unten wanderte und wieder an Marties Brüsten hängen blieb.

»Du hattest mir sieben verschiedene Medikamente verschrieben«, sagte Skeet. »Wenn ich die morgens alle genommen hatte, war kein Platz mehr fürs Frühstück.«

»Du wirst das, was in dir steckt, nie verwirklichen können«, sagte Claudette mit strafendem Blick, »wenn du dich deiner Krankheit nicht stellst, sondern sie leugnest.«

»Ich finde, er hätte die Medikamente schon vor langer Zeit absetzen sollen«, sagte Dusty.

Lampton riss den Blick von Marties Brüsten los. »Es ist nicht förderlich für Holdens Genesung, wenn er durch unqualifizierte Ratschläge konfus gemacht wird.«

»Sein Vater hat Skeets Genesung gefördert, bis der neun war, und seitdem hast du sie gefördert.« Dusty wusste genau, dass er mit dem gespielten Lächeln und dem munteren Ton, zu dem er sich zwang, niemanden täuschen konnte. »Aber alles, was ich

bis jetzt sehen konnte, war sehr viel Förderung und wenig Genesung.«

»Mutter«, sagte Skeet, dessen Miene sich plötzlich erhellt hatte, »wusstest du, dass mein Vater in Wirklichkeit gar nicht Holden Caulfield heißt? Er hieß Sam Farner, bevor er seinen Namen offiziell ändern ließ.«

Claudettes Augen wurden schmal. »Du fantasierst schon wieder, Holden.«

»Nein, es ist wahr. Ich habe die Beweise zu Hause. Vielleicht hat Ahriman das gemeint, als er ihn einen Schwindler nannte, nachdem er auf mich geschossen hatte.«

Claudette zeigte anklagend mit dem Finger auf Dusty. »Du ermutigst ihn, seine Medikamente abzusetzen, und da siehst du, wohin es führt.« Dann wandte sie sich wieder Skeet zu. »Dieser Ahriman hat mich eine Hure genannt. Muss ich davon ausgehen, Holden, dass dieses Wort in deinen Augen genauso angemessen für mich ist wie das Wort *Schwindler* für deinen Vater?«

Dusty registrierte das unerklärliche Summen in seinem Kopf, das sich sonst normalerweise erst einstellte, wenn er sich mindestens eine halbe Stunde in diesem Haus aufgehalten hatte. Aber er wollte unbedingt auf das Thema zurückkommen, das ihm unter den Nägeln brannte. »Derek«, sagte er, »aus welchem Grund könnte Ahriman einen solchen Hass auf dich haben?«

»Weil ich ihn als das bloßgestellt habe, was er ist.«

»Und was ist er?«

»Ein Scharlatan.«

»Und wann hast du ihn bloßgestellt?«

»Ich nutze jede Gelegenheit, die sich mir bietet«, sagte Lampton, und seine schwarzen Iltisaugen glitzerten dabei vor Schadenfreude.

Claudette baute sich neben ihrem Mann auf, legte ihm einen Arm um die Taille und sagte, indem sie sich kokett an ihn

schmiegte: »Wenn ein Narr wie Mark Ahriman Dereks geistige Überlegenheit zu spüren bekommt, vergisst er es so schnell nicht wieder.«

»Wie?«, sagte Martie. »Wie hast du ihn bloßgestellt?«

»Durch analytische Aufsätze in zwei namhaften Fachzeitschriften«, sagte Lampton, »in denen ich seine hohlen Theorien und seinen lächerlichen Schreibstil ins Scheinwerferlicht gerückt habe.«

»Und warum das alles?«

»Weil ich es erschreckend fand, dass so viele Psychologen angefangen haben, ihn ernst zu nehmen. Der Mann ist kein Intellektueller. Er ist ein Wichtigtuer der übelsten Sorte.«

»Und das ist alles?«, sagte Martie. »Zwei Aufsätze?«

Lamptons spitze Zähne blitzten. In seinen Augenwinkeln bildeten sich feine Fältchen. Seine Miene sollte Erheiterung ausdrücken, aber er sah eher so aus, als hätte er eine Maus erspäht, die er gleich in Stücke zu reißen gedachte. »O, heiliger Strohsack, sie wissen wirklich nicht, was es heißt, das Objekt einer Großattacke à la Lampton zu sein, was, Claudette?«

»Ich glaube, ich weiß es«, sagte Skeet, aber weder seine Mutter noch sein Stiefvater schienen ihm zuzuhören.

Als hätte Lampton etwas besonders Witziges oder Anzügliches gesagt, gab Claudette ein geziertes Kichern von sich, in dem so viel echter Humor mitschwang wie im Rasseln einer Diamantklapperschlange.

»Heiliger Strohsack«, wiederholte Lampton, der sich an seinem eigenen Witz zu berauschen schien, begeistert. »Aufsätze in zwei Fachzeitschriften. Ein bisschen geschickte Wühlarbeit. Und eine Glosse für die Literaturbeilage der *New York Times*, in der ich seinen Stil parodiere …«

»Umwerfend bösartig«, sagte Claudette stolz.

»… außerdem für eine große Presseagentur eine Rezension seines neuesten Machwerks, die in achtundsiebzig Zeitungen im ganzen Land erschienen ist. Ich habe alle Artikel ausge-

schnitten und gesammelt. Unglaublich, dass dieses gräßliche Buch seit achtundsiebzig Wochen in Folge auf der Bestsellerliste der *Times* steht.«

»Du meinst *Lerne dich selbst lieben*?«, fragte Martie.

»Ein trivialpsychologisches Brechmittel«, sagte Lampton feierlich. »Das Buch hat in der amerikanischen Psyche wahrscheinlich mehr Schaden angerichtet als irgendein anderes, das in den letzten zehn Jahren veröffentlicht wurde.«

»Achtundsiebzig Wochen auf der Bestsellerliste«, sagte Dusty. »Ist das lange?«

»Für ein Buch dieses Genres ist es eine Ewigkeit«, sagte Lampton.

»Wie lange stand dein letztes Buch auf der Bestsellerliste?«

Plötzlich war Lampton ganz der seriöse Wissenschaftler. »Ich verfolge das wirklich nicht. Es geht nicht um kommerziellen Erfolg. Es kommt auf die Qualität eines Buchs an, darauf, welchen Einfluss es auf die Gesellschaft hat, wie vielen Menschen es hilft.«

»Ich glaube, es waren zwölf oder vierzehn Wochen«, sagte Dusty.

»O nein, es waren mehr«, sagte Lampton.

»Na gut, dann eben fünfzehn.«

Lampton wand sich zwischen dem Wunsch, seine Leistungen angemessen gewürdigt zu sehen, und der Falle, die er sich selbst gestellt hatte. Er warf Claudette einen Hilfe suchenden Blick zu, die ihm sogleich assistierte.

»Zweiundzwanzig Wochen stand es auf der Liste. Derek achtet nicht auf solche Dinge, aber ich schon. Ich bin stolz auf ihn. Zweiundzwanzig Wochen ist ein guter Schnitt, sehr gut sogar für ein seriöses Werk wie dieses.«

»Da liegt natürlich das Problem«, fiel Lampton mit kummervoller Miene ein. »Trivialpsychologisches Geschwätz verkauft sich immer besser als eine seriöse Arbeit. Es hilft keinem einen Deut weiter, aber es liest sich leicht.«

»Und die amerikanische Bevölkerung«, fügte Claudette hinzu, »ist so träge und ungebildet, wie sie qualifizierte psychologische Hilfe braucht.«

»Wir sprechen von *Haben Sie den Mut, selbst Ihr bester Freund zu sein*«, sagte Dusty zu Martie.

»Ich habe es nicht geschafft, es zu Ende zu lesen«, sagte Skeet.

»Du bist ganz sicher klug genug«, sagte Claudette. »Aber wenn du deine Medikamente nicht nimmst, holen dich deine Lernschwächen wieder ein, und du kannst nicht einmal mehr deinen eigenen Namen lesen. ›Einsicht durch Medikamente.‹«

Mit einem heimlichen Blick zum Wohnzimmer fragte sich Dusty, wie hoch wohl die Prozentzahl der Besucher war, die es weiter als bis zur Eingangsdiele schafften.

Skeet nahm sichtlich all seinen Mut zusammen und sagte: »Ich habe keine Schwierigkeiten, meine Fantasyromane zu lesen, ohne dafür Medikamente nehmen zu müssen.«

»Deine Fantasyromane«, sagte Lampton, »sind ein Zeichen für deine Krankheit, Holden, nicht für deine Gesundheit.«

»Was hat es mit deiner Wühlarbeit auf sich?«, fragte Dusty.

Die anderen sahen ihn erstaunt an.

»Du hast gesagt, du hättest ein bisschen geschickte Wühlarbeit gegen Mark Ahriman geleistet«, sagte Dusty zur Erinnerung.

Wieder dieses lauernde, mäusemordende Hühnerräuberlächeln. »Kommt mit, ich zeige es euch!«

Lampton ging ihnen ins erste Stockwerk voraus.

Oben im Flur wurden sie von Valet begrüßt, der sich offensichtlich nicht bis in das Kriegsgebiet in der Eingangsdiele vorgewagt hatte.

Martie und Dusty blieben stehen, um ihn gebührend zu streicheln, unter dem Kinn zu kratzen und hinter den Ohren zu kraulen, und er bedankte sich mit feuchten Hundeküssen und begeistertem Schwanzgewedel.

Hätte er die Wahl gehabt, wäre Dusty viel lieber hier auf dem Boden sitzen geblieben und hätte sich für den Rest des Tages mit Valet vergnügt. Abgesehen von Skeets Umarmung – *autsch, autsch, autsch!* –, war die Begrüßung des Hundes der erste wahre und aufrichtige Moment, den er erlebte, seit er an der Haustür geklingelt hatte.

Lampton, der schon ein Stück vorausgegangen war, klopfte an eine Tür. Ungeduldig drehte er sich zu Dusty und Martie um. »Na, kommt schon.«

Claudette und Skeet verschwanden in dem Zimmer, das der Tür gegenüberlag: Lamptons Arbeitszimmer.

Dusty hatte zwar nichts davon gehört, dass jemand auf das Klopfen reagiert hätte, aber Lampton öffnete die Tür auch ohne Aufforderung und trat, als Dusty und Martie bei ihm waren, über die Schwelle. Die beiden folgten ihm.

Das Zimmer, in dem sie standen, gehörte Junior. Dusty hatte es das letzte Mal betreten, als Derek Lampton junior elf Jahre alt gewesen war, also vor ungefähr vier Jahren. Damals hatten Motive aus der Welt des Sports das Bild beherrscht. Überall Poster von Baseball- und Fußballstars.

Jetzt waren Decke und Wände in einem glänzenden Schwarz gestrichen, das das Licht absorbierte, sodass es im Raum trotz der mindestens dreihundert Watt, auf die sich die eingeschalteten Lampen summierten, düster wirkte. Das Kopfteil des Stahlrohrbetts war schwarz, ebenso das Laken und die Kissen- und Deckenbezüge. Selbst die Ahorndielen, die im ganzen übrigen Haus mit ihrem natürlichen Holzschimmer so schön aussahen, waren hier schwarz gestrichen. Die einzigen Farbtupfer im Raum waren die Buchrücken auf den schwarzen Regalen und zwei große Fahnen, die an die Decke geheftet waren: das Hakenkreuz in weißem Kreis auf rotem Grund, das Adolf Hitler am liebsten rund um den ganzen Globus aufgepflanzt hätte, und das Hammer-und-Sichel-Emblem der einstigen Sowjetunion. Vier Jahre zuvor hatten sich in den Regalen

Bücher über die Geschichte des Sports, Sportlerbiografien, Anleitungen zum Bogenschießen und Science-Fiction-Romane aneinandergereiht. An ihrer Stelle sah man jetzt Bücher über Dachau, Auschwitz, Buchenwald, die Lager des sowjetischen Gulag, den Ku-Klux-Klan, Jack the Ripper, ein paar zeitgenössische Serienmörder und den einen oder anderen wahnsinnigen Bombenattentäter.

Junior selbst trug weiße Turnschuhe, weiße Socken, eine khakifarbene Fliegeruniformhose und ein weißes T-Shirt. Er lag auf dem Bett und las in einem Buch, auf dessen Umschlag ein Berg verwesender Leichen abgebildet war, und weil der Kontrast zwischen seiner hellen Kleidung und den schwarzen Satinbezügen so scharf war, sah es aus, als würde er wie ein Yogi über dem Bett schweben.

»Hallo, Kleiner, wie geht's dir?«, sagte Dusty verlegen. Da Junior erst drei Jahre alt gewesen war, als Dusty vor annähernd zwölf Jahren fluchtartig das Haus verlassen hatte, war ihm sein Halbbruder derart fremd, dass er nie wusste, wie er sich ihm gegenüber verhalten sollte.

»Sehe ich aus, als wäre ich schon gestorben?«, sagte Junior mürrisch.

Der Junge war im Gegenteil das *blühende* Leben, er schien fast zu lebendig für diese Welt, er strahlte geradezu, als würde er aus einer übernatürlichen Energiequelle, aus einer Steckdose im Jenseits mit Starkstrom gespeist. Nichts an ihm erinnerte an das iltisartige Äußere, das seinem aalglatten Vater anhaftete; das Schicksal hatte es gut mit ihm gemeint und ihn verschwenderisch mit den Erbanlagen seiner Mutter ausgestattet, hatte ihn mit einer so vollendeten Figur und so wohlgeformten Zügen beglückt, wie es keinem ihrer anderen Kinder vergönnt war. Sollte er eines Tages beschließen, auf die Bühne zu steigen, ein Mikrofon zur Hand zu nehmen und zu singen, würde er, gleichgültig, ob seine Stimme gut oder nur passabel war, größere Triumphe feiern als Elvis, die Beatles und Ricky

Martin zusammen, und junge Frauen und junge Männer würden unterschiedslos schluchzend und kreischend die Bühne stürmen und wahrscheinlich selig sein, wenn sie sich für ihn die Pulsadern aufschneiden und ihm damit ein Blutopfer darbringen durften.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Dusty verwundert und deutete mit weit ausholender Geste auf die schwarzen Wände und die Flaggen an der Decke.

»Wonach sieht es deiner Meinung nach denn aus?«, sagte Junior überheblich.

»Post-Gothic?«

»Gothic kannst du vergessen. Das ist was für Kinder.«

»Sieht aus, als würdest du schon mal fürs Sterben üben«, sagte Martie.

»Schon besser«, sagte Junior.

»Was soll das für einen Sinn haben?«

Junior legte das Buch aus der Hand. »Was soll alles andere für einen Sinn haben?«

»Du meinst, weil wir alle irgendwann sterben?«

»Dazu sind wir ja da«, sagte Junior. »Um darüber nachzudenken. Zuzusehen, wie der Tod andere Menschen trifft. Uns darauf vorzubereiten. Und dann selbst abzutreten und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.«

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragte Dusty noch einmal, diesmal aber nicht an Junior, sondern an seinen Stiefvater gerichtet.

»In der Pubertät durchlaufen die meisten Jungen, wie Derek eben auch, eine Phase, in der sie vom Tod fasziniert sind, und jeder denkt, dass er sich tiefschürfendere Gedanken über dieses Thema macht als alle anderen«, sagte Lampton, der über seinen Sohn sprach, als könnte dieser ihn nicht hören. Als Dusty und Skeet noch mit ihm unter einem Dach gelebt hatten, hatte er es mit ihnen genauso gemacht, hatte hemmungslos über sie geredet, als wären sie Tiere in einem interessanten Laborver-

such, die den Sinn seiner Worte nicht begriffen. »Sex und Tod. Das sind *die* Themen der heranwachsenden Jugend. Jungen wie Mädchen, aber stärker noch die Jungen, sind geradezu besessen von diesen beiden Themen. Von Zeit zu Zeit machen sie eine Phase durch, in der sie fast psychotische Strukturen entwickeln. Schuld daran ist eine hormonelle Unausgewogenheit, und man lässt sie am besten ihre Obsessionen ausleben, denn die Natur bringt die Dinge ganz von selbst wieder ins Lot.«

»Also, ich kann mich, ehrlich gesagt, nicht erinnern, vom Tod fasziniert gewesen zu sein«, sagte Martie.

»Aber du warst es«, sagte Lampton, als hätte er sie schon als Kind gekannt. »Du hast es nur mit anderen Interessen kompensiert – Barbiepuppen und Make-up beispielsweise.«

»Make-up ist eine Kompensation für die zwanghafte Beschäftigung mit dem Tod?«

»Was könnte klarer auf der Hand liegen?«, sagte Lampton in einem oberlehrerhaft selbstgefälligen Ton. »Zweck des Schminkens ist es, die Spuren der Zeit zu überdecken, und Zeit ist nur ein anderes Wort für den Tod.«

»Und für was stehen die Barbiepuppen?«, sagte Dusty.

»Denk doch mal nach«, sagte Lampton gönnerhaft. »Was ist eine Puppe anderes als das Äquivalent eines Leichnams? Unbeweglich, kalt, starr, leblos. Ein kleines Mädchen, das mit einer Puppe spielt, spielt mit einem Leichnam … und lernt, sich nicht über die Maßen vor dem Tod zu fürchten.«

»Ich kann mich erinnern, dass mich Sex fasziniert hat«, sagte Dusty, »aber …«

»Sex ist eine Lüge«, sagte Junior. »Sex ist Verdrängung. Die Leute beschäftigen sich mit Sex, weil sie der Tatsache nicht ins Auge blicken wollen, dass es im Leben um den Tod geht. Es geht nicht um die Schöpfung, es geht um den Tod.«

Lampton lächelte seinem Sohn mit so stolzgeschwellter Brust zu, dass es aussah, als müssten ihm gleich die Hemdknöpfe abplatzen. »Unser Derek hat beschlossen, sich für eine Weile

intensiv mit dem Tod zu beschäftigen, um die Angst davor schneller zu überwinden, als es anderen Leuten in der Regel gelingt. Es ist eine legitime Methode, den Reifeprozess bewusst herbeizuführen und zu beschleunigen.«

»Ich habe sie nicht überwunden«, sagte Martie trocken.

»Siehst du?«, sagte Lampton, als hätte er gerade eine Bestätigung seiner Theorie erhalten. »Letztes Jahr war es Sex, wie es bei einem Vierzehnjährigen üblich ist. Nächstes Jahr, wenn er die gegenwärtige Phase überwunden hat, wird es wieder Sex sein.«

Dusty konnte sich des Verdachts nicht erwehren, dass Junior, wenn er sich erst einmal ein Jahr lang in diesem schwarzen Zimmer seinen Todesfantasien hingegeben hatte, eher eines Tages die Sensation der Abendnachrichten sein würde, und ganz sicher nicht deshalb, weil er einen Rechtschreibwettbewerb gewonnen hatte.

An den Jungen gewandt, sagte Lampton: »Dusty und Martie interessieren sich für unser Guerilla-Unternehmen Mark Ahriman.«

»Diese Ratte«, sagte Junior. »Willst du ihm noch eine Breitseite verpassen?«

»Warum nicht?«, sagte Lampton senior und rieb sich feixend die Hände.

Junior wälzte sich vom Bett, streckte sich und ging zur Tür. Im Vorbeigehen sagte er zu Martie: »Klasse Titten.«

Strahlend sah Lampton seinem Sohn nach. »Seht ihr? Er ist schon wieder im Begriff, die Phase der Todesfantasien hinter sich zu lassen, auch wenn er sich dessen selbst noch nicht bewusst ist.«

In vergangenen Jahren hatten Dusty und Martie manchmal davon geträumt, den Jungen zu entführen, sich irgendwo mit ihm zu verkriechen und ihn, dem Zugriff seiner Eltern entzogen, selbst großzuziehen, damit er wenigstens die Chance hatte, einmal ein normales Leben zu führen. Ein rascher Blick

auf Martie sagte Dusty, dass ihr, genau wie ihm selbst, immer noch danach zumute war, sich irgendwo zu verkriechen, allerdings wohl eher vor Junior als mit ihm.

Sie folgten dem Jungen in Lamptons Arbeitszimmer, wo bereits Skeet, Claudette und Poster Newton versammelt waren.

Fig stand am Fenster und beobachte den Vorgarten und die Auffahrt.

»Hallo, Fig«, sagte Dusty.

Fig drehte sich zu den Neuankömmlingen um. »Hallo.«

»Und, alles in Ordnung mit dir?«, fragte Martie.

Fig schob sein Hemd hoch und präsentierte eine Brust und einen Bauch, die nicht so bleich und ausgezehrt waren wie Skeets Torso und über die sich ein etwas anderes, aber genauso hässliches Muster dunkler Blutergüsse zog, die Spuren der vier Kugeln, die tödlich gewesen wären, hätte die Kevlar-Weste sie nicht aufgefangen.

»Heute bleibt uns aber auch nichts erspart«, sagte Claudette, das Gesicht wieder zu einer angewiderten Grimasse verzogen.

»Es ist nicht so schlimm«, sagte Fig, der ihre Worte offenbar falsch gedeutet hatte.

»Du hast uns das Leben gerettet«, sagte Martie zu Fig. »Feuerwehrauto?«

»Ja.«

»Mir hat er auch das Leben gerettet«, sagte Skeet.

Fig schüttelte den Kopf. »Kevlar.«

Junior hatte sich an den Computer gesetzt, der auf dem Schreibtisch seines Vaters stand.

Lampton hatte sich hinter ihm aufgestellt und sah ihm über die Schulter. »Los geht's.«

Als Dusty und Martie näher herantraten, sahen sie, dass Junior damit beschäftigt war, eine sarkastische, wohlformulierte Kurzrezension zu Ahrimans Buch *Lerne dich selbst lieben* zu schreiben.

»Das«, sagte Lampton, »platzieren wir auf der Seite der Le-

serrezensionen bei Amazon. Wir haben unter wechselnden Namen und E-Mail-Adressen schon über hundertfünfzig dieser Verrisse geschrieben und abgeschickt.«

Erschrocken zuckte Dusty zusammen, und er sah plötzlich die unmenschliche Wut vor sich, die ihn aus Ahrimans Augen getroffen hatte, als er und Martie ihn vor gar nicht langer Zeit in seiner Praxis zur Rede gestellt hatten. »*Wessen* Namen und E-Mail-Adressen?« Er fragte sich, auf welche Weise sich der Psychiater an diesen ahnungslosen, unschuldigen Menschen gerächt haben mochte.

»Keine Sorge«, sagte Lampton, »wenn wir echte Namen benutzen, nehmen wir irgendwelche hirntoten Idioten, die nicht viel lesen. Die Gefahr, dass sie je bei Amazon etwas suchen und auf unsere Rezensionen stoßen, ist minimal.«

»Meistens«, sagte Junior, »erfinden wir die Namen und E-Mail-Adressen ohnehin einfach, was noch mehr Spaß macht.«

»Das geht?«, fragte Martie verwundert.

»Das Internet ist durchlässig«, sagte Junior.

Dusty bemühte sich, diese Bemerkung in ihrer vollen Tragweite zu erfassen. »Es scheint mir schwierig, Erfindung und Wahrheit auseinander zu halten.«

»Viel besser. Es spielt keine Rolle, was Erfindung und was Wahrheit ist. Es fließt alles zu einem einzigen Strom zusammen.«

»Wie findet man dann überhaupt heraus, ob etwas wahr ist oder nicht?«

Junior zuckte die Achseln. »Wen interessiert das schon? Es kommt nicht darauf an, ob etwas wahr ist … Es kommt darauf an, ob es seinen Zweck erfüllt.«

»Ich bin mir sicher, dass mindestens die Hälfte der positiven Amazon-Rezensionen zu diesem idiotischen Buch von Ahriman selbst stammen«, sagte Lampton. »Ich kenne Romanautoren, die mehr Zeit mit dieser Art von Selbstlob verbringen als mit dem eigentlichen Schreiben. Wir versuchen nur, das

Gleichgewicht wieder herzustellen.«

»Hast du zu *Haben Sie den Mut, selbst Ihr bester Freund zu sein* auch solche Rezensionen geschrieben?«, fragte Martie.

»Ich? Aber nein«, sagte Lampton indigniert. »Ein seriöses Werk spricht für sich selbst.«

Na klar. Garantiert hatten diese Iltispfoten mit den spitzen Fingern stundenlang, tagelang mit solcher Geschwindigkeit Eigenlob in die Tasten gehämmert, bis das Keyboard heiß gelaufen war.

»Als nächstes«, sagte Junior verheißungsvoll, »zeigen wir euch, was wir alles mit den Internetseiten anstellen können, die sich mit Ahriman befassen.«

»Derek ist ein echter Crack am Computer«, sagte Derek der Altere, der vor Stolz fast platzte. »Er spürt Ahriman überall im Internet auf, überall. Keine Zugriffsicherung, keine Programmstruktur ist ihm zu kompliziert.«

Dusty wandte sich vom Computer ab. »Ich glaube, wir haben genug gesehen«, sagte er.

Mit beiden Händen fasste Martie ihn am Arm und zog ihn beiseite. In ihren entsetzten Augen spiegelte sich dasselbe Grauen, das Dusty empfand. Atemlos sagte sie: »Bevor Susan Ahriman sein jetziges Haus verkauft hat, war sie die Maklerin des ursprünglichen Besitzers, und sie wollte mir das Haus gern zeigen. Ein imposanter Besitz, sehr beeindruckend, wie eine Kulisse für die *Götterdämmerung*. Ich müsse es einfach gesehen haben, hat sie gesagt. Also habe ich mich mit ihr dort verabredet. Das war der Tag, an dem sie Ahriman das Haus zum ersten Mal gezeigt hat, der Tag, an dem sie ihn kennen gelernt hat. Als ich ankam, hatten sie ihre Besichtigungstour gerade beendet. Ich habe an diesem Tag auch seine Bekanntschaft gemacht. Wir … haben uns zu dritt ein bisschen unterhalten.«

»O Gott. Kannst du dich erinnern …?«

»Ich versuche es. Aber ich weiß es nicht genau. Vielleicht

kamen wir auf sein Buch zu sprechen. Es ist jetzt ja offenbar seit achtundsiebzig Wochen auf der Bestsellerliste. Damals müsste es also relativ neu auf dem Markt gewesen sein. Vor achtzehn Monaten. Und wenn mir klar war, worum es in dem Buch geht … habe ich Derek möglicherweise erwähnt.«

In dem Versuch, der bitteren Schlussfolgerung, auf die Martie unaufhaltsam zusteuerte, die Schärfe zu nehmen, sagte Dusty: »Miss M., hör sofort auf. Hör auf, dir solche Gedanken zu machen. Ahriman wäre auch ohne dich hinter Susan her gewesen. So schön, wie sie war, hatte er garantiert schon ein Auge auf sie geworfen, bevor du auf der Bildfläche erschienen bist.«

»Vielleicht.«

»Ganz sicher.«

Lampton hatte dem Computer den Rücken gekehrt und hörte ihnen interessiert zu. »Du kennst diesen unfähigen Psycho-Schreiberling persönlich?«

Martie fuhr zu ihm herum. Mit einem Blick, der ihm das Blut in den Adern hätte gefrieren lassen, wenn solches darin geflossen wäre, sagte sie: »Deinetwegen sind wir alle tot.«

Offensichtlich auf die Pointe des Satzes wartend, den er wohl für einen Witz hielt, bleckte Lampton seine kleinen Raubtierzähne.

»Tot, weil ihr euch an euren kindischen Konkurrenzspielchen hochzieht.«

Wie eine strahlende Walküre, die ihrem verwundeten Krieger zu Hilfe eilt, rauschte Claudette herbei und baute sich neben Lampton auf. »Daran ist absolut nichts Kindisches. Du verstehst nichts von der Welt der Wissenschaft, Martine. Du hast keine Ahnung, was in einem Intellektuellen vorgeht.«

»Ach nein?«, sagte Martie scharf.

Aus diesen beiden Worten sprach ein so abgrundtiefer Abscheu, dass Dusty froh war, den .45er Colt sicher im Wüstensand vergraben zu wissen.

»Männer wie Derek«, fuhr Claudette unbeirrt fort, »treten nicht aus Eigeninteresse in Konkurrenz oder um ihrem Ego zu schmeicheln. Ihnen geht es um *Ideen*. Um Ideen, die die Gesellschaft, die Welt, die Zukunft verändern. Und bevor diese Ideen, diese Visionen verwirklicht werden können, muss ihre Tauglichkeit bewiesen werden, müssen sie in Debatten aller Art und auf allen Schlachtfeldern erprobt werden.«

»Wie zum Beispiel auf der Homepage von Amazon.com«, sagte Martie spitz.

Claudette ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Der Kampf der Ideen ist ein sehr realer Wettkampf, nicht das kindische Konkurrenzspielchen, als das du es hinzustellen versuchst.«

Valet zog sich in den Flur zurück und beobachtete das Geschehen aus sicherer Entfernung.

Mutig meldete sich Skeet zu Wort, der sich zu Dusty und Martie gesellt hatte, wenn er auch vorsichtshalber hinter ihnen in Deckung ging. »Martie hat Recht.«

»Wenn du deine Medikamente nicht nimmst«, sagte Lampton zu ihm, »ist dein Urteilsvermögen so getrübt, dass niemand Wert auf deine Unterstützung legt, Holden.«

»Ich lege Wert auf seine Unterstützung«, sagte Dusty.

Bei dem Thema, in das sie sich verbissen hatte, ereiferte sich Claudette in einer Weise, wie es Dusty noch nie an ihr erlebt hatte. »Du glaubst, das Leben besteht nur aus Videospielen und Filmen, Mode, Football und Gartenpflege, und womit du dir sonst noch so die Zeit vertreiben magst, aber das Leben besteht aus *Ideen*. Menschen wie Derek, Menschen mit Ideen prägen die Welt. Sie prägen den Staat, den Glauben, die Gesellschaft, ausnahmslos alles, was unsere Kultur ausmacht. Die meisten Menschen begnügen sich aus freien Stücken damit, in den Tag hinein zu leben, ihr Leben mit Nichtigkeiten zu vergeuden, ohne je auch nur zu merken, dass Derek … dass Menschen wie Derek diese Gesellschaft *geschaffen* haben und sie durch die Macht ihrer Gedanken *beherrschen*.«

In dieser hässlichen Auseinandersetzung, die sich für Dusty und ganz sicher auch für Skeet rasant zu einer Entscheidungsschlacht von ungeahnten Dimensionen steigerte, war Martie der heldenhafte Ritter, der mit erhobener Lanze dem Drachen Auge in Auge gegenübertrat. Skeet stand jetzt dicht hinter ihr und hatte ihr die Hände auf die Schultern gelegt, und Dusty hätte sich am liebsten zum Schutz auch noch hinter Skeet aufgestellt.

»Den Mut haben, selbst sein bester Freund zu sein«, sagte Martie, »sich selbst lieben lernen sind die Ideen, die die Menschheit prägen?«

»Man kann mein Buch auf keinen Fall mit Ahrimans vergleichen«, sagte Lampton protestierend, aber nach der glühenden Verteidigungsrede seiner Frau klangen seine Worte wie das Maulen eines beleidigten Kindes.

Indem sie sich vor Lampton schob, als wollte sie ihren in Bedrängnis geratenen Mann mit ihrem Körper vor weiteren Angriffen schützen, aber auch, um ihren Hintern an ihn zu schmiegen, sagte sie nachdrücklich: »Was Derek schreibt, ist geistreich, solide und psychologisch fundiert. Exakt formulierte Gedanken. Ahriman dagegen gibt einen Schwall stinkender Psycho-Jauche von sich.«

Noch nie zuvor hatte Dusty erlebt, dass seine Mutter ihren Kälteschleier abgeworfen und die sexuelle Seite ihres Wesens gezeigt hatte, und er hoffte inständig, dass er *nie* wieder gezwungen sein würde, so etwas mit anzusehen. Was sie erregte, waren nicht die Ideen an sich, sondern die Vorstellung, dass diese Ideen gleichbedeutend waren mit Macht. *Macht* war ihr wahres Aphrodisiakum; nicht die unverhüllte Macht der Generäle, Politiker und Schwergewichtboxer, auch nicht die primitive Macht eines Serienmörders über seine Opfer, sondern die Macht derer, die das Denken von Generälen, Politikern, Klerikern, Lehrern, Juristen, Filmemachern prägten. Die Macht der Manipulation. In ihren bebenden Nasenflügeln und ihren

glitzernden Augen drückte sich für Dusty jetzt eine Erotik aus, die so kalt war wie die einer Tarantel oder einer Eidechse.

»Du kapierst überhaupt nichts«, sagte Martie, die vor Wut schäumte. »Für *Haben Sie den Mut, selbst Ihr bester Freund zu sein* habt ihr unser Haus abgebrannt. Ihr hättet es genauso gut eigenhändig tun können. Für *Haben Sie den Mut, selbst Ihr bester Freund zu sein* habt ihr auf Skeet und Fig geschossen. Ihr glaubt vielleicht, dass das, was sie erzählen, nur dissoziative Fantasien sind, aber es ist wirklich passiert, es ist die Wahrheit, Claudette. Die Blutergüsse sind echt, die Kugeln waren echt. Eure blödsinnige Vorstellung davon, was eine *Debatte* ist, die Tatsache, dass ihr euren lächerlichen Kleinkrieg für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung haltet … Das ist die Kraft, die den Finger am Abzug geführt hat. *So viel* zum Prägen der Gesellschaft. Vielleicht bist du bereit, für Dereks geistreiche, solide, exakt formulierte und psychologisch fundierte narzistische Scheiße zu sterben, *aber ich bin es nicht*!«

Fig, der immer noch auf seinem Beobachtungsposten am Fenster stand, sagte: »Lexus.«

Noch hatte Claudette nicht Feuer gespuckt, aber sie sah aus, als könnte auch das nicht mehr lange auf sich warten lassen. »Wie einfach es doch offensichtlich ist, hochtrabende Scheinargumente vorzubringen, wenn man an der Universität nie einen Logikkurs belegt hat. Wenn Ahriman Häuser abbrennt und Leute erschießt, ist er ein Wahnsinniger, ein Psychopath, und Derek tut gut daran, ihn auf jede nur erdenkliche Weise zu bekämpfen. Wenn das, was du sagst, wahr ist, ist es sogar ausgesprochen *mutig* von ihm, Ahriman den Kampf anzusagen.«

Derek Lampton, der Mann, der den Mut hatte, selbst sein bester Freund zu sein, sagte: »Ich habe schon immer gefunden, dass er in seinen Büchern zu einer psychopathischen Sicht der Dinge neigt. Ich habe schon immer vermutet, dass es gefährlich sein könnte, sich ihn zum Feind zu machen, aber wenn man

nicht gleichgültig ist, nimmt man eben Risiken auf sich.«

»Aber sicher«, sagte Martie. »Am besten rufen wir gleich im Pentagon an, damit sie einen Verdienstorden für dich bereithalten. Für besondere Tapferkeit auf dem Feld der akademischen Schlammschlacht, den heldenhaften Einsatz an der Computertastatur, den kühnen Umgang mit falschen Namen und ungültigen E-Mail-Adressen.«

»Du bist in meinem Haus nicht mehr willkommen«, sagte Claudette.

»Lexus in der Auffahrt«, sagte Fig.

»Was soll daran Besonderes sein?«, fragte Claudette, ohne Martie aus den Augen zu lassen. »Jeder Idiot in dieser protzigen Gegend fährt einen Lexus oder einen Mercedes.«

»Er hält an«, sagte Fig.

Martie und Dusty traten zu Fig ans Fenster.

Die Fahrertür des Lexus ging auf, und ein großer, gutaussehender, dunkelhaariger Mann stieg aus. Eric Jagger.

»O verdammt«, sagte Martie.

Über Susan hatte sich Ahriman damals Zugang zu Martie verschafft. Auch ohne einen Logikkurs an der Uni absolviert zu haben, konnte Dusty in diesem speziellen Fall zwei und zwei zusammenzählen.

Eric drehte sich zum Wagen um, bückte sich und holte etwas vom Beifahrersitz.

Über Susan hatte Ahriman sich auch Zugang zu Eric verschafft, hatte ihn programmiert und ihn veranlasst, sich von seiner Frau zu trennen, damit Susan allein war und niemanden hatte, der verhindern konnte, dass er sich ihrer bediente, wann immer ihm der Sinn danach stand. Und jetzt hatte Ahriman Eric eine weitere Aufgabe übertragen, die etwas mehr Einsatz von ihm verlangte, als nur aus dem Haus seiner Frau auszuziehen.

»Säge«, sagte Fig.

»Knochensäge«, korrigierte Dusty ihn.

»Mit Schädelblättern«, sagte Martie.
»Pistole«, sagte Fig.
Eric ging auf das Haus zu.

74. Kapitel

Der Tod kam genauso stilsicher daher wie heutzutage jedermann: verschwunden die von schwarzen Pferden gezogene schwarze Kutsche, eingetauscht gegen einen silberfarbenen Lexus. Verschwunden der schwarze Umhang mit der melodramatischen Kapuze: stattdessen Mokkassins mit Fransenrand, schwarze Freizeithose, Pullover von Jhane Barnes.

Die kugelsicheren Westen lagen im Pickup, und der Pickup stand in der Garage, daher waren Skeet und Fig ebenso ungeschützt wie alle anderen im Haus, aber diesmal würde der Mörder ohnehin auf den Kopf zielen.

»Eine Pistole?«, sagte Lampton auf Marties Frage hin. »Du meinst hier?«

»Nein, natürlich nicht, sei nicht albern«, sagte Claudette, die selbst in diesem Augenblick noch Streit zu suchen schien. »Selbstverständlich haben wir keine Pistole im Haus.«

»Zu schade, dass ihr keine wirklich *tödliche* Idee habt«, sagte Martie.

Dusty packte Lampton am Arm. »Das Verandadach auf der Rückseite des Hauses. Ihr könnt durch Juniors Fenster oder von eurem Schlafzimmer aus hinausklettern.«

Mit verwirrtem Blinzeln und zuckender Nase, als versuchte er, einen Geruch zu erschnüffeln, der ihm verraten konnte, welche Gefahr eigentlich drohte, sagte der Iltis: »Aber warum …«

»Beeilt euch!«, sagte Dusty. »Ihr alle. Los, geht schon. Auf das Verandadach, runter in den Garten, runter zum Strand, und dann versteckt ihr euch bei einem der Nachbarn.«

Junior war als Erster an der Tür des Arbeitszimmer und spurtete davon. Ihm reichte es offensichtlich völlig, sich allein mit der Vorstellung des Todes zu beschäftigen.

Dusty war der Nächste. Er griff sich Lamptons Schreibtisch-

stuhl und rollte ihn vor sich her in den Flur und weiter bis zum Treppenabsatz, während alle anderen in die entgegengesetzte Richtung davonrannten.

Nein, nicht alle. Schon stand Skeet neben ihm, lieb gedacht, aber keine große Hilfe. »Was soll ich tun?«

»Verdammt, Kleiner, hau einfach ab!«

»Du kannst mir hier helfen«, sagte Martie.

Auch sie hatte nicht die Flucht ergriffen, sondern machte sich an einer zwei Meter langen Sheraton-Anrichte zu schaffen, die der Treppe gegenüber an der Wand des breiten Flurs stand. Mit einer weit ausholenden Armbewegung fegte sie eine Vase und ein Arrangement silberner Kerzenleuchter beiseite, die klirrend zu Boden fielen und in alle Richtungen rollten. Offensichtlich hatte sie erkannt, was Dusty mit dem Schreibtischstuhl vorhatte, war aber der Meinung, dass schwergewichtigere Munition gebraucht wurde.

Nachdem Dusty den Stuhl zur Seite gerollt hatte, wuchteten sie die Anrichte zu dritt von der Wand weg, schoben sie an den Rand der Treppe und stellten sie hochkant auf.

»Und jetzt sag ihm, dass er *gehen* soll«, sagte Dusty hastig zu Martie, seine Stimme war vor Angst ganz heiser, schlimmer noch als in der Sekunde, als sie nach ihrem Unfall mit dem Mietwagen bei Santa Fe in dem Flusslauf gelandet waren, denn dort hatte ihn im Angesicht der gedungenen Mörder, die über die Böschung kamen, um über sie herzufallen, zumindest die Gewissheit getröstet, dass Martie den Colt Commander hatte, während sie jetzt mit nichts als einer lächerlichen Kommode dastanden.

Martie fasste Skeet am Arm, der sich zu wehren versuchte, aber sie war stärker als er.

Im Erdgeschoss zerbarst die Buntglasscheibe der Eingangstür in einem prasselnden Kugelhagel, Holz splitterte, und Putzstücke wurden aus den Wänden der Eingangshalle gerissen.

Dusty duckte sich hinter die Anrichte und spähte vorsichtig

die hohe Treppe hinunter.

Der Anlageberater brach durch die gesplitterte Tür und stürmte ins Haus, als würde man beim Betriebswirtschaftsstudium in Harvard neuerdings auch den Umgang mit schwerem Geschütz lernen. Er legte die Knochensäge auf den Dielentisch, nahm die Pistole in beide Hände und feuerte in einem halbkreisförmigen Bogen sein Magazin in sämtliche Räume im Erdgeschoss ab.

Es schien das vergrößerte Magazin mit dreiunddreißig Schuss zu sein, aber auch dieses war keine unerschöpflich sprudelnde Patronenquelle, sodass die Munition bereits verbraucht war, nachdem Eric den einen Halbkreis zu Ende beschrieben hatte.

In seinem Gürtel steckten mehrere Ersatzmagazine. Er nestelte, offensichtlich in dem Versuch, das leere Magazin herauszunehmen, an der Pistole herum.

Dusty durfte nicht zulassen, dass Eric zuerst die Räume im Erdgeschoss absuchte, denn wenn dieser in die Küche kam, sah er womöglich, wie die Hausbewohner vom Verandadach sprangen oder durch den Garten zum Strand flüchteten.

Es schienen immer noch Schüsse durch das Haus zu hallen, aber Dusty war sich bewusst, dass er nur das Nachdröhnen in seinen Ohren hörte, also rief er mit lauter Stimme: »Ben Marco!«

Eric blickte die Treppe hoch, aber er erstarrte weder, noch nahmen seine Augen den verräterischen glasigen Ausdruck an. Gleich darauf beschäftigte er sich wieder mit der Pistole, die ihm sichtlich nicht vertraut war.

»Bobby Lembeck!«, rief Dusty.

Das leere Magazin fiel klappernd zu Boden.

Vielleicht stammte der Schlüsselname in diesem Fall gar nicht aus *Botschafter der Angst*. Es konnte ebenso gut ein Name aus *Der Pate* oder *Rosemarys Baby* oder gar aus *Pu der Bär* sein, aber Dusty fehlte einfach die Zeit, sämtliche Werke

der Unterhaltungsliteratur der letzten fünfzig Jahre durchzugehen, um auf den richtigen Namen zu stoßen. »Johnny Iselin!«

Nachdem Eric das Magazin in die Pistole geschoben hatte, schlug er mit der flachen Hand dagegen, sodass es hörbar einrastete.

»Wen Chang!«

Eric feuerte eine Salve von acht, zehn Schüssen ab, die das massive Kirschholz der Anrichte durchschlugen – *pock, pock, pock*, zu viele *Pocks*, als dass Dusty mit dem Zählen nachkam –, durch die Schubladen splitterten, durch den Boden krachten, über Dustys Kopf hinwegpfiffen, ihn mit einem Splitterregen übergossen und hinter ihm in der Wand des Flurs einschlugen. Geschosse mit hoher Beschleunigung, ummantelt mit etwas, was härter war, als er es sich ausmalen wollte, vielleicht mit Teflonspitzen.

»Jocelyn Jordan!«, rief Dusty in die nervenaufreibende Stille hinein, die nach der Erschütterung der Feuersalve in seinem Schädel pulsierte. Er hatte einen guten Teil des Romans gründlich gelesen und den Rest überflogen, um sich die Namen einzuprägen und besonders den einen zu suchen, der sein Schlüsselwort war. Er erinnerte sich an jeden einzelnen. Sein eidetisches Gedächtnis war die eine Gabe, die ihm in die Wiege gelegt worden war, dies und der gesunde Menschenverstand, der ihn veranlasst hatte, Anstreicher zu werden, statt ein treibendes Rad in der Welt der großen Ideen; aber in Condons Roman wimmelte es von Charakteren, Haupt- und Nebenfiguren – manche von ihnen so unbedeutend wie Viola Narvilly, die auf Seite 300 ihren ersten Auftritt hatte –, und ihm blieb möglicherweise keine Zeit, das gesamte Personal herunterzubeten, bevor Eric ihm eine Kugel in den Kopf jagte.
»Alan Melvin!«

Eric kam, ohne zu schießen, die Treppe herauf.

Dusty hörte, wie die Schritte näher kamen.

Eric nahm die Treppe zügig, ohne auf die Sheraton-Anrichte

zu achten, die drohend wie ein Damoklesschwert über ihm schwebte. Stufe um Stufe, wie ein Roboter. Und nichts anderes war er ja im Grunde auch: ein lebender Roboter, eine Maschine aus Fleisch und Blut.

»Ellie Iselin!«, rief Dusty, und während er halb wahnsinnig vor Angst war, schoss ihm gleichzeitig der Gedanke durch den Kopf, wie lachhaft ein solcher Abgang war: von einer Salve ins Jenseits befördert zu werden, während er wie ein aufgeregter Kandidat in einer Quizshow im Wettlauf gegen die Uhr hektisch Namen schrie. »Nora Lemmon!«

Wenig beeindruckt von *Nora Lemmon*, kam Eric näher. Dusty richtete sich aus der Hocke auf, versetzte der Anrichte einen Stoß und hechtete nach links, weg von der Treppe, hinter einen schützenden Mauervorsprung, gerade, als eine weitere Salve in den kippenden Koloss aus edlem Kirschholz des achtzehnten Jahrhunderts prasselte.

Eric stöhnte auf und fluchte, das ohrenbetäubende Krachen, mit dem die Anrichte die Treppe hinunterpolterte, gab aber keinen Aufschluss darüber, ob Eric verletzt oder mit in die Tiefe gerissen worden war. Die Treppe war breiter als die Schmalseite des antiken Stücks, wodurch er ihm möglicherweise hatte ausweichen können.

Mit dem Rücken an die Flurwand unweit des Treppenabsatzes gedrückt, hatte Dusty wenig Lust, um die Ecke zu lugen, damit er sich ein Bild von der Lage machen konnte. Abgesehen davon, dass er an der Uni keinen Logikkurs belegt hatte, hatte er zudem nie ein Zauberseminar besucht, weshalb er auch nicht wusste, wie man eine Kugel mit den Zähnen auffing.

Und, großer Gott, noch während das Scheppern-Klappern-Krachen-Poltern von der Treppe heraufdröhnte, erschien Martie – die längst mit den anderen hätte verschwunden sein müssen – auf der Bildfläche und rollte einen Aktenschrank mit drei Schubladen vor sich her, den sie aus Lamptons Arbeitszimmer requiriert hatte.

Dusty sah ihr finster entgegen. Was zum Teufel dachte sie sich dabei? Dass Eric die Munition verbraucht haben würde, bevor ihnen die Möbel ausgingen?

Er schob Martie beiseite und bewegte sich, den metallenen Schubladenturm von Brusthöhe als Deckung benutzend, vorsichtig zur Treppe zurück.

Eric war mit der Anrichte zusammen in die Eingangshalle hinuntergestürzt. Das linke Bein war unter dem Möbelstück eingeklemmt. Er hatte die Pistole beim Sturz aber nicht verloren und feuerte jetzt eine Salve in Richtung Treppenabsatz.

Während sich Dusty duckte, hörte er, wie die Geschosse unkontrolliert in alle Richtungen flogen. Sie prasselten in die Decke, und ein paar Kugeln trafen mit metallischem Klirren auf Leitungen und Rohre, die unter dem Putz verlegt waren. Keine einzige Kugel prallte von dem Aktenschrank ab.

Sein Herz hämmerte in der Brust, als hätten sich ein paar Kugeln hineinverirrt und würden als Querschläger wild in den Kammern hin und her sausen.

Als er vorsichtig wieder nach unten spähte, sah er, dass Eric das Bein jetzt unter der Anrichte hervorgezogen hatte und sich aufraffte. Obwohl programmiert und gefühllos wie ein Roboter, ohne Einsichtsfähigkeit seinen Anweisungen folgend, war Eric doch wütend.

»Eugenie Rose Cheyney!«

Unter einem Schwall von Flüchen setzte sich Eric, ohne auch nur zu humpeln, wieder zur Treppe hin in Bewegung. Der Aktenschrank war nicht annähernd so bombastisch wie die Anrichte. Eric würde ihm ausweichen können und dabei nicht aufhören, seine Pistole abzufeuern.

»Ed Mavole!«

»Ich höre.«

Eric blieb am Fuß der Treppe wie angewurzelt stehen. Das mörderische Funkeln verschwand aus den Augen, und an seine Stelle trat nicht der harte, grimmig entschlossene Ausdruck,

mit dem er ins Haus gestürmt war, sondern der glasige, leicht fragende Blick, der signalisierte, dass er *aktiviert* war.

Ed Mavole war also der richtige Name, na schön, aber Dusty fehlte immer noch das Haiku. Ned Motherwell zufolge gab es im Buchladen meterweise Gedichtbände mit Haikus; selbst wenn er also sämtliche Bücher, die Ned für ihn gekauft hatte, in diesem Moment zur Hand gehabt hätte – was leider nicht der Fall war –, wäre er unter Umständen nicht einmal fündig geworden.

Unten in der Eingangsdiele regte sich Eric, blinzelte und schien sich wieder an die mörderische Absicht, in der er gekommen war, zu erinnern.

»Ed Mavole«, sagte Dusty wieder, worauf Eric abermals erstarrte. »Ich höre.«

Es würde kein Kinderspiel sein, war aber durchaus machbar. Immer wieder den Namen sagen, Eric jedes Mal in Trance versetzen, sobald er daraus erwachte, zielstrebig die Treppe hinuntergehen, Eric die Waffe aus der Hand reißen, ihm eine überbraten, ihm den Pistolengriff gerade so fest über die Schläfe ziehen, dass er das Bewusstsein verlor, aber nicht für den Rest seines Lebens im Koma lag, und ihn dann mit dem nächstbesten Kabel, oder was immer erreichbar war, zum Paket verschnüren. Vielleicht würde er kein mordgieriger Roboter mehr sein, wenn er aus der Bewusstlosigkeit erwachte. Andernfalls konnten sie ihn so lange gefesselt lassen, bis sie das ganze Haiku-Regal leer gekauft, fünfzig Liter starken Kaffee aufgebrüht und ihm sämtliche Verse vorgelesen hatten, bis er reagierte.

Als Dusty den Aktenschrank beiseite schob, sagte Martie: »Bitte, Liebling, tu das nicht«, und im selben Moment flammte auch schon wieder das mordlüsterne Glitzern in Erics Augen auf.

»Ed Mavole.«

»Ich höre.«

Dusty ging rasch die Treppe hinunter. Obwohl Eric ihm direkt entgegenblickte, schien er sich keinen Reim darauf machen zu können, was gleich geschehen würde. Dusty ging kein Risiko ein; bevor er ein Drittel der Strecke hinter sich gebracht hatte, rief er: »Ed Mavole«, und Eric Jagger antwortete brav: »Ich höre.« Auf dem letzten Drittel der Treppe sagte er noch einmal: »Ed Mavole«, und als er bei Eric angelangt war, antwortete dieser mit seiner ausdruckslosen Stimme: »Ich höre.« Die Mündung der Pistole, die genau auf sein Gesicht zeigte, schien Dusty so groß wie eine Tunneleinfahrt zu sein. Er packte den Lauf mit einer Hand, drehte ihn von seinem Gesicht weg, zog die Pistole aus Erics kraftlosen Händen und rammte dem benommenen Mann die Schulter in die Seite, sodass dieser zu Boden stürzte.

Fast gleichzeitig ging Dusty zu Boden, rollte über Glas- und Holzsplitter, die von der zertrümmerten Eingangstür stammten, und hoffte dabei inständig, dass er nicht versehentlich an den Abzug geraten würde. Er landete an dem halbrunden Tisch, der an der Dielenwand stand, und prallte mit der Stirn gegen die massive Querverstrebung, die die drei Tischbeine miteinander verband, glücklicherweise ohne sich selbst in den Oberschenkel, in die Weichteile oder sonst wohin zu schießen.

Als er sich aufraffte, sah er, dass Eric schon wieder auf den Füßen war. Der Kerl sah benommen, aber wütend aus, und er war immer noch der programmierte Killer.

Martie, die gerade die Treppe heruntergerannt kam, hatte schon »Ed Mavole« gerufen, bevor Dusty dazu kam, ein Wort zu sagen, und plötzlich kam ihm das Ganze wie das ödeste Videospiel vor, das Martie sich je ausgedacht hatte: *Anstreicher gegen Anlageberater*, der eine bewaffnet mit einer Automatikpistole, der andere mit Möbelstücken und Zaubernamen.

Die Vorstellung hätte in diesem Moment komisch sein können, wäre sein Blick nicht an Martie vorbei zum oberen Treppenabsatz gewandert, wo Junior mit einer geladenen und

gespannten Armbrust stand.

»Nein!«, brüllte Dusty.

Zisssch.

Der Pfeil einer Armbrust, kürzer und dicker als ein normaler Pfeil, fliegt so schnell, dass er schwerer zu sehen ist als einer, der mit einem üblichen Bogen abgeschossen wird. Wie durch Magie schien er aus Eric Jaggers Brust herauszufahren, aus dem Herzen gezaubert wie ein Kaninchen aus dem Hut: Bis auf die letzten fünf Zentimeter ragte der gesamte kerbenlose Schaft aus einer kleinen Blutlache hervor.

Eric ging in die Knie. Der mörderische Blick wich ihm aus den Augen, und er sah sich verwundert in der Eingangsdiele um, die ihm offensichtlich völlig fremd war. Dann sah er blinzelnd zu Dusty auf und kippte mit verständnislosem Ausdruck tot nach vorn.

Als Martie Anstalten machte, Dusty auf der Treppe aufzuhalten, schüttelte er ihre Hand ab und stürmte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf. Hinter seiner Stirn, an der Stelle, wo er auf dem Querholm des Tischs aufgeprallt war, pulsierte es, und sein Blick war verschwommen, wenn auch nicht von dem Schlag gegen den Kopf, er war verschwommen, weil eine Flut sämtlicher chemischer Verbindungen, die das Gehirn produzieren konnte, um Wut zu erzeugen und diese aufrechtzuerhalten, seinen Körper überschwemmte, weil sein Herz ebenso viel nackte *Wut* wie Blut in die Adern pumpte, und er sah diesen Jungen mit dem engelsgleichen Gesicht plötzlich durch eine dunkle Linse und rote Schleier, als würden seine Augen in Tränen aus Blut schwimmen.

Junior hielt die Armbrust wie einen Schild vor sich, um den Angriff abzuwehren. Dusty packte den Lauf so fest in der Mitte, dass sich der Drehknopf der Sicherungsscheibe tief in seine Handfläche bohrte. Er wand dem Jungen die Armbrust aus den Händen und schleuderte sie zu Boden, ohne stehen zu bleiben. Unaufhaltsam trieb er ihn über den Flur, an die Wand,

an der die Anrichte gestanden hatte, warf ihn mit solcher Wucht dagegen, dass dessen Kopf mit einem dumpfen Schlag wie ein Tennisball von einem Schläger vom Putz abprallte.

»Du widerliches, perverses kleines Stinktier.«

»Er hatte eine Pistole.«

»Ich hatte sie ihm längst weggenommen«, brüllte Dusty, dass dem Jungen ein Spuckeregen entgegensprühte.

»Das habe ich nicht gesehen«, sagte Junior.

Dieser Dialog wiederholte sich sinnlos zwei-, dreimal, bis Dusty dem Jungen mit donnernder Stimme, die im ganzen Haus widerhallte, seine Anschuldigung entgegenschleuderte: »Du hast es gesehen, du hast es gewusst, und du hast es *trotzdem* getan!«

Auf einmal tauchte Claudette auf, schob sich zwischen die beiden, zwang sie auseinander, indem sie Junior mit ihrem Rücken schützte, und starrte Dusty mit Augen an, die noch härter waren als zuvor, von stählernem Grau und Funken sprühend wie Feuerstein. Zum ersten Mal in ihrem Leben beeindruckte ihr Gesicht nicht durch seine Schönheit: Es war zu einer furchterregenden Fratze der Wut geworden. »Du lässt ihn in Ruhe, augenblicklich, lass ihn sofort los!«

»Er hat Eric umgebracht.«

»*Er hat uns das Leben gerettet!* Wir wären alle tot, aber er hat uns *das Leben gerettet*!« Ihre Stimme war so schrill wie noch nie; mit den bleichen Lippen und dem grauen Gesicht sah sie aus wie eine lebendig gewordene, rasende Göttin aus Stein, eine Furie, die mit der bloßen Kraft des Willens die bittere Realität nach Gutdünken umformte, wie das nur Göttern und Göttinnen möglich ist. »Er hatte den *Mumm*, und er hatte den *Verstand* zu handeln, uns zu *retten*!«

Jetzt erschien auch Lampton auf der Bildfläche, und über seine Lippen strömte eine Flut beschwichtigender Worte, kübelweise Platitüden, Unzusammenhängendes, Wogen glättendes Gebrabbel, das ebenso wenig einzudämmen war wie der

Ölfluss aus einem leckgeschlagenen Supertanker. Er redete und redete und redete, während seine Frau fortfuhr, ihren Sohn mit schriller Stimme zu verteidigen, ein einziges aufgeregtes Durcheinandergeplapper: Ihre Worte waren wie Malerrollen, die alle hässlichen Flecken Bahn um Bahn mit einer frischen Farbschicht überdeckten.

Gleichzeitig versuchte Lampton, Dusty die Pistole zu entreißen, die dieser, ohne sich dessen überhaupt bewusst zu sein, immer noch in der Hand hielt. Als ihm klar wurde, was Lampton von ihm wollte, ließ er die Waffe los.

»Wir rufen jetzt lieber die Polizei«, sagte Lampton, obwohl die Nachbarn das sicher längst erledigt hatten, und eilte davon.

Während Skeet, einen Bogen um seine Mutter schlagend, vorsichtig näher kam und sich auf dem Feld der verhärteten Fronten auf Dustys Seite stellte, verharrte Fig in einiger Entfernung und beobachtete die Szene, als würde er nun endlich die Begegnung mit den Aliens erleben, die er schon so lange herbeisehnte.

Keiner von ihnen war aus dem Haus geflüchtet, wie Dusty ihnen geraten hatte … oder wenn sie es doch bis zum Dach der Veranda geschafft hatten, waren sie wieder umgekehrt. Zumindest Lampton und Claudette mussten gemerkt haben, dass Junior die Armbrust in der Absicht geladen hatte, in den Kampf einzugreifen, aber keiner von beiden hatte offensichtlich auch nur den Versuch unternommen, ihn aufzuhalten. Vielleicht hatte sie die Angst daran gehindert, denn Eltern, die noch bei Trost waren und ihr Kind wirklich liebten, hätten ihm die Armbrust weggenommen und ihn notfalls *mit Gewalt* aus dem Haus gezerrt. Vielleicht war aber auch die *Idee* von einem Kind, das sich mit primitiver Waffe einem Mann mit einer Pistole in den Weg stellt – eine perverse Verkörperung des rousseauschen Ideals vom edlen Wilden, das die Herzen so vieler gebildeter Leser höher schlagen ließ –, so verlockend, dass sie ihr nicht hatten widerstehen können. Dusty konnte sich

längst nicht mehr einreden, dass er die rätselhaften Gedankengänge dieser Menschen begriff, und er war es leid sich darum zu bemühen.

»Er hat einen Menschen getötet«, sagte er zu seiner Mutter, denn auch das schrillste Geschrei konnte für ihn nichts an dieser elementaren Wahrheit ändern.

»Einen Irren, einen Wahnsinnigen, einen Geisteskranken mit einer Pistole«, sagte Claudette unbeirrt.

»Ich hatte ihm die Pistole bereits abgenommen.«

»Das behauptest du.«

»Es ist die *Wahrheit*. Ich wäre mit ihm fertig geworden.«

»Du wirst mit gar nichts fertig. Du hast die Schule abgebrochen, du hast dein Leben verpfuscht, du streichst Häuser an, um dir deinen Lebensunterhalt zu verdienen.«

»Wenn die Zufriedenheit der Kunden den Ausschlag geben würde«, sagte Dusty, unfähig, sich zurückzuhalten, obwohl er wusste, dass er besser geschwiegen hätte, »wäre ich auf der Titelseite der *Times*, und Derek würde im Gefängnis sitzen und über die vielen Menschen nachdenken, deren Leben er ruiniert hat.«

»Du undankbarer Bastard.«

Aufgeregt, den Tränen nah, jammerte Skeet: »Fangt nicht damit an. Bitte. Wenn ihr jetzt damit anfangt, hört es nie auf.«

Dusty wusste, dass Skeet Recht hatte. Nach all den Jahren, in denen er den Kopf eingezogen hatte, nach all den Jahren, in denen er pflichtschuldig, wenn auch distanziert, alles über sich hatte ergehen lassen, blieben so viele Verletzungen, so viele Beleidigungen, denen er nie etwas entgegengesetzt hatte, dass die Versuchung groß war, allen seinen aufgestauten Gefühlen in einem einzigen furchtbaren Rundumschlag Luft zu machen. Er wollte diese vernichtende Konfrontation nicht, aber es war, als würde er mit seiner Mutter in einem Fass auf den tosenden Rand der Niagarafälle zutreiben, von dem aus es nur den Sturz in die Tiefe gab.

»Ich weiß, was ich gesehen habe«, sagte Claudette nachdrücklich. »Und ausgerechnet du wirst mich nicht davon abbringen, du ganz sicher nicht, *Dusty*.«

Er musste antworten, denn sonst hätte er nie mit Sicherheit sagen können, dass er sich selbst wirklich kannte. »Du warst nicht *hier*. Du konntest gar nicht sehen, was passiert ist.«

Martie war zu ihm getreten. Sie nahm seine Hand und hielt sie fest. »Claudette, nur zwei Personen haben gesehen, was passiert ist. Ich und Dusty.«

»Ich *habe* es gesehen«, sagte Claudette wütend. »Niemand kann mir erzählen, was ich gesehen oder nicht gesehen habe. Was glaubst du denn, wer du bist? Ich bin keine tatterige, senile Alte, der man vorschreiben kann, was sie gefälligst gesehen haben soll.«

Junior grinste hinter dem Rücken seiner Mutter. Seine Augen begegneten Dustys, und er war so bar jeder Scham, dass er den Blick nicht abwandte.

»Was ist bloß los mit dir?«, sagte Claudette zu Dusty. »Was ist los mit dir, dass du das Leben deines Bruders wegen einer so bedeutungslosen Lappalie ruinieren willst?«

»Ein Mord ist eine bedeutungslose Lappalie für dich?«

Claudette ohrfeigte Dusty, sie ohrfeigte ihn mit aller Kraft, verkrallte sich in seinem Hemd und versuchte ihn zurückzustoßen, und mit jedem Stoß, den sie ihm versetzte, stieß sie ein einzelnes Wort, eines nach dem anderen, hervor: »Du. Wirst. Diese. Gemeinheit. Nicht. Mit. Mir. Machen.«

»Ich will sein Leben nicht ruinieren, Mutter. Das ist das Letzte, was ich will. Er braucht Hilfe. Verstehst du das denn nicht? Er braucht Hilfe, und jemand muss dafür sorgen, dass er sie bekommt.«

»Erlaube dir ja kein Urteil über ihn, Dusty.« Mit welcher Gehässigkeit sie seinen Namen ausspie, mit welcher Bitterkeit. »Ein Jahr an der Universität macht aus dir noch lang keinen Professor der Psychologie, ja? Es macht aus dir nichts weiter

als einen Versager.«

Skeet schossen jetzt tatsächlich die Tränen in die Augen. »Mutter, bitte …«

»Halt den Mund«, fuhr Claudette ihren jüngeren Sohn an. »Halt bloß den Mund, Holden. Du hast nichts gesehen, und du behauptest lieber auch nichts dergleichen. Einem Wrack wie dir glaubt ohnehin niemand ein Wort.«

Als Martie Skeet aus der Schusslinie zog, fiel Dustys Blick auf Junior, und er sah das hämische Grinsen, mit dem der Junge Skeet nachschaute.

Es war, als hätte es in seinem Kopf klick gemacht, und plötzlich erstrahlte ein zuvor dunkler Fleck in seinem Bewusstsein im hellen Licht der Erkenntnis. Die Japaner bezeichneten ein solches Erlebnis als *satori*, einen Moment der plötzlichen Erleuchtung: eines der Worte, die er so nebenbei in dem einen Jahr, das er an der Universität gewesen war, aufgeschnappt hatte.

Satori. Da war Junior mit dem schönen Gesicht seiner Mutter, auch mit ihrer vollendeten körperlichen Anmut. Und intelligent. Es gab nichts daran zu rütteln, wie außerordentlich intelligent er war. In ihrem vorgerückten Alter würde er ihr letztes Kind sein, und zudem eines, das alle Voraussetzungen mitbrachte, ihre hochgesteckten Erwartungen zu erfüllen. Er war ihre letzte Chance, nicht nur eine Frau mit Ideen zu sein, nicht nur die Frau eines Mannes mit Ideen, sondern die Mutter eines Mannes mit Ideen. In ihrer Vorstellung, die allerdings wenig Bezug zur Realität hatte, war er ihre letzte Chance, mit den Ideen in Berührung zu kommen, die die Welt bewegten, weil sich herausgestellt hatte, dass die großen Ideen ihrer verflossenen drei Männer keinen Bestand hatten und beim ersten Nadelstich geplatzt waren wie Seifenblasen. Selbst Derek war bei all seinem Erfolg eben auch nur ein Spatz, kein Adler, und Claudette wusste das. Dusty war in ihren Augen zu starrsinnig, um sein geistiges Potenzial auszuschöpfen, und

Skeet war zu labil. Und Dominique, ihr erstes Kind, lag schon lange friedlich unter der Erde. Dusty hatte seine Halbschwester nicht gekannt, er hatte nur ein einziges Foto von ihr gesehen, vielleicht das einzige, das je von ihr gemacht worden war: ihr süßes, kleines, liebes Gesichtchen. Junior war also die einzige Hoffnung, die Claudette noch hatte, und sie war entschlossen zu glauben, dass sein Herz und sein Wesen so untadelig waren wie sein Gesicht.

Während sie Skeet noch Schmähungen nachrief, sagte Dusty, ohne recht zu wissen, was ihn dazu bewegte: »Mutter, wie ist Dominique eigentlich gestorben?«

Die Frage, die in der angespannten Atmosphäre wie eine Drohung im Raum hing, brachte Claudette derart plötzlich zum Schweigen, als wäre abermals ein Schuss gefallen.

Er sah ihr in die Augen, aber er erstarrte weder zu Stein, wie es ihre Miene zu fordern schien, noch senkte er den Blick, nicht weil er sich nicht geschämt hätte, sondern vielmehr gerade aus Scham. Scham, weil er die Wahrheit gewusst hatte, eine Ahnung zuerst, die sich durch logische Schlussfolgerungen zum Wissen gefestigt hatte, weil er die Wahrheit seit seiner Kindheit kannte und sie vor sich selbst geleugnet und nie ausgesprochen hatte. Scham, weil er es zugelassen hatte, dass Skeet zuerst von dessen aufgeblasenem Vater und danach von Derek Lampton das Leben zur Hölle gemacht worden war, obwohl es vielleicht in seiner, Dustys, Macht gestanden hätte, ihnen mit der Wahrheit über Dominique den Wind aus den Segeln zu nehmen und Skeet damit zu einem glücklicheren Dasein zu verhelfen.

»Du musst verzweifelt gewesen sein«, sagte Dusty, »dass dein erstes Kind mit dem Down-Syndrom geboren wurde. Solch hohe Erwartungen und dann eine dermaßen traurige Ernüchterung.«

Es war, als würde der Flur, in dem sie standen, schmaler werden und die Decke sich heruntersenken wie diese zimmer-

großen Fallen in billigen alten Abenteuerfilmen, in denen die Opfer langsam bei lebendigem Leib zu Tode gequetscht wurden.

»Und dann die nächste Tragödie. Krippentod. Plötzlicher Kindstod. Wie schwer muss das zu ertragen gewesen sein … das Getuschel, die Autopsie, das Warten auf die Bekanntgabe der Todesursache.«

Martie, der plötzlich klar wurde, worauf Dustys Rede zusteuerte, sog hörbar den Atem ein. »Dusty«, sagte sie und meinte damit: *Vielleicht solltest du das lieber lassen.*

Leider hatte er nie den Mund aufgemacht, selbst wenn er Skeet damit hätte helfen können, aber jetzt war er fest entschlossen, sie mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu zwingen, Junior eine Behandlung zukommen zu lassen, bevor es zu spät war. »Eine meiner frühesten Erinnerungen, Mutter, bezieht sich auf einen Tag, als ich fünf, beinah sechs war … ungefähr zwei Wochen nachdem Skeet aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen war. Du warst ein Frühchen, Skeet. Wusstest du das?«

»Ich glaube schon«, sagte Skeet unsicher.

»Sie dachten, du kommst nicht durch, aber du hast es geschafft. Und als sie dich nach Hause geholt haben, dachten sie, du hättest einen bleibenden Hirnschaden davongetragen, der sich früher oder später bemerkbar machen würde. Aber auch das hat sich ja als Irrtum erwiesen.«

»Vielleicht rührte meine Lernschwäche daher«, sagte Skeet.

»Na ja, mag sein«, sagte Dusty. »Sofern du überhaupt je eine hattest.«

Claudette sah Dusty an, als hätte sie eine Schlange vor sich: einerseits begierig, ihn zu zertreten, bevor er vorschnellen und zubeißen konnte, andererseits aber wie gelähmt vor Angst, genau das, wovor sie sich fürchtete, erst herbeizuführen.

»An jenem Tag also, als ich fünf, beinah sechs war«, fuhr Dusty fort, »warst du ziemlich schlecht gelaunt, Mutter. So

schlecht gelaunt, dass selbst ein kleines Kind wie ich das Gefühl haben musste, es würde gleich etwas Furchtbares passieren. Du hast eine Fotografie von Dominique hervorgekramt.«

Als wollte sie wieder zum Schlag ausholen, hob Claudette die Hand, aber sie hielt mitten in der Bewegung inne, ohne ihre Absicht auszuführen.

In mancher Hinsicht hatte Dusty noch nie etwas getan, was ihm derart schwergefallen war, aber andererseits war es auch wiederum so leicht, dass es ihm geradezu Angst einjagte, leicht in demselben Sinn, in dem es leicht ist, von einem Dach zu springen, wenn der Sturz keine Konsequenzen nach sich zieht. Aber hier waren Konsequenzen wohl unausweichlich. »Es war das erste Mal, dass ich dieses Foto gesehen habe, dass ich überhaupt etwas von der Existenz dieser Schwester erfahren habe. Du hast es den ganzen Tag mit dir herumgetragen. Am Spätnachmittag habe ich es dann im Flur gefunden, es lag auf dem Fußboden vor dem Kinderzimmer.«

Claudette ließ die Hand sinken und wandte sich von Dusty ab.

Er hatte das Gefühl, einem anderen, mutigeren Menschen zuzusehen, als er die Hand ausstreckte, ihren Arm fasste und sie zwang, sich wieder umzudrehen und ihm ins Gesicht zu schauen.

Junior trat beschützend einen Schritt vor.

»Nimm lieber deine Armbrust, Junior, und lade sie«, sagte Dusty barsch. »Ohne sie wirst du nämlich nicht mit mir fertig.«

Obwohl die Gewalttätigkeit, die aus Juniors Augen sprach, erschreckender war als die kalte Wut in denen seiner Mutter, wich der Junge eingeschüchtert zurück.

»Als ich ins Kinderzimmer kam«, fuhr Dusty fort, »hast du mich nicht gehört. Skeet lag in seinem Bettchen. Du hast dich mit einem Kissen in den Händen über ihn gebeugt. So hast du eine Ewigkeit dagestanden. Und dann hast du das Kissen

seinem Gesicht genähert. Ganz langsam. Das war der Moment, in dem ich irgendetwas zu dir gesagt habe. Ich weiß nicht mehr, was. Aber du wusstest jetzt, dass ich im Zimmer war, und … hast aufgehört. Damals wusste ich noch nicht, was du da vorhattest. Später … Jahre später habe ich es begriffen, aber ich wollte es nicht wahrhaben.«

»Gott«, murmelte Skeet mit einer Stimme, die so dünn war wie die eines Kindes. »Großer, gütiger Gott.«

Dusty glaubte zwar an die Kraft der Wahrheit, aber er konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, ob diese Enthüllung Skeet mehr Schaden oder Nutzen bringen würde. Der Gedanke daran, welchen Schaden er möglicherweise anrichten konnte, durchfuhr ihn wie ein Messer, sodass er, als plötzlich Übelkeit in ihm aufwallte, das Gefühl hatte, er müsste eher Blut als sonst etwas erbrechen. Claudette biss die Zähne so fest aufeinander, dass die Kaumuskeln hervortraten.

»Als ich dich vorhin gefragt habe, Mutter, ob Mord für dich wirklich eine bedeutungslose Lappalie ist, hat diese Frage dir kein bisschen zu denken gegeben. Schon komisch, denn über diese Sache zu diskutieren würde sich mal richtig lohnen, mehr als über deine großen Ideen.«

»Bist du endlich fertig?«

»Noch nicht. Nach all den Jahren, in denen ich mich mit diesem ganzen Mist habe überhäufen lassen, werde ich wohl das Recht haben, ausreden zu dürfen. Ich kenne deine schlimmsten Geheimnisse, Mutter, die allerschlimmsten. Ich habe darunter gelitten, und wir werden weiter darunter zu leiden haben …«

Sie schlug ihre Krallen in seine Hand, auf deren Rücken sofort zwei blutige Kratzer erschienen, und während sie sich von ihm losriss, rief sie: »Wenn Dominique kein Down-Baby gewesen wäre, und wenn ich ihr dieses armselige Leben, das sie hätte führen müssen, nicht erspart hätte, und wenn sie hier und jetzt am Leben wäre, wäre das nicht viel schlimmer? Wäre

das nicht unendlich viel schlimmer?«

Je schriller ihre Stimme wurde, desto sinnloser schien das Gesagte zu sein. Dusty hatte keine Ahnung, was sie eigentlich meinte.

Junior rückte näher an seine Mutter heran. Hand in Hand standen sie da und bezogen eine merkwürdige Kraft voneinander.

Indem sie auf den Toten deutete, der unten in der Diele am Boden lag, eine Geste, die in keinem Zusammenhang zu ihren Worten zu stehen schien, fuhr sie fort: »Das Down-Syndrom ist zumindest ein erkennbares Leiden. Was, wenn sie völlig normal gewirkt hätte, und dann … als Erwachsene plötzlich so gewesen wäre wie ihr Vater?«

Dominiques Vater, Claudettes erster Mann, war zwanzig Jahre älter gewesen als sie, ein Psychologe namens Lief Reissler, ein kalter Fisch mit blassblauen Augen und dünnem Oberlippenbärtchen, der glücklicherweise keine Rolle in Dustys und Skeets Leben gespielt hatte. Ein kalter Fisch, das ja, aber keineswegs das Ungeheuer, für das man ihn halten musste, wenn man sie so reden hörte.

Bevor Dusty sein Unverständnis äußern konnte, wurde Claudette deutlicher. Nach den Erlebnissen der vergangenen drei Tage war er der Meinung gewesen, dass ihn nichts mehr erschüttern konnte, aber acht Worte reichten, ihn eines Besseren zu belehren. »Was, wenn sie wie Mark Ahriman geworden wäre?« Den Rest hätte sie sich sparen können. »Du sagst, er steckt Häuser in Brand, er schießt auf Menschen, er ist ein Psychopath, und dieser Verrückte, der da unten tot in meinem Haus liegt, soll irgendwie in Verbindung mit ihm stehen. Hättest du sein Kind wirklich gern als Halbschwester?«

Wie um ihm zu sagen, dass sie besonders froh sei, ihm das Problem einer so schwierigen Schwester erspart zu haben, zog sie Juniors Hand an die Lippen und küsste sie.

Als Dusty behauptet hatte, ihre schlimmsten Geheimnisse zu

kennen, war sie offenbar davon ausgegangen, dass er nicht nur die wahre Ursache meinte, die zu Dominiques plötzlichem Kindstod geführt hatte, nämlich das Kissen, mit dem sie den Säugling erstickt hatte.

An Dustys und Marties Reaktion schien sie aber auf einmal zu erkennen, dass es die letzte Enthüllung eigentlich nie hätte geben müssen. Anstatt sich nun auf Schweigen zu verlegen, erging sie sich jedoch in weitschweifigen Erklärungen.

»Lief war unfruchtbar. Wir konnten keine Kinder bekommen. Ich war einundzwanzig, Lief war vierundvierzig. Er hatte das Zeug zum idealen Vater mit seinem ganzen Wissen und seiner Intelligenz, seinen brillanten Theorien zur Entwicklung der kindlichen Psyche. Lief hatte die besten Ansichten, was Erziehung anging.«

O ja, das hatten sie alle, sie hatten ihre guten Erziehungsansichten, ihre tiefen Einblicke und ihr hartnäckiges Interesse am Formen der Gesellschaft. Einsicht durch Medikamente, lachhaft.

»Mark Ahriman war zwar erst achtzehn, hatte aber kurz nach seinem dreizehnten Geburtstag schon mit dem Studium begonnen und bereits einen Doktortitel in der Tasche, als ich ihn kennen lernte. Er war ein Wunderkind, wie es im Buche steht, und die ganze Universität stand Kopf vor Bewunderung für ihn. Ein Genie, wie es kein zweites gibt. Er war ganz und gar nicht das, was man sich unter einem idealen Vater vorstellt. Er war ein verzogener Hollywood-Schnösel. Aber die *Gene*.«

»Wusste er, dass es sein Kind war?«

»Ja. Warum nicht? Keiner von uns war so konservativ.«

Das Summen in Dustys Kopf, das die Begleitmusik seiner Besuche in diesem Haus ausmachte, war in einen dunkleren, bedrohlicheren Ton übergegangen. »Als Dominique mit dem Down-Syndrom geboren wurde … wie bist du damit umgegangen, Mutter?«

Sie starrte auf die blutigen Kratzer auf seinem Handrücken,

die sie ihm mit ihren Fingernägeln beigebracht hatte, und als sie ihm wieder in die Augen blickte, sagte sie nur: »Du weißt, wie ich damit umgegangen bin.«

Wieder zog sie Juniors Hand an die Lippen und küsste sie.

Diesmal war es, als wollte sie damit sagen, mit ihm gesegnet zu sein würde sie für allen Kummer entschädigen, den sie im Leben mit missratenen Kindern habe ertragen müssen.

»Ich wollte nicht wissen, was du mit Dominique gemacht hast«, entgegnete Dusty, »sondern wie du die Tatsache ihrer Behinderung aufgenommen hast. Wie ich dich kenne, hast du Ahriman in Grund und Boden gestampft. Ich wette, du hast ihm mehr Beleidigungen an den Kopf geworfen, als ein verzogener Hollywood-Schnösel je zu hören bekommen hat.«

»In meiner Familie ist so etwas nie vorgekommen«, sagte sie und bestätigte damit nur, dass Ahriman tatsächlich die Zielscheibe ihrer geballten Wut gewesen sein musste.

Martie konnte nicht länger an sich halten. »Du hast ihn also vor zweiunddreißig Jahren gedemütigt. Du hast sein Kind umgebracht …«

»Er war froh, als er hörte, dass sie tot war.«

»Das glaube ich dir gern, so wie ich ihn kenne. Aber trotzdem hast du ihn damals schwer gedemütigt. Und jetzt, all die Jahre später, geht der Mann, der dich mit Junior, diesem Goldkind, beglückt hat, her …«

Junior lächelte, als hätte Martie ihm ein Kompliment gemacht.

»… der Mann, der dich mit dem Jungen beglückt hat, den Ahriman dir nicht geben konnte, dein Ehemann, geht also her und macht sich über Ahriman lustig, beleidigt ihn öffentlich, wann und wo immer sich ihm eine Gelegenheit dazu bietet, und torpediert ihn sogar mit diesem lächerlichen Unsinn bei Amazon. Und du hast ihn nicht daran gehindert?«

Marties Vorwurf, nicht das Richtige getan zu haben, fachte Claudettes Wut von neuem an. »Ich habe ihn sogar dazu

ermutigt. Und warum auch nicht. Mark Ahriman ist beim Bücherschreiben ebenso ein Versager wie beim Kindermachen. Warum sollte er mehr Erfolg haben als Derek? Warum sollte er überhaupt etwas haben?«

»Du dummes Frauenzimmer.« Martie wählte diese Beleidigung, weil sie wusste, dass sie Claudette damit tiefer treffen konnte als mit jeder anderen. »Du dummes, törichtes Frauenzimmer.«

Erschrocken über Marties Direktheit und auch besorgt um sie, versuchte Skeet, sie wegzuziehen.

Aber Martie fasste seine Hand und hielt sie fest, so wie Claudette Juniors Hand hielt. Nur bezog sie keine Kraft von ihm, sondern sie gab ihm Kraft. »Bleib ganz ruhig, Schatz.« Und dann wandte sie sich wieder dem Objekt ihres Angriffs zu. »Claudette, du hast keine Ahnung, wozu Ahriman fähig ist. Du weißt nichts über ihn … seine Bosheit, seine Skrupellosigkeit.«

»Ich weiß …«

»Nichts weißt du! Du hast ihm die Tür geöffnet und ihn in unser aller Leben gelassen, nicht nur in dein eigenes. Er hätte mich keines zweiten Blickes gewürdigt, wenn es zwischen uns keine Verbindung gäbe. Ohne dich wäre mir das alles nicht passiert, und ich hätte nicht tun müssen …«, sie warf Dusty einen unglücklichen Blick zu, und er wusste, dass sie in diesem Moment zwei tote Männer in New Mexico vor sich sah, »… was ich getan habe.«

Weder die Heftigkeit, mit der sie das sagte, noch die Überzeugungskraft ihrer Argumente schien Claudette zu beeindrukken. »Du redest, als würde es nur um dich gehen. Manchmal steht einem die Scheiße eben bis zum Hals, wie es so schön heißt. Ich bin sicher, dass du solche Redensarten in deinen Kreisen schon öfter gehört hast, Martie. So geht es uns allen gelegentlich. Es ist mein Haus, das hier kurz und klein geschossen wurde, falls du es noch nicht gemerkt hast.«

»Daran wirst du dich gewöhnen müssen«, sagte Martie.

»Denn Ahriman wird keine Ruhe geben. Er wird einen anderen schicken und dann den nächsten und dann zehn andere, Menschen, die uns völlig fremd sind, und solche, die wir kennen und denen wir ein Leben lang vertraut haben, er wird immer wieder unseren wunden Punkt finden und noch mehr Helfershelfer schicken, bis wir alle tot sind.«

»Du redest völlig wirres Zeug«, fauchte Claudette.

»Genug! Ruhe, haltet den Mund, alle miteinander!«, rief Derek, der unten in der Eingangsdiele neben Erics Leiche stand. »Offensichtlich ist von den Nachbarn keiner zu Hause, denn als ich gerade die Polizei angerufen habe, hatte noch niemand etwas gemeldet. Bevor sie hier sind … also, ich bestimme, wie's jetzt weitergeht. Das hier ist mein Haus, und ich sage, was getan wird. Ich habe die Pistole abgewischt und sie ihm wieder in die Hand gedrückt. Dusty, Martie, wenn ihr euch gegen uns stellen wollt, tut, was ihr nicht lassen könnt, aber dann herrscht Krieg zwischen uns, und ich werde euch in den Schmutz ziehen, wo immer sich eine Gelegenheit bietet. Ihr sagt, euer Haus ist abgebrannt? Ich werde erzählen, ihr habt Spielschulden und habt es selbst angezündet, um die Versicherung zu kassieren.«

Wie vor den Kopf geschlagen, aber eigentlich nicht recht überrascht angesichts dieser absurden Drohung, sagte Dusty: »Derek, um Himmels willen, was soll das für einen Sinn haben?«

»Es trübt das Gewässer«, sagte Lampton. »Bringt die Polizei auf die falsche Fährte. Der Kerl hier war der Mann deiner Freundin, Martie? Dann werde ich der Polizei erzählen, dass er hierher gekommen ist, um Dusty zu töten, weil ihn seine Frau mit Dusty betrogen hat.«

»Du Schwachkopf«, sagte Martie, »Susan ist tot. Sie …«

Claudette begann sich für die Geschichte zu erwärmen. »Dann werde ich sagen, bevor er angefangen hat, um sich zu schießen, hat er zugegeben, Susan ermordet zu haben, weil sie

ihn mit Dusty betrogen hat. Ich warne euch, wir werden diese Gewässer so gründlich trüben, dass mein Junge nicht mehr zu sehen ist, geschweige denn eines Mordes bezichtigt wird, obwohl er uns in Wirklichkeit das Leben gerettet hat.«

Dusty konnte sich nicht erinnern, durch einen Spiegel getreten oder in einen Wirbelsturm der schwarzen Magie geraten zu sein, und doch befand er sich plötzlich in einer Welt, in der alles verkehrt war und auf dem Kopf stand, in der Lügen als Wahrheiten gefeiert wurden und die Wahrheit nicht willkommen war.

»Komm schnell, Claudette«, sagte Lampton und winkte ihr, nach unten zu kommen. »Du auch, Derek. In die Küche. Beeilt euch. Wir müssen alles besprechen, bevor die Polizei hier ist. Wir müssen alle dieselbe Geschichte erzählen.«

Der Junge grinste noch einmal triumphierend über die Schulter zurück, während er sich von seiner Mutter, deren Hand er immer noch hielt, zur Treppe ziehen ließ.

Müde kehrte Dusty beiden den Rücken und ging auf Fig zu, der immer noch an seinem Platz im Flur stand, wo er das Ende des Sturms abgewartet hatte, ohne sich zu rühren.

»Wow«, sagte Fig.

»Verstehst du Skeet jetzt ein bisschen besser?«

»Allerdings.«

»Wo ist Valet?«, fragte Dusty. Der Hund war für ihn eine Verbindung zur Realität, sein persönlicher Talisman, der ihn an eine Welt erinnerte, in der es böse Hexen nur in der Fantasie gab.

»Bett«, sagte Fig und deutete auf die offen stehende Tür zum Schlafzimmer des Ehepaars Lampton.

Unter dem Sheraton-Bett war gerade genug Platz, dass Valet sich darunter quetschen konnte. Nur sein Schwanz, der unter der Tagesdecke hervorlugte, verriet ihn.

Dusty ging um das Bett herum, kniete sich auf den Boden und lüftete den Überwurf ein Stück. »Ist noch ein Platz für

mich frei?«

Das Piepsen, das Valet von sich gab, klang, als wollte er Dusty auf eine Kuschelrunde unters Bett einladen.

»Sie finden uns sowieso«, sagte Dusty. »Komm raus da, Freund. Komm her und lass dir den Bauch kraulen.«

So gelockt, kroch Valet unter dem Bett hervor, aber er war selbst in Gegenwart der Menschen, denen er vertraute, immer noch zu misstrauisch, um seinen Bauch ungeschützt preiszugeben.

Martie gesellte sich zu Dusty, und da saßen sie nun, den Hund in ihrer Mitte. »Ich fange an, daran zu zweifeln, ob es eine gute Idee ist, eine Familie zu gründen. Du, ich und Valet – besser kann es vielleicht nicht mehr werden.«

Der Hund schien seiner Meinung zu sein.

»Weißt du«, sagte Martie, »auf der Fahrt hierher dachte ich, schlimmer könnte es nicht mehr werden, und jetzt sieh dir diesen Schlamassel an. Das Wasser steht uns bis zum Hals und steigt noch. Ich fühle mich wie betäubt. Ich weiß, was mit Eric passiert ist, aber gefühlsmäßig habe ich es noch nicht erfasst.«

»Ich weiß. Betäubt ist gar kein Ausdruck.«

»Was wirst du tun?«

Dusty wiegte den Kopf. »Keine Ahnung. Was hat das alles für einen Sinn? Der Junge wird der Held des Tages sein. Egal, was wir beide sagen. Ich sehe das so klar vor mir, wie ich je etwas gesehen habe. Die Wahrheit kommt nicht so gut an. Kein Mensch wird uns glauben.«

»Und was ist mit Ahriman?«

»Ich habe Angst, Martie.«

»Ich auch.«

»Wer soll uns das alles glauben? Es wäre vorher schon schwer genug gewesen, jemanden zu finden, der uns auch nur zuhört. Aber jetzt, da Claudette und die Echse wild entschlossen sind, alle möglichen abenteuerlichen Geschichten zu erfinden, nur um *das Gewässer zu trüben* … Wenn wir jetzt

anfangen, von Gehirnwäsche, von programmiertem Selbstmord und programmierten Mördern zu reden … erreichen wir nur, dass ihre Lügen überzeugender klingen.«

»Und wenn jemand unser Haus niedergebrannt hat – Ahriman oder einer seiner Handlanger –, ist es sicher nachweisbar dass es Brandstiftung war. Was für ein Alibi haben wir?«

Dusty blickte ratlos drein. »Wir waren in New Mexico.«

»Wo wir was getan haben?«

Er setzte zu einer Antwort an – und machte den Mund wieder zu, ohne ein Wort zu sagen.

»Wenn wir New Mexico erwähnen, müssen wir auch die Geschichte mit Ahriman erzählen. Klar, es gibt einiges, womit wir unsere Geschichte untermauern können … das, was einigen Leuten dort vor langer Zeit passiert ist. Aber wie sollen wir das alles erzählen, ohne dass … die Sache mit Zachary und Kevin ans Licht kommt?«

Schweigend streichelten sie eine Weile den Hund, dann sagte Dusty: »Ich könnte ihn töten. Also, gestern Abend hast du mich ja gefragt, ob ich es tun könnte, und ich habe gesagt, ich weiß es nicht. Aber jetzt weiß ich es.«

»Ich könnte es auch«, sagte Martie und nickte.

»Wenn er tot ist, hört dieser Albtraum auf.«

»Sofern sich das Institut dann nicht an unsere Fersen heftet.«

»Du hast gehört, was Ahriman heute Vormittag in seiner Praxis gesagt hat. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Das hier ist eine persönliche Angelegenheit. Und jetzt wissen wir auch, wie persönlich sie ist.«

»Aber wenn du ihn umbringst«, sagte Martie, »sitzt du für den Rest deines Lebens hinter Gittern.«

»Mag sein.«

»Garantiert. Du wirst keinen Richter finden, der sich auf eine so abstruse Verteidigung einlässt wie: ›Ich habe ihn umgebracht, weil er ein Finsterling ist, der sich Menschen durch Gehirnwäsche gefügig macht.‹«

»Dann würden sie mich aber vielleicht nur für zehn Jahre in eine Irrenanstalt schicken. Das wäre immerhin besser.«

»Nur, wenn sie uns zu zweit in dieselbe Anstalt stecken.«

Valet hob den Kopf, als wollte er *zu dritt* sagen.

Jemand kam durch den Flur gerannt, und gleich darauf stürmte Fig, die Brille schief auf der Nase und das Gesicht noch geröteter als sonst, zur Tür herein. »Skeet.«

Martie sprang auf. »Was ist mit ihm?«, fragte sie.

»Weg.«

»Wohin?«

»Ahriman.«

»Was?«

»Pistole.«

Dusty war ebenfalls aufgesprungen. »Verdammt noch mal, Fig, genug Telegrafie jetzt. Red endlich Klartext.«

Mit einem entschlossenen Nicken straffte Fig die Schultern. »Er hat dem Toten die Pistole abgenommen. Und ein volles Magazin. Er hat den Lexus genommen. Sagt, keiner von euch wäre sicher, wenn er es nicht tut.«

»Sollen wir die Polizei alarmieren, damit sie ihn aufhalten?«, sagte Martie zu Dusty.

»Sollen wir ihnen sagen, dass er auf dem Weg ist, einen angesehenen Bürger zu erschießen, bewaffnet mit einer Maschinenpistole? In einem gestohlenen Wagen? Wenn wir das tun, ist Skeet ein toter Mann.«

»Dann müssen wir vor ihm da sein«, sagte Martie. »Fig, du passt auf Valet auf. Hier gibt es ein paar Leute, die ihm etwas antun könnten, nur weil es ihnen Spaß macht.«

»Ich fühle mich selbst nicht besonders sicher hier«, sagte Fig.

»Wissen die anderen, wohin Skeet gefahren ist?«

»Nein, sie wissen nicht mal, dass er überhaupt weg ist.«

»Sag ihnen, er hätte heute Vormittag Pillen geschmissen und wäre plötzlich durchgedreht. Hätte die Pistole genommen und gesagt, er würde nach Santa Barbara fahren und mit irgendwel-

chen Dealern abrechnen, die ihm schlechten Stoff verkauft haben.«

»Klingt nicht gerade nach Skeet. Zu sehr die harte Tour.«

»Lampton wird es gefallen. Trägt dazu bei, das Gewässer zu trüben.«

»Soll ich die Polizei etwa auch anlügen?«

»Du sagst kein Wort zur Polizei. Darin bist du doch gut. Du erzählst es nur Lampton, dann wird er schon den Rest besorgen. Und sag ihm, wir sind Skeet nachgefahren. Nach Santa Barbara.«

Als Dusty und Martie, begleitet vom Geschrei der Lamptons, die Diele erreicht, sich an der Leiche und der heruntergestürzten Anrichte vorbeigedrückt und die Haustür geöffnet hatten, hörten sie in der Ferne bereits die Polizeisirenen.

Sie bogen von der Einfahrt in die Straße in Richtung Süden ein, wo ihnen nach etwa eineinhalb Kilometern der erste Polizeiwagen entgegengerast kam.

Das Wasser stand ihnen bis zum Hals und stieg noch.

75. Kapitel

Ahriman saß in seiner Praxis in der vierzehnten Etage und arbeitete an seinem neuesten Buch. Er feilte an einer amüsanten Anekdote über eine Patientin, deren zwanghafte Angst vor Nahrungsmitteln aller Art dazu geführt hatte, dass sie von fünfundsechzig auf vierzig Kilo abgemagert war und tagelang zwischen Leben und Tod dahinvegetiert hatte, bis er die Ursache ihrer Krankheit erkannt und sie gerade noch rechtzeitig geheilt hatte. Natürlich war ihre Geschichte insgesamt überhaupt nicht amüsant, sondern vielmehr ziemlich düster und dramatisch, genau der Stoff, der ihm beim Erscheinen des Buchs einen werbewirksamen gemeinsamen Auftritt mit seiner dankbaren Patientin in der NBC-Show *Dateline* sichern würde; aber hier und da blitzte im Dunkel der traurigen Tatsachen ein Moment verhaltener Komik auf, einmal sogar ein echter Schenkelklopfer.

Weil seine Gedanken immer wieder nach Malibu wanderten, konnte er sich nicht so gut auf seine Arbeit konzentrieren wie sonst. Nachdem er die Zeit überschlagen hatte, die Eric brauchen würde, um die benötigten Utensilien aus dem Schließfach zu holen und die Strecke bis zum Haus der Lamptons zurückzulegen, war er der Überzeugung, dass der erste Schuss zwischen Viertel vor eins und ein Uhr fallen musste.

Auch der Gedanke an die Keanuphobin, die immer noch nicht angerufen hatte, lenkte ihn von seiner Arbeit ab, allerdings nur unwesentlich. Er machte sich keine Sorgen. Sie würde bald anrufen. Es gab kaum jemanden, der so verlässlich war wie ein Mensch, der unter Zwangsvorstellungen und Verfolgungswahn litt.

Die kleinkalibrige Beretta lag griffbereit neben ihm auf der rechten Schreibtischseite.

Er rechnete natürlich nicht damit, dass sich die Keanuphobin,

mit einer Maschinenpistole und Handgranaten bewaffnet, vom Dach abseilen und durch das Panoramafenster in sein Sprechzimmer hechten würde, aber er unterschätzte sie auch nicht. Die härtesten Frauen, die er im Laufe der Jahre kennen gelernt hatte, kamen in eleganten, wenn auch konservativen Strickkostümen und Schuhen von Ferragamo daher. Viele von ihnen waren die langjährigen Ehefrauen von Studiobossen oder Medienzaren, sie sahen so protestantisch aus wie eine Bostoner Matrone, die ihre Wurzeln bis zur Mayflower zurückverfolgen konnte, waren kultiviert und aristokratisch – hätten aber, ohne mit der Wimper zu zucken, das Herz ihres Feindes, garniert mit einem Soufflé aus den Nieren, zum Mittagessen verspeist und genießerisch ein Glas besten Merlots dazu geschlürft.

Ahriman hatte sich aus einem Feinkostladen, der noch an die Existenzberechtigung von Mayonnaise, echter Butter und tierischen Fetten aller Art glaubte, ein Mittagessen liefern lassen, das er sich jetzt an seinem Schreibtisch, den blauen Beutel mit dessen zerknittertem Rand in fröhlicher Schräglage neben dem Teller, schmecken ließ. Der anrüchige Inhalt störte ihn kein bisschen, denn er erinnerte ihn daran, in welchem Zustand die Polizei Derek Lamptons Leiche finden würde.

Um Viertel nach eins hatte er sein Mittagessen beendet und die Pappteller und Verpackungen vom Tisch geräumt, aber die Arbeit an der Anekdote der anorektischen Patientin noch nicht wieder aufgenommen. Die Schreibunterlage aus geprägtem Leder mit Einlegearbeiten aus Elfenbeinimitat war leer bis auf den blauen Beutel.

Sehr zu seinem Bedauern war ihm die Freude, Lamptons Erniedrigung persönlich mitzuerleben, nicht vergönnt, und sofern nicht eines der übleren Boulevardblätter seinem Ruf gerecht wurde, würde er vermutlich nicht einmal ein zufriedenstellendes Bild zu sehen bekommen. Die *New York Times* und selbst die *USA Today* waren ja nicht gerade erpicht darauf, Fotos von aufgeklappten und mit Exkrementen gefüllten

Schädeln abzudrucken.

Zum Glück hatte der Arzt ein ausgeprägtes Vorstellungsvermögen. Den Beutel als Inspiration vor sich auf dem Schreibtisch, fiel es ihm nicht schwer, die lebhaftesten und amüsantesten Bilder vor seinem inneren Auge entstehen zu lassen.

Um halb zwei hielt er die Schießerei für beendet und nahm an, dass Eric Jagger mit seiner laienhaften Schädeleröffnung beschäftigt, vielleicht sogar schon fast fertig war. Als er die Augen schloss, konnte er das rhythmische Raspeln der Knochensäge hören. So verhärtet, wie die Knochenmasse von Lamptons Schädel sein musste, war es sicher klug von ihm gewesen, an ein Ersatzsägeblatt zu denken. Falls es im Haus der Lamptons keinen Hund gab, hoffte er, dass ein ballaststoffreiches Müslifrühstück zu Erics Ernährungsgewohnheiten gehörte.

Sein größtes Bedauern galt der Tatsache, dass sich sein ursprünglicher Plan als undurchführbar erwiesen hatte, demzufolge Dusty, Skeet und Martie hätten Claudette und die beiden Dereks töten und verstümmeln sollen. Anschließend hätten sie, bevor sie kollektiv Selbstmord begingen, eine ausführliche Erklärung aufgesetzt, die besagte, dass Derek senior und seine Gattin sowohl Skeet als auch Dusty in grausamer Weise missbraucht hatten, als diese noch im Kindesalter waren, und später Martie und Susan Jagger – die Ahriman möglicherweise in das Hinrichtungskommando aufgenommen hätte, wenn sie ihm nicht mit einer Videokamera ein Schnippchen hätte schlagen wollen – unter dem Einfluss von Rohypnol mehrfach vergewaltigt hatten. Die Zahl der Todesopfer würde sich auf sieben belaufen, plus Handwerker und Nachbarn, sofern solche zufällig anwesend waren, was die minimale Größenordnung eines Blutbads war, das die Aufmerksamkeit der Medien im ganzen Land auf sich ziehen sollte – obwohl bei Dereks Ruf als Psycho-Guru sieben Tote dasselbe Medienecho hervorrufen würden wie ein Bombenattentat mit zweihundert Toten, unter

denen aber keine Berühmtheit zu verzeichnen war.

Nun gut, auch wenn das Spiel nicht ganz so perfekt ablief, wie er es gern gesehen hätte, war es letztlich der Sieg, der ihm Genugtuung verschaffte. Da keine Möglichkeit für ihn bestand, sich in den Besitz von Derek Lamptons Gehirn zu bringen, konnte er sich vielleicht den blauen Beutel als symbolische Siegestrophäe in Acryl gießen lassen.

*

Obwohl Skeets Denkfähigkeit sich während der vergangenen drei drogenfreien Tage enorm gesteigert hatte, verfügte er doch nicht über das Konzentrationsvermögen, das erforderlich war, um ein Atomkraftwerk zu überwachen oder auch nur mit dem Fegen der Böden darin betraut zu werden. Zum Glück war er sich darüber im Klaren und hatte die Absicht, sich während der Fahrt von Malibu nach Newport Beach jeden Schritt seines Angriffs auf Dr. Ahriman gründlich zu überlegen.

Im Übrigen war er innerlich so aufgewühlt, dass ihm ständig die Tränen in die Augen schossen und er sogar laut vor sich hin schluchzte. Es war einigermaßen gefährlich, in der regenreichen Jahreszeit mit stark getrübter Sicht den Pacific Coast Highway zu befahren, weil man angesichts von Schlammlawinen, die plötzlich auf die Fahrbahn herunterprasselten, und von herabstürzenden Felsbrocken von der Größe eines kleineren Lkws als Autofahrer mit der Reaktionsschnelligkeit einer Katze auf der Pirsch gesegnet sein musste. Zudem rauschte der frühnachmittägliche Verkehr, obwohl offiziell nur Tempo hundert erlaubt war, mit hundertdreißig Sachen in Richtung Süden, und bei dieser Geschwindigkeit konnten unkontrollierte Tränenausbrüche katastrophale Folgen haben.

Brust und Bauch taten ihm immer noch vom Aufschlag der Kevlar-gebremsten Kugeln weh. Heftige Bauchkrämpfe, die nichts mit der Verletzung zu tun hatten, sondern eine Folge

seiner inneren Anspannung und Angst waren, machten ihm zu schaffen. Er hatte Migräne, wie immer, wenn er bei seiner Mutter gewesen war, egal, ob bei seinem Besuch jemand mit einer Armbrust erschossen wurde oder nicht.

Seine Seelenqualen aber waren noch schlimmer, als es der schlimmste körperliche Schmerz hätte sein können. Dustys und Marties Haus war in Schutt und Asche gelegt, und ihm war zumute, als wäre es sein eigenes gewesen. Sie waren die besten Menschen auf der Welt, diese beiden, die besten. Sie hatten solche Schicksalsschläge nicht verdient. Ihr wunderbares kleines Haus ein Raub der Flammen, Susan tot, Eric tot, ein Leben in Angst und Schrecken.

Sein Herz wurde noch schwerer, als er plötzlich vor sich sah, wie sich seine Mutter, seine eigene wunderschöne Mutter, mit einem Kissen in den Händen über sein Kinderbettchen gebeugt hatte. Als Dusty den Vorwurf erhoben hatte, hatte sie nicht einmal abgestritten, dass sie ihn hatte umbringen wollen. Ihm war klar, dass er als Erwachsener ein Versager war, dass er schon als Kind ein hoffnungsloser Fall gewesen war, aber jetzt stellte sich heraus, dass man ihm offensichtlich schon als *Säugling* den zukünftigen Versager derartig deutlich angesehen hatte, dass die eigene Mutter es für gerechtfertigt gehalten hatte, ihn im Schlaf zu ersticken.

Er wollte kein *Versager* sein. Er wollte das Richtige tun, und er wollte seine Sache gut machen, damit sein Bruder Dusty stolz auf ihn sein konnte, aber er geriet immer vom Weg ab, ohne zu merken, dass er in die Irre ging. Ihm war klar, dass er auch Dusty das Herz schwer machte, was ihn noch mehr bedrückte.

Mit Schmerzen in der Brust und im Bauch, mit Magenkrampfen, Migräne, schwerem Herzen und verschwommener Sicht, konzentriert auf den Hundertdreißig-Stundenkilometer-Verkehr, in Sorge auch, weil man ihm den Führerschein schon vor Jahren abgenommen hatte, kam er kurz vor drei Uhr

nachmittags auf dem Parkplatz hinter dem Praxisgebäude in Newport Beach an, ohne sich auch nur einen einzigen Schritt seines Angriffs auf Dr. Ahriman gründlich überlegt zu haben.

»Ich bin ein hoffnungsloser Versager«, murmelte er.

Die Chancen, dass er, der hoffnungslose Versager, es über den Parkplatz, durch das Gebäude in den vierzehnten Stock bis in Ahrimans Praxis schaffen und den Mistkerl tatsächlich erschießen würde, lagen jenseits der Grenze der Berechenbarkeit. Ungefähr so, als wollte man das Haar auf dem Hintern eines Flohs wiegen.

Einen Vorteil konnte er allerdings für sich verbuchen. Wenn es ihm wider alle Erwartung gelang, den Psychiater zu erschießen, würde er nicht wie Dusty oder Martie, wären sie an seiner Stelle gewesen, für den Rest seines Lebens hinter Gitter wandern. Angesichts der Serie erfolgloser Entzugsversuche, eines ganzen Stapels wenig schmeichelhafter psychologischer Gutachten und der allseits bekannten Tatsache, dass er seinem Wesen nach eher zu krankhafter Feigheit als zur Gewalttätigkeit neigte, würde Skeet vermutlich in einer psychiatrischen Anstalt landen und darauf hoffen können, irgendwann einmal entlassen zu werden, vorausgesetzt, nach fünfzehn weiteren Jahren intensiver medikamentöser Behandlung würde überhaupt noch etwas von ihm übrig sein.

Obwohl die Pistole ein vergrößertes Magazin hatte, konnte er sie bequem in den Gürtel stecken und unter seinem Pullover verbergen, der ohnehin weit geschnitten war und zudem noch lockerer saß, weil er ihn vor Jahren gekauft und seither so abgenommen hatte, dass er ihm jetzt zwei Nummern zu groß war.

Er stieg aus dem Lexus und vergaß nicht, den Schlüssel mitzunehmen. Wenn er ihn stecken ließ, kam vielleicht jemand auf die Idee, den Wagen zu stehlen, und er wurde unversehens zum Komplizen eines großangelegten Autodiebstahls. Er wollte nicht, dass die Leute, wenn sein Name in allen Zeitungen stand

und im Fernsehen über seine Verhaftung berichtet wurde, ihn für einen Autodieb hielten. Er hatte noch nie auch nur einen Penny gestohlen.

Der Himmel war blau. Es war ein milder, windstiller Tag, und er war dankbar dafür, denn er hatte das Gefühl, eine steife Brise hätte ihn davongeweht.

Er ging vor dem Wagen auf und ab, blickte an sich hinunter, legte den Kopf erst zur einen, dann zur anderen Seite schief, um zu sehen, ob sich die Pistole aus irgendeinem Blickwinkel unter dem Pullover abzeichnete. Die Waffe war völlig unsichtbar.

Gerade als er sich in Bewegung setzen und zur Tat schreiten wollte, kamen ihm wieder die Tränen. Also marschierte er weiter vor dem Auto auf und ab und wischte sich mit dem Pulloverärmel über die Augen. In der Eingangshalle war höchstwahrscheinlich ein Wachmann postiert. Ein ausgemergelter, haltlos schluchzender Kerl mit aschfahlem Gesicht und Kleidern, die ihm zwei Nummern zu groß waren, würde möglicherweise dessen Verdacht erregen.

Eine Reihe vor dem Lexus, ein paar Meter weiter nördlich, stieg eine Frau aus einem Rolls-Royce, blieb neben der Fahrertür stehen und starrte ihn aufdringlich an. Er konnte, da seine Tränen mittlerweile versiegt waren, erkennen, dass sie eine nett aussehende blonde Dame war, sehr gepflegt, in einem rosafarbenen Strickkostüm, offensichtlich eine erfolgreiche Frau und ordentliche Bürgerin. Sie schien ihm nicht der Typ Frau zu sein, die so unhöflich war, einen gänzlich fremden Menschen anzustarren, also musste er wohl so verdächtig wirken, als würde er gut sichtbar ein Sturmgewehr und mehrere Munitionsgürtel mit sich herumtragen.

Wenn diese nette Dame in Rosa schon bei seinem Anblick erschrak, würde der Wachmann vermutlich die chemische Keule zücken, ihm Tränengas ins Gesicht sprühen, ihn mit einem Elektroschocker außer Gefecht setzen und ihm dann

noch den Gummiknüppel über den Schädel ziehen, sobald er einen Fuß in die Eingangshalle setzte. Er würde wieder alles vermasseln.

Der Gedanke, Dusty und Martie, die beiden einzigen Menschen, die ihn je wirklich geliebt hatten, zu enttäuschen, war ihm unerträglich. Wenn er es nicht schaffte, das hier für sie zu tun, konnte er die Pistole ebenso gut unter dem Pullover hervorholen und sich selbst eine Kugel in den Kopf schießen.

Selbstmord war für Skeet ebenso unvorstellbar wie Diebstahl. Abgesehen von seinem Sprung vom Dach der Sorensons am Dienstag dieser Woche natürlich. Aber wenn er es richtig verstanden hatte, war er möglicherweise nicht von selbst auf die Idee gekommen.

Unter den neugierigen Blicken der Dame in Rosa, krampfhaft bemüht, so zu tun, als hätte er sie nicht bemerkt und als wäre er so glücklich und zufrieden, dass es ihm gar nicht in den Sinn kommen könnte, mit einer Pistole Amok zu laufen, »What a Wonderful World« vor sich hin pfeifend, weil es das erstbeste Lied war, das ihm einfiel, ging er über den Parkplatz zum Hochhaus und dann durch die Tür, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

*

Der Arzt war es nicht gewohnt, dass sein Zeitplan von anderen bestimmt wurde, und sein Ärger darüber, dass ihn die Keanuphobin nicht lieber früher als später anrief, wuchs allmählich. Er zweifelte nicht daran, dass sie auf das Märchen vom teuflischen Computer, das er ihr aufgetischt hatte, reagieren würde; ihre Zwangsvorstellungen ließen keine andere Möglichkeit zu. Offensichtlich besaß die Verrückte aber keinen Funken Anstand und nahm keinerlei Rücksicht darauf, dass die Zeit anderer Leute kostbar war: typisch neureiche Zicke.

Da er sich nicht auf das Schreiben konzentrieren konnte, es

ihm aber auch verwehrt war, seine Praxis zu verlassen, um sich am Spiel zu beteiligen, musste er sich notgedrungen damit begnügen, den armseligen Stoff, der ihm zur Verfügung stand, zu einem Haiku zu verarbeiten.

Mein blauer Beutel. Beretta mit sieben Schuss. Schieß ich auf den Scheiß?

Grauenvoll. Siebzehn Silben, das schon, technisch war nichts daran auszusetzen. Aber es zeigte überdeutlich, warum technisches Können nicht die Erklärung für Shakespeares unsterblichen Ruhm war.

Sieben Schuss für dich. Meine Keanuphobin. Du bist tot, tot, tot.

Genauso grauenhaft, aber befriedigender.

*

Der Wachmann, doppelt so breit wie Skeet und in Kleidern, die ihm passten, saß hinter dem Tresen des Informationsschalters. Er las in einem Buch und hob nicht einmal den Kopf.

Skeet überflog die Hinweistafel, um zu sehen, wo sich Ahrimans Praxis befand, dann ging er zu den Aufzügen, drückte auf den Knopf und heftete den Blick auf die Türen. Er nahm an, dass es der Wachmann, bestimmt ein hervorragend ausgebildeter Profi, sofort spüren würde, wenn ihn jemand ängstlich anstarrte.

Gleich darauf war auch schon einer der Aufzüge da. Drei vogelgesichtige ältere Frauen und drei große, gut aussehende Sikhs mit Turbanen kamen ihm aus der Kabine entgegen. Die beiden Grüppchen entfernten sich in entgegengesetzte Richtungen.

Der Anblick der alten Damen und der Sikhs brachte Skeet, der ohnehin schon verängstigt und am Rand eines Nervenzusammenbruchs war, völlig aus der Fassung. Wie er in den zurückliegenden sechsunddreißig Stunden von Fig gelernt

hatte, waren die Zahlen Drei und Sechs irgendwie der Schlüssel zum Verständnis, warum sich die Außerirdischen heimlich auf der Erde aufhielten, und hier hatte er zweimal die Drei und einmal die Sechs. Kein gutes Omen.

Zusammen mit Skeet betraten zwei Personen den Aufzug. Der UPS-Bote drückte auf den Knopf der neunten Etage. Die Dame in Rosa drückte gar nichts.

*

Als sie das Gebäude betraten, fiel Dustys erster Blick auf Skeet, der auf der anderen Seite der Eingangshalle den Fahrstuhl bestieg. Auch Martie hatte ihn entdeckt.

Er hätte seinen Bruder gern gerufen, aber in der Nähe saß ein Wachmann. Jetzt die Aufmerksamkeit eines Sicherheitspostens zu erregen, war das Letzte, was sie gebrauchen konnten.

Sie eilten zu dem Aufzug, ohne zu rennen. Die Tür schloss sich, bevor sie die Eingangshalle auch nur zur Hälfte durchquert hatten.

Von den übrigen drei Aufzügen befand sich keiner im Erdgeschoss. Zwei fuhren aufwärts, zwei abwärts. Von den abwärts fahrenden stand einer gerade im fünften Stock.

»Die Treppe?«, sagte Martie.

»Vierzehnte Etage. Nein.« Er deutete auf die Leuchttafel, die anzeigte, das sich der Lift jetzt vom fünften zum vierten Stock bewegte. »Damit sind wir schneller.«

*

Der Mann vom Kurierdienst stieg im neunten Stock aus, und als sich die Türen wieder geschlossen hatten, drückte die Dame in Rosa auf *Halt*.

»Sie sind nicht tot«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Sie haben gestern Abend am Strand vier Kugeln in die Brust bekommen, und jetzt stehen Sie hier vor mir.«

Skeet staunte. »Sie waren dort?«

»Wie Sie zweifellos wissen.«

»Nein, ehrlich, ich habe Sie nicht gesehen.«

»Warum sind Sie nicht tot?«

»Kugelsichere Westen.«

»Wer's glaubt.«

»Aber es stimmt. Wir haben einen gefährlichen Mann beschattet«, sagte er und hatte dabei das Gefühl, dass seine Erklärung sehr lahm klang, so als würde er versuchen, Eindruck bei ihr zu schinden, was der Wahrheit allerdings ziemlich nah kam. Sie war hübsch, und in Skeets Lenden regte sich etwas, was er schon sehr lange nicht mehr gespürt hatte.

»War das Ganze nicht eher eine Farce? Eigens für mich inszeniert?«

»Von wegen Farce. Mir tut immer noch alles weh.«

»Wenn man in der Matrix stirbt«, sagte sie, »stirbt man wirklich.«

»He, hat Ihnen der Film auch gefallen?«

»Man stirbt wirklich … es sei denn, man ist eine Maschine.«

Sie wurde Skeet allmählich ein bisschen unheimlich, und dieses Gefühl erwies sich als durchaus berechtigt, da sie auf einmal eine Pistole aus der weißen Handtasche zog, die an langen Riemen über ihrer linken Schulter hing. Die Pistole war mit einem Schalldämpfer ausgerüstet, wie er es aus Filmen kannte.

»Was haben Sie unter dem Pullover?«, fragte sie ihn.

»Ich? Unter dem Pullover? Nichts.«

»Blödsinn. Ziehen Sie den Pullover hoch, aber ganz langsam.«

»O Mann«, sagte Skeet resigniert, weil er schon wieder alles vermasselt hatte. »Sie sind vom Sicherheitsdienst, stimmt's?«

»Sind Sie für Keanu oder gegen ihn?«

Skeet war sich sicher, dass er seit drei Tagen kein Dope mehr eingeworfen hatte, aber die Szene hier erinnerte ihn allmählich an Erlebnisse, die er nach dem Genuss einiger seiner denkwürdigsten Drogencocktails gehabt hatte. »Ich bin für ihn, wenn er in coolen Science-Fiction-Filmen mitspielt, aber ich bin gegen ihn, wenn er solchen Kitsch macht wie *Dem Himmel so nah*.«

*

»Warum steht der Aufzug so lange in der neunten Etage?«, fragte Dusty und beobachtete mit gerunzelter Stirn die Leuchtanzeige über der Tür des Lifts, den Skeet bestiegen hatte.

»Doch die Treppe?«, schlug Martie noch einmal vor. Nachdem er eine Weile im dritten Stock gestanden hatte, setzte sich der Aufzug, auf den sie warteten, zum zweiten in Bewegung. »Vielleicht kommen wir auf diese Weise vor ihm oben an.«

*

Die Pistole, die sie Skeet abnahm, passte nicht in ihre Handtasche. Das Ende des vergrößerten Magazins ragte heraus, aber das schien sie nicht weiter zu kümmern.

Die eigene Pistole auf Skeet gerichtet, beendete sie die Fahrtunterbrechung mit einem weiteren Druck auf den Haltknopf und betätigte gleich darauf den Knopf der vierzehnten Etage. Der Aufzug setzte sich mit einem Ruck in Bewegung.

»Sind Schalldämpfer nicht verboten?«, fragte Skeet.

»Selbstverständlich.«

»Aber Sie haben einen bekommen, weil Sie zum Sicherheitsdienst gehören?«

»Du liebe Zeit, nein. Ich bin fünfhundert Millionen Dollar schwer und bekomme alles, was ich will.«

Er hatte keine Möglichkeit herauszufinden, ob sie die Wahrheit sagte oder nicht, aber er nahm an, dass es auch keine Rolle

spielte.

Obwohl die Frau hübsch war, fing er an, in ihren grünen Augen oder in ihrer Haltung etwas zu sehen, was ihm Angst machte. Passenderweise fuhren sie an der dreizehnten Etage vorbei, als ihm klar wurde, warum es ihm in ihrer Gegenwart kalt den Rücken herunterlief: Etwas an ihr, unbestimmbar, aber nicht zu verkennen, erinnerte ihn an seine Mutter.

In der Sekunde, als sie das vierzehnte Stockwerk erreichten, wusste er, dass er eigentlich ein toter Mann war.

*

Als die Aufzugstür zur Seite glitt, trat Martie hastig ein und drückte die *14*.

Dusty folgte ihr auf dem Fuß und verstellte zwei Männern den Weg, die nach ihm einsteigen wollten. »Tut mir Leid«, sagte er, »ein Notfall. Wir fahren bis zum Vierzehnten durch.«

Martie hatte rasch hintereinander auf die Etagennummer und auf *Tür schließen* gedrückt. Sie nahm den Finger nicht von dem Knopf.

Einer der Männer sah verdutzt drein, der andere setzte zum Protest an, aber die Tür schloss sich, bevor er eine Diskussion beginnen konnte.

*

Als sie in den Flur der vierzehnten Etage hinaustraten, fragte Skeet: »Wohin gehen wir?«

»Seien Sie nicht so blödsinnig einfallslos. Sie wissen ganz genau, wohin wir gehen. Und jetzt bewegen Sie sich.«

Sie schien zu wollen, dass er nach links ging, also tat er es, einerseits weil sie eine Pistole hatte, andererseits aber auch, weil er sein Leben lang das getan hatte, was andere ihm sagten. Sie folgte dichtauf und bohrte ihm die Mündung des Schall-

dämpfers in den Rücken.

In dem langen, mit Teppichboden ausgelegten Flur war es sehr still. Die Deckendämmung verschluckte ihre Stimmen. Aus den angrenzenden Räumen drang kein Laut in den Korridor. Sie hätten die letzten beiden Menschen auf der Erde sein können.

»Was ist, wenn ich hier einfach stehen bleibe?«, sagte Skeet.

»Dann erschieße ich Sie auf der Stelle«, sagte die Frau ungerührt.

Skeet blieb nicht stehen.

Im Vorbeigehen las er die Namen, die auf den Messingschildern neben den Bürotüren auf beiden Seiten des Korridors standen. Bei den meisten handelte es sich um Arztpraxen dieser oder jener Fachrichtung, aber es waren auch zwei Anwaltskanzleien darunter. Sehr praktisch, fand Skeet. Wenn er die nächsten paar Minuten überleben sollte, würde er ohne Zweifel ein paar fähige Ärzte und einen Anwalt brauchen.

Sie erreichten eine Tür mit einem Schild, auf dem Skeet den Namen DR. MARK AHRIMAN las. Unter dem Namen des Psychiaters stand in kleineren Buchstaben EINGETRAGEN IN KALIFORNIEN.

»Hier?«, sagte er.

»Ja«, sagte sie.

Als Skeet die Tür öffnete, die nach innen aufging, schoss ihm die Dame in Rosa eine Kugel in den Rücken. Sofern die Pistole mit dem Schalldämpfer überhaupt ein Geräusch verursachte, hörte er es nicht, weil der Schmerz so furchtbar war und so plötzlich einsetzte, dass er es nicht einmal gehört hätte, wenn eine Marschkapelle vorbeigezogen wäre. Er konzentrierte sich völlig und ausschließlich auf den Schmerz und staunte darüber, dass es um so vieles schmerzhafter sein konnte, erschossen zu werden, wenn man keine kugelsichere Weste trug. Unmittelbar nachdem sie ihm eine Kugel in den Rücken gejagt hatte, versetzte ihm die Frau einen Stoß, sodass er vornüber in Dr.

Ahrimans Wartezimmer stolperte.

*

Bing!

Ahrimans Computer kündigte einen Neuankömmling an, und auf dem Monitor erschien die Kameraaufnahme aus dem Wartezimmer.

Eine Überraschung, wie er sie in dem Moment empfand, als er sich von der Betrachtung des blauen Beutels losriss und auf dem Bildschirm sah, wie Skeet in das Wartezimmer taumelte, während hinter ihm die Tür zum Korridor langsam ins Schloss fiel, hatte der Arzt seit Jahren nicht mehr erlebt.

Auf Skeets gelbem Pullover zeichnete sich ein großer Blutfleck ab, was nur zu verständlich war, nachdem er aus nächster Nähe vier Schüsse in Brust und Bauch abbekommen hatte. Es konnte derselbe Pullover sein, den er am Vorabend getragen hatte, aber der Kamerablickwinkel war so ungünstig, dass Ahriman nicht erkennen konnte, ob der blutgetränkte Stoff von vier Kugeln durchlöchert war oder nicht. Skeet fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, als würde er Halt suchen, schwankte und kippte dann vornüber auf den Boden.

Der Arzt hatte Geschichten von Hunden gehört, die irgendwo weit weg von zu Hause versehentlich von ihren Herrchen getrennt wurden und Hunderte oder gar Tausende von Kilometern durch unwegsames Gelände zurücklegten, durch Regen, Schnee und Hagelschauer, unter sengender Sonne, oft mit blutenden Pfoten und schlimmeren Verletzungen, bis sie zum Staunen und zur tränenreichen Freude ihrer Besitzer Wochen später vor der Tür der Familie standen, bei der sie zu Hause waren. Dass ein Mann mit vier Kugeln im Bauch von einem Strand aufstand, in – er warf einen Blick auf seine Uhr – achtzehn Stunden zehn bis fünfzehn Kilometer durch dicht besiedelte Wohngebiete lief, mit dem Aufzug in den vierzehn-

ten Stock fuhr und in die Praxis des Mannes taumelte, der auf ihn geschossen hatte, um anklagend den Finger gegen ihn zu erheben, hatte er noch nie gehört. Er ging also davon aus, dass hinter dieser überraschenden Wendung der Ereignisse mehr steckte, als auf den ersten Blick sichtbar wurde.

Mit der Maus klickte der Arzt auf das Pistolensymbol des Sicherheitssystems. Der Metalldetektor zeigte an, dass Skeet keine Schusswaffe trug.

Da er auf dem Boden lag, wurde er allerdings nicht von den Röntgenröhren erfasst, weshalb das Gerät auch keine fluoroskopischen Aufnahmen übertragen konnte.

Jennifer kam aus der Rezeption gerannt und beugte sich über den am Boden Liegenden. Sie schien zu schreien – obwohl Ahriman sich nicht sicher war, ob sie schrie, weil der Zustand des verwundeten Mannes sie erschreckte oder weil der Anblick des Bluts ihre empfindsame vegetarische Seele beleidigte.

Der Arzt schaltete das Abhörsystem ein. Ja, sie schrie, allerdings nicht laut; es klang vielmehr wie ein erstickes Stöhnen, als könnte sie nicht genug Luft bekommen, um in echtes, markerschütterndes Gebrüll auszubrechen.

Während Jennifer bei Skeet niederkniete, um Puls und Atmung zu überprüfen, klickte Ahriman das Nasensymbol an und schaltete damit den Sensor ein, der die Geruchsproben aus dem Wartezimmer analysierte. Jeder halbwegs vernünftige Mensch hätte ihn für verrückt erklärt, wenn er es für möglich hielt, dass dieser Mann mit seinen vier Schusswunden seinen Achtzehnstundenmarsch unterbrochen hatte, um sich Sprengstoff zu besorgen und eine Bombe zu basteln, die er jetzt am Körper trug. Da er sich aber in Erinnerung rief, dass Sorgfalt im Detail wichtig war, wartete der Arzt ab, was das System zu berichten hatte. Nichts: kein Sprengstoff.

Jennifer erhob sich und rannte aus dem Blickfeld der Kamera.

Zweifellos hatte sie die Absicht, die Polizei und einen Kran-

kenwagen zu rufen.

Er drückte auf den Summer der Sprechanlage. »Jennifer?«

»Dr. Ahriman, o Gott, es ist …«

»Ja, ich weiß. Ein Mann ist angeschossen worden. Rufen Sie bitte weder Polizei noch Notarzt, Jennifer. Ich übernehme das. Haben Sie mich verstanden?«

»Aber er blutet stark. Er ist …«

»Beruhigen Sie sich, Jennifer. Rufen Sie niemanden an. Ich kümmere mich darum.«

Es war noch keine Minute vergangen, seitdem Skeet ins Wartezimmer getorkelt war. Der Arzt rechnete damit, dass ihm maximal zwei Minuten blieben, bis Jennifer, besorgt, weil er immer noch keinen Krankenwagen gerufen hatte, handeln würde.

Da war eine Frage, die ihm Sorgen machte und auf die er eine Antwort haben musste: Wenn ein Mann mit vier schweren Schussverletzungen nach achtzehn Stunden auftauchen konnte, warum dann nicht auch zwei?

So lebhaft seine Fantasie war, gelang es dem Arzt doch nicht, sich den verwundeten Skeet und seinen ebenfalls verwundeten Kumpel vorzustellen, wie sie Arm in Arm, um sich gegenseitig zu stützen, wie zwei betrunkene Piraten am Strand entlangwankten, die nach einer langen durchzechten Nacht zu ihrem Schiff zurückkehrten. Aber wenn einer es bis hierher geschafft hatte, konnten das auch zwei und der Zweite konnte in finsterer Absicht irgendwo lauern.

*

Die schlimmste Verzögerung erlebten sie in der sechsten Etage. Der Aufzug hielt und die Tür ging auf, obwohl Martie die ganze Zeit über den *Tür-schließen*-Knopf gedrückt hielt.

Eine stämmige, forsche Frau mit stahlgrauer Dauerwelle und der entschlossenen Miene eines schwer beladenen Schauer-

manns drängte in den Aufzug, obwohl Dusty ihr mit dem Hinweis auf einen dringenden Notfall den Weg versperrte.

»Was für ein Notfall?« Sie stellte einen Fuß in die Tür und löste damit den Sicherheitsmechanismus aus, der verhinderte, dass die Tür zugehen konnte, und wenn Martie noch so fest auf den Knopf drückte. »Ich sehe keinen Notfall.«

»Herzinfarkt. Vierzehnter Stock.«

»Sie sehen nicht wie Ärzte aus«, sagte die Frau misstrauisch.

»Wir haben unseren freien Tag.«

»Ärzte ziehen sich nicht so an wie Sie, nicht einmal an ihrem freien Tag. Außerdem fahre ich sowieso in den Fünfzehnten durch.«

»Na, dann kommen Sie schon, steigen Sie ein«, sagte Dusty ergeben.

Nachdem die Frau sicher im Aufzug war und die Tür sich wieder geschlossen hatte, drückte sie auf den Knopf für die zwölfte Etage und warf triumphierend den Kopf in den Nakken.

Dusty schäumte vor Wut. »Ich liebe meinen Bruder sehr, Madam, und wenn ihm Ihretwegen etwas passiert … Verlassen Sie sich darauf, ich finde Sie und reiße Ihnen die Eingeweide wie bei einem Fisch heraus.«

Sie musterte ihn mit unverhohlener Verachtung von Kopf bis Fuß. *»Sie?«*

*

Der Arzt nahm die Beretta vom Schreibtisch und eilte zur Tür, blieb aber noch einmal stehen, weil ihm der blaue Beutel einfiel. Er lag immer noch auf seiner Schreibunterlage.

Was immer als Nächstes geschehen würde, irgendwann musste die Polizei eintreffen. Falls Skeet nicht schon tot war, würde Ahriman das Ende des Jungen beschleunigen, bevor die Kriminalbeamten eintrafen. Sie würden ihm eine Menge

Fragen stellen, wenn sie in seiner Praxis eine Leiche vorfanden, die in ihrem Blut lag.

Zumindest oberflächlich würden sie sich in seinen Praxisräumen umsehen. Und wenn sie irgendeinen Verdacht schöpften, würden sie einen Mann als Wache abstellen und sich einen Durchsuchungsbefehl besorgen.

Das Gesetz verbot es ihnen, seine Patientenkartei zu sichten, weshalb er sich keine Sorgen machte, dass sie etwas Belastendes finden würden – mit Ausnahme seiner Beretta und des blauen Beutels.

Die Pistole war nicht registriert, und obwohl keine Gefahr bestand, dass er deswegen ins Gefängnis wandern würde, wollte er ihnen doch nicht den geringsten Anlass geben, sich über ihn zu wundern. Denn wenn sie das taten, würden sie ihn in Zukunft vielleicht im Auge behalten und so seine Bewegungsfreiheit und seinen Lebensstil ernsthaft beeinträchtigen.

Der Beutel mit Hundekot war zwar nicht belastend, aber er war … seltsam. Eindeutig seltsam. Wenn sie ihn auf seinem Schreibtisch fanden, würden sie zwangsläufig fragen, zu welchem Zweck er ihn mit in die Praxis genommen hatte. Bei all seiner Klugheit fiel dem Arzt aus dem Stegreif keine vernünftige Antwort auf diese Frage ein. Und wieder würden sie sich über ihn wundern.

Er kehrte rasch zum Schreibtisch zurück, zog eine tiefe Schublade heraus und legte den Beutel hinein. Dann fiel ihm ein, dass sie den Beutel hier finden würden, wenn sie wirklich so weit gingen, sich einen Durchsuchungsbefehl ausstellen zu lassen … und er würde in der Schublade nicht weniger seltsam wirken, als wenn er für jedermann sichtbar auf dem Schreibtisch lag. Genau genommen, würde der Beutel überall in seiner Praxis komisch wirken, selbst wenn sie ihn im Papierkorb fanden.

Alle diese Überlegungen schossen ihm in Sekundenschnelle durch den Kopf, denn sein Verstand war noch genauso scharf

wie in den Tagen, als man ihn als Wunderkind betrachtet hatte, aber er rief sich auch in Erinnerung, dass die Zeit eine Wahnsinnige war, die Staub verstreute. Also schnell, nur schnell.

Er hatte vor, sich der Beretta und des Schulterholsters zu entledigen, bevor die Polizei auftauchte, also konnte er den blauen Beutel auch gleich mit entsorgen. Das hieß allerdings, dass er ihn jetzt mitnehmen musste.

Aus mehreren Gründen – und sein Stilgefühl war davon nicht der geringste – wollte er nicht, dass Jennifer ihn mit dem Beutel sah. Außerdem würde er ihn stören, wenn er gezwungen war, sich mit Skeets Kumpan zu befassen. Wie hatte Dusty ihn doch gleich genannt? Fig. Richtig. Der blaue Beutel würde ihn nur behindern, wenn dieser Fig irgendwo auf ihn lauerte und unschädlich gemacht werden musste.

Schnell, schnell.

Er wollte den Beutel in eine der Innentaschen seiner Jacke stecken, aber der Gedanke, dass er platzen und seinen eleganten Zegna-Anzug ruinieren könnte, war ihm unerträglich. Also ließ er ihn stattdessen vorsichtig in das leere Schulterholster gleiten.

Stolz auf seine Geistesgegenwart und überzeugt, dass er kein Detail übersehen hatte, das ihm zum Verhängnis werden konnte, ging er, die Beretta vor Jennifers Blicken verborgen, ins Wartezimmer hinaus.

Sie stand zitternd und mit ängstlich aufgerissenen Augen in der geöffneten Tür zur Rezeption. »Er blutet, Dr. Ahriman, er blutet.«

Jeder Idiot konnte sehen, dass Skeet blutete. Tatsache war jedoch, dass er unmöglich seit achtzehn Stunden so stark bluten und es dennoch bis hierher geschafft haben konnte.

Der Arzt ließ sich neben Skeet auf ein Knie nieder. Die Augen auf die Tür zum Flur geheftet, fühlte er ihm den Puls. Der kleine Dopefresser lebte noch, aber sein Puls war sehr

schwach. Es würde ein Leichtes sein, ihm das Lebenslicht auszublasen.

Aber zuerst zu diesem Fig. Oder wer immer da draußen auf ihn wartete.

Der Arzt ging zur Tür, legte ein Ohr daran, lauschte.

Nichts.

Vorsichtig machte er die Tür auf und spähte hinaus.

Niemand.

Er trat über die Schwelle und sah sich, mit einer Hand die Tür aufhaltend, nach rechts und links um. Nirgendwo im Gang war eine Menschenseele zu sehen.

Hier war offensichtlich nicht auf Skeet geschossen worden, denn der Lärm hätte bestimmt Aufmerksamkeit erregt. Niemand hatte sich an der Tür des Kinderpsychologen auf der anderen Seite des Gangs gezeigt – Dr. Moshlien, ein ungehobelter Mensch und unerträglicher Hohlkopf, dessen Theorien über die Ursachen der Jugendkriminalität ebenso unmöglich waren wie seine Krawatten.

Das Rätsel, wie Skeet hierher gekommen war, würde möglicherweise nie gelöst werden, was Ahriman mehr als eine schlaflose Nacht bereiten würde, aber im Augenblick war es wichtiger, Ordnung zu schaffen.

Er würde ins Wartezimmer zurückgehen und Jennifer bitten, nun doch die Polizei und den Notarzt zu rufen. Während sie am Telefon beschäftigt war, würde er sich mit Skeet befassen und so tun, als würde er ihm nach allen Regeln der Kunst Hilfe leisten, in Wirklichkeit aber würde er ihm ungefähr eineinhalb Minuten lang Mund und Nase zuhalten, was angesichts seiner jämmerlichen Verfassung ausreichen musste, um ihn zu erledigen.

Dann schnell in den Flur zurück und ohne Umwege zum nächsten Putzschrank, den er mit seinem Praxisschlüssel öffnen konnte. Das Holster und den blauen Beutel weit hinten unter den Toilettenpapiervorräten verstecken und die Sachen später,

wenn die Polizei verschwunden war, wieder herausholen.

Trotze dem Zahn der Zeit.

Schnell, schnell.

Er kehrte dem Gang den Rücken und wollte gerade in seine Praxis zurückgehen, als ihm auffiel, dass keine Blutflecken auf dem Flurteppich zu sehen waren, der eigentlich über und über damit hätte besudelt sein müssen, wenn Skeet, so blutend, wie er jetzt in seinem Wartezimmer lag, hier entlanggekommen wäre. In dem Moment, als sein messerscharfer Verstand ihm signalisierte, was dieses merkwürdige Detail zu bedeuten hatte, hörte der Arzt, wie hinter ihm Moshliens Tür geöffnet wurde. Er zog die Schultern ein in Erwartung des gewohnten *Sagen Sie mal, Ahriman, haben Sie einen Augenblick Zeit?*, und des Sturzbachs von Idiotien, die dieser Einleitung folgen würden.

Die Worte sollten nie kommen, dafür aber Kugeln. Der Arzt hörte keinen einzigen Schuss, aber er spürte sie deutlich, drei mindestens, in einer schrägen Linie vom Steiß bis zur linken Schulter.

Nicht annähernd so würdevoll, wie er es sich gewünscht hätte, stolperte er in sein Wartezimmer. Stürzte halb über Skeet. Rollte angewidert von dem Drogenfreak herunter. Rollte auf den Rücken, wo er liegen blieb und zur Tür hochblickte.

Die Keanuphobin stand auf der Schwelle. Sie hielt die Tür mit der Schulter auf und hatte mit beiden Händen eine Pistole mit Schalldämpfer umfasst. »Sie sind eine der Maschinen«, sagte sie. »Darum haben Sie mir in den Therapiestunden nie zugehört. Den Maschinen sind echte Menschen wie ich gleichgültig.«

In ihren Augen entdeckte Ahriman etwas, was er bis jetzt übersehen hatte: Sie war eine Alleswisserin, eines der Mädchen, die seine Masken und Verstellungen durchschauten, die ihn mit ihren Augen, mit hochmütigem Grinsen und verstohlenen Blicken hinter seinem Rücken verhöhnten, die etwas ungeheuer Komisches über ihn wussten, von dem er selbst

keine Ahnung hatte. Seit er sich im Alter von fünfzehn Jahren zu einem umwerfend gut aussehenden jungen Mann gemausert hatte, schienen Die Alleswisser die Fähigkeit, ihn zu durchschauen, verloren zu haben, und er hatte aufgehört, sich vor ihnen zu fürchten. Und jetzt *das*.

Als er die Beretta heben und das Feuer erwidern wollte, stellte er fest, dass er gelähmt war.

Sie zielte auf sein Gesicht.

Sie war Wirklichkeit, und sie war Fantasie, Wahrheit und Lüge, Gegenstand des Spotts und doch von bitterem Ernst, alles für jeden und ein Rätsel für sich selbst, wie geschaffen für ihre Zeit. Sie war eine neureiche Zicke mit einem Ehemann, der so langweilig wie ein Bettvorleger war, aber sie war auch Diana, Göttin des Mondes und der Jagd, auf deren Bronzespeer Minette Luckland sich in ihrer palladianischen Villa in Scottsdale aufgespießt hatte, nachdem sie zuerst ihren Vater erschossen und dann ihre Mutter mit einem Hammer erschlagen hatte.

Wie spaßig *das* doch gewesen war, und wie wenig Spaß ihm dies hier nun machte.

Flieg mit mir zum Mond. Meine reiche Diana. Tanz unter Sternen.

Schmarren. Romantischer Quatsch. Geistlos. Unwürdig.

Meine Diana. Ich hasse dich, hasse dich. Hasse dich, Hass, Hass.

»Tun Sie es«, sagte er.

Die Göttin entlud ihr Magazin in sein Gesicht, und Ahrimans Trugbild aus Blütenregen verlor sich in Mond und Blumen. Und in Flammen.

*

Als Martie mit Dusty um die Ecke der Aufzugsbucht bog, sah sie eine Frau, die kurz vor dem Ende des Gangs halb in der Tür zu Ahrimans Praxis stand. An dem rosafarbenen Chanel-

Kostüm erkannte sie, dass es dieselbe Frau war, die unten in der Eingangshalle mit Skeet in den Aufzug gestiegen war. Jetzt trat diese Frau ganz in die Praxis ein, sodass sie vom Gang aus nicht mehr zu sehen war.

Während Martie, dicht gefolgt von Dusty, den Gang entlangrannte, dachte sie an das verzauberte New Mexico … und an zwei tote Männer auf dem Grund eines alten Brunnens. An die Reinheit des frisch gefallenen Schnees … und an das Blut, das er zudeckte. Sie dachte an Claudettes Gesicht … und an deren Herz. An die Schönheit eines Haiku … und den entsetzlichen Zweck, dem es gedient hatte. An die Herrlichkeit einer grünen Baumkrone … und an Spinnen, die aus ihren in zusammengerollten Blättern abgelegten Eiern hervorquollen. Das Sichtbare und das Unsichtbare. Dinge, die sich zeigten, und Dinge, die verborgen blieben. Dieses fröhlich leuchtende Rosa, Babyrosa, Kirschblütenrosa, aber in dem Leuchten ein dunkler Schatten, in dem Rosa Gift.

Aus ihren furchtbaren Ahnungen wurde furchtbare, plastische Wirklichkeit, als sie in Ahrimans Praxis stürmte und die Körper sah, die dort in ihrem Blut lagen.

Ahriman lag auf dem Rücken, mit dem Gesicht nach oben, aber er hatte kein Gesicht mehr: dünne, stinkende Rauchkräusel, die von verbranntem Haar aufstiegen, blutige Fleischkrater, implodierte Wangenknochen, rote Teiche, wo einmal die Augen gewesen waren … und hinter einer zerfetzten, klaffenden Wange ein halbes Grinsen.

Auf dem Bauch liegend, war Skeet von beiden die weniger dramatische, aber auch weniger unwirkliche Figur. Er lag in seinem roten See und wirkte so dünn und leicht, dass er im Rot zu schwimmen schien, als wäre er nur ein Bündel alter Kleider.

Skeets Anblick erschütterte Martie mehr, als sie es je für möglich gehalten hatte. Skeet, der Versager, das ewige Kind, so ernst und doch so schwach und selbstzerstörerisch, immer auf dem besten Weg, sich das anzutun, was seiner Mutter mit

dem Kissen nicht gelungen war. Martie liebte ihn, aber erst jetzt wurde ihr bewusst, wie sehr sie ihn liebte … und erst jetzt war sie in der Lage zu verstehen, warum. Bei all seinen Fehlern war Skeet ein sanfter Mensch, und er hatte, wie sein wunderbarer Bruder, ein weiches Herz; in einer Welt, in der ein weiches Herz seltener war als Diamanten, war er eine Kostbarkeit, eine getrübte vielleicht, aber eben doch eine Kostbarkeit. Sie wagte nicht, sich zu ihm hinunterzubeugen und ihn zu berühren, aus Angst, feststellen zu müssen, dass er auch eine unwiderruflich zerstörte Kostbarkeit war.

Ohne auf das Blut zu achten, kniete Dusty neben seinem Bruder nieder und strich ihm über das Gesicht, berührte die geschlossenen Augen, tastete nach der Halsschlagader und rief mit einer Stimme, die so zerrissen war, wie Martie sie noch nie gehört hatte: »O Gott, einen Krankenwagen! Jemand soll einen Krankenwagen rufen, schnell!«

Jennifer tauchte in der Tür zur Rezeptionskabine auf. »Ich habe schon angerufen. Sie kommen. Sie sind unterwegs.«

Die Frau in Rosa stand am Fenster der Rezeption, auf dessen Sims sie zwei Pistolen gelegt hatte, eine davon die, welche Skeet dem toten Eric aus der Hand genommen hatte. »Jennifer, wäre es nicht besser, wenn Sie die Dinger an einem sicheren Ort verstauen, bis die Polizei hier ist? Sie haben doch die Polizei gerufen?«

»Ja. Sie sind auch unterwegs.«

Vorsichtig ging Jennifer in die Kabine, nahm die Pistolen an sich und legte sie auf ihren Schreibtisch.

Vielleicht lag es daran, dass Skeet zu sterben drohte, vielleicht lag es auch an Ahrimans grausigem Gesicht und dem vielen Blut, aus welchem Grund auch immer, jedenfalls konnte Martie nicht klar genug denken, um zu begreifen, was hier vorgefallen war. Hatte Skeet Ahriman erschossen? Hatte Ahriman Skeet angeschossen? Wer hatte zuerst geschossen und wie oft? Aus der Lage der beiden Körper konnte sie auf kein

Schauspiel schließen, das ihr vorstellbar erschien. Und die unheimliche Ruhe der Frau in Rosa, die den Eindruck machte, als würde sie täglich hautnah Schießereien miterleben, legte die Vermutung nah, dass sie irgendeine mysteriöse Rolle in dem Geschehen gespielt hatte.

Die Frau stakste in die Ecke des Wartezimmers, die am wenigsten Blut abbekommen hatte, dann zog sie ein Mobiltelefon aus der Tasche und wählte eine Nummer.

Noch weit weg, verzerrt durch die Entfernung und die geografische Beschaffenheit der Gegend, klang das schrille Sirenengeheul beängstigend und merkwürdig prähistorisch, nicht von Technik erzeugt, sondern fast lebendig, wie das Kreischen eines Pterodaktylus, der immer näher kam.

Jennifer eilte zur Tür, öffnete sie und schob einen kleinen Gummikeil unter den Rand, damit sie nicht zufiel.

»Helfen Sie mir, die Sessel auf den Flur hinauszutragen«, sagte sie zu Martie, »damit die Sanitäter Platz haben, wenn sie kommen.«

Martie war froh, dass sie etwas zu tun hatte. Sie hatte das Gefühl, am bröckelnden Rand eines Abgrunds zu stehen. Indem sie Jennifer half, konnte sie wieder festen Boden unter den Füßen gewinnen.

Die Frau in Rosa hielt ihr Telefon ein Stück vom Mund weg und sagte bewundernd: »Sie beeindrucken mich, junge Dame.«

Mit einem schwer zu deutenden Blick sagte Jennifer: »Tja, ähem, danke.«

Als alle Sessel und Beistelltische in den Korridor hinausgetragen waren, klang das vielstimmige Sirenengeheul schon sehr nah und verstummte dann nach und nach. Die Rettungskräfte mussten in den Aufzügen unterwegs sein.

Die Frau in Rosa sagte in ihr Telefon: »Würden Sie bitte aufhören, dummes Zeug zu schwatzen, Kenneth? Für einen teuren Anwalt sind Sie wirklich ziemlich schwer von Begriff. Ich brauche den besten Strafverteidiger, und ich brauche ihn

sofort. Jetzt fangen Sie sich und *tun* Sie, was ich Ihnen gesagt habe.«

Als sie ihr Gespräch beendet hatte, lächelte sie Martie zu.

Dann zog sie eine Visitenkarte aus der Handtasche und reichte sie Jennifer. »Sie werden sich einen neuen Job suchen müssen, nehme ich an. Ich kann eine so tüchtige junge Frau wie Sie gebrauchen, wenn Sie interessiert sind.«

Jennifer zögerte einen Moment, dann nahm sie die Karte.

Im Blut kniend, strich Marties wundervoller Mann seinem Bruder immer wieder die Haare aus dem bleichen Gesicht und flüsterte ihm leise Worte zu, obwohl nichts darauf hindeutete, dass ihn der Junge hören konnte. Dusty sprach über alte Zeiten, über Dinge, die sie als Kinder zusammen getan hatten, Streiche, die sie ausgeheckt, Abenteuer, die sie zusammen erlebt hatten, Fluchtpläne, die sie geschmiedet, Träume, die sie gemeinsam geträumt hatten.

Martie hörte eilige Laufschritte im Gang, die schweren Stiefel des Feuerwehrrettungsdienstes, und für einen winzigen Augenblick hatte sie das verrückte, wunderbare Gefühl, dass einer der Männer, die im nächsten Moment zur Tür hereinstürmen mussten, Strahlebob sein würde.

76. Kapitel

Eine Zeit lang herrschte unvorstellbares Chaos. Zu viele fremde Gesichter und zu viele Menschen, die durcheinander redeten, Sanitäter und Polizisten, die eine kurze, aber lärmende Verhandlung über die rechtliche Zuständigkeit für die Lebenden und die Toten führten. Wäre Chaos Brot und Verdacht Fisch gewesen, so hätte es keines Wunders bedurft, um die Massen zu speisen.

Die erstaunliche Offenbarung, dass die Frau im rosafarbenen Chanel-Kostüm sowohl auf Skeet als auch auf Ahriman geschossen hatte, stürzte Martie in noch größere Verwirrung. Die Frau gab die Schüsse zu, verlangte ihre Festnahme und war nicht bereit, weitere Angaben zum Tathergang zu machen, beklagte sich allerdings über den nachhaltigen Gestank, den die verbrannten Haare des Arztes verbreiteten.

Skeet lag, leblos für das Auge des Laien, auf einer fahrbaren Trage und wurde von vier kräftigen Sanitätern versorgt, deren Uniformen im Neonlicht des Gangs merkwürdig phosphoreszierend wirkten. Sie sahen aus wie Verteidigungsspieler einer Footballmannschaft, die in den Himmel gekommen und nun in dieser modernen Ausgabe eines Engelsgewandes auf die Erde zurückgekehrt waren. Einer sprintete voraus, um die Aufzugtür offen zu halten, einer zog, einer schob die Trage, einer rannte neben ihr her und hielt die Infusionsflasche hoch, und Martie hatte, als die Männer sich eilig und umsichtig mit Skeet entfernten, das Gefühl, als würden weder deren Füße noch die Räder der Trage den Boden berühren, als würden sie durch den langen Korridor *fliegen* und als wäre dies nicht der Transport eines Verletzten zum Krankenhaus, sondern der Begleitschutz für eine unsterbliche Seele, die eine viel längere Reise antrat.

Nachdem Dusty durch Jennifer – und durch das knappe Geständnis der Frau in Rosa – von jedem Verdacht befreit war,

durfte er mit polizeilicher Erlaubnis seinen Bruder begleiten. Er legte Martie die Hände auf die Schultern, zog sie heftig an sich, hielt sie einen Moment lang fest, küsste sie und rannte dann hinter den Sanitätern mit der Trage her.

Sie sah ihm nach, bis er in der Aufzugsbucht verschwunden war, dann entdeckte sie, dass seine Finger blutige Abdrücke auf ihrem Pullover hinterlassen hatten. Zitternd verschränkte sie die Arme über der Brust und bedeckte die furchtbaren roten Spuren mit den Händen, als könnte sie, indem sie diese flüchtigen Spuren berührte, eine geistige Verbindung mit Dusty und Skeet herstellen, sodass sie sich gegenseitig Kraft geben konnten.

Martie durfte den Schauplatz des Verbrechens noch nicht verlassen. Da die Polizeibehörde von Malibu – zu spät – Kontakt mit der Polizei in Newport aufgenommen hatte, war die Verbindung zwischen der Schießerei hier und Eric Jaggers gewaltsamem Tod dort ebenso festgestellt worden wie die Tatsache, dass Martie und Dusty in beiden Fällen die Hauptaugenzeugen waren. Ein Beamter war auf dem Weg ins Krankenhaus, um Dusty zum Tathergang zu hören, aber die Polizei bestand darauf, die Erstbefragung wenigstens eines der Zeugen sofort an Ort und Stelle vorzunehmen.

Polizeifotografen, die Leute von der Spurensicherung, Vertreter der Staatsanwaltschaft und Kriminalbeamte sammelten, während sie sich allesamt über das Durcheinander am Tatort beschwerten, eifrig Indizien für den Fall, dass die Dame in Rosa ihr bereitwilliges Geständnis später widerrufen würde, was ja immer wieder vorkam.

Jennifer wurde an ihrem Schreibtisch in der Rezeptionskabine befragt, während zwei äußerst höfliche, rücksichtsvolle Beamte Martie baten, sie in Ahrimans Sprechzimmer zu begleiten. Dort setzte sich einer der beiden neben sie auf das Sofa, der andere in einen der Sessel ihr gegenüber.

Ein eigenartiges Gefühl, wieder im Mahagoniwald ihrer

Albträume zu sein, in dem der Blättermann herrschte. Sie spürte seine Gegenwart immer noch, obwohl er jetzt tot war. Sie überkreuzte die Arme, legte die linke Hand auf die rechte, die rechte Hand auf die linke Schulter, die Finger über den roten Abdrücken von Dustys Fingern gespreizt.

Die Kriminalbeamten sahen es, und einer fragte sie, ob sie sich die Hände waschen wolle. Martie schüttelte wortlos den Kopf, auch wenn sie das nicht verstehen würden.

Und dann wehten, wie die Blätter in ihrem Haiku vom Westen her geweht waren, die Worte der langen Geschichte aus ihr heraus. Sie verschwieg nichts, kein einziges Detail, so fantastisch und unwahrscheinlich es auch klingen mochte – mit einer Ausnahme: Als sie von den Glysons in Santa Fe und von Bernardo Pastore und seiner Familie erzählte, erwähnte sie ihre Begegnung mit Kevin und Zachary in der verschneiten nächtlichen Wüste von New Mexico mit keinem Wort.

Sie rechnete mit ungläubigem Staunen, und ungläubiges Staunen schlug ihr auch mit großen Augen und offenen Mündern reichlich entgegen, obwohl schon in den ersten Stunden nach der Schießerei Dinge geschahen, die ihren Worten zumindest einen Hauch von Glaubwürdigkeit verliehen.

Nachdem er in einem der ersten Radioberichte von der Neuigkeit erfahren hatte, eilte Roy Closterman von seiner Praxis aus, die nur wenige Kilometer entfernt war, zum Ort des Verbrechens. Sie erfuhr, dass er draußen im Gang mit den Beamten sprach, weil einer der beiden Polizisten, die sie befragten, hinausgerufen wurde und kurze Zeit später ziemlich aufgewühlt zurückkam und verkündete, dass Closterman seine Kooperation zugesagt habe.

Dann war da noch die Beretta, die der tote Ahriman umklammert hielt und mit der nachweislich nicht geschossen worden war. Eine rasche Überprüfung im Zentralcomputer ergab, dass der Psychiater nie eine Schusswaffe, weder diese

noch eine andere, gekauft oder angemeldet hatte. Demzufolge besaß er auch keine Lizenz zum Führen einer genehmigungspflichtigen Waffe für Orange County. Sein Ruf als aufrechter und gesetzestreuer Bürger bekam durch diese Erkenntnis einige Kratzer ab.

Was die Kriminalbeamten letztlich wahrscheinlich davon überzeugte, dass dieser Fall ein paar bizarre Aspekte aufwies, wie sie selbst in der Verbrechensgeschichte Südkaliforniens noch nie dagewesen waren, war die Entdeckung eines mit Exkrementen gefüllten Plastikbeutels im feinen, handgenähten Schulterholster des Arztes. Sogar Sherlock Holmes persönlich wäre wohl in Bedrängnis geraten, hätte er eine logisch deduzierte Erklärung für diesen verblüffenden Fund liefern sollen. Der Verdacht auf irgendeine Form neurotischer Perversion lag nahe: Der blaue Beutel wurde in eine Tüte verpackt, mit einem Etikett versehen und ins Labor geschickt, während die anwesenden Beamten Wetten bezüglich des Geschlechts und der Spezies der geheimnisvollen Person oder Kreatur abschlossen, von der dieses Beweisstück stammte.

Martie fühlte sich eigentlich zu mitgenommen, um Auto zu fahren, aber als sie erst einmal hinter dem Steuer saß, fuhr sie so sicher wie immer, und zwar auf direktem Weg ins Krankenhaus. Ihre Hände wusch sie sich erst, nachdem sie Dusty im Warteraum der Intensivstation gefunden und von ihm erfahren hatte, dass Skeet die dreistündige Operation überstanden hatte. Sein Zustand war kritisch, er war noch nicht wieder zu Bewusstsein gekommen, aber er hielt durch.

Selbst nachdem sie das erfahren hatte, geriet Martie in der Damentoilette leicht in Panik, als sie sich das Blut vom Pullover abwaschen wollte, weil sie plötzlich fürchtete, dadurch könnte die Verbindung zu Skeet abreißen und sie könnte dann nicht mehr auf mentalem Weg Kraft auf ihn übertragen. Diese an Hysterie grenzende abergläubische Befürchtung überraschte sie selbst. Aber vielleicht hatte sie, nachdem sie eine Begeg-

nung mit dem Teufel unbeschadet überstanden hatte, auch allen Grund, abergläubisch zu sein. Sie rief sich in Erinnerung, dass der Teufel tot war – und wusch sich die Hände.

Kurz nach elf, mehr als sieben Stunden nachdem er ins Krankenhaus eingeliefert worden war, erwachte Skeet aus der Bewusstlosigkeit. Er nahm seine Umgebung deutlich wahr, war aber noch sehr geschwächt. Sie durften zu ihm hinein, allerdings nur für zwei, drei Minuten. Aber diese kurze Zeit reichte, um zu sagen, was gesagt werden musste, die wenigen Worte, die jeder Patient auf den Intensivstationen in aller Welt hört, wenn seine Angehörigen zum ersten Mal an sein Bett treten, die einfache Wahrheit, die mehr bedeutet als alle klugen Worte aller Ärzte: *Ich liebe dich.*

Sie blieben in dieser Nacht bei Marties Mutter, die selbstgebackenes Brot und eine nahrhafte Gemüsesuppe auf den Tisch brachte, und als sie am Samstagmorgen ins Krankenhaus zurückkehrten, hatte sich Skeets Zustand so weit stabilisiert, dass er nicht mehr als kritisch, sondern nur noch als ernst zu bezeichnen war.

Welches Medienecho die Geschichte schließlich heraufbeschwören würde, war an den zwei Fernsehaufnahmeteams und drei Zeitungsreportern zu erkennen, die jetzt schon ihr Lager vor dem Krankenhausgebäude aufgeschlagen hatten und ungeduldig auf Marties und Dustys Erscheinen warteten.

*

Mit einem Haussuchungsbefehl bewaffnet, durchkämmte ein Heer von Polizisten Mark Ahrimans Haus, eine Arbeit, die angesichts der gewaltigen Größe seines Anwesens drei volle Tage in Anspruch nahm. Anfangs fanden sie nichts Ungewöhnlicheres als die umfangreiche Spielzeugsammlung des Psychiaters, und gegen Ende des ersten Tages sah es so aus, als wäre die Haussuchung ein Schlag ins Wasser.

Das weitläufige Gebäude verfügte über eine vollautomatisierte Haustechnik. Computerexperten der Polizei knackten den Geheimcode, der dafür gesorgt hatte, dass nur Ahriman persönlich Zugang zu bestimmten Bereichen des Systems hatte; ziemlich bald entdeckten sie, dass es im Haus sechs Geheimsafes unterschiedlicher Größe gab.

Nachdem auch deren Zahlenkombination geknackt war, stellte sich heraus, dass der erste Safe – der sich im Arbeitszimmer mit der filigranen Wandverkleidung befand – nur Unterlagen über die finanziellen Angelegenheiten des Arztes enthielt.

Im zweiten, größeren Safe im Salon der Suite im ersten Stock fanden sie fünf Pistolen, zwei vollautomatische Maschinenpistolen und eine Uzi. Keine der Waffen war registriert, und ihre Herkunft konnte zu keinem offiziellen Waffenhändler zurückverfolgt werden.

Der dritte Safe war ein kleiner Kubus, der geschickt in der Kaminverkleidung im Schlafzimmer verborgen war. Die Beamten entdeckten darin eine weitere Schusswaffe, eine zehnschüssige Taurus PT-111 Millennium mit leerem Magazin, die offensichtlich noch vor kurzem benutzt worden war.

Als von größerem Interesse sowohl für die Kriminalisten als auch für die Kamerateams der Fernsehgesellschaften erwies sich der zweite Fund in diesem Safe: ein vakuumverschlossener Glasbehälter, in dem in einer chemischen Konservierungslösung zwei menschliche Augen schwammen. Auf dem Deckel klebte ein Schild mit einem säuberlich handgeschriebenen Haiku:

Augen des Vaters.
Hollywoods König der Tränen.
Ich kann nur lachen.

Aus dem Medientumult wurde ein Mediensturm.

Dusty und Martie konnten unmöglich länger in Sabrinas

Haus bleiben, das nach dieser Meldung tagelang von Reportern belagert wurde.

Am dritten Tag stießen die Durchsuchungsbeamten in einem Tresorraum, der nicht in der Computerliste der Safes verzeichnet war, auf eine wahre Fundgrube an Videokassetten. Ein Bauunternehmer hatte sich bei der Polizei gemeldet und zugegeben, dass er den Raum ohne Vorlage einer behördlichen Genehmigung für Dr. Ahriman gebaut hatte, nachdem dieser das Anwesen erworben hatte. Es waren dies die kostbaren Erinnerungsstücke des Psychiaters, die Dokumentation seiner gefährlichsten Spiele, darunter auch das verräterische Video von Susan und ihrem Peiniger, aufgenommen von einer im Topf eines Bonsai-Bäumchens versteckten Kamera in ihrem Schlafzimmer.

Aus dem Mediensturm wurde ein Medienhurrikan.

Ned Motherwell kümmerte sich um das Geschäft, während Dusty und Martie, den Mikrofonen und Kameras immer einen Schritt voraus, bei wechselnden Freunden Unterschlupf fanden.

Das einzige Ereignis, das kurzfristig das Ahriman-Spektakel vom ersten Platz der Abendnachrichten verdrängte, war der irrwitzige Anschlag, der während einer Benefizgala in Bel Air auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten verübt wurde und in dessen Folge der Amok laufende Filmsuperstar von denjenigen aufgebrachten Leibwächtern erschossen wurde, die nicht damit beschäftigt waren, die Präsidentennase in Sicherheit zu bringen und auf Eis zu legen. Innerhalb der folgenden vierundzwanzig Stunden, in denen ans Licht kam, dass der Megastar diesen Mark Ahriman nicht nur gekannt, sondern sich in jüngster Zeit auch als dessen Patient in einer Entzugsklinik aufgehalten hatte, deren Mitinhaber der Psychiater war, wurde aus dem Medienhurrikan der Aufruhr des Jahrhunderts.

*

Schließlich erschöpfte sich der Sturm, weil es in der Natur dieser merkwürdigen Zeiten liegt, dass jede Scheußlichkeit, so unvorstellbar und grausam sie auch sein mag, unweigerlich durch eine neue, noch entsetzlichere und schockierendere Gräueltat übertroffen wird.

Gegen Ende des Frühjahrs hatte sich Skeet vollständig von seiner Verletzung erholt und sah so wohlgenährt aus wie schon seit Jahren nicht mehr. Die Dame in Rosa hatte Skeet aus freien Stücken und ohne Androhung einer Schmerzensgeldklage die ansehnliche Summe von eindreiviertel Millionen Dollar netto überlassen, woraufhin er beschloss, jetzt, da er gesundheitlich wieder auf der Höhe war, für ein paar Monate aus dem Malergeschäft auszusteigen, um ein wenig herumzureisen und sich in Ruhe zu überlegen, wie er sein weiteres Leben gestalten wollte.

Gemeinsam mit Fig Newton hatte er sich eine Reiseroute zurechtgelegt, die sie zuerst nach Roswell, New Mexico, und von da aus zu allen Stationen führen sollte, die für den wahren Ufo-Begeisterten von Interesse waren. Da Skeet inzwischen wieder über eine Fahrerlaubnis verfügte, konnten sich die beiden am Steuer seines neuen Wohnmobils abwechseln.

Mit der Begründung, Mark Ahriman habe sie einer Gehirnwäsche unterzogen und sexuell missbraucht, berief sich die Dame in Rosa auf Notwehr. Skeet, so behauptete sie, sei ihr beim ersten Schuss versehentlich in die Quere gekommen. Nach erregten Diskussionen und tumultartigen Szenen im Büro des Bezirksstaatsanwalts wurde ein Verfahren wegen Totschlags eingeleitet und die Frau nach Hinterlegung einer Kaution für die Dauer des Verfahrens auf freien Fuß gesetzt. Und nach ihrem herzergreifenden Auftritt in der Talkshow aller Talkshows, an deren Ende Oprah sie umarmt und unter dem vernehmlichen Schluchzen sämtlicher Zuschauer gesagt hatte: »Von Ihnen können wir alle noch viel lernen, meine Liebe«, würde sich im ganzen Land kein Geschworener finden, der sie schuldig sprach, sofern sie überhaupt vor Gericht erscheinen

musste.

Derek Lampton junior war eine Woche lang ein Held und gab im Fernsehen Kostproben seiner Bogenkünste. Auf die Frage, was er als Erwachsener einmal werden wolle, antwortete Junior: »Astronaut«, was überhaupt nicht abwegig klang, da er ein Einserschüler mit besonderer Begabung für die Naturwissenschaften war und außerdem bereits Flugunterricht nahm.

Gegen Mitte des Sommers war das Bellon-Tockland-Institut in Santa Fe von jedem Verdacht reingewaschen, je etwas mit Mark Ahrimans bizarren Experimenten auf dem Gebiet der Bewusstseinsbeeinflussung zu tun gehabt zu haben. Die Behauptung, er habe im Institut gearbeitet oder in irgendeiner Verbindung zu den dort beschäftigten Wissenschaftlern gestanden, wurde unstrittig widerlegt. »Er war ein Psychopath«, erklärte der Institutsleiter, »ein armseliger Narzist, ein unbedeutender Möchtegernpsychologe, der sich mit der Behauptung wichtig machen wollte, er sei an der Arbeit dieses angesehenen Instituts und seinem großartigen Einsatz für den Weltfrieden beteiligt.« Obwohl die Forschungsarbeit des Instituts in den Medien unter den verschiedensten Blickwinkeln erläutert wurde, gelang es keiner der Reportagen, die in allen namhaften Blättern von der *New York Times* bis zum *National Enquirer* erschienen, das Wesen dieser Einrichtung erkennbar zu machen.

Martie löste ihren Vertrag für die Entwicklung eines Videospiels nach der Vorlage des *Herrn der Ringe* auf. Tolkien gefiel ihr nach wie vor, aber sie hatte das Bedürfnis, etwas Handfestes zu tun. Dusty bot ihr einen Job in seiner Malerfirma an, den sie fürs Erste bereitwillig annahm. Die Arbeit war so handfest, dass sie einen herrlichen Muskelkater davon bekam, und sie ließ ihr Zeit zum Nachdenken.

Die Nase des Präsidenten wurde erfolgreich wieder angenäht.

Ned Motherwell verkaufte drei Haikus an eine Literaturzeitschrift.

Die beiden Lotterielose erwiesen sich als Nieten.

*

Im Laufe des Sommers besuchten Martie und Dusty hin und wieder drei Friedhöfe, wo Valet begeistert zwischen den Grabsteinen herumtollte. Auf dem ersten legten sie Blumen auf das Grab von Strahlebob. Auf dem zweiten legten sie Blumen auf die Gräber von Susan und Eric Jagger. Auf dem dritten legten sie Blumen auf das Grab von Dominique, der Halbschwester, die Dusty nie kennen gelernt hatte.

Claudette behauptete, das einzige Foto, das je von ihrer kleinen Tochter gemacht worden war, verloren zu haben. Vielleicht sagte sie die Wahrheit. Vielleicht wollte sie Dusty das Foto aber auch nicht überlassen.

Jedes Mal, wenn Dusty Dominiques zartes, liebes Gesichtchen beschrieb, wie es ihm von dem Foto in Erinnerung geblieben war, fragte sich Martie, ob dieses Kind, hätte es am Leben bleiben dürfen, aus Claudette einen besseren Menschen gemacht hätte. Vielleicht hätte sie sich geändert und gelernt, was es hieß, Mitgefühl und Demut zu empfinden, wenn sie ein so unschuldiges Wesen hätte versorgen und beschützen müssen. Obwohl es nicht leicht war, sich vorzustellen, dass aus der unseligen Verbindung zwischen Ahriman und Dustys Mutter ein heimlicher Segen hätte erwachsen können, barg das Universum doch noch wesentlich merkwürdigere Dinge, aus denen sich, wenn man sie genau betrachtete, ein sinnvolles Muster ergab.

Ende Juli, in der hundertsten Woche nach seinem Erscheinen, stand *Lerne dich selbst lieben* immer noch auf Platz fünf der Bestsellerliste der *New York Times*.

Anfang August riefen Skeet und Fig aus Oregon an, wo sie ein Foto von Big Foot aufgenommen hatten, das sie per Eilboten schicken wollten.

Die Aufnahme war verschwommen, aber durchaus beeindruckend.

Ende des Sommers entschloss sich Martie, die Erbschaft, die ihr Susan Jagger testamentarisch vermacht hatte, anzunehmen. Nach dem Verkauf des Besitzes, einschließlich Susans Haus auf Balboa Peninsula, stand Martie eine beträchtliche Summe zur Verfügung. Ursprünglich hatte sie keinen Penny haben wollen; es war für sie wie Blutgeld. Dann überlegte sie, dass sie das Geld verwenden konnte, um sich einen Kindheitstraum zu erfüllen, um die Uhr zurückzudrehen und den Lebensweg einzuschlagen, von dem sie aus den falschen Gründen abgewichen war. Susan hatte keine Chance mehr, die Uhr zurückzudrehen und sich den Traum von einer Karriere als Konzertviolinistin zu erfüllen, und darum schien es Martie wahrhaftig und ehrlich, wenn mit diesem Geschenk, das aus dem Tod entsprungen war, ein Leben in seine richtige Bahn gelenkt wurde.

*

Da Martie eine fleißige Studentin war, vergingen nicht viele Jahre, bis sie ihr Abschlussexamen in Tiermedizin und die fast zeitgleiche Eröffnung einer Tierarztpraxis und eines Asyls für ausgesetzte und misshandelte Hunde und Katzen feiern konnten. Mit etwas Glück würde die Praxis genug Geld für das Asyl abwerfen, und es würde noch genug übrig bleiben, dass sie genauso viel nach Hause bringen konnte wie das, was Dusty mit dem Anstreichen von Häusern verdiente.

Das Fest fand in ihrem Haus in Corona del Mar statt, das sie schon vor Jahren auf der Asche des alten wieder aufgebaut hatten. Das neue Haus glich dem abgebrannten wie ein Ei dem anderen, einschließlich der farbenfreudigen Verzierungen, die Sabrina, obwohl milde geworden dieser Tage, immer noch »clownesk« fand.

Von Dustys Familie war nur Skeet eingeladen. Er kam mit seiner Frau Jasmine und dem dreijährigen Sohn Fester, der von allen nur Chupaflor genannt wurde.

Fig und seine Frau Primrose, Jasmines ältere Schwester, brachten einen ganzen Stapel der neuesten Broschüre der Firma mit, die Fig und Skeet gemeinsam gegründet hatten. Das Unternehmen »Unheimliche Reisen der Dritten Art« blühte. Wer auf den Spuren von Big Foot wandeln, die berühmtesten Schauplätze von Entführungen durch Außerirdische im ganzen Land besichtigen, in spukumwitterten Gemäuern nächtigen oder Elvis auf den Irrwegen begleiten wollte, die ihn seit seinem angeblichen Tod durch die Lande trieben, wurde bei der Agentur »Unheimliche Reisen der Dritten Art« bestens bedient.

Ned Motherwell kam mit seiner Freundin Spike und brachte ein paar signierte Exemplare seines neuesten Haiku-Buchs mit. Wie er erklärte, war mit der Dichtkunst nicht viel Geld zu verdienen, jedenfalls nicht genug, um den Malerkittel an den Haken zu hängen, aber es brachte ihm Befriedigung. Und im Übrigen lieferte ihm sein Broterwerb die Inspiration für seine Gedichte: Das neueste Buch trug den Titel *Leitern und Pinsel*.

Luanne Farner, Skeets wieder entdeckte Großmutter, die er vor ein paar Jahren während einer seiner Reisen mit Fig besucht hatte, kam den weiten Weg von Cascade, Colorado, und brachte selbstgebackenes Bananen-Nuss-Brot mit. Sie war eine reizende alte Dame, aber das Beste an ihr war, dass sie nichts, aber auch gar nichts hatte, was auch nur im Entferntesten an ihren Sohn, Holden Caulfield senior, geborener Sam Farner, erinnerte.

Roy Closterman und Brian kamen mit ihrer schwarzen Labradorhündin Charlotte, und sie war nicht die einzige Besucherin auf vier Pfoten. Valet war ein vollendeter Gastgeber, der sogar seine geliebten Johannisbrotkekse mit seinen Gästen teilte.

Chase und Zina Glyson kamen aus Santa Fe, und sie brachten einen Zopf aus roten Chilischoten und andere typische Köstlichkeiten aus dem Südwesten mit. Der Ruf von Chases Eltern war vollständig wiederhergestellt und inzwischen glaubte keine der Personen, die als Kinder die Häschenschule besucht hatten, mehr an die falschen Erinnerungen eines Missbrauchs durch ihre Erzieher.

Nach Mitternacht, als alle Gäste gegangen waren, machte es sich die dreiköpfige, achtfüßige Familie Rhodes in dem großen Doppelbett gemütlich. In Anbetracht seines fortgeschrittenen Alters waren Valet jetzt gewisse Privilegien eingeräumt worden, und das Bett war eines davon.

Martie lag auf dem Rücken, Valet quer über ihren Füßen, und sie spürte das Pochen seines großen Herzens. Dusty lag dicht neben ihr auf der Seite, und sie spürte auch seinen langsamen, regelmäßigen Herzschlag.

Er küsste sie auf die Schulter, und sie sagte in die warme, samtene Dunkelheit hinein: »Wenn es nur immer so bleiben würde.«

»Das wird es«, sagte Dusty.

»Abgesehen davon, dass ich eine liebe Freundin und einen wunderbaren Vater verloren habe, habe ich alles, was ich mir je erträumt habe. Aber weißt du was?«

»Was?«

»Ich liebe mein Leben nicht etwa, weil es ein Traum ist, sondern weil es so wirklich ist. Unsere Freunde … das, was wir tun, wo wir sind … das alles ist so *wirklich*. Ergibt das, was ich sage, überhaupt einen Sinn für dich?«

»Jede Menge«, sagte er.

In dieser Nacht träumte Martie von Strahlebob. Er trug seine schwarze Schutzjacke mit den phosphoreszierenden Streifen, aber er kämpfte sich nicht durch ein Flammenmeer. Sie wanderten unter einem blauen Sommerhimmel zusammen über eine Bergwiese. Er sagte ihr, dass er stolz auf sie sei, und sie

bat ihn um Verzeihung, weil sie nicht so viel Mut bewiesen hatte wie er. Er versicherte ihr, dass sie in den Dingen, die wirklich wichtig waren, ihren Mut längst unter Beweis gestellt habe und dass ihm nichts größere Freude bereiten könne als das Wissen, dass ihre starken Hände den unschuldigsten Geschöpfen dieser Welt Trost und Heilung spenden würden.

Als sie mitten in der Nacht aus diesem Traum erwachte, war die Gegenwart, die sie in der Dunkelheit spürte, ebenso real wie der leise vor sich hin schnarchende Valet, ebenso real wie Dusty an ihrer Seite.